D. H. Lawrence

Söhne und Liebhaber

ro ro ro

Zu diesem Buch

Das psychologische Meisterwerk des kühnen englischen Erzählers spielt im Milieu der Bergarbeiter und ist einem Urthema der Menschheit gewidmet: der Liebe zwischen Mutter und Sohn. Schwankend zwischen einer nahezu erotischen Verbundenheit mit seiner Mutter und einem hassenden Verlangen, sich ihrem starken Einfluß zu entziehen, versucht er vergeblich, Glück bei anderen Frauen zu finden. Erst der Tod der Mutter macht den Sohn frei für sein eigenes Leben. Die Verfilmung mit Trevor Howard wurde zu einem internationalen Erfolg.

David Herbert Lawrence wurde am 11. September 1885 als Sohn eines Bergarbeiters und einer Lehrerin in Eastwood (Nottinghamshire) geboren. Zunächst Lehrer, mußte er diesen Beruf wegen eines Lungenleidens aufgeben, dem er 1930 erliegen sollte. Von 1912 an lebte er als freier Schriftsteller. In diesem Jahr lernte er Frieda Weekley, geborene Freiin von Richthofen, eine Deutsche, kennen. Sie bereisten Deutschland und Italien und heirateten 1914 in England. Nach dem Krieg unternahmen sie Reisen in Australien, Neuseeland, Tahiti, Ceylon und Mexiko. 1926 kehrte das Ehepaar nach Italien zurück, und hier schloß Lawrence Freundschaft mit Aldous Huxley. In den letzten Jahren lebte er im ständigen Bewußtsein seines nahen Todes. Der zeitlebens Ruhelose starb am 2. März 1930 in Bandol, Südfrankreich. Das erste Werk, das Lawrence als Schriftsteller Rang verlieh, war «Söhne und Liebhaber» (1913), der vorliegende Roman mit autobiographischen Zügen. Weitere wichtige Zeugnisse seines leidenschaftlichen Kampfes für eine neue, von der Zivilisation unversehrte, Körper und Geist verbindende Sinnlichkeit, für eine neue Beziehung zwischen Mann und Frau sind die Romane «Der weiße Pfau» (1911), «Auf verbotenen Wegen» (1912; rororo Nr. 1996), «Der Regenbogen» (1915; rororo Nr. 5304), «Der Hengst St. Mawr» (1925), «Die gefiederte Schlange» (1926), «Das verlorene Mädchen» (1920) und «Liebende Frauen» (1920; rororo Nr. 929). Lawrences Bemühung, seinem zentralen Thema immer intensivere, immer entschiedenere Gestalt zu geben, gipfelte in dem 1928 beendeten, schon legendären, wegen seiner Kühnheit und Freiheit im Erotischen umstrittenen, lange nur in puritanisch verstümmelten Ausgaben zugänglichen Werk «Lady Chatterley». Die als rororo-Taschenbuch (Nr. 1638) ungekürzt vorliegende Übersetzung entspricht der von Lawrence als allein gültig erachteten Fassung. Im Rowohlt Verlag erschienen als Sonderausgabe «Gesammelte Erzählungen» und seine Reisebilder «Mexikanischer Morgen und Italienische Dämmerung» (1963).

In der Reihe «rowohlts monographien» erschien als Band 51 eine Darstellung D. H. Lawrences mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten von Richard Aldington, die eine ausführliche Bibliographie enthält.

D. H. Lawrence

Söhne und Liebhaber

Roman

Rowohlt

Titel der Originalausgabe «Sons and Lovers»
Aus dem Englischen übertragen von Georg Goyert
Umschlagentwurf Werner Rebhuhn
(Foto aus dem gleichnamigen Film der Twentieth Century-Fox / Sammlung Jürgen Menningen)

97.–99. Tausend Juli 1984

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH
Reinbek bei Hamburg, Oktober 1960
First published 1913, London
Copyright © by The Estate of the late Mrs. Frieda Lawrence
Für die deutsche Ausgabe Copyright © 1960 by
Rowohlt Taschenbuch GmbH, Reinbek bei Hamburg
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
1280-ISBN 3499142120

Erster Teil

1

Die junge Ehe der Morels

Die ‹Bottoms› lösten die ‹Hell Row› ab; diese bestand aus einer Gruppe strohgedeckter, niedriger Hütten am Bachufer an der Greenhill Lane. Hier wohnten die Bergleute, die in den kleinen, zwei Felder weit entfernten Gruben arbeiteten. Der Bach eilte unter den Erlen dahin; er war kaum durch diese kleinen Gruben verunreinigt, deren Kohle Esel zutage förderten, die müde, aber unverdrossen einen Göpel im Kreise zogen. Die ganze Landschaft war mit solchen Gruben übersät, von denen einige schon zur Zeit Karls II. in Betrieb genommen waren; und die wenigen Bergleute und Esel, die sich wie Ameisen in die Erde wühlten, warfen seltsame Erdhügel auf, so daß zwischen den Kornfeldern und Wiesen kleine, schwarze Flecken entstanden. Die Hütten dieser Bergleute, die hier und da in größeren Gruppen oder zu zweien standen, bildeten mit den paar Gehöften und den über das Kirchspiel verstreuten Häusern der Strumpfwirker das Dorf Bestwood.

Vor etwa sechzig Jahren wurde plötzlich alles anders. Die kleinen Gruben mußten den großen Bergwerken der Geldleute weichen. Man hatte die Kohlen- und Eisenfelder in Nottinghamshire und Derbyshire entdeckt. Carston, Waite & Co. erschienen. Unter gewaltiger Aufregung eröffnete Lord Palmerston feierlich das erste Bergwerk in Spinney Park, am Rande des Sherwood Forest.

Um diese Zeit wurde die bekannte ‹Hell Row›, die mit zunehmendem Alter immer übler beleumundet war, niedergebrannt und viel Schmutz weggeräumt.

Carston, Waite & Co. stellten fest, daß sie richtig spekuliert hatten; bald wurden in den Bachtälern, von Selby und Nuttal abwärts, neue Schächte abgeteuft, und nach kurzer Zeit waren sechs Gruben in Betrieb. Bei Nuttal, hoch oben auf dem Sandstein zwischen den Wäldern, begann die Eisenbahn; sie fuhr an der verfallenen Kartäuserpriorei und dem Robin Hood's Well vorbei nach Spinney Park, dann weiter nach Minton, einem großen Bergwerk, das zwischen Kornfeldern lag; von Minton ging sie durch die Felder im Tal nach Bunker's Hill, wo sie abzweigte und nördlich nach Beggarlee und Selby weiterführte, von wo aus man nach Crich und den Derbyshire-Hügeln hinübersieht.

Wie durch einen feinkettigen Reifen verband die Eisenbahn die sechs Bergwerke, die wie schwarze Kuppen aus der Landschaft ragten.

Als Unterkunft für die vielen Bergleute bauten Carston, Waite & Co. auf dem Bestwooder Hügelhang große viereckige Häuserblöcke, die sogenannten Squares, und unten im Bachtal, wo die ‹Hell Row› gestanden hatte, die ‹Bottoms›.

Sechs Häuserblöcke mit je zwölf Häusern bildeten diese ‹Bottoms›; sie standen in zwei Reihen mit je drei Blöcken und erinnerten in ihrer Anordnung an die Punkte auf einem Sechser-Dominostein. Diese doppelte Häuserreihe lag am Fuße des ziemlich schroffen Bestwooder Abhangs; von den Häusern oder wenigstens von ihren Dachfenstern aus hatte man einen Blick auf das langsam nach Selby ansteigende Tal.

Die Häuser waren gut gebaut und ganz ansehnlich. Ein Weg führte um sie herum; in den schattigen Vorgärten des untersten Blocks blühten Aurikeln und Steinbrech, während in den sonnigen des oberen Blocks Studentenblumen und Lichtnelken leuchteten. Die Fenster der Vorderseite, die kleine Vorbauten schmückten, waren sauber; hier standen niedrige Ligusterhecken, und die Dachräume hatten nette Fenster. Aber so war nur die Vorderseite; so war nur der Blick auf die unbewohnten guten Stuben aller Bergmannsfrauen. Der eigentliche Wohnraum, die Küche, lag an der Hinterseite des Hauses; von ihr aus sah man auf den großen, von den Häusern der einzelnen Blocks gebildeten Hofraum, auf verwahrloste Hintergärten und die Aschengruben. Zwischen den Häuserreihen, den langen Reihen der Aschengruben hindurch ging der Weg, auf dem die Kinder spielten, die Frauen schwatzten und die Männer rauchten. So waren denn die wirklichen Lebensbedingungen in den Bottoms, die so gut gebaut waren und so nett aussahen, ganz unzulänglich, weil die Menschen in der Küche lebten und die Küchen auf diesen widerlichen Weg mit den Aschengruben hinausgingen.

Frau Morel hatte bisher in Bestwood gewohnt. Sie war über den Umzug in die ‹Bottoms›, die nun schon zwölf Jahre standen und auf dem Abstieg waren, nicht besonders erfreut. Aber es war doch wohl das Beste, was sie tun konnte. Sie bekam außerdem ein Eckhaus in einem der oberen Blocks und hatte auf diese Weise nur *einen* Nachbarn und dazu noch einen besonderen Streifen Garten. Weil sie ein Eckhaus bewohnte, genoß sie bei den Frauen, die in den Zwischenhäusern wohnten, ein gewisses Ansehen, denn ihre wöchentliche Miete betrug fünf und einen halben Schilling anstatt fünf Schilling. Aber dieser ‹Standesunterschied› war für Frau Morel ein geringer Trost.

Sie war einunddreißig Jahre alt und seit acht Jahren verheiratet. Sie war klein und zart; ihre Haltung aber verriet Entschlossenheit; vor der ersten Berührung mit den Frauen der ‹Bottoms› hatte sie ein wenig Angst. Im Juli zog sie ein, im September erwartete sie ihr drittes Kind.

Ihr Mann war Bergmann. Seit drei Wochen war sie in ihrer neuen Wohnung, als die Kirmes oder der Jahrmarkt begann. Sie wußte, daß Morel an diesem Tage bestimmt nicht zur Arbeit ging. Am Montag, dem Kirmestag, verließ er frühmorgens das Haus. Die beiden Kinder waren in großer Aufregung. Gleich nach dem Frühstück lief der siebenjährige William auf den Kirmesplatz, ohne die fünfjährige Annie mitzunehmen, die den ganzen Morgen flennte, weil sie auch auf die Kirmes wollte. Frau Morel tat ihre Arbeit. Sie kannte ihre Nachbarn kaum und wußte nicht, wem sie das kleine Mädchen hätte anvertrauen können. Deshalb versprach sie, nach dem Essen mit ihr auf die Kirmes zu gehen.

Um halb eins kam William nach Hause. Er war ein sehr lebendiger, hellhaariger, sommersprossiger Junge, der an einen Norweger oder Dänen erinnerte.

«Ist das Essen fertig, Mutter?» rief er, als er mit der Mütze auf dem Kopf in die Küche stürmte. «Um halb zwei gehts los, der Mann hats gesagt.»

«Wenns fertig ist, bekommst du dein Essen», erwiderte die Mutter.

«Ist's denn noch nicht fertig?» rief er, und seine blauen Augen starrten sie empört an. «Dann geh' ich einfach so.»

«Das läßt du schön bleiben. In fünf Minuten ist alles soweit. Es ist ja erst halb eins.»

«Aber es fängt doch gleich an», brüllte der Junge fast. «Und wenn schon, sterben tust du nicht daran», sagte die Mutter. «Es ist doch erst halb eins, hast also noch eine ganze Stunde.»

Schnell deckte der Junge den Tisch, und sofort setzten sich die drei hin. Es gab Mehlklöße mit Marmelade. Plötzlich fuhr der Junge von seinem Stuhl auf, stand regungslos da. In der Ferne hörte man das erste schwache Geschmetter eines Karussells und das Tuten eines Horns. Mit bebendem Gesicht sah er seine Mutter an.

«Hab ich's nicht gesagt!» rief er und lief an die Anrichte, auf der seine Mütze lag.

«Nimm den Kloß in die Hand — es ist ja erst fünf nach eins, du hast also nicht richtig gehört — und hier deine zwei Pence», rief die Mutter in einem Atem.

Bitter enttäuscht kam der Junge zurück, nahm die zwei Pence; dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, fort.

«Ich will auch hin, ich will auch hin», sagte Annie und fing an zu weinen.

«Ja, ja, du kommst ja auch hin, kleiner Schreihals», sagte die Mutter. Und später am Nachmittag zog sie mit dem Kinde an der hohen Hecke entlang den Hügel hinauf. Von den Wiesen wurde das Heu eingefahren, das Vieh wurde auf die gemähten Wiesen getrieben. Es war warm und friedlich.

Frau Morel liebte die Kirmes nicht. Zwei Karussells waren auf dem Platze, ein Dampfkarussell und eins, das von einem Pony gezogen wurde. Drei Orgeln ertönten, Pistolenschüsse krachten, laut schnarrte die Knarre des Kokosnußmannes; der Mann mit den Puppen, nach denen man mit dem Ball wirft, schrie, die Guckkastendame kreischte. Die Mutter traf ihren Jungen vor der Bude des Löwen Wallace; wie gebannt starrte er die Bilder dieses berühmten Löwen an, der einen Neger getötet und zwei Weiße zu Krüppeln gemacht hatte. Sie ließ ihn stehen und ging mit Annie weiter, der sie eine Zuckerstange kaufen wollte. Plötzlich stand der Junge ganz aufgeregt vor ihr.

«Hast ja nichts davon gesagt, daß du auch kämst – hier ist was los – der Löwe hat drei Menschen umgebracht – meine zwei Pence habe ich schon ausgegeben – guck mal hier!» Er zog zwei Eierbecher mit rosa Moosrosen darauf aus der Tasche. «Die hab ich aus der Bude, wo man Murmeln in so Löcher rollen muß. Zweimal hab ich gerollt – kostet jedesmal einen halben Penny, sind Moosrosen drauf, guck doch mal! Die wollte ich grade haben.»

Sie wußte, daß er sie für sie wollte. «Hm», sagte sie erfreut. «Die sind aber schön!»

«Trag du sie doch, sie könnten sonst noch kaputt gehen.» Er konnte sie vor Aufregung nicht lassen, jetzt als sie da war; er führte sie über die Kirmes, zeigte ihr alles. Vor dem Guckkasten erklärte sie ihm die Bilder, zu denen sie eine Geschichte erfand, und wie verzaubert hörte er zu. Die ganze Zeit über wich er nicht von ihrer Seite, plusterte sich ordentlich auf in seinem Jungenstolz auf sie. Denn keine andere Frau sah so damenhaft aus wie sie in ihrem kleinen, schwarzen Hut und dem Mantel. Sie lächelte, wenn sie Frauen begegnete, die sie kannte. Als sie müde war, sagte sie zu ihrem Sohn: «Kommst du jetzt mit, oder willst du noch bleiben?»

«Gehst du denn schon?» rief er mit vorwurfsvollem Gesicht.

«Schon? Es ist vier vorbei.»

«Warum willst du denn schon fort?» jammerte er.

«Du kannst ja noch bleiben, wenn du willst», sagte sie. Langsam ging sie mit ihrem Töchterchen fort, während ihr Junge ihr nachsah; es zerriß ihm das Herz, daß er sie gehen ließ, und doch konnte er die Kirmes nicht verlassen. Als sie über den freien Platz vor ‹Moon and Stars› ging, hörte sie lärmende Männerstimmen, roch das Bier; sie ging ein wenig schneller, denn sie dachte, ihr Mann säße wahrscheinlich auch in der Kneipe.

Gegen halb sieben kam ihr Junge müde, ziemlich blaß und etwas bedrückt nach Hause. Er kam sich erbärmlich vor, wenn er das auch nicht wußte, weil er sie allein hatte nach Hause gehen lassen. Seit sie fort war, hatte ihm die Kirmes keine Freude mehr gemacht.

«War Papa schon hier?» fragte er.

«Nein», antwortete die Mutter.

«Er hilft im ‹Moon and Stars›. Ich hab ihn durch das schwarze Blech am Fenster mit den Löchern drin gesehen; er hatte die Ärmel hochgekrempelt.»

«So!» sagte die Mutter kurz. «Er hat kein Geld. Da ist er schon zufrieden, wenn er sein Bier bekommt, aufs Geld kommt's ihm dann nicht an.»

Als es dämmerte und Frau Morel beim Nähen nicht mehr sehen konnte, stand sie auf und ging an die Tür. Überall war Lärm erregter Menschen, überall die Ruhelosigkeit des Festtages, die schließlich auch sie ergriff. Sie ging in den Seitengarten. Frauen kamen von der Kirmes nach Hause, die Kinder drückten ein weißes Schaf mit grünen Beinen oder ein hölzernes Pferd fest an die Brust. Dann und wann schwankte ein schwerbetrunkener Mann vorbei. Dann wieder kam ein guter Familienvater friedlich mit den Seinen daher. Aber meist waren die Frauen und Kinder allein. Die Mütter, die zu Hause geblieben waren, standen in der Dämmerung schwatzend an den Ecken der Straße, die Arme hatten sie unter ihrer weißen Schürze verschränkt.

Frau Morel war allein, aber hieran war sie gewöhnt. Ihr Junge und ihr Töchterchen schliefen oben, sie hatte das Gefühl, daß ihr Heim fest und sicher hinter ihr lag. Aber ihre Schwangerschaft machte sie elend. Die Welt kam ihr so öde vor, nichts würde sich mehr für sie ereignen – wenigstens so lange nicht, als William noch klein war. Für sie gab es nur dieses öde Dulden – bis die Kinder erwachsen waren. Und die Kinder! Sie konnte sich dieses dritte gar nicht leisten. Sie wollte es auch nicht. Der Vater schenkte in einer Kneipe Bier aus und soff sich dabei voll. Sie verachtete ihn und war doch an ihn gefesselt. Dieses kommende Kind war zuviel für sie. Wären William und Annie nicht gewesen, schon längst hätte sie diesen Kampf gegen Armut, Häßlichkeit und Gemeinheit aufgegeben.

Sie ging in den Vorgarten, war zu bedrückt, um auszugehen, konnte aber auch nicht im Hause bleiben. Die Hitze erstickte sie. Und wenn sie an die Zukunft dachte, hatte sie ein Gefühl, als wäre sie lebendig begraben.

Der Vorgarten war ein kleines Viereck, eine Ligusterhecke umgab ihn. Hier blieb sie stehen, versuchte, sich durch den Duft der Blumen und den schönen, versinkenden Abend zu beruhigen. Der kleinen Gartentür gegenüber lag der Zauntritt, über den man neben der hohen Hecke durch das brennende Glühen der gemähten Wiesen den Hügel hinaufging. Über ihr bebte und pulste der Himmel vor Licht. Schnell schwand das Glühen von den Wiesen; Erde und Hecken rauchten Dämmerung. Als es dunkel wurde, erschien oben auf dem Hügel ein rötliches Leuchten, und aus dem Leuchten tönte der abflauende Kirmeslärm. Manchmal wankten Männer durch den dunklen Graben,

den der Pfad neben der Hecke bildete. Ein junger Mann geriet am letzten steilen Stück des Hügels ins Laufen und sauste krachend gegen den Zauntritt. Frau Morel fuhr zusammen. Er raffte sich wieder auf, stieß fast leidenschaftlich wilde Flüche aus, als dächte er, der Zauntritt hätte ihm absichtlich weh getan.

Sie trat ins Haus und fragte sich, ob das alles immer so bleiben sollte. Aber sie erkannte langsam, daß das nicht der Fall sein würde. Ihre Mädchenzeit schien ihr in weiter Ferne versunken, und sie fragte sich, ob die, die jetzt bedrückt durch den Hintergarten der ‹Bottoms› ging, dieselbe wäre wie die, die vor zehn Jahren so flink über den Wellenbrecher in Sheerneß lief.

«Was geht mich das an?» sagte sie zu sich selbst. «Was geht mich das alles an? Selbst das Kind, das ich bekommen werde! ich habe nicht das Gefühl, daß mich das was angeht.» Manchmal packt einen das Leben, reißt den Leib mit, gestaltet unser Dasein und ist doch nicht wirklich, sondern gibt uns das Gefühl, das alles ginge uns im Grunde gar nichts an.

«Ich warte», sagte Frau Morel zu sich selbst. «Ich warte, aber das, worauf ich warte, kommt nie.»

Dann räumte sie die Küche auf, steckte die Lampe an, schürte das Feuer, suchte die Wäsche für den nächsten Tag zusammen und weichte sie ein. Dann setzte sie sich an ihre Näharbeit. Lange Stunden flitzte ihre Nadel regelmäßig durch den Stoff. Manchmal seufzte sie, bewegte sich, um sich so etwas Erleichterung zu schaffen. Und die ganze Zeit überlegte sie, wie sie das, was sie hatte, am besten zum Vorteil der Kinder verwendete. Um halb zwölf kam ihr Mann nach Hause. Seine Backen waren sehr rot und leuchteten über dem schwarzen Schnurrbart. Sein Kopf nickte leicht. Er war sehr zufrieden.

«Haste auf mich gewartet, Schatz? Hab dem Anton geholfen, und was meinste wohl, was der mir gegeben hat? 'ne lumpige Halfcrown, keinen Penny mehr.»

«Er denkt sicher, daß du das Fehlende in Bier bekommen hast», sagte sie kurz.

«Das hab ich nicht, das hab ich nicht. Kannste glauben, hab heut nur ein bißchen gekriegt, wenn ich überhaupt was gekriegt habe.» Seine Stimme wurde zärtlich. «Hier, hab dir auch ein paar Pfefferkuchen mitgebracht und eine Kokosnuß für die Kinder.» Er legte die Pfefferkuchen und die haarige Kokosnuß auf den Tisch. «Na, hast auch wohl noch nie im Leben für was danke gesagt, was?»

Sie gab nach, nahm die Kokosnuß in die Hand und schüttelte sie, um zu sehen, ob sie auch Milch enthielt. «Is 'ne gute, kannste dein Leben drauf wetten. Hab sie von Bill Hodgkisson gekriegt. Bill, hab ich gesagt, drei Nüsse brauchste doch nich, was? Gib mir doch eine ab für meinen kleinen Jungen und das Mädel. Aber sicher, Walter, Junge

hat er gesagt, nehm dir man, welche du willst. Na, und da hab ich eine genommen, und danke schön hab ich gesagt. Ich wollte sie nicht vor seinen Augen schütteln; er hat gesagt, probier mal, ob sie auch gut ist, Walter. Und siehste, da wußte ich's. Is'n netter Kerl, der Bill Hodgkisson, 'n netter Kerl.»

«Wenn ein Mann betrunken ist, gibt er alles ab, und du bist genau so betrunken wie er», sagte Frau Morel.

«Was, du kleines Aas, wer is betrunken, das möchte ich doch mal wissen», sagte Morel. Er war außerordentlich zufrieden, weil er heute im ‹Moon and Stars› beim Bedienen geholfen hatte. Er schwatzte weiter.

Frau Morel war sehr müde und hatte sein Geschwätz satt; sie ging schnell zu Bett, während er das Feuer mit Asche zudeckte. Frau Morel stammte aus einer guten alten Bürgerfamilie, strammen Unabhängigen, die mit Colonel Hutchinson gekämpft hatten und strenge Kongregationalisten geblieben waren. Als so viele Spitzenmacher in Nottingham bankrott machten, hatte ihr Großvater in seinem Spitzengeschäft auch alles Geld verloren. Ihr Vater, George Coppard, war Mechaniker, es war ein großer, hübscher, hochmütiger Mann, war stolz auf seine helle Haut und seine blauen Augen, aber noch stolzer auf seine Unbescholtenheit. Körperlich glich Gertrude ihrer zarten Mutter, den stolzen, unnachgiebigen Charakter aber hatte sie von den Coppards.

George Coppard litt sehr unter seiner Armut. Er wurde Werkmeister auf der Werft in Sheerneß. Gertrude, die jetzige Frau Morel, war seine zweite Tochter. Sie mochte die Mutter gern, liebte sie über alles. Aber sie hatte die hellen, herausfordernden, blauen Augen und die breite Stirn der Coppards. Sie erinnerte sich, wie sehr sie ihres Vaters anmaßendes Benehmen der sanften, lustigen, gutmütigen Mutter gegenüber haßte. Sie erinnerte sich, wie sie von allen Männern verzogen und umschmeichelt wurde, wenn sie auf die Werft kam, denn sie war ein zartes, recht verwegenes Kind. Sie erinnerte sich der alten, verschrobenen Lehrerin, deren Helferin sie gewesen war, der sie so gerne in ihrer Privatschule geholfen hatte. Immer noch besaß sie die Bibel, die John Field ihr geschenkt hatte. Als sie vierzehn Jahre alt war, war sie nach dem Gottesdienst immer mit John Field nach Hause gegangen. Er war der Sohn eines wohlhabenden Krämers, hatte in London das Gymnasium besucht und sollte Kaufmann werden. Ganz deutlich erinnerte sie sich eines Sonntagnachmittags im September, an dem sie in der Weinlaube an der Hinterseite ihres väterlichen Hauses gesessen hatten. Die Sonne fiel durch die Spalten zwischen den Weinblättern und formte auf ihm und ihr schöne Figuren, die an die an einem Spitzenschal erinnerten. Einige Blätter waren hellgelb, sahen aus wie gelbe, flache Blumen.

«Rühr dich nicht!» hatte er gesagt. «Dein Haar ist jetzt, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll. Es leuchtet wie Kupfer und Gold, ist so rot wie geglühtes Kupfer, und wo die Sonne es trifft, hat es goldene Fäden. Und dabei sagt man, es wäre braun. Deine Mutter sagt, es wäre mausfarben.»

Sie war dem leuchtenden Blick seiner Augen begegnet, aber ihr klares Gesicht verriet kaum das leichte Jubeln, das in ihr klang.

«Du sagst doch immer, du hättest keine Lust zum Kaufmann», fuhr sie fort.

«Habe ich auch nicht; ein gräßlicher Beruf», sagte er erregt.

«Möchtest du nicht Pfarrer werden?» flehte sie halb.

«Gern. Sehr gern, wenn ich nur wüßte, daß ich ein berühmter Prediger würde.»

«Warum tust du es denn nicht — warum nur nicht?» Ihre Stimme klang herausfordernd. «Wäre ich ein Mann, nichts würde mich abhalten.»

Stolz hob sie den Kopf. Er hatte fast Angst vor ihr.

«Vater läßt nicht mit sich reden; er will mich nun mal ins Geschäft stecken, und dann tut er's auch.»

«Wenn du nur ein Mann wärest!» hatte sie gerufen.

«Mann sein ist nicht alles», hatte er erwidert und dabei in irrer Hilflosigkeit die Stirn gerunzelt.

Während sie jetzt in den ‹Bottoms› ihrer Arbeit nachging und einigermaßen wußte, was Mann sein heißt, erkannte sie, daß Mann sein wirklich nicht alles bedeutet.

Als sie zwanzig Jahre alt war, hatte sie aus Gesundheitsrücksichten Sheerneß verlassen. Ihr Vater war in seine Heimat nach Nottingham gezogen. John Fields Vater hatte alles verloren; der Sohn war in Norwood Lehrer geworden. Erst zwei Jahre später hörte sie von ihm, als sie sich eingehend nach ihm erkundigte. Er hatte seine Wirtin, eine vermögende Witwe, geheiratet.

Und immer noch verwahrte Frau Morel John Fields Bibel. Sie hielt ihn jetzt nicht mehr für ... Sie erkannte jetzt ziemlich genau, was oder was er nicht hätte werden können. Sie verwahrte seine Bibel, und um ihrer selbst willen hielt sie sein Andenken in ihrem Herzen hoch. Fünfunddreißig Jahre lang, bis an ihr Lebensende, sprach sie nicht von ihm.

Als sie dreiundzwanzig Jahre alt war, traf sie bei einer Weihnachtsfeier einen jungen Mann aus dem Erewash Valley. Morel war damals siebenundzwanzig Jahre alt. Er war gut gewachsen, hielt sich gut und war ein flotter Kerl. Er hatte lockiges, schwarzes, glänzendes Haar und einen kräftigen, schwarzen Bart, der nie rasiert worden war. Seine Backen waren rötlich, und sein roter, feuchter Mund war deshalb so besonders auffallend, weil er so oft und so herzlich lachte. Sein Lachen war was so selten ist, voll und klingend. Wie verzaubert hatte Gertrud

Coppard ihn beobachtet. Er wirkte so farbig und lebendig, seine Sprache war oft so ungemacht komisch, grotesk, jedem gegenüber traf er gleich den richtigen Ton, war zu jedem freundlich. Ihr Vater war sehr witzig, aber sein Spott tat weh. Der Witz dieses Mannes war ganz anders: er war weich, nicht aus dem Verstande geboren, war warm, wurzelte in einer Art Freude.

Sie war ganz anders. Ihr Geist war seltsam rezeptiv, mit viel Freude und Vergnügen hörte sie gern andern Leuten zu. Sie verstand es ausgezeichnet, andere zum Reden zu bringen. Sie liebte Gedankenaustausch und galt für klug. Am liebsten sprach sie mit einem gebildeten Mann über Religion, Philosophie oder Politik. Dieses Vergnügen hatte sie leider nicht oft. Deshalb veranlaßte sie die Leute immer, ihr etwas über sich selbst zu erzählen, und daran hatte sie ihre große Freude.

Von Gestalt war sie ziemlich klein und zart; sie hatte eine breite Stirn, viele braune seidige Locken bedeckten den Kopf. Ihre blauen Augen waren ehrlich, forschend, gradeaus. Sie hatte die schönen Hände der Coppards. Ihre Kleidung war immer unauffällig. Sie trug dunkelblaue Seide und dazu eine besondere Silberkette aus silbernen Muscheln. Diese Kette und eine schwere Brosche aus geflochtenem Gold waren ihr einziger Schmuck. Sie war noch gänzlich unberührt, war sehr religiös und herrlich aufrichtig.

Walter Morel hatte ihr gegenüber ein Gefühl, als verginge er. Sie war für den Bergmann jenes geheimnisvolle, zauberhafte Etwas, eine Dame. Wenn sie mit ihm sprach, geschah es mit der Aussprache des Südens, und ihr Englisch war so rein, daß er jedesmal erbebte, wenn er es hörte. Sie beobachtete ihn. Er tanzte gut, als wäre Tanzen ihm eine natürliche Freude. Sein Großvater war ein französischer Refugié, der eine englische Kellnerin geheiratet hatte — wenn es überhaupt eine Ehe war. Gertrude Coppard beobachtete den jungen Bergmann beim Tanzen; leichtes zauberhaftes Jubeln klang aus seinen Bewegungen, und sein rötliches Gesicht, in das das schwarze Haar hing, schien ihr die Blüte seines Leibes; vor welcher Tänzerin er sich auch verbeugte, immer lächelte er. Sie fand ihn herrlich, denn noch nie war ihr ein solcher Mann begegnet. Für sie war der Vater der Typ aller Männer. Georg Coppard war ein hübscher, fast strenger Mann mit stolzer Haltung, der am liebsten theologische Abhandlungen las und nur einen Menschen hochschätzte, den Apostel Paulus; sein Regiment im Hause war hart, seine Vertraulichkeit voller Spott; sinnliche Freude war ihm unbekannt — ja, er war so ganz anders, als der Bergmann. Gertrude selbst verachtete das Tanzen; sie spürte nicht die geringste Neigung zu dieser Kunst und hatte nicht einmal einen Roger de Coverley gelernt. Wie ihr Vater war sie Puritaner, anmaßend und unnachgiebig. Deshalb erschien ihr die dämmerige, goldene Weichheit der sinnlichen Lebensflamme dieses Mannes, die aus seinem Fleische strömte wie

die Flamme aus einer Kerze und sich nicht wie ihr Leben in der nutzlosen Weißglut von Geist und Gedanken verzehrte, etwas so Wundervolles, ihr so ganz Fremdes.

Er kam und verbeugte sich vor ihr. Da durchstrahlte sie eine Wärme, als hätte sie Wein getrunken. «Na, dann tanz' mal mit mir», sagte er zärtlich. «Ist ganz leicht. Möchte dich zu gerne mal tanzen sehn.»

Sie hatte ihm schon gesagt, daß sie nicht tanzen könnte. Sie freute sich, daß er trotzdem zu ihr kam, und lächelte. Ihr Lächeln war sehr schön. Es ergriff den Mann so sehr, daß er alles vergaß.

«Nein, ich möchte nicht tanzen», sagte sie ganz weich.

Ihre Worte klangen rein, klingend.

Ohne zu wissen, was er tat – gefühlsmäßig tat er oft das Richtige –, setzte er sich neben sie, neigte sich ihr voller Achtung zu.

«Aber versäumen Sie doch nicht Ihren Tanz», tadelte sie ihn.

«Ne, den tanze ich nicht – aus dem mach ich mir nicht viel.»

«Und mich forderten Sie dazu auf.»

Da mußte er laut lachen. «Das hatt' ich ganz vergessen. Du kommst mir ja schnell auf die Schliche.»

Jetzt lachte sie munter. «Sie sehen nicht so aus, als wenn das so leicht wäre», sagte sie.

«Da haste vielleicht recht, solche Schliche, das ist so meine Art», lachte er ziemlich laut.

«Und Sie sind Bergmann?» fragte sie überrascht.

«Ja, als ich zehn war, fuhr ich schon ein.»

Verwundert, bestürzt sah sie ihn an. «Als Sie zehn Jahre alt waren! Das war doch sicher nicht so einfach?» fragte sie.

«Da gewöhnt man sich schnell dran. Wie die Mäuse lebt man, und wenn's dunkel ist, dann flitzt man eben mal raus, zu sehen, was los ist.»

«Ich käme mir blind vor», sagte sie und runzelte die Stirn.

«Wie so'n Maulwurf», lachte er. «Ja, und es gibt schon welche, die laufen herum wie die Maulwürfe.» Er streckte das Gesicht vor wie ein blinder, schnüffelnder Maulwurf, der mit Hilfe seiner Nase und mit blinzelnden Augen seinen Weg sucht. «So machen die», beteuerte er naiv. «So was haste noch nich gesehn, wie die das machen. Ich nehm dich mal mit runter, dann kannste sie dir mal begucken.»

Sie sah ihn erschrocken an. Ein bisher nicht gekanntes Leben tat sich plötzlich vor ihr auf. Sie sah das Leben der Bergleute, sah Hunderte von ihnen unter der Erde arbeiten und abends wieder hervorkommen. Er schien ihr auf einmal edel. Täglich setzte er heiter sein Leben aufs Spiel. Sie sah hin zu ihm, als flehe sie ihn an in reiner Demut.

«Willste nich mal?» fragte er zärtlich. «Vielleicht nicht, weilste so dreckig dabei wirst.»

Noch nie hatte sie jemand geduzt, wie er es tat.

Am nächsten Weihnachtsfest feierten sie Hochzeit, und ein Viertel

jahr lang war sie vollkommen glücklich; ein halbes Jahr lang war sie sehr glücklich. Er hatte das Gelübde unterzeichnet und trug das blaue Bändchen der Abstinenzler; er war hierauf sehr stolz. Sie wohnten in seinem eigenen Hause, wie sie glaubte. Es war klein, aber behaglich, die Ausstattung bestand aus derben, guten Stücken, die zu ihrem ehrlichen Wesen paßten. Um ihre Nachbarinnen kümmerte sie sich kaum, und Morels Mutter und Schwestern ließen es an Sticheleien über ihr damenhaftes Wesen nicht fehlen. Aber solange ihr Mann zu ihr hielt, brauchte sie keine andere Gesellschaft.

Wenn sie des Kosens müde war, versuchte sie manchmal, ihm ernst ihr Herz zu öffnen. Voller Rücksicht, aber ohne jedes Verständnis hörte er zu. Das ertötete ihre Bemühungen um tiefere Innigkeit, und blitzartig packte sie oft die Angst. Manchmal überfiel ihn abends eine Unruhe, und sie bemerkte, daß ihm ihre Gegenwart nicht genügte. Sie war froh, als er sich an allerlei kleine Arbeiten machte.

Er war ein sehr geschickter Mensch, alles konnte er selbst machen oder ausbessern.

So sagte sie etwa: «Das Schüreisen deiner Mutter ist so klein und zierlich, es gefällt mir gut.»

«So, Kleine? Na, ich hab's gemacht, da kann ich dir auch eins machen.»

«Sieh mal einer an! Aber es ist doch aus Stahl.»

«Ja, und was ist denn dabei! Sollst ein ähnliches haben, wenn auch nicht ganz genau so.»

Der Schmutz, das Hämmern und Lärmen machten ihr nichts aus. Er war beschäftigt und glücklich.

Als sie eines Tages, es war im siebenten Monat ihrer Ehe, seinen Sonntagsrock ausbürstete, fühlte sie in der Brusttasche Papiere; neugierig zog sie sie hervor und las sie. Er trug den Hochzeitsrock nur selten, und so war sie wegen dieser Papiere niemals neugierig gewesen. Es waren die unbezahlten Rechnungen über ihre Möbel.

«Sieh mal», sagte sie abends, nachdem er sich gewaschen und gegessen hatte. «Ich fand dies in der Tasche deines Hochzeitsrocks. Sind denn die Rechnungen noch nicht bezahlt?»

«Nein. Ich bin noch nicht dazu gekommen.»

«Aber du sagtest mir doch, es wäre alles erledigt. Samstag fahre ich nach Nottingham und bezahle sie. Ich sitze nicht gern auf Stühlen, die mir nicht gehören, und esse nicht gerne von einem Tisch, der noch nicht bezahlt ist.»

Er antwortete nicht.

«Kann ich mal dein Sparbuch haben?»

«Aber sicher, wenn du meinst, daß es dadurch besser wird.»

«Ich dachte . . .», begann sie. Er hatte ihr erzählt, er hätte ein schönes Stück Geld gespart. Aber sie erkannte, daß alles Fragen zwecklos war. Voll Bitterkeit und Empörung saß sie regungslos da.

Am nächsten Tag ging sie zu seiner Mutter: «Hast du nicht die Einrichtung für Walter gekauft?» fragte sie.

«Gewiß», erwiderte mürrisch die ältere Frau.

«Und wieviel hat er dir hierfür gegeben?»

Die alte Frau wurde ärgerlich. «Achtzig Pfund, wenn du es wissen willst», erwiderte sie.

«Achtzig Pfund! Aber zweiundvierzig Pfund sind noch nicht bezahlt.»

«Kann ich doch nichts dran ändern.»

«Aber wo ist denn alles geblieben?»

«Wenn du mal nachsuchst, wirst du schon alle Rechnungen finden; dazu kommen noch zehn Pfund, die er mir schuldet, und sechs Pfund für die Hochzeitsfeier hier.»

«Sechs Pfund!» wiederholte Gertrude Morel. Es kam ihr ungeheuerlich vor, daß auf ihres Vaters Kosten im Hause von Walters Eltern noch sechs Pfund verpraßt worden waren, nachdem ihr Vater doch schon so viel für ihre Hochzeit bezahlt hatte.

«Und wieviel hat er in seinen Häusern?» fragte sie.

«Seine Häuser? Was für Häuser?»

Gertrude Morel erbleichte bis in die Lippen. Er hatte ihr gesagt, das Haus, in dem er wohnte, und das nächste gehörten ihm.

«Ich dachte, das Haus, in dem wir wohnen...», begann sie.

«Diese beiden Häuser gehören mir», sagte die Schwiegermutter. «Und auch nicht ganz. Ich kann grade die Hypothekenzinsen bezahlen.»

Bleich und stumm saß Gertrude da. Sie war jetzt ganz ihr Vater.

«Dann müssen wir dir ja Miete zahlen», sagte sie kalt.

«Walter bezahlt mir Miete», erwiderte die Mutter.

«Und wieviel?» fragte Gertrude.

«Sechseinhalb Schilling wöchentlich», entgegnete die Mutter.

Soviel war das Haus gar nicht wert. Mit erhobenem Kopf und starrem Blick saß Gertrude da.

«Kannst froh sein», sagte die alte Frau bissig, «daß du so'n Mann hast, der dir die ganzen Geldgeschichten abnimmt, daß du nichts damit zu tun hast.»

Die junge Frau schwieg.

Ihrem Mann sagte sie nur sehr wenig, aber ihr Benehmen ihm gegenüber war nun anders geworden. In ihrer stolzen, ehrlichen Seele hatte sich etwas verhärtet.

Als es Oktober wurde, dachte sie nur an Weihnachten. Vor zwei Jahren, zu Weihnachten, war sie ihm zum ersten Mal begegnet. Am vergangenen Weihnachtsfest hatte sie ihn geheiratet. Dieses Weihnachten würde sie ihm ein Kind gebären.

«Tanzen Sie denn nicht?» fragte sie im Oktober ihre nächste Nachbarin, als die Rede davon war, im Brick and Tile Inn in Bestwood einen Tanzkursus zu eröffnen.

Nichts auf dem Sparbuch…

...das ist mitunter schlimm. Und doppelt schlimm, wenn eine Frau von ihrem Mann ein volles Sparbuch erwartet und ein leeres erhält. Man sollte nie zu sehr mit seinen Ersparnissen prahlen, am wenigsten aber mit denen, die man nicht hat.

Pfandbrief und Kommunalobligation

Meistgekaufte deutsche Wertpapiere - hoher Zinsertrag - schon ab 100 DM bei allen Banken und Sparkassen

«Nein — habe nie Lust dazu gehabt», erwiderte Frau Morel.

«Sieh mal einer an! Spaßig, daß Sie da gerade Ihren Mann geheiratet haben! Der ist ein ganz berühmter Tänzer, das wissen Sie doch.»

«Daß er so berühmt ist, wußte ich nicht», lachte Frau Morel.

«Ganz bestimmt. Fünf Jahre lang leitete er doch den Tanzkurs im Saal von Miners' Arms-Klub.»

«So?»

«Gewiß.» Die andere Frau wurde immer mutiger. «Und jeden Dienstag und Donnerstag und Samstag war es brechend voll, und wie man so hört, ging's da hoch her.»

So etwas bedeutete für Frau Morel Kummer und Bitternis, und beides wurde ihr nicht erspart. Die Frauen schenkten ihr nichts; denn sie war was Besseres als sie, wenn sie auch nichts dafür konnte.

Er fing jetzt an, ziemlich spät nach Hause zu kommen.

«Sie arbeiten jetzt doch sehr lange», sagte sie zu ihrer Waschfrau.

«Nicht länger als sonst auch, soviel ich weiß. Aber sie kehren bei Ellen ein und reden, und dann kommt's so. Essen wird eiskalt — na, geschieht ihnen ganz recht.»

«Aber mein Mann trinkt nicht.»

Die Frau ließ das Wäschestück fallen, sah Frau Morel an, arbeitete dann weiter, ohne ein Wort zu sagen.

Gertrude Morel war sehr krank, als der Junge geboren wurde. Morel war gut zu ihr, golden war seine Güte. Aber so Meilen weit von den Ihren entfernt, fühlte sie sich sehr einsam. Auch mit ihm fühlte sie sich jetzt einsam, und seine Gegenwart ließ sie diese Einsamkeit noch stärker empfinden.

Der Knabe war anfangs klein und zart, aber er entwickelte sich schnell. Er war ein schönes Kind, hatte dunkelgoldene Locken und dunkelblaue Augen, die allmählich hellgrau wurden. Seine Mutter liebte ihn leidenschaftlich. Er kam gerade, als die Bitterkeit ihrer Enttäuschung kaum noch zu ertragen, als ihr Glaube an das Leben erschüttert und ihre Seele traurig und einsam war. Für sie gab es nur das Kind, und der Vater wurde eifersüchtig.

Schließlich verachtete Frau Morel ihren Mann. Sie wandte sich ganz dem Kinde zu, wandte sich vom Vater ab. Er hatte angefangen, sie zu vernachlässigen; das Neue seines eigenen Heims war vorbei. ‹Ihm fehlte jede innere Festigkeit›, sagte sie sich bitter. Was er gerade im Augenblick empfand, war ihm alles. Ausharren kannte er nicht. Hinter all seinem Getue steckte nichts.

Und jetzt begann zwischen dem Mann und der Frau ein Kampf — ein furchtbarer Kampf, den nur der Tod des einen beenden konnte. Auf eins nur zielte ihr Kampf: er sollte sich seiner Verantwortung bewußt werden, sollte seine Verpflichtungen erfüllen. Aber er war so ganz anders als sie. Seine Natur war rein sinnlich, und sie wollte ihn mora-

lisch, religiös machen. Er sollte der Wirklichkeit ins Auge sehen. Und das konnte er nicht ertragen – es brachte ihn um den Verstand.

Während das Kind noch klein war, wurde der Vater so reizbar, daß man nie wußte, woran man war. Das Kind brauchte nur ein wenig Unruhe zu verursachen, gleich brauste der Mann auf. Dann fehlte nicht viel, und die harten Bergmannsfäuste hätten das Kind geschlagen. Und Frau Morel haßte ihren Mann, haßte ihn viele Tage; er aber ging aus dem Haus und trank; ihr war es ganz gleich, was er trieb. Aber wenn er nach Hause kam, ließ sie ihn ihren beißenden Spott fühlen.

Die Entfremdung zwischen ihnen brachte ihn dazu, sie wissentlich oder unwissentlich auch da zu beleidigen, wo er es sonst nicht getan hätte.

William war nun ein Jahr alt, und seine Mutter war stolz auf ihn, er war so niedlich. Es ging ihr nicht gut, aber ihre Schwestern sorgten für die Kleidung des Jungen. In dem kleinen, weißen Hütchen mit den krausen Straußenfedern auf dem Lockenkopf und in seinem weißen Mantel war er ihre ganze Freude. Eines Sonntagmorgens lag Frau Morel noch im Bett und lauschte auf das Geplauder zwischen Vater und Sohn unten. Dann schlief sie wieder ein. Als sie hinunterkam, brannte auf dem Rost ein großes Feuer, im Zimmer war es heiß, der Frühstückstisch war unordentlich gedeckt; in seinem Lehnstuhl neben dem Kamin saß Morel, er war ziemlich verlegen; zwischen seinen Beinen stand kahl geschoren und mit seltsam rundem Kopf das Kind und sah sie verwundert an; auf einer Zeitung auf dem Kaminteppich lagen im rötlichen Schein des Feuers wie Blätter einer Dotterblume viele, viele sichelförmige Locken.

Frau Morel rührte sich nicht. Es war ihr erstes Kind. Sie erbleichte, konnte kein Wort sprechen.

«Was sagste dazu?» lachte Morel unbehaglich.

Sie ballte die Fäuste, hob sie und kam auf ihn zu. Morel wich zurück.

«Ich könnte dich umbringen», sagte sie. Sie bebte vor Wut, hatte immer noch die Fäuste erhoben.

«Willst doch kein Mädchen aus ihm machen», sagte Morel; Angst flackerte in seiner Stimme; er senkte den Kopf, wollte seine Augen vor ihrem Blick schützen. Das Lachen war ihm vergangen.

Die Mutter sah auf den kurz und in Treppen geschorenen Kopf ihres Kindes. Sie legte die Hände auf sein Haar, streichelte und liebkoste den Kopf. «Ach, mein Junge», stammelte sie. Ihre Lippen bebten, ihr Gesicht verfiel; sie nahm das Kind auf, vergrub ihr Gesicht an seiner Schulter und weinte qualvoll. Sie war eine von den Frauen, die nicht weinen können; denen Weinen wehtut, wie es auch dem Manne wehtut. Ihr Schluchzen klang, als würde etwas aus ihr herausgerissen.

Morel saß da, stützte die Ellbogen auf die Knie und verkrampfte die

Hände, daß die Knöchel weiß wurden. Er stierte ins Feuer, war wie betäubt, hatte ein Gefühl, als könne er nicht mehr atmen.

Plötzlich löste sich bei ihr die Spannung, sie beruhigte das Kind und räumte den Frühstückstisch ab. Die Zeitung mit den Locken ließ sie auf dem Kaminteppich liegen. Schließlich hob ihr Mann sie auf und steckte sie ins Feuer. Ganz ruhig, mit geschlossenem Munde ging sie ihrer Arbeit nach. Morel war bedrückt. Jämmerlich schlich er umher, und an diesem Tage schmeckte ihm kein Essen. Sie sprach höflich mit ihm, machte keine einzige Anspielung auf das, was er getan hatte. Aber er fühlte, daß etwas Endgültiges sich ereignet hatte.

Später sagte sie, sie wäre albern gewesen, einmal hätte dem Jungen doch das Haar geschnitten werden müssen. Schließlich brachte sie es über sich, ihrem Mann zu sagen, es wäre schon gut, daß er den Barbier gespielt hatte. Aber sie wußte, und Morel wußte es auch, daß diese Tat in ihrer Seele etwas Folgenschweres hatte vorgehen lassen. Ihr ganzes Leben vergaß sie diese Szene nicht, so sehr hatte sie gelitten. Diese Tat aus männlicher Plumpheit versetzte ihrer Liebe zu Morel den ersten Stoß. Während sie bitter gegen ihn gekämpft hatte, hatte sie sich doch wund nach ihm gesehnt, als wäre er von ihr fort in die Irre gegangen. Jetzt kümmerte sie sich nicht mehr um seine Liebe: er war ihr fremd geworden. Und so war ihr das Leben viel erträglicher.

Nichtsdestoweniger rang sie immer noch mit ihm. Immer noch hatte sie ihr hohes Sittlichkeitsgefühl, das Erbe von Generationen von Puritanern. Jetzt war es ein Frömmigkeitsgefühl, wie eine Schwärmerin war sie ihm gegenüber, weil sie ihn liebte oder geliebt hatte. Wenn er sündigte, quälte sie ihn. Wenn er trank und log, heute feige, dann schuftig war, schwang sie erbarmungslos die Geißel. Da aber war der Jammer: sie war so ganz anders als er. Sie konnte mit dem bißchen, das er sein konnte, nicht zufrieden sein, sie wollte ihn so groß, wie er hätte sein müssen. Und im Bemühen, ihn edler zu machen, als er von sich aus sein konnte, vernichtete sie ihn. Sie plackte, quälte, sehnte sich, verlor aber nichts von ihrem Wert. Sie hatte auch die Kinder.

Er trank ziemlich viel, wenn auch nicht mehr als viele andere Bergleute, und immer nur Bier, so daß seine Gesundheit zwar angegriffen, aber nicht zugrunde gerichtet wurde. Am Wochenende trank er am meisten. Jeden Freitag-, Samstag- und Sonntagabend saß er bis zum Schluß in Miners' Arms. Montags und dienstags mußte er widerwillig schon gegen zehn Uhr fort. Mittwochs und donnerstags blieb er manchmal abends zu Hause oder ging nur eine Stunde aus. Aber fast nie versäumte er wegen seiner Trinkerei die Arbeit.

Obwohl er nach wie vor fleißig arbeitete, wurde sein Lohn doch geringer. Er war ein Schwätzer, konnte nie den Mund halten. Aufsicht war ihm verhaßt, deshalb schimpfte er dauernd auf die Steiger. In Palmerston erzählte er: «Heute morgen kam der Aufseher runter in unse-

ren Stollen, und da sagte er: Hör mal, Walter, so was gibt's hier aber nicht. Das ist doch keine Zimmerung! Und da sagte ich zu ihm: Was meinste, was ist denn los mit der Zimmerung? Die hält doch mein Lebtag nicht, sagte er. Eines schönen Tages stürzt der ganze Kram zusammen. Und da hab ich gesagt: Na, dann stell dich man da auf den Dreckklumpen und halts mit dem Kopf hoch. Da wurde er aber fuchtig, tobte und fluchte, und die andern Kumpels lachten.» Morel war ein guter Schauspieler. Er ahmte des Aufsehers fette, schnarrende Stimme und seine gesucht gute Ausdrucksweise nach.

«Ich kann das nicht dulden, Walter. Wer versteht mehr davon, du oder ich? Und da sag ich: Wieviel du davon verstehst, hab ich bis jetzt noch nicht rausgekriegt, Alfred. Weiter als von hier bis da reichste nicht damit.» Und zur Freude seiner Saufbrüder schwatzte Morel weiter. Manches von dem, was er sagte, war wahr. Der Steiger war kein gebildeter Mann. Er war zusammen mit Morel Schlepperjunge gewesen; sie konnten einander zwar nicht leiden, doch nahmen sie sich mehr oder weniger so, wie sie waren. Aber Alfred Charlesworth verzieh dem Hauer dieses Gerede im Wirtshaus nicht. Und so kam es denn, daß Morel, der ein tüchtiger Arbeiter war und zu Anfang seiner Ehe manchmal fünf Pfund wöchentlich verdiente, immer schlechtere Stollen zugewiesen erhielt, in denen die Kohle dünn lag, schwer zugänglich war und die Arbeit nur wenig abwarf.

Im Sommer wird auf den Gruben weniger gearbeitet. An hellen, sonnigen Morgen strömen die Männer oft schon um zehn, elf oder zwölf wieder nach Hause. Keine leeren Hunde stehen dann am Schachteingang. Die Frauen, die auf dem Hügelhang wohnen, blicken, während sie die Kaminteppiche gegen den Zaun schlagen, hinüber und zählen die Wagen, die die Maschine das Tal hinaufzieht. Und wenn die Kinder um die Mittagszeit aus der Schule kommen und sehen, daß jenseits der Felder die Räder der Fördertürme stillstehen, dann sagen sie: «Minton arbeitet nicht. Papa ist sicher auch zu Hause.»

Und wie ein Schatten liegt es über allen, über Frauen, Kindern und Männern, denn am Ende der Woche ist das Geld sicher knapp. Morel gab seiner Frau wöchentlich dreißig Schilling, wovon sie alles bestreiten mußte – Miete, Kleidung, Nahrung, Vereine, Versicherung, Arzt. Manchmal, wenn er besonders gut bei Kasse war, gab er ihr auch fünfunddreißig. Aber viel öfter gab er ihr nur fünfundzwanzig. Wenn der Bergmann im Winter in einem guten Stollen arbeitete, verdiente er fünfzig bis fünfundfünfzig Schilling wöchentlich. Dann war er glücklich. Freitagabend, Samstag und Sonntag gab er gehörig was aus, vertat so ungefähr ein Pfund, hatte dabei aber kaum einen Extrapenny für seine Kinder übrig, kaufte ihnen kaum je ein Pfund Äpfel. Alles wurde vertrunken. In schlechten Zeiten war alles noch quälender; nur war er dann nicht so oft betrunken, so daß Frau Morel oft

sagte: «Ich weiß doch nicht, ob ich nicht lieber weniger habe, denn ist er bei Kasse, gibt's keinen Augenblick Frieden.»

Verdiente er vierzig Schilling, behielt er zehn; von fünfunddreißig fünf; von zweiunddreißig vier, von achtundzwanzig drei; von vierundzwanzig zwei; von zwanzig eineinhalb; von achtzehn einen; von sechzehn einen halben, nie sparte er einen Penny, gab seiner Frau keine Möglichkeit zu sparen; sie mußte sogar oft noch seine Schulden bezahlen, keine Wirtshausschulden — von denen erfuhren die Frauen nie etwas —, sondern Schulden, die er durch den Kauf eines Kanarienvogels oder eines ‹eleganten› Spazierstocks gemacht hatte.

Während der Kirmes arbeitete Morel nur sehr wenig. Frau Morel war darauf bedacht, das Geld für ihre Niederkunft zusammenzusparen. Der Gedanke, daß er seinem Vergnügen nachging und Geld vertat, während sie in großen Sorgen zu Hause saß, füllte sie mit Bitterkeit. Zwei Tage dauerte die Kirmes. Am Dienstagmorgen stand Morel früh auf. Er war gut gelaunt. In aller Frühe, es war noch nicht sechs Uhr, hörte sie ihn unten lustig vor sich hinpfeifen. Er pfiff gut, frisch und wohlklingend. Meist pfiff er Kirchenlieder. Er war Chorknabe gewesen und hatte damals eine herrliche Stimme gehabt, hatte sogar in der Kirche in Southwell Solo gesungen. Sein morgendliches Pfeifen verriet das immer noch.

Seine Frau lag im Bett, hörte, wie er hinten im Garten sägte und hämmerte und dazu pfiff. Wenn sie so wach im Bett lag, die Kinder noch schliefen und sie ihn im hellen jungen Morgen glücklich arbeiten hörte, durchströmte sie jedesmal ein Gefühl der Wärme und des Friedens.

Um neun Uhr kam er mit aufgekrempelten Ärmeln und offener Weste von seiner Schreinerarbeit ins Haus. Die Kinder saßen mit nackten Beinen und Füßen auf dem Sofa und spielten; die Mutter wusch auf. Mit seinem schwarzen, lockigen Haar und dem dicken, schwarzen Schnurrbart war er immer noch ein stattlicher Mann. Sein Gesicht war vielleicht etwas rot, auch fühlte man fast, wie ungleichmäßig er in seiner Stimmung war. Aber jetzt war er fröhlich. Er ging gleich an den Spülstein, an dem seine Frau aufwusch.

«Biste schon da!» sagte er lärmend. «Mach mal Platz, daß ich mich waschen kann.»

«Warte gefälligst, bis ich fertig bin», sagte seine Frau.

«So, muß ich? Und wenn ich nicht will?»

Diese gutmütige Drohung erheiterte Frau Morel. «Kannst dich ja an der Regentonne waschen.»

«Denkste, freche, kleine Deern.»

Er blieb einen Augenblick stehen und beobachtete sie, ging dann und wartete, bis sie fertig war.

Wenn er wollte, konnte er immer noch wirklich gut aussehen. Meist

ging er im Halstuch aus. Jetzt aber machte er sich fein. Sein Prusten und Planschen beim Waschen verriet soviel Freude, er lief so munter an den Küchenspiegel, vor dem er sich, weil er für ihn zu niedrig hing, in gebückter Stellung sorgfältig das nasse, schwarze Haar scheitelte, daß Frau Morel gradezu gereizt wurde. Er tat einen Klappkragen und eine Schleife um, zog den Sonntagsschniepel an. Er sah flott aus, und was sein Anzug nicht vermochte, besorgte sein sicheres Gefühl dafür, wie man am besten sein gutes Aussehen ausnutzt.

Um halb zehn holte Jerry Purdy seinen Freund ab. Jerry war Morels Busenfreund; Frau Morel mochte ihn nicht leiden. Er war ein großer, hagerer Mensch, hatte ein Fuchsgesicht, eins jener Gesichter, in dem scheinbar die Wimpern fehlen. Er ging mit steifer, unsicherer Würde, als säße sein Kopf auf einer hölzernen Feder. Er war kalt und verschlagen. Er war großmütig, wo es ihm Spaß machte, und mochte Morel, den er mehr oder weniger herumkommandierte, anscheinend sehr gern.

Frau Morel haßte ihn. Sie hatte seine Frau, die an Schwindsucht gestorben war, noch gekannt. Dieser war schließlich ihr Mann so widerlich gewesen, daß sie Blut spucken mußte, wenn er ihr Zimmer betrat. Jerry schien das aber gar nicht weiter zu berühren. Seine älteste Tochter, ein fünfzehnjähriges Mädchen, führte jetzt seinen ärmlichen Haushalt und sorgte für die beiden jüngeren Kinder.

«Ein gemeiner, hartherziger Kerl», sagte Frau Morel von ihm.

«Ich hab mein Lebtag noch nicht erlebt, daß Jerry gemein ist», widersprach Morel. «Soviel ich weiß, gibt's auf der Welt keinen freigebigeren und ehrlicheren Kerl.»

«Freigebig dir gegenüber», entgegnete Frau Morel. «Aber wenn es sich um seine armen Kinder handelt, kann er die Hand nicht aufkriegen.»

«Arme Kinder! Möchte doch mal wissen, warum das arme Kinder sind!»

Aber Frau Morel ließ sich ihre Meinung über Jerry nicht ausreden. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung wurde in diesem Augenblick sichtbar, er reckte seinen dürren Hals über den Vorhang des Küchenfensters. Er begegnete Frau Morels Blick.

«Morgen, Frau. Ist Ihr Mann zu Hause?»

«Ja, er ist da.»

Unaufgefordert kam Jerry herein und blieb in der Küchentür stehen. Niemand forderte ihn auf, Platz zu nehmen, und so blieb er stehen, wo er stand, indem er kühl die Rechte der Männer und Gatten in Anspruch nahm.

«Schönes Wetter», sagte er zu Frau Morel.

«Ja.»

«Herrlich draußen heute morgen, herrlich zum Spazierengehen.»

«So, Sie wollen spazierengehen?» fragte sie.
«Ja. Nach Nottingham», erwiderte er.
«Hm!»
Froh begrüßten sich die beiden Männer: Jerry war sehr selbstbewußt, Morel aber ziemlich zurückhaltend, er wollte in Gegenwart seiner Frau nicht gar zu fröhlich erscheinen. Rasch und gut gelaunt schnürte er die Schuhe zu. Sie wollten zehn Meilen über Land, nach Nottingham. Von den ‹Bottoms› aus stiegen sie den Hügel hinauf, wanderten lustig in den Morgen. Im ‹Moon and Stars› tranken sie das erste Glas, dann ging's weiter nach dem Old Spot. Nachdem sie fünf durstige Meilen zurückgelegt hatten, kamen sie nach Bulwell, wo sie ein herrliches Glas Bitterbier erwartete. Dann hielten sie sich auf einer Wiese bei einigen Heumachern auf, deren Literflaschen noch voll waren, so daß Morel schläfrig war, als sie endlich die Stadt vor sich sahen. Sie stieg vor ihnen an und lag, von leichtem Rauch umhüllt, im mittäglichen Licht; im Süden krönten Türme, große Fabrikgebäude und Schornsteine den Gipfel des Hügels. Auf dem letzten Felde legte sich Morel unter eine Eiche und schlief über eine Stunde lang ganz fest. Als er aufstand und weitergehen wollte, fühlte er sich nicht ganz wohl.
In Meadows, bei Jerrys Schwester, aßen die beiden zu Mittag, dann zogen sie weiter in die Punch Bowl und gerieten hier in die Aufregung wegen eines Taubenwettflugs. Morel spielte nie Karten, er glaubte, eine geheime, böse Macht schlummere in ihnen – des Teufels Bilderbuch nannte er sie. Aber im Kegeln und Dominospiel war er Meister. Ein Mann aus Newark forderte ihn zum Wettkegeln heraus, er nahm an. Alle Gäste der großen Kneipe nahmen Partei für oder gegen ihn, wetteten auf ihn oder seinen Gegner. Morel zog den Rock aus. Jerry hielt den Hut mit dem Geld. Die Männer an den Tischen paßten scharf auf. Einige standen, hielten den Krug in der Hand. Morel wog sorgfältig die dicke, hölzerne Kugel, dann warf er sie. Er richtete ein wahres Gemetzel unter den Kegeln an und gewann eine halbe Krone, was ihn wieder zahlungsfähig machte.
Gegen sieben Uhr waren die beiden in bester Stimmung. Sie erreichten aber noch den Zug 7 Uhr 30.
Nachmittags war es in den ‹Bottoms› unerträglich. Alle Einwohner, die zu Hause geblieben waren, standen vor der Tür. Die Frauen standen zu zwei oder drei barhäuptig und in weißer Schürze im Gang zwischen den Häusern und schwatzten. Männer, die mal nicht tranken, hockten da und plauderten. Es roch schal; die Schieferdächer glitzerten in der trockenen Hitze. Frau Morel ging mit dem kleinen Mädchen an den Bach, der sich keine zweihundert Meter entfernt durch die Wiesen schlängelte. Plätschernd eilte das Wasser über Steine und zerbrochene Töpfe. Mutter und Kind lehnten sich gegen das Geländer der alten Schafbrücke und sahen hinüber nach der Schwemme, am

andern Ende der Wiese. Frau Morel sah die nackten Knaben um das tiefe gelbe Wasser flitzen oder eine leuchtende Gestalt über die schwärzliche, stille Wiese sausen. Sie wußte, daß William an der Schwemme spielte, und immer war sie in größter Angst, er könnte ertrinken. Annie spielte neben der großen alten Hecke, las die Erlenfrüchte auf und sagte, es wären Johannisbeeren. Das Kind erforderte viel Aufsicht, und die Fliegen waren sehr lästig.

Um sieben Uhr wurden die Kinder zu Bett gebracht. Dann arbeitete sie noch ein wenig.

Als Walter Morel und Jerry wieder in Bestwood waren, fühlten sie sich ordentlich leichter. Nun drohte keine Eisenbahnfahrt mehr, in aller Ruhe konnten sie den herrlichen Tag beschließen. Zufrieden wie Menschen, die eine große Reise hinter sich haben, gingen sie ins Nelson.

Am nächsten Tag mußte wieder gearbeitet werden, und das trübte ein wenig die gute Stimmung der Gäste. Zudem hatten die meisten ihr Geld vertan. Einige wankten schon mißmutig nach Hause, um sich im Hinblick auf den kommenden Tag auszuschlafen. Frau Morel hörte sie grölen und ging ins Haus. Es wurde neun, dann zehn, und immer war ‹das Paar› noch nicht da. Irgendwo sang auf einer Türschwelle ein Mann laut und schleppend: «Führe uns, du Himmelslicht!» Frau Morel war immer wieder empört, daß die Betrunkenen gerade dieses Lied sangen, wenn sie rührselig wurden.

«Als ob ‹Genoveva› nicht auch genügte», sagte sie.

In der Küche roch es nach gekochten Kräutern und Hopfen. Auf dem Herd brodelte ein großer, schwarzer Kessel. Frau Morel nahm ein großes, rotes, irdenes Gefäß, schüttete viel weißen Zucker hinein und goß dann unter ziemlichem Kraftaufwand die Flüssigkeit zu.

In diesem Augenblick trat Morel ein. Im Nelson war er noch sehr lustig gewesen, auf dem Heimweg aber wurde er schlechter Laune. Er hatte die Reizbarkeit und den leichten Schmerz immer noch nicht ganz überwunden, die er beim Erwachen aus dem Schlaf, zu dem er sich erhitzt auf die Erde gelegt hatte, in sich fühlte. Dazu quälte ihn sein schlechtes Gewissen, als er sich dem Hause näherte. Er wußte gar nicht, daß er ärgerlich war. Als aber das Gartentor seinen Versuchen, es zu öffnen, widerstand, trat er so heftig dagegen, daß die Fallklinke zerbrach. Er kam gerade ins Zimmer, als Frau Morel den Kräuteraufguß aus dem Kessel goß. Leicht torkelnd taumelte er gegen den Tisch. Die kochend heiße Flüssigkeit schwappte über. Frau Morel fuhr zurück.

«Lieber Gott», rief sie, «wie kann man nur so betrunken nach Hause kommen!»

«Wie nach Hause kommen?» knurrte er; der Hut saß ihm im Gesicht.

Plötzlich packte sie die rote Wut. «Bist du etwa nicht betrunken?» brach sie los.

Sie hatte den Kessel hingesetzt und rührte den Zucker in das Bier. Er ließ beide Hände schwer auf den Tisch fallen und stieß ihr das Gesicht entgegen.

«Bist du etwa nicht betrunken?» wiederholte er. «Na, auf so was kann nur so'n gemeines Biest kommen wie du.» Wieder stieß er ihr ein Gesicht entgegen.

«Zum Saufen ist immer Geld da, für alles andere natürlich nicht.»

«Keine zwei Schilling hab ich heute ausgegeben», sagte er.

«Von nichts bist du doch nicht so voll», erwiderte sie.

«Und», rief sie in wilder Wut, «wenn du dich von deinem geliebten Jerry hast freihalten lassen, na, der sollte doch lieber für seine Kinder sorgen, die haben's doch nötig.»

«Das ist gelogen! Gelogen ist das! Halt's Maul, Weib!»

Da brach ein wilder Kampf los. Alles vergaßen die beiden, nur nicht den gegenseitigen Haß, nur nicht ihren Kampf. Sie war so wild und wütend wie er. So ging es weiter, bis er sie Lügnerin schimpfte.

«Nein», schrie sie und fuhr auf, konnte kaum noch atmen. «Sag das nicht – du bist der gemeinste Lügner, den je die Sonne beschien.» Halb erstickt, keuchend stieß sie diese Worte hervor.

«Der Lügner bist du», bellte er und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch. «Du bist der Lügner, du bist das!» Da straffte sie sich und ballte die Fäuste. «Du verdreckst das ganze Haus», schrie sie.

«Dann mach, daß du rauskommst, es gehört mir. Raus!» brüllte er. «Ich verdiene das Geld und nicht du. Mir gehört das Haus und nicht dir. Mach, daß du rauskommst, raus!»

«Wie gern», schrie sie auf; im Gefühl der Ohnmacht schossen ihr die Tränen aus den Augen. «Wären die Kinder nicht, schon längst wäre ich nicht mehr hier. Wie oft habe ich es schon bedauert, daß ich nicht schon vor Jahren ging, als ich nur das eine hatte.» Ihre Tränen waren versiegt, wieder packte sie die Wut.

«Meinst du etwa, ich bliebe deinetwegen hier, bliebe deinetwegen nur eine Minute hier?»

«Geh doch!» schrie er außer sich. «Geh doch!»

«Nein!» Sie wandte ihm das Gesicht zu. «Nein», schrie sie laut. «So einfach ist das denn doch nicht. Das könnte dir so passen. Ich habe die Kinder, für die ich sorgen muß. Mein Wort drauf», lachte sie, «das wäre so das Richtige, wenn ich sie dir überließe.»

«Raus!» grölte er und hob die Faust. Er hatte Angst vor ihr.

«Von Herzen gern! Lieber Gott, lachen würde ich, lachen, wenn ich nur endlich von dir weg könnte», erwiderte sie. Da kam er auf sie zu; das rote Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen streckte er vor, er packte sie bei den Armen. Sie bekam Angst, schrie, versuchte, sich aus seinem Griff zu befreien. Langsam kam er zu sich; keuchend drängte er sie roh nach der äußeren Tür, warf sie hinaus, schob krachend den

Riegel vor. Dann ging er wieder in die Küche, fiel in den Sessel und ließ den hochroten Kopf zwischen die Knie hängen. Vor Erschöpfung und Trunkenheit versank er langsam in Bewußtlosigkeit. Der Mond stand hoch und herrlich in der Augustnacht. Frau Morel, deren Erregung noch nicht nachgelassen hatte, schauerte zusammen, als ihr zum Bewußtsein kam, daß sie hier draußen in dem hellen, weißen Licht stand, das so kalt auf sie fiel und ihrer entflammten Seele wehtat. Einige Augenblicke stand sie regungslos da, starrte hilflos auf die funkelnden, großen Rhabarberblätter neben der Tür. Dann atmete sie auf. Sie ging über den Gartenweg, zitterte an allen Gliedern, während das Kind in ihr sich bewegte und stieß. Eine Zeitlang hatte sie jede Herrschaft über das Bewußtsein verloren; ganz unbewußt ließ sie den letzten Auftritt an sich vorüberziehen, dann noch einmal, und jedesmal brannten ihr gewisse Sätze, gewisse Augenblicke wie Feuermale in der Seele; und jedesmal, wenn sie sich die vergangene Stunde vergegenwärtigte, brannte das Mal immer wieder an derselben Stelle, bis es eingebrannt und der Schmerz ausgebrannt war; schließlich kam sie wieder zu sich. Eine halbe Stunde mochte sie in dieser dem Wahnsinn nahen Verfassung gewesen sein. Endlich begriff sie die Gegenwart der Nacht. Ängstlich sah sie um sich. Sie war jetzt im Seitengarten, wo sie den Weg neben den Johannisbeersträuchern an der langen Mauer entlang auf und ab ging. Der Garten war nur schmal, eine dichte Dornenhecke trennte ihn von dem Weg, der quer zwischen den Häuserblocks herführte.

Sie eilte aus dem Seitengarten in den Vorgarten, stand hier gleichsam in einem tiefen, tiefen Abgrund aus weißem Licht; ihr gegenüber stand hoch am Himmel der Mond, sein Licht strahlte von den Hügeln drüben, füllte fast blendend das Tal, in dem die ‹Bottoms› kauerten. Ihre Erregung löste sich nur langsam; immer noch ging ihr Atem schwer, immer noch weinte sie, immer wieder murmelte sie vor sich hin: «Der Lump! Der Lump!» Sie fühlte, daß etwas um sie war. Mühsam nur rang sich bei ihr der Entschluß durch, zu erkennen, was ihr ins Bewußtsein drang. Leicht schwankten im Mondlicht die großen weißen Lilien, fast greifbar füllte ihr Duft die Luft. In leichter Furcht atmete Frau Morel tief. Sie berührte die großen blassen Kelchblätter der Blumen und erschauerte. Sie schienen im Mondlicht zu wachsen. Sie legte die Hand in einen weißen Kelch: kaum war im Mondlicht das Gold an ihren Fingern sichtbar. Dann beugte sie sich, blickte in den Kelch mit dem gelben Blütenstaub, er sah schwärzlich aus. Sie sog tief den Duft der Blumen ein, er machte sie fast schwindlig.

Frau Morel lehnte sich gegen das Gartentor, sah in die Ferne, verlor sich kurze Zeit. Sie wußte nicht, was sie dachte. Wohl war ein leichtes Schwächegefühl da und das Leben des Kindes in ihr, aber sie selbst verging wie Duft in die schimmernde, fahle Luft. Und nach e

niger Zeit verging mit ihr auch das Kind in dem Schmelztiegel des Mondlichtes, und mit den Hügeln, den Lilien und Häusern ruhte sie wie in einer Ohnmacht.

Als sie wieder zu sich kam, sehnte sie sich nach Schlaf. Müde blickte sie um sich; die Phloxstauden sahen aus wie mit Leinentüchern behangene Büsche; über ihnen flatterte ein Falter hin und her, dann durch den Garten. Während sie ihm mit dem Blick folgte, wurde sie munterer. Sie atmete den starken, strengen Duft des Phloxes ein und fühlte sich neu gestärkt. Sie ging über den Gartenweg, blieb bei dem weißen Rosenbusch stehen. Er duftete süß und einfach. Leicht fuhr sie mit der Hand über die weißen Rosen. Ihr frischer Duft und die kühlen, weichen Blätter ließen sie an Morgenfrühe und Sonnenschein denken. Rosen mochte sie gern. Aber sie war jetzt so müde, wollte schlafen. In dem geheimnisvollen Draußen fühlte sie sich so einsam. Nirgendwo ein Geräusch. Sicherlich waren die Kinder nicht wach geworden oder waren wieder eingeschlafen. Drei Meilen entfernt donnerte ein Zug durch das Tal. Die Nacht war so weit und seltsam, dehnte unendlich weit ihre silbergraue Ferne. Und aus dem silbergrauen Nebel der Dunkelheit erklangen unbestimmte, heisere Laute: in der Nähe ein Wiesenknarrer, dann ein Zug, wie ein Seufzer klang es, und fernes Männergrölen. Ihr beruhigtes Herz fing wieder schneller an zu schlagen, sie eilte durch den Seitengarten an die Hinterseite des Hauses. Leise drückte sie auf die Klinke; die Tür war noch verriegelt, für sie fest verschlossen. Sie klopfte leise, wartete, klopfte dann wieder. Sie durfte die Kinder oder die Nachbarn nicht wecken. Er war wohl eingeschlafen und wurde so leicht nicht wach. Aber sie wollte, wollte ins Haus. Sie umklammerte die Türklinke. Es war jetzt kalt; sie würde sich erkälten, und das in ihrem augenblicklichen Zustand! Sie schlug die Schürze über Kopf und Arme, eilte wieder in den Seitengarten, an das Küchenfenster. Sie lehnte sich auf die Fensterbank, sah unter dem Vorhang hindurch ihres Mannes Arme und den schwarzen Kopf auf dem Tisch liegen. Er schlief mit dem Gesicht auf der Tischplatte. Etwas in seiner Haltung ließ ihr alles auf einmal gleichgültig erscheinen. Die Lampe qualmte; das erkannte sie an der Kupferfarbe des Lichts. Immer lauter klopfte sie an das Fenster, daß das Glas fast zersprang. Aber er wurde nicht wach.

Nach vergeblichen Anstrengungen fing sie an zu schauern, teils infolge der Berührung mit dem Stein, teils vor Erschöpfung. Immer in Angst um das ungeborene Kind, fragte sie sich, was sie wohl tun könnte, um warm zu werden. Sie ging in den Kohlenschuppen, wo ein alter Kaminteppich lag, den sie am Tage vorher für den Lumpensammler dorthin gebracht hatte. Den schlang sie um die Schultern. Er war warm, wenn auch schmutzig. Dann ging sie den Gartenweg auf und ab, sah immer wieder unter dem Vorhang hindurch, klopfte

und sagte sich, daß seine unbequeme Lage ihn schließlich wecken würde. Nach ungefähr einer Stunde klopfte sie wieder lange und leise an das Fenster. Langsam drang der Laut zu ihm. Als sie verzweifelt aufgehört hatte, zu klopfen, sah sie, wie er auffuhr, verstört das Gesicht hob. Das Arbeiten seines Herzens stieß ihn ins Bewußtsein. Gebieterisch klopfte sie jetzt ans Fenster. Er war plötzlich wach. Sofort sah sie seine geballten Fäuste und seine funkelnden Augen. Er kannte keine physische Angst. Wären es zwanzig Räuber gewesen, er wäre blindlings auf sie losgegangen. Erstaunt, aber kampfbereit sah er um sich.

«Mach auf, Walter!» sagte sie kalt.

Seine Fäuste lösten sich. Ihm dämmerte, was er getan hatte. Verdrießlich und verbissen senkte er den Kopf. Sie sah, wie er nach der Tür eilte, hörte, wie er den Riegel zurückschob. Er drückte auf die Klinke. Sie ging auf — und vor ihm lag nach dem dämmrigen Licht der Lampe furchtbar die silbergraue Nacht. Er eilte zurück. Als Frau Morel eintrat, sah sie, wie er durch die Tür fast an die Treppe lief. In seiner Hast, nicht mehr im Zimmer zu sein, wenn sie eintrat, hatte er den Kragen abgerissen; mit ausgerissenen Knopflöchern lag er am Boden. Das ärgerte sie wieder. Sie wärmte und beruhigte sich. In ihrer Bedrücktheit alles vergessend, erledigte sie die kleinen Arbeiten, die noch getan werden mußten, richtete sein Frühstück, reinigte seine Grubenflasche, legte seine Grubenkleidung zum Wärmen an den Ofen, stellte die Gummistiefel daneben, legte ein sauberes Halstuch, den Brotbeutel und zwei Äpfel zurecht, deckte das Feuer zu und ging dann zu Bett. Er schlief schon fest. Die schmalen schwarzen Augenbrauen hatte er wie in mürrischer Qual in die Stirn gezogen, während die hängenden Backen und der verdrießliche Mund zu sagen schienen ‹Ist mir ganz egal, wer du bist und was du bist, ich tue doch, was ich will.› Frau Morel kannte ihn zu gut, als daß sie ihn angesehen hätte. Während sie vor dem Spiegel die Brosche löste, lächelte sie leicht, als sie sah, daß ihr Gesicht mit dem gelben Staub der Lilien ganz beschmiert war. Sie wischte ihn ab und legte sich endlich zu Bett. Eine Zeitlang flammte die Aufregung noch in ihrer Seele, aber sie schlief ehe ihr Mann aus dem ersten Schlaf seiner Trunkenheit erwachte.

2

Die Geburt Pauls und neuer Streit

Nach einem derartigen Auftritt war Walter Morel einige Tage lang verlegen und bedrückt; wenn er auch bald seinen frechen Gleichmut wiedergewann, war seine Selbstsicherheit doch weniger stark. Auch körper-

lich nahm er ab; langsam verlor sein Äußeres an Schönheit und Kraft. Er war nie dick gewesen, und als er jetzt seine aufrechte, selbstbewußte Haltung verlor, schien es, als schwände mit seinem Stolz und seiner sittlichen Kraft auch sein Körper dahin.

Aber er sah nun, wie sauer seiner Frau die Arbeit wurde, und in reuevollem Mitleid wollte er ihr helfen. Er kam jetzt von der Grube gleich heim und blieb bis zum Freitagabend immer zu Hause, dann aber hielt er es nicht mehr aus. Gegen zehn Uhr kam er fast ganz nüchtern wieder.

Sein Frühstück machte er sich immer selbst. Er stand früh auf, hatte immer so viel Zeit und trieb nicht, wie so viele andere Bergleute, seine Frau um sechs Uhr aus dem Bett. Um fünf Uhr, manchmal auch schon früher, wurde er wach, stand dann sofort auf und ging hinunter. Wenn seine Frau nicht schlafen konnte, wartete sie sehnsüchtig auf diesen Augenblick, mit dem für sie eine kurze Zeit der Ruhe begann. Doch sie empfand erst dann wirkliche Ruhe, wenn er das Haus verlassen hatte.

Im Hemd ging er hinunter, zog mühsam die steife Grubenhose an, die die ganze Nacht über auf dem warmen Herd gelegen hatte. Das Feuer brannte immer, denn Frau Morel deckte es mit Asche zu. Der erste Laut im Hause war das Stochern im zugedeckten Kohlenfeuer, wenn Morel die zusammengebackene Kohle zerschlug, damit der Kessel, der immer gefüllt auf dem Herd stand, zum Kochen käme. Tasse, Messer, Gabel, alles bis auf die Speisen lag fertig auf dem Tisch, auf einer Zeitung. Dann holte er sein Frühstück, bereitete den Tee, verstopfte die Ritzen unter den Türen mit Lappen, damit es nicht zöge, machte ein großes Feuer und setzte sich zu einer gemütlichen Stunde nieder. Er röstete Speck an einer Gabel und fing die Fetttropfen mit einer Brotschnitte auf; dann legte er die Speckscheibe auf die dicke Brotschnitte, von der er mit einem Klappmesser dicke Happen abschnitt, goß den Tee in die Untertasse und war glücklich. Die Mahlzeiten im Kreise seiner Familie waren nie so gemütlich. Nur ungern benützte er beim Essen eine Gabel; sie war eine moderne Erfindung, die beim einfachen Volk noch kaum Verbreitung gefunden hatte. Morel gebrauchte lieber sein Klappmesser. Ganz allein aß und trank er; war es kalt, setzte er sich oft auf einen niedrigen Stuhl mit dem Rücken gegen den warmen Kaminsims, und sein Essen stand dann auf dem Feuergitter, seine Tasse auf dem Rand. Dann las er, soweit er das konnte, die letzte Abendzeitung, buchstabierte sie mühsam durch. Gern ließ er die Vorhänge vor den Fenstern, saß gern bei Kerzenlicht, selbst wenn es draußen schon hell war. Von der Grube her war er daran gewöhnt. Um Viertel vor sechs stand er auf, bestrich zwei dicke Schnitten Brot mit Butter und steckte sie in den weißen, kattunenen Frühstücksbeutel. Er füllte seine Blechflasche mit Tee. In der Grube trank

er am liebsten kalten Tee ohne Milch oder Zucker. Dann zog er das Hemd aus und die Grubenjacke an; es war ein Wams aus dickem Flanell, ohne Kragen und mit kurzen Ärmeln, wie sie ein Frauenhemd hat.

Dann brachte er seiner Frau eine Tasse Tee, weil sie krank war und es ihm gerade in den Sinn kam.

«Ich bring dir 'ne Tasse Tee, Frau», sagte er.

«Das war nicht nötig; weißt doch, daß ich ihn nicht mag», erwiderte sie.

«Trink nur mal; kannst dann besser weiterschlafen.»

Sie nahm den Tee. Er freute sich, als sie ihn doch nahm und daran nippte.

«Will doch wetten, daß kein Zucker drin ist», sagte sie. «Aber sicher – ein dickes Stück», erwiderte er beleidigt.

«Das sollte mich wundern», sagte sie und nahm wieder einen kleinen Schluck.

Sie hatte ein reizendes Gesicht, wenn ihr Haar offen war. Er mochte es gern, wenn sie so mit ihm zankte. Er sah sie noch einmal an und ging dann ohne irgend ein Abschiedswort. Nie nahm er mehr als zwei bestrichene Brotschnitten mit in die Grube, und deshalb war ein Apfel oder eine Apfelsine für ihn ein ganz besonderer Leckerbissen. Er freute sich jedesmal, wenn sie ihm einen oder eine hinlegte. Er band das Halstuch um, zog die großen, schweren Stiefel an und den Rock mit der großen Tasche, in der der Frühstücksbeutel und die Teeflasche steckten, und ging dann hinaus in die frische Morgenluft. Er zog die Tür hinter sich zu, schloß sie aber nicht ab. Er liebte den frühen Morgen und den Weg durch die Felder. Mit einem Heckenzweiglein zwischen den Zähnen erschien er oft auf dem Grubenplatz, und während er in der Grube arbeitete, kaute er daran, um den Mund feucht zu halten; dann fühlte er sich genau so glücklich wie draußen auf dem Felde.

Als die Zeit der Geburt des Kindes nahte, arbeitete er in seiner nachlässigen Art im Hause umher, nahm die Asche aus, rieb den Herd blank, fegte das Haus und ging dann erst zur Arbeit. Selbstgefällig ging er vorher zu ihr hinauf. «Hab schon alles sauber gemacht; brauchst den ganzen Tag keine Hand mehr zu rühren, kannst dich ruhig hinsetzen und deine Bücher lesen.»

Trotz ihres Unwillens mußte sie lachen. «Und das Essen wird wohl von selbst fertig?» antwortete sie.

«Vom Essenkochen hab ich keine Ahnung.»

«Wenn's nicht zur Zeit fertig wäre, würdest du es bald lernen.»

«Kann sein», antwortete er und ging.

Wenn sie dann herunterkam, fand sie das Haus wohl aufgeräumt, aber schmutzig. Sie fand keine Ruhe, ehe nicht alles blitzsauber war; mit der Müllschaufel ging sie nach der Abfallgrube. Frau Kirk, die ihr

auflauerte, richtete es so ein, daß sie dann gerade in ihren Kohlenschuppen mußte. Über den Holzzaun rief sie: «Na, immer noch so flink und munter?»

«Ach ja», antwortete Frau Morel verdrossen. «Mir bleibt nichts anderes übrig.»

«Haben Sie schon Mr. Strumpf gesehen?» rief eine sehr kleine Frau über den Weg. Es war Frau Anthony, eine schwarzhaarige, seltsam kleine Person, die immer ein braunes, eng anliegendes Samtkleid trug.

«Nein, noch nicht», sagte Frau Morel.

«Wenn er doch endlich käme. Ich habe einen ganzen Kessel voll Wäsche auf dem Feuer; ich meine bestimmt, ich hätte eben seine Glocke gehört.»

«Da klingelt's, da unten ist er.»

Die beiden Frauen sahen den Weg hinunter. Am Ende der ‹Bottoms› stand auf einem altmodischen Karren ein Mann, beugte sich über Bündel gelblichen Zeuges, während eine Schar Frauen ihm die Arme entgegenstreckte; einige von ihnen hatten Bündel in den Händen.

Frau Anthony hatte eine ganze Menge gelblicher, ungefärbter Strümpfe über dem Arm hängen.

«Zehn Dutzend hab ich diese Woche gemacht», sagte sie stolz zu Frau Morel.

«Tz-tz», meinte diese. «Ich begreife nicht, wo Sie nur die Zeit dazu finden.»

«Ja», sagte Frau Anthony, «die hat man, wenn man sie sich schafft.»

«Ich begreife doch nicht, wie Sie das fertigbringen», sagte Frau Morel. «Und was bekommen Sie dafür?»

«Für's Dutzend zweieinhalb Pence», erwiderte die andere.

«Na», meinte Frau Morel, «lieber will ich hungern als mich hinsetzen und für zweieinhalb Pence vierundzwanzig Strümpfe nähen.»

«Ich weiß doch nicht», sagte Frau Anthony. «Es kommt schon allerlei dabei raus.»

Mr. Strumpf kam näher, schwang seine Glocke. An den Hoftoren warteten, mit den Strümpfen über dem Arm, die Frauen. Der Mann, ein gewöhnlicher Kerl, scherzte mit ihnen, versuchte, sie zu betrügen, und schrie sie an. Frau Morel ging voller Verachtung über ihren Hof.

Es war eine stillschweigende Verabredung, daß, wollte eine Frau etwas von ihrer Nachbarin, sie das Schüreisen ins Feuer steckte und damit gegen die Rückwand des Herdes stieß, wodurch in dem angrenzenden Haus großer Lärm entstand, da die Herde am selben Schornstein lagen. Als Frau Kirk eines Morgens ihren Pudding anrührte, wäre sie beinahe aus der Haut gefahren, als sie in ihrem Herde ein Bumsen hörte. Mit mehligen Händen eilte sie an den Zaun.

«Haben Sie geklopft, Frau Morel?»

«Wenn Sie nichts dagegen haben, Frau Kirk.»

Frau Kirk kletterte auf ihren Kessel, dann über die Mauer, trat auf Frau Morels Kessel und lief dann zu ihrer Nachbarin ins Haus.

«Ach, wie geht's denn?» fragte sie teilnahmsvoll.

«Holen Sie doch, bitte, Frau Bower!» sagte Frau Morel. Frau Kirk ging in den Hof, rief mit lauter, schriller Stimme: «Aggie — Aggie!»

Der Ruf drang von einem Ende der ‹Bottoms› zum andern. Endlich kam Aggie herangelaufen und wurde zu Frau Bower geschickt, während Frau Kirk ihren Pudding stehenließ und bei ihrer Nachbarin blieb. Frau Morel ging zu Bett. Frau Kirk nahm Annie und William mit zum Essen. Die dicke und watschelnde Frau Bower führte jetzt das Regiment im Haus.

«Stellen Sie doch für meinen Mann zum Essen etwas kaltes Fleisch zurecht und machen Sie ihm einen Brotpudding mit Äpfeln!» sagte Frau Morel.

«Heute geht's auch mal ohne Pudding», sagte Frau Bower.

Für gewöhnlich gehörte Morel nicht zu denen, die als erste am Schacht erschienen, um auszufahren. Manche waren schon da, ehe noch um vier Uhr die Pfeife Feierabend pfiff. Morels wenig ertragreicher Stollen lag ungefähr anderthalb Meilen vom Hauptschacht entfernt; er arbeitete gewöhnlich, bis der Vorarbeiter aufhörte, dann machte er auch Schluß. Heute aber schmeckte ihm die Arbeit nicht. Um zwei sah er beim Scheine der grünen Kerze — er arbeitete in einem sicheren Bau — nach der Uhr und dann wieder um halb drei. Er bearbeitete gerade ein Felsstück, das der morgigen Arbeit im Wege war. Während er hockte oder kniete und mit seiner Hacke drauflosschlug, keuchte er: «Hopp-hopp!»

«Biste fertig, Kerl?» rief Barker, sein Kumpel.

«Fertig? Nicht, solange die Welt steht», brummte Morel. Und er hackte weiter. Er war müde.

«Ist 'ne Sauarbeit», sagte Barker.

Aber Morel war zu erbittert, zu sehr am Ende seiner Kraft, als daß er hätte antworten können. Und doch schlug und hackte er mit aller Kraft drauflos.

«Hör lieber auf, Walter!» sagte Barker. «Morgen geht's auch noch ohne daß du dir die Därme aus dem Leibe hackst.»

«Das hier rühr ich morgen nicht an, Israel», sagte Morel.

«Wenn du nicht willst, muß ein anderer ran», sagte Israel.

Morel hackte weiter.

«He! Feierabend!» riefen die Männer, die den nächsten Stollen verließen.

Morel hackte weiter.

«Vielleicht holste mich ein», sagte Barker und ging.

Als er weg war, befiel Morel, der jetzt ganz allein war, die Wut

Er hatte seine Arbeit nicht beendet. Er hatte sich in Raserei gearbeitet. Schweißtriefend stand er auf, warf seine Hacke auf die Erde, zog seinen Rock an, blies die Kerze aus, nahm seine Lampe und ging. Durch den Hauptgang schwangen die Lichter der andern Arbeiter. Hohl klingendes Stimmengewirr. Langes, schweres Trampeln unter der Erde.

Er saß unten am Schacht; platschend fielen die großen Wassertropfen zur Erde. Viele Bergleute warteten hier auf die Ausfahrt, sprachen lärmend. Morel antwortete kurz, verdrießlich.

«Es regnet, Kerl», sagte der alte Giles, der diese Nachricht von über Tage hatte. Eins tröstete Morel. In der Kaue war sein alter, vielgeliebter Regenschirm. Schließlich fand auch er seinen Platz im Förderkorb und war bald oben. Er gab seine Lampe ab, holte den Regenschirm, den er für billiges Geld auf einer Auktion gekauft hatte. Einen Augenblick blieb er noch am Förderschacht stehen, sah hinüber auf die Felder; grauer Regen fiel. Die Hunde waren mit nasser, glänzender Kohle gefüllt, Wasser rann über die Seitenwände der Wagen, über das weiße C. W. & Co. Ohne sich um den Regen zu kümmern, strömten die Bergleute – eine graue mißmutige Schar – über das Geleise und gingen dann das Feld hinauf. Morel öffnete seinen Regenschirm und freute sich, als die Tropfen auf ihn niederprasselten.

Über den Weg nach Bestwood stampften naß und grau und schmutzig die Bergleute, aber lebhaft plauderten ihre roten Münder. Auch Morel ging mit einem Trupp, aber er sagte kein Wort. Während er so einherging, runzelte er verdrießlich die Stirn. Viele kehrten im Prince of Wales oder bei Ellen ein. Morel war so verdrießlich, daß ihn nichts reizen konnte; unter den tröpfelnden Bäumen, die über die Parkmauer hingen, durch den Schlamm der Greenhill Lane, stapfte er seinen Weg.

Frau Morel lag zu Bett, lauschte auf den Regen und die Schritte der Bergleute, die von Minton kamen, ihre Stimmen und das Klappern des Tores, als sie über den Zauntritt das Feld hinaufgingen.

«Hinter der Tür der Speisekammer steht etwas Kräuterbier», sagte sie. «Mein Mann trinkt gern ein Glas, wenn er nicht eingekehrt ist.»

Aber er ließ auf sich warten, und da meinte sie, er wäre wohl eingekehrt, besonders weil es regnete. Was kümmerte er sich um sie und das Kind? Sie war jedesmal sehr krank, wenn sie ein Kind zur Welt brachte.

«Was ist es?» fragte sie und war todelend.

«Ein Junge.»

Und das tröstete sie. Der Gedanke, die Mutter von Männern zu sein, wärmte ihr Herz. Sie blickte auf das Kind. Es hatte blaue Augen, viel helles Haar und sah gesund aus. Trotz allem stieg heiße Liebe in ihr auf. Sie nahm das Kind zu sich ins Bett.

Gedankenlos trabte Morel müde und ärgerlich den Gartenpfad hin-

auf. Er schloß den Regenschirm und stellte ihn in den Spülstein; dann schleuderte er seine schweren Schuhe in die Küche. Frau Bower erschien in der inneren Tür.

«Ja», sagte sie, «es geht ihr gar nicht gut. Es ist ein Junge.»

Der Bergmann knurrte irgend etwas, legte den leeren Brotbeutel und die Blechflasche auf die Anrichte, ging in die Spülküche und hängte seinen Rock auf; dann kam er wieder und ließ sich in seinen Sessel fallen.

«Haben Sie was zu trinken?» fragte er.

Die Frau ging in die Speisekammer. Man hörte das Knallen eines Korkens. Widerwillig stellte sie den Krug vor Morel auf den Tisch. Er trank, atmete tief, wischte mit dem Ende des Halstuchs über den dichten Schnurrbart, trank, atmete wieder schwer und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Die Frau hatte keine Lust, ihn nochmal anzureden. Sie stellte ihm das Essen hin und ging hinauf.

«War das mein Mann?» fragte Frau Morel.

«Ich habe ihm sein Essen gegeben», erwiderte Frau Bower.

Als er eine Zeitlang mit aufgelegten Armen am Tisch gesessen hatte — es ärgerte ihn, daß Frau Bower für ihn kein Tischtuch aufgelegt und ihm einen kleinen Teller statt eines großen Eßtellers gegeben hatte —, fing er an zu essen. Daß es seiner Frau nicht gut ging, daß er noch einen Jungen bekommen hatte, kümmerte ihn im Augenblick wenig. Er war zu müde; er wollte essen, er wollte die Arme auf den Tisch legen und ruhig dasitzen; die Anwesenheit von Frau Bower störte ihn. Auch das kleine Feuer gefiel ihm nicht.

Als er gegessen hatte, blieb er noch zwanzig Minuten sitzen; dann sorgte er erst mal für ein tüchtiges Feuer. Widerwillig ging er auf Strümpfen hinauf. Es kostete ihn in diesem Augenblick Überwindung, seine Frau zu sehen, und er war so müde. Sein Gesicht war schwarz und schweißbeschmiert. Sein Wams war wieder trocken, hatte den Schmutz eingesogen. Er hatte ein schmutziges, wollenes Halstuch um. So stand er am Fuße des Bettes.

«Na, wie geht's denn?» fragte er.

«Es wird schon werden», antwortete sie.

«Hm!»

Er wußte nicht, was er sonst noch sagen sollte. Er war müde, und dieses Reden war ihm so lästig, und er wußte kaum, wo er war. «Ein Junge, sagst du?» stammelte er. Sie schlug die Decke zurück und zeigte das Kind.

«Gott segne ihn!» murmelte er. Da mußte sie lachen; seine Worte klangen so gezwungen — sollten wohl väterliche Rührung verraten und die empfand er nicht.

«Geh jetzt!» sagte sie.

«Ja, das will ich, Frau», antwortete er und wandte sich zum Gehen.

Als sie ihn wegschickte, hätte er sie gern geküßt, aber er wagte es nicht. Auch sie wünschte halb, daß er sie küßte, konnte es aber nicht über sich bringen, es ihn merken zu lassen. Sie atmete wieder freier, als er aus dem Zimmer war, einen leichten Geruch von Grubenschmutz hinter sich lassend.

Jeden Tag besuchte der kongregationistische Geistliche Frau Morel. Herr Heaton war jung und sehr arm. Bei der Geburt des ersten Kindes war seine Frau gestorben, und er lebte allein im Pfarrhaus. Er war Cambridger Bachelor of Arts, war sehr scheu und kein guter Prediger. Frau Morel mochte ihn gern, und er vertraute ihr ganz. Als sie wieder gesund war, sprach er stundenlang mit ihr. Er wurde der Pate des Kindes.

Manchmal blieb der Prediger zum Tee bei Frau Morel. Dann deckte sie frühzeitig den Tisch, holte ihre besten Tassen mit dem schmalen grünen Ränd̈chen und hoffte immer, Morel würde nicht zu bald nach Hause kommen; wenn er heute ausblieb und ein Glas trank, sie würde ihm daraus keinen Vorwurf machen. Zweimal mußte sie täglich Mittagessen kochen, denn sie war der Ansicht, daß Kinder ihre Hauptmahlzeit zu Mittag haben müßten, und Morel aß erst um fünf Uhr. Während Frau Morel den Teig für den Pudding anrührte oder Kartoffeln schälte, mußte Herr Heaton das kleine Kind halten. Die ganze Zeit ließ er sie nicht aus den Augen und sprach über seine nächste Predigt. Seine Gedanken waren seltsam und phantastisch. Ihre kluge Besonnenheit brachte ihn wieder auf die Erde zurück. Sie sprachen über die Hochzeit zu Kana.

«Wenn er zu Kana das Wasser in Wein verwandelte», sagte er, «so ist dies ein Sinnbild dafür, daß das gewöhnliche Leben, selbst das Blut des verheirateten Mannes und der Frau, das vorher wie das Wasser vom Geist nicht gefüllt war, jetzt mit dem Geist gefüllt und wie Wein wurde; denn zieht die Liebe ein, ändert sich die ganze geistige Verfassung eines Menschen, füllt sich mit dem Heiligen Geist, und auch seine körperliche Gestalt ändert sich in etwas.»

Frau Morel dachte bei sich: ‹Der arme Kerl! Seine junge Frau ist tot; deshalb wandelt er seine Liebe in den Heiligen Geist.›

Sie hatten die erste Tasse Tee halb getrunken, als sie das Schlurren von Grubenstiefeln hörten.

«Lieber Gott!» rief Frau Morel unwillkürlich.

Der Geistliche machte ein ängstliches Gesicht. Morel trat ein. Er war ziemlich verdrießlich. Er nickte dem Geistlichen zu, der aufstand, um ihm die Hand zu reichen, ein ‹Wie geht's› zu.

«Nein», sagte Morel und zeigte auf seine Hand. «Besehen Sie sich die mal! So 'ne Hand drücken Sie sicher nicht gerne. Ist zuviel vom Haueisen und Schaufeldreck dran.» Der Geistliche errötete verlegen und setzte sich wieder. Frau Morel stand auf, trug den dampfenden

Kessel hinaus. Morel zog den Rock aus, schob den Sessel an den Tisch und setzte sich schwer nieder.

«Sind Sie müde?» fragte der Geistliche.

«Müde? Das bin ich», erwiderte Morel. «So 'ne Müdigkeit, wie ich sie in den Knochen habe, kennen Sie gar nicht.»

«Nein», erwiderte der Geistliche.

«Na, gucken Sie mal hier!» sagte der Bergmann und zeigte auf die Schulter seines Unterhemds. «Sie ist jetzt schon wieder ein bißchen trocken, ist aber noch so naß von Schweiß wie ein Aufwaschtuch. Fühlen Sie nur mal!»

«Du lieber Gott», rief Frau Morel. «Herr Heaton hat doch kein Verlangen danach, dein widerliches Hemd zu befühlen.»

Der Geistliche hob zögernd die Hand.

«Na, vielleicht haste recht», sagte Morel, «aber das hab ich alles ausgeschwitzt, ob Sie's nun glauben wollen oder nicht. Und jeden Tag ist mein Hemd patschnaß. Hast du nicht was zu trinken, Frau, für einen Mann, der halb verdurstet aus der Grube kommt?»

«Du weißt doch, daß du alles Bier getrunken hast», sagte Frau Morel und goß ihm Tee ein.

«Da konntste doch wohl neues besorgen.» Er wandte sich wieder an den Geistlichen: «Bei all dem Staub in der Grube wird man wie gebacken, wie verkleistert, und da muß man was trinken, wenn man nach Hause kommt.»

«Gewiß», sagte der Geistliche.

«Aber zehn gegen eins, nie ist was da.»

«Hier ist Wasser – hier ist auch Tee», sagte Frau Morel.

«Wasser! Mit Wasser kann man sich die Kehle nicht schmieren.»

Er goß Tee in die Untertasse, pustete hinein und schlürfte ihn durch seinen großen schwarzen Schnurrbart; dann seufzte er. Wieder goß er die Untertasse voll, stellte die Tasse auf den Tisch.

«Mein Tischtuch!» sagte Frau Morel und stellte sie auf einen Teller.

«Wenn man so müde nach Hause kommt wie ich, denkt man an kein Tischtuch», sagte Morel.

«Leider!» sagte seine Frau höhnisch.

Im Zimmer roch es nach Fleisch, Gemüse und Grubenkleidung. Er beugte sich zu dem Geistlichen hin, schob den großen Schnurrbart vor, in dem schwarzen Gesicht leuchtete rot der Mund. «Herr Heaton», sagte er, «ein Mann, der den ganzen Tag unten in der Grube gewesen ist, den ganzen Tag in den Kohlen herumgehackt hat, die viel härter sind als die Wand da . . .»

«Fang nur nicht an zu jammern!» fiel Frau Morel ein.

Sie haßte ihren Mann, weil er, sobald er einen Zuhörer hatte, anfing zu jammern und bemitleidet werden wollte. William, der da saß und das kleine Kind verwahrte, haßte ihn, wie jeder echte Junge, weil

sein Gefühl so unecht war, weil er die Mutter so dumm behandelte. Annie hatte ihn nie leiden mögen; sie ging ihm einfach aus dem Wege.

Als der Geistliche gegangen war, besah Frau Morel ihr Tischtuch.

«Eine schöne Schweinerei!» sagte sie.

«Glaubst du denn, ich säße mit herunterbaumelnden Armen da, weil du einen Pastor zum Tee bei dir hast?» schrie er.

Sie waren beide verdrießlich, aber sie sagten nichts. Das kleine Kind fing an zu schreien, und Frau Morel, die einen Topf vom Herd nahm, stieß Annie aus Versehen an den Kopf, worauf das Mädchen zu weinen anfing und Morel sie anbrüllte. Inmitten dieses Höllenlärms sah William auf den großen gerahmten Spruch über dem Kamin und las laut: «Gott segne unser Heim!» Frau Morel, die versuchte, das kleine Kind zu beruhigen, sprang auf, rannte hin zu ihm, haute ihn hinter die Ohren und sagte: «Misch du dich auch noch rein!» Und dann setzte sie sich und lachte, daß ihr die Tränen über die Backen rollten, während William gegen den Stuhl trat, auf dem er gesessen hatte, und Morel knurrte: «Möchte mal wissen, was dabei zu lachen ist.»

Eines Abends, es war gleich nach dem Besuch des Pfarrers, konnte sie es nach einem neuen Auftritt mit ihrem Mann im Hause nicht mehr aushalten; sie nahm Annie und das kleine Kind und ging hinaus. Morel hatte William getreten; das würde ihm die Mutter nie verzeihen.

Sie ging über die Schafbrücke und ein Stück Wiese nach dem Kricketplatz. Die Wiesen bildeten gleichsam eine Fläche reifen Abendlichtes, in das das Flüstern des fernen Mühlgerinnes drang. Sie setzte sich auf eine Bank unter den Erlen auf dem Kricketplatz und sah in den Abend. Vor ihr lag eben und weit wie der Spiegel eines Lichtmeeres der große grüne Kricketplatz. Kinder spielten in dem bläulichen Schatten des Geräteschuppens. Hoch oben zogen viele Krähen krächzend heim durch den leichtbewegten Himmel. In weitem Bogen ließen sie sich herab in das goldene Glühen, flogen jetzt dichter zusammen, krächzten, drehten sich wie schwarze Flecken in einem langsamen Strudel über einer Baumgruppe, die auf der Wiese einen dunklen Buckel bildete.

Ein paar Herren übten, und Frau Morel hörte den Schlag gegen die Kugel, und plötzlich ertönten Männerstimmen; sie sah weiße Männergestalten schweigsam über das Grün ziehen, über dem schon tiefe Schatten schwelten. Auf dem Gehöft in der Ferne war eine Seite der Heuhaufen beleuchtet, die andern Seiten waren blaugrau. Ein Wagen mit Garben schwankte klein durch das vergehende gelbe Licht.

Die Sonne ging unter. War der Abend klar, flammten die Hügel von Derbyshire im roten Sonnenuntergang. Frau Morel beobachtete, wie die Sonne aus dem leuchtenden Himmel herabsank; sein oberer Teil war dann blumenblau, im Westen aber wurde er rot, als hätte sich alles Feuer dorthin zusammengezogen, während das Himmelsgewölbe

jetzt in fleckenlosem Blau erstrahlte. Einen Augenblick lang leuchteten die Beeren der Ebereschen jenseits des Feldes wie Feuer aus den dunklen Blättern. In einer Ecke des Brachfeldes standen wie lebendig ein paar Garbenhaufen; sie meinte, sie verneigten sich; vielleicht würde ihr Sohn ein Joseph. Im Osten, gegenüber dem Scharlach des Westens, flutete das Spiegelbild des Sonnenunterganges. Die großen Heuhaufen auf dem Hang des Hügels, die in das Licht ragten, wurden kalt.

Für Frau Morel war es einer jener stillen Augenblicke, in denen die kleinen Sorgen schwinden und die Schönheit der Dinge plötzlich zum Vorschein kommt, und sie hatte den Frieden und die Kraft, sich selbst zu sehen. Dann und wann schoß eine Schwalbe dicht an ihr vorbei. Immer wieder kam Annie mit einer Handvoll Erlenfrüchten zu ihr. Das kleine Kind auf den Knien seiner Mutter war unruhig und griff mit den Händen ins Licht.

Frau Morel sah auf das Kind herab. Wegen ihrer Gefühle ihrem Mann gegenüber hatte sie Angst vor diesem Kinde gehabt wie vor einer Katastrophe. Und jetzt empfand sie dem Kinde gegenüber ganz seltsam. Ihr war das Herz so schwer, fast als wäre das Kind nicht gesund oder mißgestalt. Und doch schien es ganz gesund. Aber sie bemerkte das seltsame Stirnrunzeln des Kindes, die seltsame Schwere seiner Augen, als versuche es, etwas zu verstehen, das wehtat. Wenn sie in des Kindes dunkle, brütende Augen sah, wurde ihr das Herz unendlich schwer. «Er sieht aus, als dächte er über etwas nach, ganz sorgenvoll sieht er aus», sagte Frau Kirk.

Als die Mutter jetzt auf ihn herabblickte, wurde das schwere Gefühl in ihrem Herzen plötzlich leidenschaftlicher Kummer. Sie beugte sich über ihn, und ein paar Tränen fielen schnell aus ihren Augen. Das Kind hob die Finger.

«Mein Schäfchen», weinte sie sanft.

Und in diesem Augenblick fühlte sie tief in ihrer Seele, daß sie und ihr Mann schuldig waren.

Das Kind sah zu ihr auf. Es hatte blaue Augen wie sie, aber ihr Blick war schwer, starr, als wäre ihm etwas sichtbar geworden, das seine Seele getroffen hatte.

In ihren Armen lag das zarte Kind. Seine tiefen, blauen Augen, die sie immer starr ansahen, schienen ihre innersten Gedanken aus ihr zu zerren. Sie liebte ihren Mann nicht mehr; sie hatte dieses Kind nicht gewollt, und nun lag es in ihren Armen und riß an ihrem Herzen. Sie hatte ein Gefühl, als wäre die Nabelschnur, die seinen schwachen, kleinen Körper mit dem ihren verband, noch nicht zerschnitten. Eine Woge heißer Liebe zu dem Kinde strömte über sie. Sie drückte es an ihr Gesicht und ihre Brust. Mit aller Kraft, aus ganzer Seele, wollte sie wieder gutmachen, daß sie es ungeliebt gebar. Jetzt, da es da war,

wollte sie es um so mehr lieben, es in ihrer Liebe tragen. Seine klaren, wissenden Augen quälten sie, sie hatte Angst vor ihnen. Wußte es alles über sie? Hatte es alles belauscht, als es unter ihrem Herzen lag? Lag ein Vorwurf in seinem Blick? Vor Angst und Qual verging ihr fast das Mark in den Knochen. Wieder sah sie in das rote Sonnenglühen auf dem Rande des gegenüberliegenden Hügels. Plötzlich hob sie den Kleinen hoch.

«Sieh!» sagte sie. «Sieh, mein Liebling!»

Fast wie erlöst warf sie das Kind gleichsam in die rote, bebende Sonne. Sie sah, wie er die kleinen Fäuste hob. Dann legte sie ihn wieder an die Brust, schämte sich fast ihrer Regung, ihn wieder dorthin zurückzugeben, woher er gekommen war.

«Was wird aus ihm werden, was wird er werden, wenn er am Leben bleibt?» dachte sie.

Schlimme Sorge bedrückte ihr Herz.

«Ich will ihn Paul nennen», sagte sie plötzlich; warum, wußte sie nicht.

Kurz darauf ging sie nach Hause. Ein feiner Schatten schwebte über der tiefgrünen Wiese, verdunkelte alles. Niemand war, wie sie erwartet hatte, zu Hause. Gegen zehn kam Morel, und dieser Tag wenigstens endete friedlich.

Um diese Zeit war Walter Morel ungeheuer reizbar. Seine Arbeit schien ihn auszumergeln. Wenn er nach Hause kam, sprach er zu keinem ein freundliches Wort. War das Feuer niedergebrannt, schimpfte er; er knurrte über das Essen; plauderten die Kinder, schrie er sie so an, daß ihrer Mutter das Blut kochte und die Kinder ihn haßten.

Am Freitag war er um elf noch nicht zu Hause. Der Kleine war nicht wohl und unruhig, schrie, sobald er hingelegt wurde. Frau Morel, die todmüde und immer noch schwach war, hatte sich kaum noch in der Gewalt.

«Ich wollte, der Kerl käme endlich», sagte sie müde.

Schließlich schlief das Kind in ihren Armen ein. Sie war zu müde, ihn in die Wiege zu bringen.

«Ich will kein Wort sagen, einerlei, wann er nach Hause kommt», sagte sie. «Das regt mich nur so auf; ich will nichts sagen; aber wenn er nur irgend etwas tut, geht mir doch die Galle über», fügte sie hinzu.

Als sie ihn kommen hörte, seufzte sie auf, als wäre es etwas, was sie nicht ertragen könnte. Er hatte sich gerächt, war fast betrunken. Als er eintrat, blickte sie herab auf das Kind, wollte ihn nicht sehen. Wie glühender Blitz durchfuhr es sie, als er im Vorbeigehen gegen die Anrichte torkelte, daß das Zinngeschirr wackelte, und nach den weißen Topfknöpfen griff, um sich zu halten. Er hängte Hut und Rock auf, kam zurück, blieb stehen, starrte sie an, die sich immer noch über das Kind beugte.

«Ist etwas zu essen im Hause?» fragte er frech, als spräche er zu einer Dienstmagd. In seiner Trunkenheit sprach er manchmal geziert und zimperlich wie ein Städter. Dann haßte Frau Morel ihn am meisten.

«Weißt ja, was im Hause ist», sagte sie so kalt, daß es unpersönlich klang. Ohne eine Muskel zu bewegen, stand er da, starrte sie an.

«Ich habe höflich gefragt und erwarte eine höfliche Antwort», sagte er geziert.

«Und die hast du bekommen», sagte sie, ohne sich um ihn zu kümmern.

Wieder starrte er sie finster an. Dann kam er torkelnd näher. Mit der einen Hand stützte er sich auf den Tisch, mit der andern riß er an der Tischschublade; er suchte ein Messer, mit dem er sich Brot abschneiden wollte. Die Schublade rührte sich nicht, weil er von der Seite zog. Wütend riß er so stark, daß sie herausflog und Gabeln, Löffel, Messer und hundert metallische Dinge auf den Steinboden prasselten. Das Kind zuckte zusammen.

«Was machst du da, du plumper, besoffener Narr?» rief die Mutter.

«Hättest mir das Ding selbst rausholen können. Hättest ja aufstehen können und deinen Mann bedienen, wie andere Weiber das auch tun.»

«Dich bedienen — dich bedienen?» schrie sie. «So sehe ich grade aus!»

«Warte, ich bring's dir schon bei. Mich bedienen, ja, mich sollst du bedienen...»

«Nie. Lieber bediene ich einen Hund.»

«Was — was?»

Er versuchte, die Lade wieder einzuschieben. Bei ihren letzten Worten hatte er sich umgewandt. Sein Gesicht war rot, seine Augen blutunterlaufen. Drohend sah er sie eine stille Sekunde lang an.

«Pah!» sagte sie rasch und verächtlich.

In seiner Wut riß er an der Schublade. Sie fiel, schlug hart gegen sein Schienbein; da warf er sie in seiner Wut nach ihr.

Als die flache Schublade krachend gegen den Herd flog, traf eine der Ecken sie an der Stirn über dem Auge. Sie wankte, fiel fast betäubt vom Stuhl. Müde war sie bis in die tiefste Seele; fest drückte sie das Kind an die Brust. Ein paar Augenblicke verstrichen; dann rafft sie sich zusammen, kam wieder zu sich. Das Kind jammerte. Reichlich floß das Blut aus ihrer linken Augenbraue. Während sie schwindlig auf das Kind niederblickte, sickerten ein paar Blutstropfen in seinen weißen Schal; aber das Kind war wenigstens nicht getroffen. Sie hob den Kopf, wollte ihr Gleichgewicht wiederfinden, da floß ihr das Blut ins Auge.

Walter Morel hatte sich nicht vom Fleck gerührt; mit der einen

Hand stützte er sich auf den Tisch, sein Gesicht war ausdruckslos. Als er sein Gleichgewicht einigermaßen wiedergefunden hatte, ging er schwankend zu ihr, hielt sich an der Lehne ihres Schaukelstuhls, warf sie fast um; dann beugte er sich über sie und sagte, immer noch schwankend, verwundert und teilnahmsvoll: «Hab ich dich getroffen?»

Wieder torkelte er, als wolle er auf das Kind fallen. Er hatte über dem, was da geschehen war, sein Gleichgewicht vollständig verloren.

«Geh!» sagte sie, gegen eine Ohnmacht ankämpfend.

Er stieß auf. «Laß – laß doch mal sehen!» sagte er und stieß wieder auf.

«Geh!» schrie sie.

«Laß, laß doch mal sehen, Frau!»

Sie roch seinen Alkoholatem, fühlte das ungleichmäßige Rucken seiner unsicheren Hand an der Lehne ihres Schaukelstuhls.

«Geh!» sagte sie und stieß ihn schwach fort.

Schwankend stand er da, starrte sie an. Sie raffte ihre letzte Kraft zusammen, stand auf, hielt das Kind auf einem Arm. Mit harter Willenskraft ging sie wie im Schlafe in die Spülküche, wo sie das Auge eine Minute mit kaltem Wasser kühlte; aber sie war zu schwindlig. Sie fürchtete, sie könnte ohnmächtig werden, und kehrte wieder in ihren Schaukelstuhl zurück; sie zitterte am ganzen Leibe. Unwillkürlich hielt sie das Kind fester.

Nach vielen vergeblichen Versuchen war es Morel gelungen, die Schublade wieder in den Tisch zu schieben; er lag jetzt auf den Knien, suchte mit steifen Händen die umherliegenden Löffel zusammen. Immer noch blutete die Wunde. Jetzt stand Morel auf und kam mit vorgestrecktem Kopf auf sie zu.

«Ist's schlimm, Frau?» fragte er unglücklich, demütig.

«Siehst du ja wohl», antwortete sie.

Er beugte sich vor, stützte sich auf die Hände, die seine Beine grade über den Knien faßten. Er kniff die Augen zusammen, besah sich die Wunde. Sie wich vor dem nahen Gesicht mit dem großen Schnurrbart zurück, wandte ihr Gesicht ab, soweit sie nur konnte. Kalt und gefühllos war sie, wie Stein, ihr Mund war fest geschlossen. Als er sie so sah, befiel Schwäche und Hoffnungslosigkeit seine Seele. Düster wandte er sich um, als er sah, wie aus der Wunde des abgewandten Gesichts ein Blutstropfen in des Kindes dünnes, glänzendes Haar fiel. Wie gebannt sah er den schweren, dunklen Tropfen in der glänzenden Wolke hängen, wie er den feinen Haarschleier zerdrückte. Wieder fiel jetzt ein Tropfen. Der würde durchsickern auf die Kopfhaut des Kindes. Er sah gebannt hin, fühlte, wie er versickerte; da brach seine Männlichkeit zusammen.

«Was ist los mit dem Kinde», war alles, was seine Frau zu ihm sag-

te. Ihre leise eindringliche Stimme ließ ihn den Kopf noch tiefer senken. Da sagte sie weicher: «Hol mir aus der mittleren Schublade etwas Wattel»

Ganz gehorsam torkelte er davon, kam gleich wieder mit einem Bausch, den sie erst vor dem Feuer etwas ansengte und dann auf die Stirne legte, während sie mit dem Kind auf dem Schoß dasaß. «Jetzt noch das saubere Grubenhalstuch!»

Wieder durchsuchte und durchstöberte er die Schublade, kam dann mit einem roten, schmalen Halstuch. Sie nahm es und begann, es sich mit zitternden Händen um den Kopf zu binden. «Ich will's dir schon umbinden», sagte er demütig.

«Kann ich selbst», erwiderte sie. Als sie damit fertig war, ging sie hinauf, sagte zu ihm, er solle das Feuer zudecken und die Tür abschließen.

Am nächsten Morgen erzählte Frau Morel: «Ich habe mich an der Klinke des Kohlenschuppens gestoßen, als ich im Dunkeln ein Schüreisen suchte; der Wind hatte die Kerze ausgeblasen.»

Ihre beiden kleinen Kinder sahen sie mit großen, bestürzten Augen an. Sie sagten nichts, aber ihre geöffneten Lippen schienen der ihnen unbewußten Tragödie, die sie fühlten, Ausdruck zu verleihen.

Walter Morel lag am nächsten Tag fast bis Mittag im Bett. Er dachte nicht an den Vorfall vom Abend vorher. Er dachte auch sonst kaum an etwas, hieran aber wollte er nicht denken. Er lag da und litt wie ein mürrischer Hund. Sich selbst hatte er am wehesten getan; und seine Qual war um so schwerer, als er ihr gegenüber nie ein Wort über diese seine Qual sagen würde. Er versuchte, sich von alldem zu befreien. ‹Es war ihre eigene Schuld›, sagte er sich. Aber trotzdem strafte ihn sein Gewissen, und diese Strafe fraß sich in seine Seele wie Rost, und nur wenn er trank, war sie leichter zu ertragen.

Er hatte ein Gefühl, als brächte er von sich aus nicht die Kraft auf, aufzustehen oder ein Wort zu sagen oder sich zu bewegen, als könne er immer nur daliegen wie ein Klotz. Außerdem hatte er schlimme Kopfschmerzen. Es war Samstag. Gegen Mittag stand er auf, schnitt sich in der Speisekammer etwas zu essen ab, aß mit gesenktem Kopf, zog dann seine Stiefel an und ging aus, um gegen drei leicht angetrunken und wie erlöst zurückzukommen; dann legte er sich gleich wieder zu Bett. Um sechs Uhr abends stand er wieder auf, trank Tee und ging gleich wieder aus.

Am Sonntag war es genauso: Bett bis Mittag, ‹Palmerston Arms› bis 2.30, Mittagessen, Bett; er sprach kaum ein Wort. Als Frau Morel gegen vier Uhr hinaufging, um ihre Sonntagskleider anzuziehen, schlief er fest. Sie hätte Mitleid mit ihm gehabt, hätte er nur einmal gesagt: ‹Frau, es tut mir leid.› Aber nein; er blieb dabei, daß sie an allem schuld war. Und dadurch zerbrach er sich selbst. Sie kümmerte

sich einfach nicht mehr um ihn. Nicht zu überwindende Wut stand zwischen ihnen, und sie war die Stärkere.

Die Familie saß beim Tee. Sonntag war der einzige Tag, an dem die Familie gemeinsam die Mahlzeiten einnahm.

«Will Vater denn nicht aufstehen?» fragte William.

«Laß ihn nur liegen!» erwiderte die Mutter.

Man fühlte den ganzen Jammer im Hause. Die Kinder atmeten die vergiftete Luft und wurden traurig. Sie waren wie verzweifelt, wußten nicht, was sie tun, was sie spielen sollten.

Sobald Morel aufwachte, stand er auf. Das war sein Leben lang bezeichnend für ihn. Er war ganz Tätigkeit. Die schwächende zweitägige Untätigkeit erstickte ihn.

Gegen sechs Uhr kam er herunter. Diesmal trat er ohne Zögern ein, er wich nicht mehr aus, er war wieder hart geworden. Was seine Familie dachte oder fühlte, war ihm ganz einerlei.

Das Teegeschirr stand auf dem Tisch. William las laut aus dem ‹Child's Own› vor, Annie hörte zu und fragte immer wieder: «Warum?» Beide Kinder verstummten, als sie den Vater auf Strümpfen herunterkommen hörten, und krochen zusammen, als er eintrat. Und doch war er meist nachsichtig gegen sie. Morel schlang sein Essen hinunter. Er aß und trank geräuschvoller, als nötig war. Keiner sprach mit ihm. Das Familienleben erlosch und verstummte, wenn er eintrat. Aber er machte sich nun nichts mehr aus seiner Entfremdung. Kaum hatte er seinen Tee getrunken, als er schnell aufstand und hinausging. Diese Schnelle, diese Hast wegzukommen, taten Frau Morel besonders weh. Als sie ihn munter in dem kalten Wasser plantschen hörte, als sie das schnelle Kratzen des Stahlkammes am Rand der Waschschüssel vernahm, wenn er das Haar anfeuchtete, schloß sie vor Abscheu die Augen. Wenn er sich bückte und die Schuhe zuschnürte, war etwas Gemeines in seiner Bewegung, das ihn von den Seinen trennte, die zurückhaltend und aufmerksam waren. Immer wich er dem Kampf selbst aus. Selbst im tiefsten Innern seines Herzens entschuldigte er sich und sagte: ‹Hätte sie das und das nicht gesagt, wäre es nie geschehen. Jetzt hat sie, was sie wollte.› Verschüchtert warteten die Kinder, bis er fertig war. Wenn er endlich das Haus verließ, atmeten sie wie erlöst auf.

Er schloß die Tür hinter sich und war froh. Es war ein regnerischer Abend. Im ‹Palmerston› war es dann um so gemütlicher. Während er vorwärts eilte, genoß er schon alle Freuden, die ihn erwarteten. Die nassen Schieferdächer der ‹Bottoms› leuchteten schwarz. Die Wege, die immer von Kohlenstaub schwarz waren, bedeckte schwärzlicher Schlamm. Er eilte vorwärts. Die Fenster im ‹Palmerston› waren beschlagen. Der Flur war voll nasser Fußspuren. Aber die Luft war warm, wenn auch schlecht, und voll Stimmenlärm und Geruch nach

Bier und Tabakrauch. «Was soll's sein, Walter?» rief eine Stimme, als Morel in der Tür erschien.

«Jim, Junge, wo kommst du denn her?»

Die Männer rückten zusammen und empfingen ihn herzlich. Er war froh. In einer Minute waren Verantwortungsgefühl, Scham, Sorgen versunken, und durch nichts beschwert konnte er einen lustigen Abend genießen.

Am folgenden Mittwoch hatte Morel keinen Pfennig mehr. Er hatte Angst vor seiner Frau. Er hatte sie verletzt und haßte sie jetzt. Er wußte nicht, wie er den Abend totschlagen sollte, denn er hatte nicht einmal zwei Pence, mit denen er ins ‹Palmerston› gehen konnte, wo er schon ziemlich tief in der Kreide steckte. Während seine Frau mit dem Kinde im Garten war, durchsuchte er die obere Schublade der Anrichte, in der sie ihre Börse verwahrte, fand sie und sah hinein. Sie enthielt eine halbe Krone, zwei halbe Pennies und einen Sixpence. Er nahm das Sixpence-Stück, legte die Börse wieder sorgfältig an ihren Platz zurück und ging.

Als sie am nächsten Tage den Gemüsehändler bezahlen wollte, suchte sie in ihrer Börse das Sixpence-Stück, und das Herz fiel ihr in die Schuhe. Sie setzte sich und dachte nach: ‹Hatte ich ein Sixpence-Stück? Ich hab's doch nicht ausgegeben oder doch? Ich hab's doch auch nirgendwo liegenlassen?›

Sie wurde ganz aufgeregt. Überall suchte sie das Geldstück. Und während sie suchte, wurde es ihr gewiß, daß ihr Mann es gestohlen hatte. Was sie in der Börse hatte, war ihr ganzes Geld. Daß er es ihr stahl, das konnte sie nicht verwinden. Schon zweimal hatte er das getan. Das erste Mal hatte sie nichts gesagt, und am Ende der Woche hatte er den Schilling wieder in ihre Börse getan. So erfuhr sie, daß er der Dieb gewesen war. Das zweite Mal hatte er es nicht zurückgegeben.

Diesmal, das fühlte sie, war es zuviel. Als er gegessen hatte — an diesem Tage kam er früh nach Hause — sagte sie kalt zu ihm: «Hast du mir gestern abend den Sixpence aus der Börse genommen?»

«Ich?» sagte er und sah sie beleidigt an. «Nein, ich nicht. Habe deine Börse überhaupt nicht gesehen.»

Aber sie sah wohl, daß er log. «Nun, du weißt ganz genau, daß du es doch getan hast», sagte sie ruhig.

«Ich sage dir doch, daß ich es nicht getan habe», schrie er. «Fängste schon wieder an? Ich hab's satt.»

«Du stiehlst mir also einen Sixpence aus der Börse, während ich die Wäsche abnehme.»

«Das sollst du mir büßen», sagte er und stieß verzweifelt den Stuhl zurück. Er kramte umher, wusch sich und ging dann entschlossen hinauf. Kurz darauf kam er angezogen und mit einem großen Bündel in einem blaugewürfelten, großen Tuch wieder herunter.

«Und jetzt», sagte er, «siehste mich sobald nicht wieder.»

«Eher als mir lieb ist», erwiderte sie.

Er verließ mit seinem Bündel das Haus. Leicht zitternd setzte sie sich; Verachtung füllte ihr Herz. Was sollte sie anfangen, wenn er auf eine andere Grube ging, Arbeit fand und mit einer anderen Frau zusammenzog? Aber sie kannte ihn zu gut – das konnte er nicht. Sie war seiner so sicher wie des Todes. Trotzdem zernagte etwas ihr Herz.

«Wo ist Papa?» fragte William, als er aus der Schule kam.

«Er sagt, er wolle von uns weg», erwiderte die Mutter.

«Und wohin?»

«Das weiß ich nicht. Er hat seine Sachen in das blaue Tuch gebunden und sagt, er käme nie wieder.»

«Was sollen wir denn anfangen?» weinte der Junge.

«Mach dir nur keine Sorge, er kommt nicht weit.»

«Wenn er aber nun nicht wiederkommt», jammerte Annie.

Und sie und William zogen sich auf das Sofa zurück und weinten. Frau Morel aber blieb sitzen und lachte.

«Dummköpfe», rief sie. «Ehe die Nacht rum ist, ist er wieder da.»

Aber die Kinder waren untröstlich. Es fing an zu dämmern. Vor lauter Müdigkeit wurde Frau Morel ängstlich. Etwas in ihr sagte, es wäre eine Erlösung, wenn sie ihn nie wiedersähe, auf der andern Seite war da aber doch die Sorge wegen der Kinder, und in ihrem Innern konnte sie ihn jetzt noch nicht gehen lassen. Im Grunde aber wußte sie genau, daß er nicht wegkonnte.

Als sie nach dem Kohlenschuppen am Ende des Gartens ging, stieß sie an etwas hinter der Tür. Sie sah nach. Im Dunkeln lag dort das große, blaue Bündel. Sie setzte sich auf ein Stück Kohle vor das Bündel und lachte. Und jedesmal, wenn ihr Blick auf das Bündel fiel, das so fett und doch so schimpflich in der dunklen Ecke versteckt lag, von dessen Knoten die Zipfel wie schlappe Ohren herunterhingen, lachte sie wieder. Sie war erleichtert.

Frau Morel saß in der Küche und wartete. Er hatte kein Geld, das wußte sie; wenn er irgendwo einkehrte, machte er Schulden. Sie war seiner überdrüssig. Er hatte nicht einmal den Mut, sein Bündel über den Hof zu tragen. Während sie ihren Gedanken nachging, öffnete er gegen acht Uhr die Tür und schlich verdrießlich herein. Sie sagte kein Wort. Er zog den Rock aus, schlich an seinen Sessel und fing an, seine Stiefel auszuziehen. «Ehe du die Schuhe ausziehst, solltest du doch dein Bündel holen», sagte sie ruhig.

«Kannst deinem Schöpfer danken, daß ich heute abend wiedergekommen bin», sagte er und sah sie verdrießlich, doch mit dem Wunsch, auf sie Eindruck zu machen, von unten her an.

«Wohin wärst du denn wohl gegangen? Wagst es ja nicht einmal, dein Bündel über den Hof zu tragen.»

Er sah so töricht aus, daß sie nicht einmal ärgerlich auf ihn war. Er zog sich weiter die Stiefel aus und machte sich zum Zubettgehen fertig.

«Ich weiß nicht, was du in deinem blauen Tuch hast», sagte sie. «Wenn du es draußen liegen läßt, finden es morgen die Kinder.»

Da stand er auf und ging hinaus, kam gleich wieder, ging mit abgewandtem Gesicht durch die Küche und lief die Treppe hinauf. Als Frau Morel ihn mit seinem Bündel durch die innere Tür schleichen sah, lachte sie vor sich hin; aber ihr Herz war voll Bitterkeit, denn sie hatte ihn geliebt.

3

Bruch mit Morel. William wird ins Herz geschlossen

Während der nächsten Wochen war Morels Laune fast unerträglich. Wie alle Bergleute liebte er Arzneien sehr, für die er seltsamerweise oft Geld übrig hatte.

«Hol mir doch mal ein bißchen Vitriolelixier!» sagte er. «Ist doch seltsam, daß wir nie einen Tropfen im Hause haben.»

Frau Morel kaufte für ihn also Vitriolelixier, seine Lieblingsarznei. Er selbst braute sich einen Krug Wermuttee. In der Bodenkammer hingen dicke Bündel getrockneter Kräuter: Wermut, Raute, Andorn, Erlenblüten, Ohmkraut, Eibisch, Eisenkraut, Löwenzahn und Tausendgüldenkraut. Meist stand auf dem Herd ein Krug mit dem einen oder anderen Aufguß, von dem er reichlich trank.

«Großartig», sagte er und schnalzte nach einem Schluck Wermut mit den Lippen. «Großartig.» Und er redete den Kindern zu, doch mal zu versuchen.

«Ist viel besser als eure Tee- oder Kakaobrühe», versicherte er. Doch sie waren nicht dazu zu bewegen.

Aber diesmal wollten weder die Pillen, noch das Vitriol, noch all seine Kräuter gegen den ‹scheußlichen Schmerz im Kopf› helfen. Er erkrankte an Gehirnentzündung. Seit er damals auf seinem Ausflug mit Jerry nach Nottingham auf dem Erdboden geschlafen hatte, hatte er sich nie wieder ganz wohl gefühlt. Seit damals hatte er getrunken und gewütet. Jetzt wurde er ernstlich krank, und Frau Morel mußte ihn pflegen. Er war der denkbar ungeduldigste Patient. Aber trotz allem, auch abgesehen davon, daß er der Ernährer war, wünschte sie ihm doch nie so recht den Tod. Immer noch lebte etwas in ihr, das sich an ihn klammerte.

Die Nachbarn waren sehr gut zu ihr: die einen holten manchmal die Kinder zum Essen, die andern erledigten ihre Arbeiten unten

oder sorgten den ganzen Tag für das kleine Kind. Aber es war doch eine große Anstrengung für sie. Denn nicht jeden Tag halfen die Nachbarn. Dann mußte sie den Mann und das Kind versorgen, reinmachen und kochen, alles allein tun. Sie war vollständig erschöpft, tat aber doch, was von ihr verlangt wurde.

Mit dem Geld kam sie grade aus. Von ihren Vereinen bekam sie wöchentlich siebzehn Schilling, und von Barker und einem anderen Kameraden ihres Mannes erhielt sie jeden Freitag einen Teil des Gewinns aus dem Stollen. Die Nachbarn brachten ihr Suppe und Eier und ähnliche Krankenkost. Hätten nicht alle Frau Morel in dieser Zeit so edelmütig geholfen, wäre sie nie durchgekommen, ohne Schulden zu machen, die sie gänzlich auf den Hund gebracht hätten.

Die Wochen vergingen. Fast gegen alle Hoffnung erholte sich Morel. Er hatte eine gute Natur, und als er einmal auf dem Wege der Besserung war, war er auch bald wieder gesund. Bald kramte er wieder unten herum. Während der Krankheit hatte seine Frau ihn etwas verwöhnt. Das sollte nun so weitergehen. Oft hob er die Hand an den Kopf, ließ die Mundwinkel hängen und täuschte Schmerzen vor, die er nicht hatte. Aber sie ließ sich nicht täuschen. Zuerst lächelte sie nur vor sich hin. Dann schalt sie ihn scharf. «Lieber Gott, Mann, sei doch nicht so pimpelig!»

Das verletzte ihn leicht, aber immer noch heuchelte er Schmerzen.

«Stellst dich an wie ein kleines Kind», sagte seine Frau kurz.

Dann war er empört und fluchte vor sich hin wie ein Junge. Aber so zwang sie ihn, seinen weinerlichen Ton aufzugeben, wieder zu sprechen wie sonst.

Trotz dieser kleinen Zwischenfälle herrschte eine Zeitlang Frieden im Haus. Frau Morel hatte größere Nachsicht mit ihm, und er, der fast wie ein Kind von ihr abhängig war, fühlte sich ganz glücklich. Sie beide wußten nicht, daß ihre größere Nachsicht in ihrer abnehmenden Liebe zu ihm wurzelte. Bisher war er trotz allem ihr Gatte und ihr Mann gewesen. Mehr oder weniger hatte sie empfunden, daß er das, was er sich tat, auch ihr tat. Ihr Leben war von ihm abhängig. Viele, viele Stufen kannte dies Verebben ihrer Liebe, die immer mehr versank.

Seit der Geburt des dritten Kindes wandte sich ihr Selbst ihm nicht länger hilflos zu, erreichte ihn nicht mehr, wie eine sich wenig hebende Flutwelle. Jetzt sehnte sie sich kaum mehr nach ihm. Und in dieser Entfernung von ihm empfand sie ihn nicht mehr so sehr als Teil ihrer selbst, sondern nur als Teil ihrer Lebensbedingungen, und deshalb war es ihr ziemlich gleichgültig, was er tat, deshalb kümmerte sie sich nicht mehr um ihn.

Es war die Rast, die Sehnsucht des Jahres nach seinem Ende, die wie der Herbst ist im Leben eines Menschen. Innerlich war seine

Frau, wenn auch mit leichtem Bedauern, so doch endgültig fertig mit ihm; sie hatte ihn abgeschüttelt, fand nunmehr Liebe und Leben in ihren Kindern. Er war jetzt mehr oder weniger nur noch eine leere Schale. Und wie so viele Männer, die ihren Platz den Kindern überlassen, schickte er sich halb darein.

Während seiner Genesung, als in Wirklichkeit schon alles aus war zwischen ihnen, bemühten sich beide, die alte Verbundenheit der ersten Monate ihrer Ehe wieder aufleben zu lassen. Er saß zu Hause, und wenn die Kinder zu Bett waren und sie nähte – sie nähte alles mit der Hand, nähte alle Hemden und Kinderkleider selbst – las er ihr aus der Zeitung vor, sprach die Worte langsam und vorsichtig aus, wie jemand, der Scheiben wirft. Oft trieb sie ihn an, sagte den Satz, ehe er ihn zu Ende gelesen hatte. Und dann nahm er ihre Worte demütig hin. Das Schweigen zwischen ihnen war sonderbar. Man hörte das schnelle, leichte Geräusch ihrer Nadel und den schwachen Knall seiner Lippen, wenn er den Rauch ausstieß, die Wärme, das Zischen an den Eisenstangen, wenn er ins Feuer spuckte. Dann wandten sich ihre Gedanken William zu. Er war nun schon ein großer Junge. Schon war er der erste in der Klasse, und der Lehrer sagte, er wäre der tüchtigste Junge der ganzen Schule. Sie sah ihn als Mann, jung und kräftig, sah, wie er für sie neuen Glanz in die Welt brachte.

Und Morel saß da, ganz allein, und hatte nichts, an das er denken konnte, fühlte sich unbehaglich. Seine Seele tastete blind nach ihr und empfand, daß sie nicht mehr da war. Er war wurzellos, ruhelos. Bald konnte er in dieser Umgebung nicht mehr leben, und doch liebte er seine Frau. Beide fühlten sich bedrückt, wenn sie kurze Zeit allein waren. Dann ging er zu Bett, und sie setzte sich hin, genoß ihr Alleinsein, arbeitete, dachte, lebte.

Sie erwartete wieder ein Kind; es war die Frucht dieses kurzen Friedens und der Zärtlichkeit zwischen den sich trennenden Eltern. Paul war siebzehn Monate alt, als das Kind geboren wurde. Paul war jetzt ein dickes, blasses, ruhiges Kind, mit schweren, blauen Augen, das immer noch so sonderbar die Brauen leicht runzelte. Das jüngste Kind war wieder ein hellhaariger, hübscher Junge.

Die neue Schwangerschaft, die neue Kosten mit sich brachte, hatte Frau Morel sehr bedrückt, noch mehr aber bedrückte es sie, daß sie ihren Mann nicht mehr liebte. Das Kind selbst erwartete sie voller Freude.

Sie nannten es Arthur. Es war sehr hübsch, hatte einen Schopf goldener Locken und liebte von Anfang an seinen Vater. Frau Morel freute sich, daß dieses Kind den Vater liebte. Wenn das Kind die Schritte des Bergmanns vernahm, hob es die Arme und krähte vor Freude. Und wenn Morel gut gelaunt war, antwortete er gleich, rief herzlich und weich: «Was denn, mein Kerlchen! Bin ja gleich bei dir.»

Und sobald er seinen Grubenrock ausgezogen hatte, legte Frau Morel eine Schürze um das Kind und gab es seinem Vater.

«Wie der Junge nur wieder aussieht!» rief sie oft, wenn sie ihm das Kind wieder abnahm, dessen Gesicht von des Vaters Küssen und Spiel beschmutzt war. Dann lachte Morel fröhlich. «Ist ein kleiner Bergmann, das gute Schäfchen», rief er.

Und das waren jetzt die glücklichsten Augenblicke ihres Lebens, wenn durch die Kinder auch der Vater wieder seinen Platz in ihrem Herzen fand. Unterdessen wurde William größer und stärker und tätiger, während Paul, der immer ziemlich zart und ruhig war, schmächtiger wurde und seiner Mutter wie ihr Schatten folgte. Er beschäftigte sich, hatte für alles Interesse, war aber manchmal sehr niedergeschlagen. Dann fand die Mutter den drei- oder vierjährigen Knaben auf dem Sofa sitzen und weinen. «Was ist denn los?» fragte sie und erhielt keine Antwort. «Was ist denn los?» fragte sie noch einmal und wurde ärgerlich.

«Ich weiß es nicht», schluchzte das Kind.

Dann versuchte sie, ihm seinen Kummer auszureden oder ihn zu erfreuen, aber es gelang ihr nicht. Das machte sie ganz ratlos. Dann sprang der immer reizbare Vater vom Stuhl auf und schrie: «Wenn der nicht bald ruhig ist, haue ich ihn, bis er es ist.»

«Das tust du nicht», sagte die Mutter kalt. Und sie trug das Kind in den Hof, setzte es in seinen kleinen Stuhl und sagte: «Nun brüll weiter, du Unglückswurm!»

Und dann fesselte vielleicht ein Schmetterling auf den Rhabarberblättern seine Aufmerksamkeit, oder er schrie sich in den Schlaf. Diese Anfälle waren nicht häufig, aber sie warfen doch einen Schatten in Frau Morels Herz, und sie behandelte Paul anders als die andern Kinder.

Als sie eines Morgens die Straße der ‹Bottoms› hinuntersah und nach dem Mann mit der Bierhefe Ausschau hielt, hörte sie eine Stimme, die sie rief. Es war die dünne, kleine Frau Anthony in dem braunen Samtkleid. «Frau Morel, ich muß Ihnen mal was von Ihrem Willy erzählen.» «So?» erwiderte Frau Morel. «Was gibt's denn?»

«Ein Junge, der einen andern packt und ihm die Kleider vom Leibe reißt, der muß mal 'ne Tracht Prügel haben.»

«Ihr Alfred ist doch so alt wie mein William», sagte Frau Morel.

«Vielleicht, aber deshalb braucht er den Jungen doch nicht beim Kragen zu packen und ihm den glatt abreißen.»

«Nun», sagte Frau Morel, «ich schlage meine Kinder nicht, und wenn ich es täte, müßte ich doch erst mal hören, wie sie die Geschichte erzählen.»

«Sie wären vielleicht besser, wenn sie mal ordentlich was hinten drauf bekämen», entgegnete Frau Anthony. «Wenn einer einem andern Jungen den Kragen so einfach absichtlich abreißt...»

«Absichtlich hat er das sicher nicht getan», sagte Frau Morel.

«Dann lüge ich also!» schrie Frau Anthony.

Frau Morel ging weg und schloß das Tor. Ihre Hand, in der sie den Krug mit der Bärme hielt, bebte.

«Na, ich erzähl's Ihrem Mann», schrie Frau Anthony hinter ihr her.

Zu Mittag, als William gegessen hatte und wieder hinaus wollte, er war damals elf Jahre alt, sagte seine Mutter zu ihm: «Weshalb hast du denn dem Alfred Anthony den Kragen abgerissen?»

«Wann denn?»

«Wann, das weiß ich auch nicht, aber seine Mutter hat mir erzählt, daß du es getan hast.»

«Warte mal — das war gestern — und der war ja schon kaputt.»

«Aber du hast ihn noch mehr zerrissen.»

«Ja, aber ich hatte doch eine Glückskastanie, die schon siebzehnmal gewonnen hatte, und der Alfred Anthony sagte:

Adam und Eva und Kneifmich
Badeten einmal im Fluß,
Adam und Eva ertranken,
Wer war gerettet zum Schluß?

Und da sagte ich ‹Kneifdich› und da kniff ich ihn, und da wurde er wütend und nahm mir meine Glückskastanie ab und rannte damit fort. Da lief ich hinter ihm her, und als ich ihn kriegte, da sprang er plötzlich auf die Seite, und dabei ging sein Kragen kaputt. Aber meine Glückskastanie habe ich wieder.»

Er zog eine schwarze alte Roßkastanie, die an einem Bindfaden hing, aus der Tasche. Diese alte Glückskastanie hatte siebzehn andere an ähnlichen Bindfäden getroffen. Deshalb war der Junge so stolz auf seinen ‹alten Freund›.

«Aber», sagte Frau Morel, «du darfst ihm doch nicht den Kragen zerreißen.»

«Ja, Mutter», antwortete er, «das wollte ich ja auch nicht, und dann war es ein alter Gummikragen, und der war schon eingerissen.»

«Sei das nächstemal vorsichtiger!» sagte die Mutter. «Ich würde mich auch ärgern, wenn du mit zerrissenem Kragen nach Hause kämst.»

«Ich mache mir gar nichts draus, Mutter. Ich hab's ja nicht absichtlich getan.»

Der Junge war ziemlich bedrückt, als seine Mutter ihn tadelte.

«Na, schön, sei also vorsichtiger!» William lief hinaus, war froh, freigesprochen zu sein. Und Frau Morel, der jeder Zank mit den Nachbarn verhaßt war, nahm sich vor, Frau Anthony die Sache zu erklären, und damit wäre dann alles erledigt.

Als Morel an diesem Abend von der Grube nach Hause kam, war er sehr verdrießlich. Er blieb in der Küche stehen und sah um sich, sagte einige Minuten lang kein Wort.

Dann fragte er: «Wo ist der Willy?»

«Weswegen?» fragte Frau Morel, die das geahnt hatte.

«Das soll er schon hören, wenn er hier ist», sagte Morel und knallte seine Grubenflasche auf die Anrichte.

«Frau Anthony hat dich wohl abgeschnappt und dir die Geschichte vom Kragen ihres Alfred erzählt?» sagte Frau Morel ziemlich spöttisch.

«Ist ja ganz einerlei, wer mich abgeschnappt hat», sagte Morel. «Wenn ich den Burschen kriege, schlag ich ihm die Knochen kaputt.»

«Zu albern», sagte Frau Morel, «sich von jedem x-beliebigen dummen Weib die Ohren über die eigenen Kinder vollschwatzen zu lassen.»

«Der soll was erleben!» sagte Morel. «Ist mir ganz egal, wessen Junge er ist; der soll mir doch nicht so mir nix, dir nix alles zerreißen und zerfetzen, wie's ihm grade in den Sinn kommt.»

«Zerreißen und zerfetzen!» wiederholte Frau Morel. «Er lief hinter dem Alfred her, der ihm seinen Glückser abgenommen hatte, und kriegte ihn zufällig am Kragen zu packen, weil er nach der Seite abbog —, wie so ein echter Anthony.»

«Weiß ich alles!» brüllte Morel drohend.

«Bevor man es dir noch erzählt hat», erwiderte seine Frau beißend.

«Geht dich 'nen Dreck an», tobte Morel. «Ich weiß von alleine, was ich zu tun habe.»

«Glaube ich kaum», sagte Frau Morel, «wenn so ein Lästermaul dich dazu kriegt, deine eigenen Kinder zu verprügeln.»

«Weiß ich!» wiederholte Morel. Er sagte kein Wort mehr, setzte sich und wühlte sich immer tiefer in seine Wut. Plötzlich kam William hereingelaufen und sagte: «Kann ich Tee haben, Mutter?»

«Kannst noch viel mehr kriegen», schrie Morel.

«Schlag nicht solchen Krach, Mann», sagte Frau Morel, «und mach doch nicht ein so lächerliches Gesicht!»

«Der soll schon ein lächerliches Gesicht machen, wenn ich mit ihm fertig bin», schrie Morel, stand von seinem Stuhl auf und starrte seinen Sohn an.

William war für seine Jahre sehr groß, aber er war sehr empfindlich. Er war blaß geworden und sah seinen Vater entsetzt an. «Geh hinaus!» befahl Frau Morel ihrem Sohn.

William rührte sich nicht.

Plötzlich ballte Morel die Faust, duckte sich. «Ich werde ihm schon das Hinausgehen zeigen», brüllte er wie von Sinnen.

«Was?» schrie Frau Morel und keuchte vor Wut. «Wegen des Geschwätzes von der Person darfst du ihn nicht anrühren!»

«Was darf ich nicht?» brüllte er. «Was darf ich nicht?» Den Knaben anstarrend, stürzte er vor. Frau Morel sprang zwischen sie, hob die Faust. «Wag's nicht!» schrie sie.

«Was!» schrie er und war einen Augenblick verwirrt, «was!»

Sie wandte sich schnell nach dem Jungen um. «Geh raus!» befahl sie wütend.

Als wäre er von ihr hypnotisiert, drehte sich der Knabe plötzlich um, und weg war er. Morel sprang an die Tür, kam aber zu spät. Er kam zurück, war blaß vor Wut unter seinem Grubendreck. Seine Frau war in hellstem Aufruhr. «Wag es nur!» Laut und scharf klang ihre Stimme. «Wag es nur, mein Bürschchen, dieses Kind anzurühren. Das solltest du ewig bereuen.»

Er hatte jetzt Angst vor ihr. In furchtbarer Wut setzte er sich. Als die Kinder alt genug waren, daß sie sich selbst überlassen werden konnten, trat Frau Morel in den Frauenverein ein. Es war ein kleiner Verein für Frauen, die der Konsumvereins-Bewegung anhingen; man traf sich montags abends in dem langen Raum über dem Laden des Bestwooder Konsums. Es wurde erzählt, die Frauen unterhielten sich hier über die Vorteile, die die Konsumvereins-Bewegung mit sich brächte, und andere soziale Fragen. Manchmal hielt Frau Morel einen Vortrag. Es kam den Kindern ganz seltsam vor, zu sehen, wie ihre Mutter, die sonst immer im Hause tätig war, sich hinsetzte und in ihrer schnellen Weise schrieb, nachdachte, in Büchern nachschlug und dann wieder schrieb. Dann empfanden sie vor ihr die allergrößte Hochachtung.

Aber sie liebten den Verein. Er war das einzige, was sie der Mutter gern gönnten, und das teils weil es ihr Freude machte, teils der Vergünstigungen wegen, die für sie dabei abfielen. Von einigen feindlichen Ehemännern, die fanden, daß ihre Frauen zu selbständig wurden, wurde der Verein Klatschladen genannt. Von den Grundsätzen des Vereins aus betrachtet, sahen die Frauen ihren Haushalt und ihre eigenen Lebensbedingungen jetzt mit andern Augen an und erkannten, daß vieles falsch war. Die Bergleute stellten fest, daß ihre Frauen eine neue, eigene Lebensnorm gewannen, die so gar nicht in ihren eigenen Kram paßte. Jeden Montagabend brachte Frau Morel Neuigkeiten mit nach Hause, so daß die Kinder sich freuten, wenn William zu Hause war, denn ihm erzählte die Mutter allerlei.

Als der Junge dreizehn Jahre alt war, besorgte sie ihm eine Stellung im Geschäftszimmer des Konsums. Er war ein sehr kluger Junge, von offenem Wesen, seine Gesichtszüge waren ziemlich grob, aber er hatte blaue Augen wie ein echter Wiking.

«Warum willst du denn so'ne Schreiberseele aus ihm machen?»

fragte Morel. «Er sitzt sich die Hosen durch und verdient nichts dabei. Was soll er denn für den Anfang haben?»

«Das spielt gar keine Rolle», sagte Frau Morel.

«Ich meine aber doch. Laß ihn mit mir in die Grube gehen, da verdient er leicht zehn Schilling wöchentlich für den Anfang. Aber sechs Schilling und sich auf dem Stuhl den Hintern durchsitzen, ist natürlich besser als zehn Schilling mit mir in der Grube, das weiß ich ja.»

«Er kommt nicht in die Grube», sagte Frau Morel. «Und nun Schluß damit.»

«Für mich war's gut genug, für ihn natürlich nicht.»

«Wenn dich deine Mutter mit zwölf Jahren in die Grube schickte, ist das noch lange kein Grund für mich, mit meinem Jungen dasselbe zu tun.»

«Zwölf! Schon viel früher.»

«Und wenn schon», sagte Frau Morel.

Sie war sehr stolz auf ihren Sohn. Er ging in die Abendschule und lernte Stenographie, und als er sechzehn Jahre alt war, war er, bis auf einen, der beste Stenograph und Buchhalter im Ort. Dann unterrichtete er in der Abendschule. Aber er war so ungestüm, daß ihn nur seine Gutmütigkeit und seine Größe schützten.

Alles, was Männer tun – das Anständige –, das tat William. Er konnte laufen wie der Wind. Als er zwölf Jahre alt war, gewann er im Wettlauf den ersten Preis – ein gläsernes Tintenfaß, das wie ein Amboß geformt war. Es stand stolz auf der Anrichte und bereitete Frau Morel viel, viel Freude. Nur ihretwegen lief der Knabe. Atemlos, mit einem ‹Sieh mal, Mutter!›, kam er mit seinem Amboß nach Hause gesaust. Das war der erste wirkliche Tribut an sie. Sie nahm ihn an wie eine Königin. «Wie hübsch!» rief sie.

Dann wurde er ehrgeizig. Alles Geld gab er der Mutter. Als er wöchentlich vierzehn Schilling verdiente, gab sie ihm zwei für ihn zurück, und da er nie trank, fühlte er sich reich. Er verkehrte mit den besseren Leuten in Bestwood. Der erste im Städtchen war der Geistliche. Dann kamen der Bankleiter, die Ärzte, dann die Kaufleute und dann erst die vielen, vielen Bergleute. William verkehrte bald mit den Söhnen des Apothekers, des Lehrers und der Kaufleute. In der Mechanics Hall spielte er Billard. Er ging auch zum Tanz – wenn es seine Mutter auch nicht gerne sah. Was Bestwood bot, genoß er, von dem Sixpence-Tanz unten in der Church Street bis zu Sport und Billard.

Paul unterhielt er mit berauschenden Beschreibungen von allerlei blütengleichen Mädchen, die meist nur wie abgeschnittene Blumen kurze vierzehn Tage in Williams Herz lebten.

Manchmal kam auch eine seiner Flammen auf der Suche nach ihrem fahrenden Ritter ins Haus. Frau Morel fand dann ein fremdes Mädchen an der Tür und wußte gleich, was los war.

«Ist Herr Morel zu Hause?» fragte das Fräulein bittend.

«Mein Mann ist zu Hause», erwiderte Frau Morel.

«Ich – ich meine den jungen Herrn Morel», erwiderte das Mädchen verlegen.

«Welchen? Deren gibt es mehrere.»

Und die Schöne errötete sehr und stammelte.

«Ich – ich traf Herrn Morel – in Ripley», erklärte sie.

«Ach so – beim Tanz.»

«Ja!»

«Von den Mädchen, die mein Sohn beim Tanzen kennenlernt, will ich nichts wissen. Und übrigens ist er auch nicht zu Hause.»

Dann kam er nach Hause, war ärgerlich auf seine Mutter, daß sie das Mädchen so schroff abgewiesen hatte. Er war ein sorgloser, doch eifriger Bursche, der mit langen Schritten einherging, manchmal die Stirn runzelte und die Mütze oft lustig im Nacken trug. Jetzt kam er mit verdrießlichem Gesicht nach Hause. Er warf die Mütze auf das Sofa, legte die Hand um sein starkes Kinn und starrte auf seine Mutter herab. Sie war klein, hatte das Haar straff nach hinten gekämmt, so daß die Stirn frei war. Sie war ruhig und würdevoll und doch voll seltener Wärme. Als sie sah, daß ihr Sohn ärgerlich war, zitterte sie innerlich.

«Hat gestern eine Dame nach mir gefragt?» sagte er.

«Von einer Dame weiß ich nichts. Ein Mädchen war hier.»

«Und warum hast du mir das nicht gesagt?»

«Weil ich das ganz vergessen habe.»

Er wurde ein wenig aufgeregt. «Ein gut aussehendes Mädchen – sah doch aus wie eine Dame?»

«Ich habe sie mir daraufhin nicht angesehen.»

«Große braune Augen?»

«Ich habe sie mir nicht angesehen. Und sage deinen Mädchen, mein Junge, sie sollen, wenn sie hinter dir herlaufen, nicht zu deiner Mutter kommen und sie nach dir fragen. Sag ihnen das, der frechen Bande, die du in der Tanzstunde kennenlernst.»

«Sie war aber doch ein hübsches Mädchen.»

«Das war sie eben nicht.»

Damit endete der kleine Streit. Wegen des Tanzes tobte zwischen Mutter und Sohn ein schwerer Kampf. Ihr Kummer erreichte seinen Höhepunkt, als William erzählte, er wolle nach Hucknall Torkard – einer übel beleumundeten Stadt – auf einen Kostümball. Er wollte als Hochländer gehen. Er könnte sich ein Kostüm leihen, das einer seiner Freunde getragen hätte und das ihm ganz herrlich stünde. Das Hochländerkostüm wurde gebracht. Frau Morel nahm es gleichgültig an und packte es nicht aus.

«Ist mein Kostüm da?» rief William.

«Vorn im Zimmer liegt ein Paket.»

Er eilte hinein und durchschnitt den Bindfaden. «Wie wird dir dein Junge wohl darin gefallen?» sagte er begeistert und zeigte das Kostüm.

«Du weißt, daß ich keinen Wert darauf lege, dich darin zu sehen.»

Als er am Abend, an dem das Fest stattfinden sollte, nach Hause kam, um sich umzukleiden, zog Frau Morel ihren Mantel an und setzte den Hut auf.

«Willst du nicht warten, Mutter, bis ich fertig bin, damit du mich mal siehst?» fragte er.

«Nein, ich will dich in dem Ding nicht sehen», erwiderte sie.

Sie war ziemlich blaß, und ihr Gesicht war hart und kalt. Sie fürchtete, ihr Sohn könne denselben Weg gehen wie sein Vater. Er zögerte einen Augenblick; vor Angst stand ihm das Herz still. Dann sah er die Hochländerkappe mit den Bändern. Freudig nahm er sie in die Hand, und da vergaß er sie. Sie ging hinaus.

Als er neunzehn Jahre alt war, gab er plötzlich seine Stellung beim Konsum auf und nahm eine andere in Nottingham an. In seiner neuen Stellung verdiente er wöchentlich dreißig Schilling statt achtzehn. Das war wirklich eine Verbesserung. Seine Mutter und sein Vater waren sehr stolz. Jeder lobte William. Es sah aus, als würde er schnell vorwärts kommen. Frau Morel hoffte, ihre jüngeren Söhne mit seiner Hilfe weiterzubringen. Annie bereitete sich jetzt auf den Lehrerinnenberuf vor. Auch Paul war sehr tüchtig, kam gut vorwärts, lernte bei seinem Paten, dem Geistlichen, der immer noch mit Frau Morel befreundet war, Französisch und Deutsch. Arthur, ein verzogener und sehr gut aussehender Junge, besuchte die Volksschule, aber es wurde davon gesprochen, er versuche, eine Freistelle auf der höheren Schule in Nottingham zu erhalten.

William blieb ein Jahr in seiner neuen Stellung in Nottingham. Er arbeitete tüchtig und wurde ernst. Etwas schien ihn zu quälen. Immer noch ging er zum Tanz oder zu den Ruderpartien. Er trank nicht. Die Kinder waren alle überzeugte Abstinenzler. Abends kam er sehr spät nach Hause und saß dann noch lange über seinen Büchern. Seine Mutter bat ihn, vernünftiger zu sein, das eine oder andere zu tun.

«Tanze, wenn du tanzen willst, Junge; aber glaube nicht, daß du im Büro arbeiten, dich dann amüsieren und dann hinterher noch studieren kannst. Das kannst du nicht; das hält kein Mensch aus. Tu das eine oder das andere — amüsiere dich oder lerne Latein; aber versuche nicht, beides zu tun.»

Dann erhielt er eine Stellung in London, mit einem Einkommen von hundertzwanzig Pfund im Jahre. Das schien eine fabelhafte Summe. Seine Mutter wußte kaum, ob sie sich freuen oder traurig sein sollte.

«Montag in acht Tagen soll ich in der Lime Street sein, Mutter», rief er mit funkelnden Augen, als er den Brief las. Frau Morel fühlte, wie alles in ihr auf einmal so still wurde. Er las den Brief: Sie wollen, bitte, bis Donnerstag mitteilen, ob Sie annehmen. Mit vorzüglicher Hochachtung...

«Sie wollen mich haben, Mutter, und jährlich hundertzwanzig Pfund, und vorzustellen brauche ich mich nicht einmal. Habe ich dir nicht gesagt, daß ich es schaffte! Denk mal an, ich in London! Und jährlich kann ich dir jetzt zwanzig Pfund geben, Mutter. Wir schwimmen noch im Geld.»

«Sicher, mein Junge», antwortete sie traurig.

Ihm kam gar nicht der Gedanke, daß sein Weggang sie mehr schmerzte, als sein Erfolg sie erfreuen konnte. Je näher der Tag seiner Abreise kam, desto bedrückter, trauriger, verzweifelter wurde sie. Sie liebte ihn so sehr! Mehr noch, sie setzte so große Hoffnung auf ihn. Sie lebte fast durch ihn. Sie tat so gern etwas für ihn: gern stellte sie ihm die Teetasse hin, bügelte seine Kragen, auf die er so stolz war. Sie freute sich, daß er auf seine Kragen so stolz war. Eine Wäscherei gab es nicht. Sie bügelte sie mit ihren kleinen runden Eisen, glättete sie, bis sie von dem Druck ihres Armes glänzten. Jetzt würde sie das nicht mehr für ihn tun. Jetzt ging er davon. Sie hatte ein Gefühl, als verließe er auch ihr Herz, als würde er nicht weiter in ihr leben. Das war ihr Schmerz, ihre Qual. Fast nichts von sich ließ er ihr da.

Einige Tage vor seiner Abreise — er wurde gerade zwanzig — verbrannte er seine Liebesbriefe. Sie hatten an einem Haken oben am Küchenschrank gehangen. Aus einigen hatte er seiner Mutter Stellen vorgelesen. Andere hatte sie sogar selbst gelesen. Aber die meisten waren zu albern. An diesem Samstagmorgen sagte er zu Paul: «Komm, Apostelchen, wir wollen meine Briefe durchgehen. Und die Vögel und die Blumen kriegst du.»

Schon am Freitag hatte Frau Morel ihre Samstagsarbeit erledigt, weil er am Samstag nicht mehr ins Büro ging. Sie buk für ihn einen Reiskuchen, den er sehr gern aß, den sollte er mitnehmen. Er merkte kaum, wie elend ihr zumute war. Er nahm den ersten Brief vom Haken. Er war malvenfarben, in der Ecke waren rote und grüne Disteln. William roch an dem Papier. «Duftet fein! Riech mal!» Und er hielt das Blatt Paul unter die Nase.

«Hm», machte Paul und atmete den Duft ein. «Was ist das? Riech mal, Mutter!»

Seine Mutter beugte ihre schmale, feine Nase auf das Papier. «Ich will den Dreck nicht riechen», sagte sie schnuppernd.

«Der Vater des Mädchens ist so reich wie Krösus», sagte William. «Er hat große Ländereien. Sie sagt Lafayette zu mir, weil ich Fran-

zösisch kann. ‹Du siehst also, daß ich dir verziehen habe› – freut mich, daß sie mir verziehen hat. ‹Heute morgen habe ich Mutter von dir erzählt, und sie würde sich sehr freuen, wenn du Sonntag zum Tee kämst, aber sie muß erst Vater fragen. Ich hoffe zuversichtlich, daß er nichts dagegen hat. Ich schreibe dir noch, ob dicke Luft ist. Wenn du aber...›»

«Schreibe dir noch, ob was...» unterbrach ihn Frau Morel.

«Dicke Luft ist – o ja!»

«Dicke Luft!» wiederholte Frau Morel spöttisch. «Ich dachte, sie wäre so fein erzogen.»

William fühlte ein leichtes Unbehagen, ließ dieses Mädchen, gab Paul die Ecke mit den Disteln. Dann las er weiter vor aus den Briefen; viele Stellen machten der Mutter Spaß, andere betrübten sie, und sie hatte Angst um ihren Sohn.

«Junge», sagte sie, «die sind schlau. Sie wissen, daß sie nur deiner Eitelkeit zu schmeicheln brauchen, und du hängst dich an sie wie ein Hund, dem man den Kopf krault.»

«Ewig können sie das ja nicht, und wenn sie damit fertig sind, laufe ich weg.»

«Aber eines Tages fühlst du die Leine um den Hals, die du nicht mehr abstreifen kannst», antwortete sie.

«Ich nicht! Ich nehm' es mit jeder von ihnen auf, Mutter; die brauchen sich wirklich nichts vorzumachen.»

«Du machst dir leider was vor», sagte sie ruhig.

Bald lag da ein Haufen verknüllter Blätter, alles, was von dem Bündel duftender Briefe übriggeblieben war; Paul aber hatte dreißig oder vierzig nette Bildchen von den Ecken des Briefpapiers – Schwalben und Vergißmeinnicht und Efeuranken. Und William ging nach London und sammelte hier ein neues Bündel.

4

Pauls Jugend

Es sah aus, als würde Paul zart und klein bleiben, wie seine Mutter es war. Sein helles Haar wurde rötlich und dann dunkelbraun; seine Augen waren grau. Er war ein blasses, ruhiges Kind mit Augen, die zu lauschen schienen, und mit dicker, hängender Unterlippe.

Meist wirkte er älter, als er war. Er hatte ein ungeheuer feines Gefühl für das, was andere Menschen, besonders seine Mutter, empfanden; war sie bekümmert, fühlte er es gleich und fand dann keine Ruhe. Immer schien seine Seele auf die ihre zu achten.

Als er älter wurde, wurde er auch kräftiger. Zwischen ihm und Wil-

liam war der Jahresunterschied zu groß, als daß dieser ihn als Kameraden angenommen hätte. So gehörte der kleine Junge zuerst fast ganz der Annie. Sie war ein Wildfang, ein Sausewind, wie die Mutter sie nannte. Aber sie liebte ihren zweiten Bruder sehr. Paul wich Annie nicht von der Seite, teilte ihre Spiele. Wild und übermütig jagte sie umher mit den andern jungen Wildkatzen der ‹Bottoms›. Und immer sauste Paul neben ihr her, erlebte für sich ihren Anteil am Spiel, denn eigenen Anteil hatte er noch nicht an ihm. Er war ruhig und bescheiden. Seine Schwester liebte ihn. Er kümmerte sich anscheinend nur dann um etwas, wenn sie es wollte.

Sie hatte eine große Puppe, auf die sie sehr stolz war, wenn sie sie auch nicht besonders liebte. Sie legte die Puppe zum Schlafen auf das Sofa und deckte sie mit einem Sofaschoner zu. Dann dachte sie nicht mehr an sie. Unterdessen mußte Paul das Herunterspringen von der Sofalehne üben. Und krach, sprang er der zugedeckten Puppe ins Gesicht. Annie sprang auf, fing laut an zu weinen, setzte sich dann und stimmte eine Trauerklage an. Paul blieb ganz ruhig.

«Daß sie da lag, konnte ich nicht sehen, Mutter; konnte ich nicht sehen», wiederholte er immer wieder. Solange Annie wegen der Puppe weinte, saß er hilflos in seinem Kummer da. Aber ihr Kummer verging. Sie verzieh dem Bruder – er war ja so unglücklich. Aber einen oder zwei Tage später war sie entsetzt.

«Wir wollen Arabella opfern», sagte er. «Wir wollen sie verbrennen.» Sie war entsetzt, aber doch wie gebannt. Sie wollte wissen, was der Junge vorhatte. Aus Backsteinen baute er einen Altar, zog einige Hobelspäne aus Arabellas Körper, legte die Wachsstückchen in das eingetretene Gesicht, goß ein wenig Petroleum darüber und steckte das Ganze dann an. Mit böser Genugtuung beobachtete er, wie das Wachs von Arabellas zertretener Stirn schmolz und die Tropfen in die Flamme sickerten. Solange die blöde, große Puppe brannte, freute er sich still. Schließlich stocherte er mit einem Stock in der Asche herum, fischte die geschwärzten Arme und Beine heraus und zermalmte sie zwischen Steinen.

«Das ist die Opferung der Frau Arabella», sagte er. «Und ich freue mich, daß von ihr nichts mehr da ist.»

Annie war innerlich erregt, wenn sie auch nichts sagen konnte. Er schien die Puppe so sehr zu hassen, weil er sie zertreten hatte.

Alle Kinder, aber besonders Paul, waren mit der Mutter gegen den Vater. Morel tobte und trank weiter. Er hatte seine Zeiten, manchmal dauerten sie Monate, in denen er der ganzen Familie das Leben zur Hölle machte. Nie vergaß Paul den Montagabend, als sie aus dem ‹Band of Hope› nach Hause kamen und die Mutter entstellt, mit geschwollenem Auge wiedersahen, der Vater breitbeinig, mit gesenktem Kopf auf dem Kaminteppich stand und William, der grade aus

dem Geschäft gekommen war, den Vater anstarrte. Als die jüngeren Kinder eintraten, herrschte Schweigen, niemand von den älteren sah sich nach ihnen um. William war bleich bis in die Lippen, die Fäuste hatte er geballt. Er wartete, bis die Kinder still waren, die mit Kinderwut und Kinderhaß beobachteten. Dann sagte er: «Du Feigling, wäre ich zu Hause gewesen, du hättest es nicht gewagt.»

Aber Morel kochte. Er sprang auf den Sohn zu. William war größer, aber Morel hatte stärkere Muskeln und war vor Wut wie von Sinnen.

«So?» brüllte er. «Meinste? Meinste? Noch so'ne Töne, mein Freundchen, und ich hau dir die Knochen zusammen. Kannst dich drauf verlassen.»

Morel ging in die Knie und zeigte seine Faust in häßlicher, fast tierischer Weise. William war bleich vor Wut. «Wirklich?» sagte er ruhig und nachdrücklich. «Das wäre dann sicher das letzte Mal.»

Geduckt kam Morel etwas näher, duckte sich tiefer, holte aus zum Schlag mit der Faust. William hielt die Fäuste bereit. Licht kam auf einmal in seine blauen Augen, fast wie ein Lachen war es. Er beobachtete seinen Vater. Noch ein Wort, und der wilde Kampf der beiden Männer hätte begonnen. Paul wünschte es. Blaß saßen die drei Kinder auf dem Sofa.

«Hört auf, ihr beiden!» schrie Frau Morels harte Stimme.

«Für heute abend ist's genug. Und du», sagte sie, sich an den Mann wendend, «besieh dir mal deine Kinder!» Morel sah nach dem Sofa.

«Besieh du sie dir doch, altes Biest!» höhnte er. «Möchte mal wissen, was mich die Kinder angehen! Sind genau so wie du; hast ihnen deine Schliche und Gemeinheiten schön beigebracht, ja, das haste.»

Sie gab keine Antwort. Keiner sprach. Kurz darauf warf er seine Stiefel unter den Tisch und ging zu Bett.

«Warum hast du mich den nicht mal Mores lehren lassen?» sagte William, als sein Vater oben war. «Ich wäre schon mit ihm fertig geworden.»

«Großartig — deinen eigenen Vater», erwiderte sie.

«Vater?» wiederholte William. «Den Kerl soll ich Vater nennen!»

«Er ist es, und deshalb . . .»

«Warum hast du mich den nicht mal Mores lehren lassen? Das war weiter gar nicht so gefährlich.»

«So was!» rief sie. «So weit ist es denn doch noch nicht gekommen.»

«Nein», sagte er, «schon viel weiter. Besieh dich nur! Warum hast du mich ihm keinen Denkzettel geben lassen?»

«Weil ich es nicht ertragen könnte; und nun rede nicht mehr davon!» sagte sie schnell.

Und bekümmert gingen die Kinder schlafen.

Als William älter geworden war, zog die Familie aus den ‹Bottoms› in ein Haus auf dem Abhang des Hügels, von dem aus man das Tal übersehen konnte, das wie eine konvexe Herz- oder Venusmuschel vor ihm lag. Vor dem Hause stand eine große, alte Esche. Der Westwind, der von Derbyshire her fegte, packte das Haus mit voller Gewalt, und dann ächzte der Baum. Das mochte Morel gern.

«Das ist Musik», sagte er. «Das schläfert mich ein.»

Aber Paul, Annie und Arthur haßten es. Für Paul wurde es fast ein spukhaftes Geräusch. Während des ersten Winters im neuen Haus war der Vater unerträglich. Bis acht Uhr abends spielten die Kinder auf der Straße, am Rande des weiten, dunklen Tales. Dann gingen sie zu Bett. Die Mutter saß unten und nähte. Die große Weite vor dem Hause erweckte in den Kindern ein Gefühl von Nacht, ein Gefühl des Schweigens. Dieser Schrecken kroch aus dem Ächzen des Baumes und der Angst wegen des ewigen Streites im Hause. Nachdem Paul eine Zeitlang geschlafen hatte, wachte er auf, hörte Gepolter. Sofort war er hell wach. Dann hörte er das dröhnende Toben seines Vaters, der wieder halb betrunken nach Hause kam, hörte die scharfen Antworten der Mutter, wie der Vater mit der Faust auf den Tisch hieb, und das häßliche Schnarren seiner Stimme, die immer lauter wurde. Und dann versank das alles in dem durchdringenden Ächzen und Schreien der großen, vom Winde gepeitschten Esche. In bangem Schweigen lagen die Kinder im Bett, warteten, daß der Wind nachließe, damit sie hörten, was ihr Vater täte. Vielleicht schlug er die Mutter wieder. Entsetzen, Blutvergießen, haarsträubendes Entsetzen lebte in der Dunkelheit. Wilde Angst krallte sich in ihre Herzen. Immer wilder raste der Wind durch den Baum. Alle Saiten der großen Harfe summten, pfiffen, schrien. Und dann kam das Entsetzen der plötzlichen Stille, der Stille überall, draußen und unten. Was war es? War es die Stille nach Blutvergießen? Was hatte er getan?

Die Kinder rührten sich nicht, atmeten die Dunkelheit. Und endlich hörten sie, wie der Vater seine Stiefel auf den Boden knallte und auf Strümpfen hinauf tappte. Immer noch lauschten sie. Und endlich, wenn es der Wind erlaubte, hörten sie, wie das Wasser aus dem Hahn in den Kessel trommelte, den die Mutter für morgen füllte; und jetzt konnten sie ruhig weiterschlafen.

Am Morgen waren sie glücklich, glücklich, sehr glücklich, und abends spielten und tanzten sie in der Dunkelheit um die einsame Laterne. Aber in ihren Herzen lebte immer eine kleine Angst, und Dunkelheit brannte in ihren Augen, und das war ihr eigentliches Leben.

Paul haßte seinen Vater. Als Knabe hatte er einen eigenen glühenden Glauben.

«Mach doch, daß er nicht mehr trinkt», betete er jeden Abend. «Lieber Gott, laß den Vater doch sterben», betete er sehr oft. «Laß

ihn nicht in der Grube zu Tode kommen», betete er, wenn der Vater nach dem Tee nicht von der Arbeit nach Hause kam. Auch dann litten alle unendlich. Die Kinder kamen aus der Schule und tranken ihren Tee. Auf dem Herde summte der große schwarze Kessel, der Topf mit Morels Essen stand im Ofen. Man erwartete ihn um fünf Uhr. Aber seit Monaten kehrte er jeden Abend, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, erst ein.

An den Winterabenden, wenn es kalt war und früh dunkel wurde, stellte Frau Morel einen Kerzenleuchter aus Messing auf den Tisch, steckte eine Talgkerze an, um Gas zu sparen. Die Kinder aßen ihr Butter- oder Schmalzbrot und wollten dann draußen spielen. Aber wenn Morel nicht da war, zögerten sie. Der Gedanke, daß er in all dem Grubenschmutz da saß und trank, nach der langen Arbeit nicht nach Hause kam, um zu essen und sich zu waschen, sondern sich den leeren Magen voll Bier goß und betrunken wurde, machte Frau Morel fast rasend. Ihre Aufregung teilte sich den Kindern mit. Sie litt nie mehr allein: die Kinder litten mit ihr.

Paul ging mit den andern hinaus zum Spiel. In der großen, dämmrigen Mulde brannten kleine Lichterhaufen, wo die Gruben waren. Ein paar verspätete Bergleute kamen müde über den finsteren Feldweg. Der Lampenanzünder kam vorbei. Es kamen keine Bergleute mehr. Dunkelheit lag über dem Tal; die Arbeit war zu Ende. Es war Nacht.

Dann lief Paul ängstlich in die Küche. Auf dem Tisch brannte immer noch die eine Kerze, rot glühte das große Feuer. Frau Morel saß allein. Auf dem Herde dampfte der Kessel; auf dem Tisch stand wartend das Eßgeschirr. Der ganze Raum war voll Erwartung, Erwartung des Mannes, der in seinem Grubendreck, ohne gegessen zu haben, ungefähr eine Meile von zu Hause, irgendwo in der Dunkelheit saß und trank, bis er voll war. Paul blieb in der Tür stehen.

«Ist Papa da?» fragte er.

«Siehst doch, daß er nicht da ist», sagte Frau Morel ärgerlich über die unnütze Frage. Dann kramte er in der Nähe der Mutter herum. Beide quälte die gleiche Angst. Jetzt ging Frau Morel hinaus und goß die Kartoffeln ab. «Die sind verdorben und schwarz», sagte sie; «aber mir soll's einerlei sein.»

Es wurden nicht viel Worte gesprochen. Paul haßte seine Mutter fast, weil sie darunter litt, daß sein Vater nicht von der Arbeit nach Hause kam. «Warum quälst du dich denn so?» fragte er. «Wenn er einkehren und sich betrinken will, laß ihn doch!»

«Laß ihn doch!» blitzte Frau Morel. «Du hast gut reden: Laß ihn doch!»

Sie wußte, daß der Mann, der auf dem Heimwege von der Arbeit einkehrt, auf dem besten Wege ist, sich und sein Heim zugrunde zu

richten. Die Kinder waren noch klein und von dem Ernährer abhängig. William war für sie ein Trost, in ihm hatte sie schließlich jemanden, an den sie sich halten konnte, wenn Morel versagte. Deshalb war an den Abenden, an denen man auf Morel wartete, die Spannung aber doch immer die gleiche.

Die Minuten verrannen. Um sechs Uhr lag das Tischtuch noch auf dem Tisch, immer noch wartete das Abendessen, immer noch füllten Angst und Erwartung das Zimmer. Der Junge konnte es nicht länger aushalten. Er konnte nicht hinausgehen, konnte nicht spielen. Er lief zu Frau Inger, die im übernächsten Hause wohnte, die sollte ihm was erzählen. Sie hatte keine Kinder. Ihr Mann war gut zu ihr, er arbeitete in einem Laden und kam erst spät nach Hause. Wenn sie den Jungen an der Tür stehen sah, rief sie: «Komm rein, Paul!»

Die beiden plauderten einige Zeit, dann stand der Junge plötzlich auf und sagte: «Ich muß jetzt gehen und mal sehen, ob ich für Mutter nicht was besorgen muß.»

Er tat ganz vergnügt und sagte seiner Freundin nichts von dem, was ihn quälte. Dann lief er wieder ins Haus.

Morel kam jetzt immer verdrießlich und haßerfüllt nach Hause. «Das ist so die richtige Zeit, nach Hause zu kommen», sagte Frau Morel.

«Geht dich gar nichts an, wann ich nach Hause komme», brüllte er.

Und jeder im Hause war still, weil er gefährlich war. Er schlang sein Essen gemein hinunter, und wenn er fertig war, schob er alles Geschirr auf einen Haufen zusammen, damit er die Arme auf den Tisch legen konnte, dann schlief er ein.

Paul haßte dann seinen Vater. Des Bergmanns kleiner, gemeiner Kopf mit dem schwarzen, leicht angegrauten Haar lag auf den bloßen Armen, und das schmutzige, gerötete Gesicht mit der fleischigen Nase und den schmalen, dünnen Brauen lag auf der Seite, schlief vor Bier, Müdigkeit und schlechter Laune. Wenn jemand plötzlich hereinkam oder ein Geräusch gemacht wurde, blickte der Mann auf und schrie: «Ich hau dir gleich einen mit der Faust auf den Kopf, wenn der Krach nicht gleich aufhört, verstanden?»

Das letzte Wort, das er gewöhnlich Annie zubrüllte, ließ die Familie vor Haß gegen den Mann erbeben.

Er wurde von allen Familienangelegenheiten ausgeschlossen. Niemand erzählte ihm etwas. Waren die Kinder mit der Mutter allein, erzählten sie ihr alles, was sich den Tag über ereignet hatte, alles. Alles wurde für sie erst Wirklichkeit, wenn die Mutter darum wußte. Kaum trat der Vater ins Zimmer, hörte alles auf. Als wäre er der Hemmkeil in dem glatten, glücklichen Ablauf des häuslichen Lebens. Und er merkte wohl, wie alles bei seinem Eintritt in Schweigen verfiel, wie alles Leben sich gegen ihn abschloß, wie unwillkommen er

war. Aber nun war alles schon zu weit, als daß es noch hätte anders werden können.

Wie hätte er sich gefreut, wenn seine Kinder mit ihm gesprochen hätten, aber sie konnten es nicht. Manchmal sagte Frau Morel: «Das solltet ihr eurem Vater erzählen.»

Paul gewann einen Preis im Wettbewerb einer Kinderzeitung. Alle freuten sich sehr.

«Nun erzähle das mal dem Vater, wenn er nach Hause kommt», sagte Frau Morel. «Du weißt doch, daß er immer sagt, ihm würde nichts erzählt.»

«Gut», sagte Paul. Aber er wünschte fast, er hätte den Preis nicht gewonnen, dann brauchte er es jetzt nicht dem Vater zu erzählen.

«Ich habe einen Preis in einem Wettbewerb gewonnen, Papa», sagte er.

Morel wandte sich zu ihm. «So, mein Junge? Was für ein Wettbewerb war es denn?»

«Oh, nichts – über berühmte Frauen.»

«Und wie hoch ist denn der Preis, den du bekommen hast?»

«Es ist ein Buch.»

«Sieh mal einer an!»

«Über Vögel.»

«Hm-Hm.»

Und das war alles. Zwischen dem Vater und jemandem von der Familie war eine Unterhaltung einfach unmöglich. Er war ein Ausgestoßener. Er hatte den Gott in sich verleugnet. Nur wenn er arbeitete und bei seiner Arbeit glücklich war, wurde er wieder in das Leben der Seinen aufgenommen. Manchmal flickte er abends die Schuhe oder besserte den Kessel oder seine Grubenflasche aus. Dann brauchte er immer mehrere Helfer, und die Kinder taten es gern. Sie verbanden sich mit ihm in der Arbeit, in der augenblicklichen Tätigkeit, wenn er wieder er selbst war. Er war ein guter Arbeiter, war geschickt, und wenn er guter Laune war, sang er immer. Er hatte ganze Zeiten, Monate, fast Jahre der Reizbarkeit und schlechten Laune. Dann war er manchmal wieder lustig. Es sah hübsch aus, wenn er mit einem Stück rotglühenden Eisens in die Spülküche lief und dabei rief: «Platz da, Platz da!»

Dann hämmerte er das weiche, rotglühende Eisen auf dem Schneidereisen und gab ihm die gewünschte Form. Oder er saß einen Augenblick ganz versunken bei der Lötarbeit. Dann beobachteten die Kinder mit Freude, wie das Metall plötzlich schmolz und vor die Nase des Lötkolbens geschoben wurde, während es im ganzen Zimmer nach verbranntem Harz und heißem Zinn roch und Morel eine Minute lang still und gespannt dasaß. Beim Ausbessern der Schuhe sang er immer zum fröhlichen Takt des Hammers. Und er war ganz glücklich, wenn

er große Flicken auf seine Grubenhose aus Moleskin setzte, was er oft tat, denn sie war seiner Ansicht nach zu schmutzig und der Stoff zu hart, als daß seine Frau sie hätte flicken können. Aber das Schönste für die Kinder war, wenn er Lunten machte. Aus der Bodenkammer holte Morel ein Bündel langer, heiler Weizenhalme. Diese säuberte er mit der Hand, bis jeder glänzte wie ein Goldstab; dann zerschnitt er die Halme in ungefähr sechs Zoll lange Stücke, wobei er es nach Möglichkeit so einrichtete, daß am Ende eines jeden Stückes ein Knoten war. Er hatte immer ein wunderbar scharfes Messer, mit dem er einen Strohhalm glatt durchschnitt, ohne daß er spliß. Dann schüttete er mitten auf den Tisch einen Haufen Schießpulver, einen kleinen Haufen schwarzer Körner auf den weißgescheuerten Tisch. Er schnitt und putzte die Halme, während Paul und Annie sie füllten und verschlossen. Paul sah gern, wie die schwarzen Körner durch eine Falte in seiner Hand in die Öffnung des Halmes liefen, lustig tiefer rutschten, bis der Halm gefüllt war. Dann verschloß er die Öffnung mit einem bißchen Seife, die er von einem Stück auf einer Untertasse mit dem Daumennagel abschabte, und dann war der Halm fertig.

«Sieh mal, Papa!» sagte er.

«So ist's recht, mein Söhnchen», erwiderte Morel, der besonders seinem zweiten Sohn gegenüber mit Zärtlichkeiten nicht kargte. Paul steckte die Lunte in die blecherne Pulverschachtel. Am nächsten Morgen nahm Morel sie dann mit in die Grube und brachte mit ihr einen Sprengschuß zur Entzündung, der die Kohle auseinanderriß.

Unterdessen lehnte sich Arthur, der seinen Vater immer noch gern mochte, auf die Armlehne von Morels Stuhl und sagte:

«Erzähl uns doch was aus der Grube, Papa!»

Und das tat Morel gern. «Also, wir haben da unten ein kleines Pferd, und das heißt Taffy», fing er meistens an. «Und das ist ein ganz Gerissener.» Es klang so warm, wenn Morel seine Geschichten erzählte. Man fühlte ordentlich Taffys Gerissenheit. «Es ist ein Brauner», fuhr er fort, «und nicht sehr groß. Der kommt dann in den Stollen geklappert, und dann hört man ihn auf einmal niesen. ‹Na, Taffy›, sagen wir dann, ‹was hast du denn zu niesen? Haste 'ne Prise genommen?› Und dann niest er wieder. Dann kommt er langsam ran und legt einem ganz zutraulich den Kopf auf die Schulter. ‹Was willste denn, Taffy?› fragen wir.»

«Und was will er denn?» fragte Arthur jedesmal.

«Ein bißchen Tabak will er, mein Herzchen.»

Diese Geschichte von Taffy war endlos, und jeder hörte sie gern. Manchmal erzählte er auch eine neue Geschichte. «Und was glaubste, mein Liebling? Als ich zur Frühstückszeit meinen Rock anziehen wollte, was läuft mir da über den Arm rauf — eine Maus. ‹He, du da oben›, rufe ich. Und grade kriegte ich sie noch beim Schwanz zu packen.»

«Und hast du sie tot gemacht?»

«Natürlich, weil sie so schädlich sind. Da unten wimmelt's von den Biestern.»

«Und wovon leben die denn?»

«Von dem Hafer, den die Pferde verstreuen, und dann kriechen sie einem in die Tasche und fressen das Frühstück auf, wenn man sie in Ruhe läßt, ganz einerlei, wohin man seinen Rock hängt – die kriechenden, knabbernden, schädlichen kleinen Biester, die sie sind.»

So glückliche Abende gab es aber nur dann, wenn Morel irgendwelche Arbeit hatte. Und dann ging er immer sehr früh zu Bett, oft vor den Kindern. Wenn er den Kessel geflickt und die Überschriften der Zeitungen flüchtig gelesen hatte, hielt ihn ja nichts mehr im Kreise seiner Familie. Ein Gefühl der Sicherheit überkam die Kinder, wenn der Vater zu Bett war. Plaudernd lagen sie noch in ihren Betten, fuhren auf, wenn plötzlich Lichtschein über die Decke kroch. Er kam von den schwingenden Lampen, die die Bergleute trugen, die draußen mit schweren Schritten vorbeigingen, zur Neun-Uhr-Schicht. Sie lauschten auf die Stimmen der Männer, stellten sich vor, wie sie in das dunkle Tal hinuntertauchten. Manchmal gingen sie an das Fenster, beobachteten, wie die drei oder vier Lampen immer kleiner wurden, über die dunklen Felder schwangen. Dann war es eine Freude, wieder ins Bett zu kriechen, sich in dessen Wärme zusammenzukuscheln.

Paul war ziemlich zart, litt viel an Bronchitis. Die andern Kinder waren ganz gesund; deshalb waren die Gefühle der Mutter ihm gegenüber anders.

Eines Tages kam er gegen Mittag nach Hause und fühlte sich elend. Aber bei den Morels wurden nie viel Umstände gemacht.

«Was hast du denn wieder?» fragte die Mutter scharf.

«Nichts», antwortete er. Aber er aß nichts zu Mittag.

«Wenn du nichts ißt, kommst du auch nicht zur Schule», sagte sie.

«Warum nicht?» fragte er.

«Darum nicht.»

Nach dem Essen legte er sich aufs Sofa, auf die warmen Kattunkissen, die die Kinder so gern hatten. Dann verfiel er in eine Art Halbschlaf. An diesem Nachmittag bügelte Frau Morel. Während der Arbeit lauschte sie auf den leicht rasselnden Atem des Jungen. Wieder erwachte in ihrem Herzen das alte, fast düstere Gefühl ihm gegenüber. Sie hatte nie erwartet, daß er am Leben bliebe. Und doch war sein junger Körper voll großer Lebenskraft. Vielleicht wäre es eine leichte Erlösung für sie gewesen, wenn er gestorben wäre. Immer lebte irgendwie Angst in ihrer Liebe zu ihm.

In seinem Halbschlaf hörte er undeutlich das Klappern des Eisens auf dem Ständer, das schwache Brausen auf dem Bügelbrett. Dann

wurde er wach, öffnete die Augen und sah seine Mutter auf dem Kaminteppich stehen und das heiße Eisen nahe an die Backe halten, als lausche sie auf die Hitze. Als er ihr stilles Gesicht mit dem durch Leid, Enttäuschung und Selbstverleugnung fest geschlossenen Mund, die ein ganz klein wenig schiefe Nase und ihre blauen, schnellen, so jungen und warmen Augen sah, krampfte sich sein Herz vor heißer Liebe zusammen.

Wenn sie so ruhig war, sah sie tapfer und lebensfroh aus, und doch fühlte man, daß sie nie zu ihrem Rechte gekommen war. Und dieses Gefühl, das von ihr ausging, daß sie um die Erfüllung ihres Lebens immer betrogen war, tat dem Knaben unendlich weh: die Unfähigkeit, dies alles wieder gutzumachen, schmerzte ihn im Gefühle seiner Ohnmacht, machte ihn aber innerlich ungeheuer verbissen. Das war sein kindliches Ziel.

Sie spuckte auf das Eisen, und ein Speichelkügelchen sprang, raste über die dunkle, glänzende Oberfläche. Dann kniete sie nieder, rieb das Eisen an der Sacktuchunterseite des Kaminteppichs gründlich ab. Im rötlichen Lichte des Feuers war sie so warm. Paul sah gern, wie sie sich niederkauerte und den Kopf auf eine Seite legte. Ihre Bewegungen waren leicht und schnell. Es war immer ein Vergnügen, sie zu beobachten. Alles, was sie tat, jede ihrer Bewegungen fand die Zustimmung ihrer Kinder. Das Zimmer war warm und roch nach heißem Leinen. Später kam dann der Geistliche und plauderte leise mit ihr.

Paul mußte ins Bett. Er hatte wieder einmal Bronchitis. Er machte sich nicht viel daraus. Wie's kam, war's gut, und alles Sichauflehnen hatte keinen Zweck. Er liebte die Abende nach acht Uhr, wenn das Licht ausgemacht wurde und er beobachten konnte, wie die Feuerflammen durch die Dunkelheit der Wände und der Decke huschten; wie die großen Schatten hin und her wogten und wankten, bis das Zimmer voll schien von stumm kämpfenden Männern.

Wenn der Vater schlafen ging, kam er immer erst in das Krankenzimmer. Er war immer sehr freundlich, wenn jemand krank war. Aber es störte die Umgebung, in der der Junge lebte.

«Schläfste, mein Junge?» fragte Morel leise.

«Nein; kommt die Mutter denn nicht?»

«Sie legt eben noch die Wäsche zusammen. Willste was?»

«Nein. Aber wie lange dauert es denn noch, bis sie kommt?»

«Nicht lange, mein Herzchen.»

Einen oder zwei Augenblicke stand der Vater unschlüssig auf dem Kaminteppich. Er fühlte, daß er seinem Sohn nicht willkommen war. Dann ging er an den Treppenkopf und sagte zu seiner Frau: «Das Kind verlangt nach dir; dauert's noch lange?»

«Bis ich fertig bin, du lieber Gott! Sag ihm, er soll schon mal schlafen.»

«Du sollst schon mal schlafen», sagte der Vater freundlich zu Paul.

«Sie soll aber endlich kommen», sagte der Junge wieder.

«Er sagt, er kann nicht einschlafen, bis du nicht dagewesen bist», rief Morel hinunter.

«Lieber Gott! Ich komme ja gleich. Und schrei doch nicht so! Die andern Kinder werden...»

Dann ging Morel wieder ins Zimmer, kauerte nieder vor dem Feuer des Schlafzimmers. Feuer mochte er zu gern. «Sie sagt, sie käme gleich», sagte er.

Endlos trödelte er dann noch umher. Der Junge fing vor Aufregung an zu fiebern. Seines Vaters Gegenwart schien seine kranke Ungeduld zu vergrößern. Eine Zeitlang betrachtete Morel seinen Sohn, dann sagte er leise: «Gute Nacht, mein Liebling!»

«Gute Nacht», erwiderte Paul und drehte sich um; es war ihm eine Erlösung, endlich wieder allein zu sein.

Paul schlief gern bei seiner Mutter. Trotz aller Gesundheitslehren ist der Schlaf noch immer am tiefsten, der mit einem geliebten Wesen geteilt wird. Die Wärme, die Sicherheit und der Friede der Seelen, die Behaglichkeit, die aus der Berührung mit dem andern entsteht, knüpft den Schlaf, so daß er Leib und Seele vollständig in seine heilende Kraft einschließt. Paul lag dicht neben ihr und schlief, und ihm wurde besser; während sie, die nie gut hatte schlafen können, später in tiefen Schlaf fiel, der ihr neues Vertrauen zu spenden schien.

Während der Genesung saß er im Bett, sah nach den struppigen Pferden, die aus den Krippen auf dem Felde fraßen, wobei sie das Heu über den zertretenen gelben Schnee streuten, beobachtete, wie die Scharen der Bergleute nach Hause kamen; kleine, schwarze Gestalten waren es, die langsam, truppweise über das weiße Feld krochen. Im dunkelblauen Dunst erhob sich dann die Nacht aus dem Schnee.

Während der Genesung war alles so schön. Schneeflocken flogen plötzlich ans Fenster, hafteten dort einen Augenblick wie Schatten, waren dann verschwunden, und ein Wassertropfen kroch langsam die Scheibe hinab. Die Schneeflocken wirbelten um die Ecke des Hauses, schossen vorbei wie Tauben. In der Ferne, jenseits des Tals, kroch unentschlossen der kleine, schwarze Zug durch die große Weiße.

Weil sie so arm waren, freuten sich die Kinder, wenn sie etwas tun konnten, was sparen half. Im Sommer gingen Annie, Paul und Arthur frühmorgens von Hause weg, suchten Pilze, durchstöberten das feuchte Gras, aus dem die Lerchen aufflogen, nach den weißhäutigen, wundervoll nackten Leibern, die so geheimnisvoll im Grünen kauerten. Fanden sie ein halbes Pfund, waren sie überglücklich, es war die Freude, etwas zu finden, die Freude, etwas unmittelbar aus der Hand der Natur anzunehmen, und die Freude, zum Unterhalt der Familie bei-

zutragen. Nach der Ährenlese war Brombeerensuchen die wichtigste Ernte. Samstags mußte Frau Morel immer Obst für ihre Puddings kaufen; sie mochte Brombeeren gern. Solange es Brombeeren gab, gingen Paul und Arthur am Wochenende auf die Suche, durchstreiften den Busch, die Wälder und die alten Steinbrüche. In dieser Gegend mit den Bergmannssiedlungen waren die Brombeeren verhältnismäßig selten. Weit und breit suchte Paul. Gern war er draußen im Busch. Der Gedanke, mit leeren Händen zur Mutter nach Hause zu kommen, war ihm unerträglich. Er fühlte, daß das sie enttäuschte, und lieber wäre er gestorben.

«Du lieber Gott», rief sie, wenn die Jungen spät, todmüde und hungrig nach Hause kamen, «wo seid ihr denn nur gewesen?»

«Zuerst fanden wir keine», erwiderte Paul, «und dann gingen wir rüber nach Misk Hills. Und sieh mal, Mutter!» Sie blickte in den Korb. «Das sind aber schöne», rief sie.

«Und mehr als zwei Pfund — das sind doch sicher mehr als zwei Pfund?»

Sie hob den Korb. «Ja», sagte sie dann zweifelnd.

Dann fischte Paul einen kleinen Zweig aus dem Korbe. Er brachte ihr immer einen Zweig mit, den schönsten, den er finden konnte.

«Hübsch», sagte sie, und ihre Stimme klang wie die einer Frau, die ein Zeichen der Liebe entgegennimmt. Der Junge war lieber den ganzen Tag unterwegs, lief lieber Meilen und Meilen, als daß er sich für besiegt erklärt hätte und mit leeren Händen zu ihr nach Hause gekommen wäre. Sie bemerkte das nie, solange er noch klein war. Sie war eine Frau, die auf das Erwachsensein ihrer Kinder wartete. William vor allem beschäftigte sie.

Als William aber nach Nottingham ging und nicht mehr so viel zu Hause war, machte die Mutter Paul zu ihrem Gefährten. Dieser war unbewußt eifersüchtig auf seinen Bruder, und William war wieder eifersüchtig auf ihn. Und doch waren beide gute Freunde. Frau Morels Verhältnis zu ihrem zweiten Sohn war zarter und feiner, vielleicht nicht so leidenschaftlich wie das zu ihrem ältesten Sohn.

In der Regel mußte Paul am Freitagnachmittag das Geld abholen. Die Bergleute der fünf Gruben bekamen, allerdings nicht jeder für sich, freitags ihre Löhnung. Der Ertrag aus jedem Stollen wurde dem Obersteiger als dem Stollenpächter übergeben, der das Geld dann entweder im Wirtshaus oder in seinem eigenen Hause unter die übrigen Bergleute verteilte. Damit die Kinder das Geld abholen konnten, schloß die Schule freitags nachmittags früher. Jedes der Morel-Kinder — William, dann Annie, dann Paul — hatte freitags nachmittags das Geld abgeholt, bis sie selbst zur Arbeit gingen.

Um halb vier machte sich Paul gewöhnlich auf den Weg; in der Tasche trug er einen kleinen Kattunbeutel. Über alle Pfade strömten

Frauen, Mädchen, Kinder und Männer nach den Büros. Diese Büros waren ganz nett: ein neues, fast schloßähnliches Backsteingebäude mit gut gepflegtem Garten, am Ende der Greenhill Lane. Der Flur, ein langer, kahler geklinkerter Raum mit Bänken, die an den Wänden entlang standen, diente als Warteraum. Hier saßen die Bergleute in ihrem Grubenschmutz. Schon früher waren sie ausgefahren. Die Frauen und die Kinder schlenderten meist draußen über die roten Kieswege. Paul betrachtete immer die Graseinfassung und die große Grasfläche, weil auf ihnen kleine Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht wuchsen. Man vernahm viele Stimmen. Die Frauen hatten die Sonntagshüte auf. Die Mädchen schwatzten laut. Kleine Hunde rannten hierhin, dorthin. Die grünen Sträucher ringsumher waren stumm.

Aus dem Innern ertönte der Ruf: «Spinney Park – Spinney Park.» Was auf Spinney Park arbeitete, strömte hinein. Als Bretty an die Reihe kam, ging Paul mit den andern ins Haus. Der Zahlraum war nur klein. Ein langer Zahltisch stand in der Mitte, teilte den Raum. Hinter dem Zahltisch standen zwei Männer – Herr Braithwaite und sein Gehilfe, Herr Winterbottom. Herr Braithwaite war groß, mit seinem dünnen, weißen Bart erinnerte er äußerlich an den strengen Patriarchen. Gewöhnlich trug er ein sehr großes seidenes Tuch fest um den Hals, und bis in den Sommer hinein brannte ein großes Feuer auf dem offenen Rost. Kein Fenster war offen. Im Winter dörrte die Luft oft den Leuten, die aus der frischen Luft draußen hereinkamen, die Kehle aus. Herr Winterbottom war ziemlich klein, fett und ganz kahl. Er machte Bemerkungen, die nicht witzig waren, während sein Chef die Bergleute väterlich ermahnte.

Im Zahlraum waren außer schmutzigen Bergleuten Männer, die zu Hause gewesen waren und sich umgezogen hatten, Frauen, ein oder zwei Kinder und gewöhnlich noch ein Hund. Paul war klein, und so geschah es oft, daß er hinter die Beine der Männer, dicht ans Feuer, das ihn versengte, gedrängt wurde. Er kannte die Reihenfolge der Namen, sie richtete sich nach der Stollennummer.

«Holliday», rief die tönende Stimme des Herrn Braithwaite. Dann kam Frau Holliday, erhielt ihr Geld und trat auf die Seite.

«Bower – John Bower.»

Ein Knabe trat an den Zahltisch. Der große und jähzornige Herr Braithwaite funkelte ihn über seine Brille hinweg an.

«John Bower», wiederholte er.

«Das bin ich», sagte der Knabe.

«Früher hattest du doch eine andere Nase», sagte spöttisch Herr Winterbottom und sah über den Zahltisch.

Die Leute kicherten und dachten an John Bower senior.

«Warum kommt dein Vater nicht?» fragte Herr Braithwaite laut und herrisch.

«Es geht ihm nicht gut», piepste der Junge.

«Kannst ihm sagen, er soll das Saufen lassen», sagte der große Kassierer.

«Und dann darfste dich nicht wundern, wenn er dich eines Tages irgendwohin tritt», sagte eine spöttische Stimme aus der Menge.

Alle lachten. Der große und gewichtige Kassierer sah auf das nächste Blatt.

«Fred Pilkington!» rief er ganz gleichgültig.

Herr Braithwaite besaß viele Anteile der Firma.

Paul, der wußte, daß er als übernächster an der Reihe war, bekam Herzklopfen. Er stand gegen den Kamin gedrückt. Seine Waden brannten. Es schien ihm hoffnungslos, die Menschenmauer vor sich zu durchdringen.

«Walter Morel», rief die tönende Stimme.

«Hier», piepste Paul, leise, kaum hörbar.

«Morel – Walter – Morel», wiederholte der Kassierer; Finger und Daumen hielten die Abrechnung; schon wollte er den nächsten aufrufen.

Pauls Selbstbewußtsein machte Hartes durch; er konnte oder wollte nicht rufen. Er verschwand ganz hinter dem Rücken der Männer. Da kam ihm Herr Winterbottom zu Hilfe.

«Er ist doch hier! Wo ist er denn? Morels Junge?»

Der dicke, rote, kahle, kleine Mann suchte mit scharfem Blick. Er zeigte nach dem Kamin. Die Bergleute sahen sich um, traten auf die Seite und machten dem Jungen Platz.

«Da ist er ja!» sagte Herr Winterbottom.

Paul trat an den Zahltisch.

«Siebzehn Pfund, elf und fünf Pence. Warum gibst du keine Antwort, wenn du gerufen wirst?» sagte Herr Braithwaite. Auf die Abrechnung knallte er eine Rolle mit fünf Pfund in Silber, dann nahm er mit zarter, netter Bewegung die kleine Säule aus zehn Pfund in Gold und ließ sie neben das Silber fallen. In hellem Strom ergoß sich das Gold über das Papier. Der Kassierer hatte das Geld aufgezählt; der Knabe schob das Ganze über den Zahltisch bis zu Herrn Winterbottom, an den die Abgabe für Miete und Werkzeug bezahlt werden mußte. Hier gab es für ihn neue Qual.

«Sechzehn und sechs», sagte Herr Winterbottom.

Der Junge konnte vor Aufregung nicht zählen. Er schob einige Silberstücke und einen halben Sovereign hin.

«Wieviel hast du mir denn nun gegeben?» fragte Herr Winterbottom.

Der Junge sah ihn an, sagte aber nichts. Er hatte nicht die leiseste Ahnung.

«Hast du denn keine Zunge im Munde?»

Paul biß sich auf die Lippen und schob ihm noch mehr Silberstücke hin.

«Hast du in der Schule kein Zählen gelernt?» fragte er.

«Nur Alkibra und Französisch», sagte ein Bergmann.

«Und Frechheit und Unverschämtheit», sagte ein anderer. Paul hielt jemanden, der wartete, auf. Mit zitternden Händen raffte er das Geld in den Beutel und schlüpfte hinaus. Bei derartigen Gelegenheiten litt er Höllenqualen. Unendlich erlöst fühlte er sich, als er draußen war und über die Mansfield Road ging. Das Moos an der Gartenmauer war grün. Unter den Apfelbäumen eines Obstgartens suchten goldgelbe und weiße Hühner ihr Futter. Die Bergleute strömten nach Hause. Selbstbewußt ging der Knabe an der Mauer entlang. Er kannte viele der Männer, konnte sie aber in ihrem Schmutz nicht erkennen. Und das schuf ihm wieder neue Qual.

Als er das New Inn in Bretty erreichte, war sein Vater noch nicht da. Frau Wharmby, die Wirtin, kannte ihn. Seine Großmutter, Morels Mutter, war Frau Wharmbys Freundin gewesen.

«Dein Vater ist noch nicht da», sagte die Wirtin in dem sonderbaren, halb verächtlichen, halb bemutternden Ton einer Frau, die meist mit erwachsenen Männern spricht.

«Setz dich so lange!»

Paul setzte sich auf die Kante der Bank in der Kneipe. Einige Bergleute ‹rechneten› in einer Ecke ab, verteilten ihr Geld, andere kamen herein. Sie alle sahen, ohne ein Wort zu sagen, den Jungen an. Endlich kam Morel, forsch und trotz des Grubenschmutzes vornehm wirkend. «Hallo!» sagte er fast zärtlich zu seinem Sohn. «Haste mir geholfen? Willste was trinken?»

Paul und alle Kinder waren zu strengen Alkoholgegnern erzogen; lieber hätte er sich einen Zahn ziehen lassen, als vor all diesen Männern ein Glas Limonade trinken zu müssen. Die Wirtin sah ihn fast mitleidig an und ärgerte sich über seine klare, stolze Sittenstrenge. Paul ging mit finsterem Gesicht nach Hause. Still trat er ins Haus. Freitag war Backtag, und meistens bekam er dann einen noch warmen Kuchen. Seine Mutter legte ihn vor ihn hin.

Plötzlich wandte er sich wütend, mit blitzenden Augen ihr zu: «In das Büro gehe ich nie wieder!» sagte er.

«Was ist denn los?» fragte die Mutter überrascht. Seine plötzlichen Wutanfälle nahm sie nicht ernst.

«Ich gehe nie wieder», erklärte er.

«Gut, sag das nur deinem Vater!»

Er biß in den Kuchen, als wenn er ihn haßte.

«Nein, ich hole das Geld nicht mehr.»

«Dann kann ja eins von Carlins Kindern gehen; die werden sich freuen, wenn sie den Sixpence bekommen», sagte Frau Morel.

Dieser Sixpence war Pauls einzige ‹Einnahme›.

Meist kaufte er Geburtstagsgeschenke dafür; aber es war doch eine ‹Einnahme›, und er sparte sie. Aber ...

«Den können sie ruhig haben», sagte er. «Ich will ihn nicht.»

«Schön! Aber deswegen brauchst du mich doch nicht so anzuranzen.»

«Scheußlich und gemein und scheußlich, das sind sie, und ich gehe einfach nicht mehr hin. Herr Braithwaite kann kein ‹h› sprechen, Herr Winterbottom kann auch nicht richtig sprechen.»

«Und deshalb willst du nicht mehr hin?» lächelte Frau Morel.

Der Knabe schwieg einige Zeit. Sein Gesicht war bleich, seine Augen dunkel und wütend. Seine Mutter ging ihrer Arbeit nach, nahm keinerlei Notiz von ihm.

«Immer steh'n sie vor mir, und ich kann dann nicht raus», sagte er.

«Nun, mein Jung, brauchst sie nur zu bitten.»

«Und dann fragt der Alfred Winterbottom: ‹Was lernst du eigentlich in der Schule?›»

«Er hat sicher nicht viel in der Schule gelernt», sagte Frau Morel; «das steht fest – weder Benehmen noch Wissen –, und seine Durchtriebenheit hat er mit auf die Welt gebracht.»

So beruhigte sie ihn auf ihre besondere Weise. Seine lächerliche Überempfindlichkeit bedrückte sie. Manchmal erschreckte sie auch die Wut in seinen Augen, ließ ihre schlafende Seele für kurze Zeit aufhorchen.

«Wieviel hast du bekommen?» fragte sie.

«Siebzehn Pfund, elf und fünf Pence, und sechzehn und sechs wurden abgezogen», erwiderte der Knabe. «Ist eine gute Woche; und nur fünf Schilling Abzüge für Vater.»

Auf diese Weise erfuhr sie, wieviel ihr Mann verdient hatte, und konnte ihn zur Rechenschaft ziehen, wenn er ihr zu wenig gab. Morel hielt immer die Höhe seines Wochenverdienstes geheim.

Freitags war Back- und Marktabend. In der Regel blieb Paul zu Hause und achtete auf die Brote im Ofen. Er war gern zu Hause, las oder zeichnete; er zeichnete sehr gern. Annie ging freitags abends aus; Arthur vergnügte sich wie immer auf eigene Faust.

So war der Junge allein. Frau Morel ging gern auf den Markt. Auf dem Marktplatz oben auf dem Hügel, auf dem vier Straßen, die von Nottingham und Derby, von Ilkeston und Mansfield, zusammenliefen, waren viele Buden aufgeschlagen. Aus den umliegenden Dörfern kamen die Wagen. Der Marktplatz war voller Frauen, in den Straßen standen die Männer. Es war geradezu auffallend, überall in den Straßen so viele Männer zu sehen. Frau Morel kabbelte sich gewöhnlich mit der Spitzenfrau, hatte etwas für den Obstverkäufer übrig – er schwatzte gern, aber seine Frau war eine Schlimme –, scherzte mit dem Fischverkäufer, der ein loser Vogel, aber so drollig war, wies

den Linoleumverkäufer zurecht, war kalt gegen den Trödler und ging nur dann zu dem Steingutverkäufer, wenn sie mußte oder die Kornblumen auf einer kleinen Schüssel sie reizten; dann war sie von kalter Höflichkeit.

«Wieviel kostet die kleine Schüssel?» sagte sie.

«Sieben Pence für Sie.»

«Danke.»

Sie stellte die Schüssel hin und ging; aber sie konnte den Marktplatz ohne sie nicht verlassen. Wieder ging sie dort vorüber, wo die Schüsseln kalt auf dem Boden standen, und flüchtig, wie unabsichtlich, sah sie wieder nach der kleinen Schüssel.

Sie war eine kleine Frau, trug einen Kapotthut und ein schwarzes Kleid. Den Hut hatte sie nun schon im dritten Jahr; der Hut ärgerte Annie.

«Mutter», bat das Mädchen, «nun setz doch nicht das kleine, knotige Hütchen auf!»

«Was soll ich denn sonst aufsetzen?» erwiderte die Mutter streng. «Für mich ist der lange gut genug.»

Zuerst hatte er einen Schleier gehabt, dann Blumen, und jetzt war er mit schwarzer Spitze und etwas Jett verziert.

«Der sieht wirklich runtergekommen aus», sagte Paul. «Kannst du ihn denn nicht ein bißchen auffrischen?»

«Gleich bekommst du ein paar für deine Frechheit», sagte Frau Morel und band tapfer die Bänder ihres schwarzen Hütchens unter dem Kinn zusammen.

Wieder sah sie auf die Schüssel. Sie sowohl wie der Geschirrverkäufer hatten ein unbehagliches Gefühl, als wäre etwas zwischen ihnen. Plötzlich rief er: «Wollen Sie sie für fünf Pence?»

Sie fuhr zusammen. Ihr Herz wurde hart; aber dann bückte sie sich, nahm die Schüssel in die Hand. «Ich will sie nehmen», sagte sie.

«Wollen Sie wirklich so freundlich sein?» fragte er. «Spucken Sie darauf, als hätten Sie sie geschenkt bekommen.»

Ganz ruhig bezahlte ihm Frau Morel die fünf Pence. «Von Schenken ist doch keine Rede. Sie hätten sie mir sicher nicht für fünf Pence gegeben, wenn Sie sie nicht hätten los sein wollen.»

«In diesem verdammten Drecknest kann man noch froh sein, wenn man seine Waren verschenken darf», brummte er.

«Ja, es gibt schlechte und gute Zeiten», sagte Frau Morel. Aber sie hatte dem Geschirrverkäufer verziehen. Sie waren Freunde. Jetzt wagte sie es auch, seine Schüsseln in die Hand zu nehmen. So war sie glücklich.

Paul wartete auf sie. Er freute sich auf ihr Heimkommen. Dann war sie immer so ganz besonders, triumphierend, müde, mit Paketen beladen, fühlte sich dann immer innerlich so reich. Er hörte ihren leichten, schnellen Schritt im Flur und sah von seiner Zeichnung auf.

«Ah!» seufzte sie und lachte ihn von der Tür aus an.

«Du bist aber bepackt», rief er und legte seinen Pinsel nieder.

«Das bin ich», keuchte sie. «Die freche Annie wollte mich abholen. Nein, das war schwer.»

Sie legte Netz und Pakete auf den Tisch.

«Ist das Brot gar?» fragte sie und ging an den Ofen.

«Das letzte ist gleich gar», erwiderte er, «brauchst nicht nachzusehen, ich habe schon aufgepaßt.»

«Nein, dieser Geschirrverkäufer!» sagte sie und machte die Ofenklappe wieder zu. «Ich habe dir doch oft gesagt, was das für ein ekelhafter Kerl wäre. Ich glaube nicht mehr, daß er ganz so schlecht ist.»

«So?» Der Junge hörte aufmerksam zu.

Sie setzte das kleine, schwarze Hütchen ab. «Nein. Ich glaube, der verdient nichts — na, das sagt heute jeder —, und deswegen ist er so unangenehm.»

«Mir wäre das ganz einerlei», sagte Paul.

«Das kann man ja verstehen. Und das hier ließ er mir — rate mal, für wieviel?» Sie wickelte die Schüssel aus dem Zeitungspapier und betrachtete sie froh.

«Zeig mal!» sagte Paul.

Die beiden standen nebeneinander, weideten sich ordentlich an der Schüssel.

«Ich mag Kornblumen auf Steingut gern», sagte Paul.

«Ja, und ich dachte an den Teetopf, den du mir gekauft hast.»

«Einen Schilling und drei Pence», sagte Paul.

«Fünf Pence.»

«Das ist zu wenig, Mutter.»

«Nein. Kannst dir vorstellen, daß ich mich schnell damit aus dem Staube gemacht habe. Aber mehr konnte ich wirklich nicht geben, ohne verschwenderisch zu sein. Und wenn er nicht wollte, brauchte er sie mir ja nicht zu geben.»

«Nein, sicher nicht», sagte Paul; und so versuchte einer dem andern über das Gefühl, den Geschirrverkäufer beraubt zu haben, hinwegzuhelfen.

«Die ist fein für Backobst», meinte Paul.

«Oder Eierrahm oder Sülze», erwiderte die Mutter.

«Oder Radieschen und Salat», sagte er.

«Vergiß das Brot nicht!» rief sie, und ihre Stimme klang hell und froh.

Paul sah in den Ofen, beklopfte die Unterseite des Brotes.

«Es ist gut», sagte er und gab es ihr.

Sie beklopfte es auch. «Ja», sagte sie und fing dann an, ihr Netz auszupacken. «Ach! Ich bin ein böses, verschwenderisches Weib. Sicher gerate ich noch mal in große Not.»

Schnell war er neben ihr, wollte ihre neueste Verschwendung sehen. Sie öffnete ein anderes Paket, aus dem ein paar Stiefmütterchen und rote Tausendschön zum Vorschein kamen.

«Für vier Pence», seufzte sie.

«Wie billig!» sagte er.

«Ja, aber gerade diese Woche konnte ich sie mir nicht leisten.»

«Nein, wie schön!» sagte er.

«Nicht wahr!» rief sie und ließ ihrer reinen Freude freien Lauf. «Paul, sieh doch mal dieses gelbe, ist das nicht — und dabei ein Gesicht wie ein alter Mann.»

«Genau so», stimmte ihr Paul bei und beugte sich vor, um an der Blume zu riechen. «Und wie gut das riecht. Aber es ist ein bißchen schmutzig.»

Er lief in die Spülküche, kam mit dem Flanelltuch zurück und wusch sorgfältig das Stiefmütterchen ab.

«Besieh es dir jetzt mal, wo es naß ist», sagte er.

«Ja», rief sie ganz zufrieden. —

Die Kinder der Scargill Street hielten sich für was ganz Besonderes. Wo die Morels wohnten, war nicht viel Jugend. Doch hielten die wenigen Kinder fest zusammen. Knaben und Mädchen spielten miteinander, die Mädchen nahmen an den Kämpfen und rauhen Spielen der Knaben, diese an den Tanzspielen, den Reigen der Mädchen teil.

Wenn es draußen nicht feucht war, liebten Annie, Paul und Arthur die Winterabende. Sie blieben im Hause, bis alle Bergleute nach Hause gegangen waren, bis es draußen stockfinster und die Straße einsam war. Dann banden sie sich die Halstücher um, denn Mäntel verachteten sie, wie das alle Bergmannskinder taten, und gingen hinaus. Der Hausflur war ganz dunkel, und an seinem Ende öffnete sich wie ein tiefes Loch die Nacht; nur da unten, wo die Minton-Grube lag, und weiter, Selby gegenüber, funkelten vereinzelte, wirre Lichter. Die fernsten kleinen Lichter dehnten scheinbar die Dunkelheit bis in alle Ewigkeit. Ängstlich sahen die Kinder den Weg hinab nach der einen Laterne, die am Ende des Feldwegs stand; war der kleine, erleuchtete Platz leer, empfanden die beiden Knaben wirkliche Einsamkeit. Mit den Händen in den Taschen standen sie unter der Laterne, wandten der Nacht den Rücken zu, fühlten sich unendlich verlassen, beobachteten die dunklen Häuser. Dann sahen sie plötzlich eine Schürze unter einem kurzen Mantel leuchten, und ein langbeiniges Mädchen kam herangesaust.

«Wo sind Billy Pillins und eure Annie und Eddie Dakin?»

«Weiß ich nicht.»

Aber das war auch nicht so wichtig — jetzt waren sie doch zu dritt. Sie begannen ein Spiel rund um die Laterne, bis die andern lärmend herbeikamen. Dann wurde das Spiel wüst und wild.

Nur diese eine Laterne war da. Dahinter lag die tiefe Höhle der Dunkelheit, als ballte sich hier alle Nacht zusammen. Vor ihnen öffnete sich ein weiter dunkler Weg über den Hügel. Dann und wann kam jemand auf diesem Weg und ging den Pfad entlang auf das Feld. Nach einem Dutzend Meter hatte die Nacht ihn verschlungen. Die Kinder spielten weiter.

Ihre Einsamkeit brachte sie einander besonders nahe. Brach Zank aus, war das ganze Spiel verdorben. Arthur war sehr empfindlich, und Billy Pillins – er hieß eigentlich Philips – war noch schlimmer. Dann mußte sich Paul auf Arthurs Seite stellen, und auf Pauls Seite stellte sich Annie, während Billy Pillins immer Emmie Limb und Eddie Dakin hinter sich hatte. Dann kämpften die sechs, haßten sich mit wütendem Haß und flohen entsetzt nach Hause. Nie vergaß Paul, wie er nach einer dieser wilden, mörderischen Schlachten zwischen dem öden Weg über den Hügel einen großen, roten Mond langsam immer höher steigen sah, als wäre er ein großer Vogel. Und da dachte er an die Bibel, in der steht, daß der Mond gewandelt werden solle zu Blut. Und am nächsten Tag vertrug er sich schnell wieder mit Billy Pillins. Und dann gingen die wilden, leidenschaftlichen Spiele unter der Laterne, die so viel Dunkelheit umgab, wieder los. Wenn Frau Morel in ihr Wohnzimmer kam, hörte sie in der Ferne die Kinder singen:

«Aus spanschem Leder sind meine Schuh,
Meine Strümpfe sind aus Seid',
An jedem Finger 'nen Ring dazu,
In Milch ich bade den Leib.»

Ganz voll des wilden Spiels klangen ihre Stimmen aus der Nacht, und sie selbst kamen sich vor wie singende Wilde. Es erregte die Mutter; und sie verstand sie gut, wenn sie um acht Uhr mit roten Gesichtern, glänzenden Augen und schnellen, leidenschaftlichen Worten nach Hause kamen.

Sie alle liebten das Haus in der Scargill Street wegen der freien Lage, wegen der großen, weiten Mulde, die man von ihm aus überblickte. An Sommerabenden lehnten die Frauen gegen den Feldzaun, schwatzten, sahen nach Westen, wo die Sonnenuntergänge schnell verloderten und die Derbyshire-Hügel in der Ferne sich gegen das Rot abhoben wie der schwarze Kamm eines Wassermolches.

Im Sommer wurden auf den Gruben, besonders aber auf denen mit weicher Kohle, nicht alle Schichten verfahren. Frau Dakin, die neben den Morels wohnte, ging an den Feldzaun, klopfte ihren Kaminteppich aus und beobachtete dabei die Männer, die langsam den Hügel heraufkamen. Sie sah sofort, daß es Bergleute waren. Dann wartete die große, dünne Frau mit dem bösen Gesicht auf dem Abhang des Hügels,

stand da wie eine Drohung für die armen Bergleute, die mühsam den Hügel heraufkamen. Es war erst elf Uhr. Von den bewaldeten Hügeln in der Ferne war der Nebel, der wie ein feiner, schwarzer Schleier über den Rücken eines Sommermorgens hängt, noch nicht gewichen. Der erste Mann kam an den Zauntritt. Klapp, klapp! machte das Tor, als er es aufstieß.

«Was, schon Feierabend?» rief Frau Dakin.

«Ja, Frau.»

«Ist ein Jammer, daß sie euch nach Hause schicken», sagte sie höhnisch.

«Das ist es», erwiderte der Mann.

«Na, bald lauft ihr ja wieder hin», meinte sie.

Und der Mann ging weiter. Als Frau Dakin über den Hof lief, sah sie Frau Morel, die die Asche in die Grube brachte.

«Ich glaube, Minton hat Feierabend», rief sie.

«Ist zum Davonlaufen», schrie Frau Morel wütend.

«Ja, Jont Hutchby hat's mir grad erzählt.»

«Da hätten sie erst gar nicht hingehen sollen, hätten dann wenigstens die Sohlen geschont», sagte Frau Morel. Und beide Frauen gingen ärgerlich ins Haus.

Die Bergleute kamen in Scharen mit kaum geschwärzten Gesichtern nach Hause.

Morel haßte es, jetzt schon nach Hause zurückzukehren. Er liebte den sonnigen Morgen. Er war nach der Grube gegangen, um zu arbeiten, und daß man ihn wieder nach Hause schickte, verdarb ihm die Laune.

«Lieber Gott, so früh!» rief seine Frau, als er eintrat.

«Kann ich was dran ändern, Frau?» schrie er.

«Und ich habe nicht genug zu Mittag.»

«Dann eß' ich das bißchen Frühstück, das ich mitgenommen hab», brüllte er. Er kam sich erbärmlich und gemein vor.

Als die Kinder aus der Schule kamen, sahen sie verwundert, daß der Vater zu Mittag die beiden dicken, ziemlich trockenen Brotschnitten aß, die er in die Grube mitgenommen und wieder mit nach Hause gebracht hatte.

«Warum ißt der Vater denn jetzt sein Frühstück?» fragte Arthur.

«Weil ich es sonst an den Kopf geschmissen kriegte», schnauzte Morel.

«Nein, so was!» rief seine Frau.

«Soll's denn umkommen?» sagte Morel. «Ich bin nicht so'n Verschwender wie ihr. Wenn mir in der Grube ein Stückchen Brot in den Staub und Dreck fällt, heb' ich es auf und eß' es.»

«Sonst würden's die Mäuse fressen», sagte Paul. «Umkommen tät's nicht.»

«Ein gutes Butterbrot ist nicht für die Mäuse», meinte Morel. «Drekkig oder nicht, lieber eß' ich es, als daß es umkommt.»

«Laß es nur für die Mäuse liegen und spar's lieber beim nächsten Schoppen!» sagte Frau Morel.

«Soo!» rief er.

In diesem Herbst waren sie sehr arm. William war gerade nach London gezogen, und seiner Mutter fehlte das Geld. Ein- oder zweimal schickte er zehn Schilling, aber er mußte zu Anfang für allerlei Dinge Geld ausgeben. Einmal wöchentlich kamen regelmäßig seine Briefe. Er schrieb viel an seine Mutter, erzählte ihr alles, was er erlebte, erzählte ihr, wie er Freunde gewann und mit einem Franzosen Stunden austauschte, wie ihm London gefiel. Seine Mutter fühlte wieder, daß er für sie derselbe blieb wie zu der Zeit, als er noch zu Hause war. Jede Woche schrieb sie ihm ihre offenen, fast witzigen Briefe. Den ganzen Tag über dachte sie, während sie das Haus säuberte, an ihn. Er war in London: er würde seinen Weg schon machen. Fast war er wie ihr Ritter, der ihre Farben in der Schlacht trug.

Zu Weihnachten wollte er fünf Tage nach Hause kommen. Nie waren solche Vorbereitungen getroffen worden. Paul und Arthur durchsuchten die ganze Gegend nach Ilex und Immergrün. Annie machte die netten Papierketten, wie sie früher Mode waren. In der Speisekammer herrschte unerhörte Üppigkeit. Frau Morel buk einen großen, herrlichen Kuchen. Stolz wie eine Königin zeigte sie Paul, wie man Mandeln abzieht. Ganz andächtig zog er die langen Kerne ab, zählte sie genau, daß keiner verloren ging. Eier ließen sich besser in der Kälte zu Schnee schlagen. In der Spülküche, wo die Temperatur fast unter Null war, schlug und schlug der Junge und lief aufgeregt zur Mutter, als das Eiweiß steifer und schneeiger wurde.

«Sieh mal, Mutter, ist das nicht fein?» und er balancierte ein wenig auf der Nase und blies es dann in die Luft.

«Sei nicht so verschwenderisch!» sagte die Mutter.

Alle waren krank vor Aufregung. William kam am Heiligen Abend. Frau Morel überblickte ihre Speisekammer. Hier standen ein großer Rosinenkuchen, ein Reiskuchen, Früchttorten, Zitronentorten und Fleischpasteten — zwei große Schüsseln. Sie hatte eben noch spanische Törtchen und Käsekuchen gebacken. Überall war geschmückt. Der Ilexzweig mit den Beeren, unter dem man sich küßt, war mit leuchtenden und glitzernden Dingen behangen und drehte sich langsam über Frau Morels Kopf, als sie in der Küche die Törtchen verzierte. Ein großes Feuer brannte. Es roch nach Backwerk.

Um sieben Uhr sollte er ankommen, aber er würde wohl Verspätung haben. Die drei Kinder gingen zum Bahnhof, ihn abzuholen. Sie war allein. Aber ein Viertel vor sieben kam Morel wieder nach Hause. Weder die Frau noch der Mann sprachen. Er setzte sich in seinen Lehn-

stuhl, war ganz verlegen vor Aufregung, und sie beschäftigte sich ruhig weiter mit Backen. Nur an der Sorgfalt, mit der sie alles tat, konnte man erkennen, wie aufgeregt sie war. Die Uhr tickte.

«Was sagst du, wann er kommt?» fragte Morel zum fünften Mal.

«Der Zug läuft um halb sieben ein», erwiderte sie laut.

«Dann ist er zehn nach sieben hier.»

«Ach, du lieber Gott, auf der Midland hat er Stunden Verspätung», sagte sie gleichgültig. Aber sie hoffte, er käme desto früher, je später sie ihn erwartete.

Morel ging durch den Flur und sah hinaus, dann kam er wieder.

«Lieber Gott, Mann, bleib doch endlich mal ruhig sitzen!»

«Wär's nicht besser, du machtest ihm was zu essen fertig?» fragte der Vater.

«Dazu ist immer noch Zeit genug», antwortete sie.

«Soviel ich sehe, ist es das gar nicht», antwortete er und wandte sich verdrießlich in seinem Sessel um. Sie fing an, den Tisch abzuräumen. Der Kessel summte. Sie warteten, warteten.

Unterdessen waren die drei Kinder auf dem Bahnsteig in Sethley Bridge an der Midland-Hauptlinie, zwei Meilen von Hause. Sie warteten eine Stunde. Ein Zug kam — er war nicht drin. Den Schienenstrang hinunter leuchteten die roten und grünen Lichter. Es war sehr dunkel und sehr kalt.

«Frag doch den mal, ob der Londoner Zug kommt», sagte Paul zu Annie, als sie einen Mann in Dienstmütze sahen.

«Tu ich nicht», entgegnete Annie. «Sei nur ganz ruhig, sonst jagt er uns noch weg.»

Aber Paul hätte es zu gern gehabt, wenn der Mann erfahren hätte, daß sie jemanden mit dem Londoner Zug erwarteten: es klang so großartig. Aber er war zu bange, jemanden, und noch dazu jemanden in einer Schirmmütze, anzureden oder gar etwas zu fragen. Die drei Kinder wagten es kaum, in den Wartesaal zu gehen, weil sie fürchteten, sie würden weggejagt und es könnte sich etwas ereignen, während sie nicht auf dem Bahnsteig waren. Deshalb warteten sie weiter in Dunkelheit und Kälte.

«Schon einundeinhalbe Stunde Verspätung», sagte Arthur laut.

«Ja», bemerkte Annie, «es ist Weihnachtsabend.»

Sie wurden alle still. Er kam nicht. Sie sahen die dunkle Strecke hinab. Da war London! Weiter weg konnte keine Stadt liegen! Sie dachten, wenn jemand von London käme, könne ihm doch allerlei zustoßen. Vor Aufregung konnten sie nicht mehr sprechen. Kalt, unglücklich und stumm standen sie dicht nebeneinander auf dem Bahnsteig.

Endlich sahen sie, zwei Stunden waren inzwischen vergangen, fern in der Dunkelheit die runden Lichter einer Maschine. Ein Beamter kam gelaufen. Mit klopfendem Herzen traten die Kinder zurück. Ein

großer Zug, der nach Manchester weiterfuhr, lief ein. Zwei Türen wurden geöffnet, und aus der einen kam William. Sie eilten auf ihn zu. Lustig gab er ihnen seine Pakete und begann ihnen sofort zu erklären, daß der Zug seinetwegen auf einer so kleinen Station wie Sethley Bridge gehalten hatte: fahrplanmäßig hielt er nicht.

Unterdessen wurden die Eltern doch ängstlich. Der Tisch war gedeckt, die Koteletts waren fertig, alles war bereit. Frau Morel band die schwarze Schürze um. Sie hatte ihr bestes Kleid an. Dann setzte sie sich und tat, als läse sie. Die Minuten waren die reinste Qual für sie. «Hm», sagte Morel, «nun sind's schon einundeinhalbe Stunde.»

«Und die Kinder warten», meinte sie.

«Der Zug könnte da sein», sagte er.

«Ich sage dir doch, am Weihnachtsabend haben sie Stunden Verspätung.»

Sie waren beide ein wenig ärgerlich aufeinander; die Angst nagte an ihnen. Draußen in der Kälte ächzte die Esche in dem kalten, rauhen Wind. Und die weite, weite Nacht von London nach Hause. Frau Morel litt Qualen. Das leichte Klappern im Uhrwerk reizte sie. Es wurde so spät; es wurde unerträglich. Endlich hörte man Stimmen und Schritte im Flur.

«Da ist er!» rief Morel und sprang auf.

Dann trat er zurück. Die Mutter lief einige Schritte auf die Tür zu und wartete. Dann Gelaufe, die Tür flog auf. William war da. Er ließ seine Handtasche fallen und nahm die Mutter in die Arme.

«Mutter!» sagte er.

«Mein Junge!» rief sie.

Und zwei Sekunden lang, nicht länger, umarmte sie ihn und küßte ihn. Dann trat sie zurück und sagte, wobei sie versuchte, ganz ruhig zu sein: «Aber wie spät du kommst!»

«Nicht wahr!» rief er und wandte sich an seinen Vater.

«Nun, Vater!»

Die beiden Männer gaben sich die Hand.

«Nun, mein Junge!» Morels Augen waren feucht. «Wir dachten schon, du kämst nicht mehr», sagte er.

«Oh, ich wäre schon gekommen», rief William.

Dann wandte sich der Sohn der Mutter zu.

«Gut siehst du aus», sagte sie stolz und lachte.

«Ja», rief er. «Natürlich – wenn man nach Hause kommt.»

Er war ein feiner Bursche, groß war er und gerade, mit furchtlosem Blick. Er sah auf das Immergrün und den Zweig, unter dem man sich küßt, und auf die kleinen Törtchen, die in ihren Formen auf dem Herd standen.

«Bei Gott, Mutter, nichts hat sich geändert», sagte er wie erlöst.

Alle schwiegen eine Sekunde. Dann sprang er plötzlich auf, nahm ein Törtchen vom Herd und schob es sich ganz in den Mund.

«Na, hat man je so' ne Futterluke gesehen!» rief der Vater.

Er hatte ihnen unendlich viel mitgebracht. Jeden Penny, den er hatte, hatte er dafür ausgegeben. Üppigkeit flutete durch das Haus. Für seine Mutter hatte er einen Regenschirm, dessen Holzgriff mit Gold verziert war. Sie verwahrte ihn bis zu ihrem Tode und hätte lieber alles andere verloren als ihn. Jeder bekam etwas Prächtiges, und dann für alle viele Pfunde Süßigkeiten: türkischer Honig, kandierte Ananas und ähnliche Sachen, wie sie nach der Meinung der Kinder nur der Glanz Londons liefern konnte. Und Paul prahlte mit diesen Süßigkeiten bei seinen Freunden: «Richtige Ananas, in Scheiben geschnitten und dann in Zucker verwandelt – einfach herrlich.» Jeder in der Familie war über die Maßen glücklich. Heim war Heim, und sie liebten es alle mit leidenschaftlicher Liebe, einerlei, was sie alles gelitten hatten. Nun gab's Besuch und viel Vergnügen. Die Leute kamen ins Haus, wollten William sehen, wollten sehen, was London aus ihm gemacht hatte. Und sie alle fanden, daß er ein ‹richtiger Gentleman›, ‹wirklich ein feiner Bursche› war. Als er wieder abfuhr, verkrochen sich die Kinder, jedes für sich, und weinten. Ganz zerschlagen ging Morel zu Bett, und Frau Morel hatte ein Gefühl, als wäre sie betäubt, als wäre alle Empfindung in ihr gelähmt. Sie liebte ihn leidenschaftlich.

Er war im Büro eines Anwalts tätig, das mit einer großen Reederei verbunden war; im Sommer bot ihm sein Brotherr zu ganz geringem Preis auf einem seiner Schiffe eine Mittelmeerfahrt an. Frau Morel schrieb: «Fahre, fahre, mein Junge! Eine solche Gelegenheit bietet sich dir vielleicht nie wieder, und der Gedanke, daß du durchs Mittelmeer fährst, ist mir fast lieber als der, dich hier zu Hause zu haben.» Aber als William vierzehn Tage Ferien bekam, fuhr er nach Hause. Nicht einmal das Mittelmeer, das an seiner jungen Reiselust zerrte, nicht die Sehnsucht des Armen nach dem Zauber des Südens konnten ihn dazu bewegen, auf die Fahrt nach Hause zu verzichten. Und das entschädigte seine Mutter für vieles.

5

Pauls Eintritt ins Leben

Morel war sehr unbesonnen, spottete jeder Gefahr; deshalb stießen ihm allerlei Unfälle zu. Hörte Frau Morel eine leere Kohlenkarre vor dem Eingang ihres Hauses halten, so rannte sie gleich ins Wohnzimmer, sah hinaus, erwartete fast, ihn mit grau-schwarzem Gesicht, schlaffem Körper, mit irgendeiner Verletzung in der Karre liegen zu se-

hen. Wäre das der Fall gewesen, sie wäre gleich hinausgeeilt, ihm zu helfen.

Ungefähr ein Jahr nach Williams Abreise nach London und gleich nach Pauls Abgang von der Schule saß dieser eines Tages in der Küche und malte – er führte den Pinsel mit ziemlichem Geschick –, während die Mutter oben im Hause beschäftigt war. Da wurde an die Haustür geklopft. Ärgerlich legte Paul den Pinsel hin und wollte an die Tür gehen. Im selben Augenblick öffnete seine Mutter oben ein Fenster und sah hinunter. Auf der Türschwelle stand ein dreckiger Schlepperjunge.

«Bin ich hier recht bei Walter Morel?» fragte er.

«Ja», sagte Frau Morel, «was ist denn los?»

Aber sie wußte schon, daß etwas geschehen war.

«Ihr Mann hat 'nen Unfall gehabt», sagte er.

«Du lieber Gott», rief sie. «Es wäre ja auch ein Wunder, wenn's anders wäre. Was ist denn wieder geschehen?»

«Genau weiß ich es nicht, irgend etwas am Bein. Man hat ihn ins Krankenhaus geschafft.»

«Allmächtige Güte!» rief sie. «Das ist ein Mann! Keine fünf Minuten hat man seine Ruhe, so wahr ich hier stehe. Kaum ist der Daumen wieder heil, und jetzt ... Hast du ihn gesehen?»

«Unten in der Grube hab' ich ihn gesehen. Im Förderwagen haben sie ihn raufgeschafft, und er war wie tot. Geschrien hat er aber wie all nichts Gutes, als der Doktor Fraser ihn in der Lampenkammer untersuchte – getobt hat er, er wolle nach Hause gebracht werden und wolle nicht ins Krankenhaus.»

Stotternd berichtete der Junge, was er wußte.

«Nach Hause wollte er also, damit ich wieder mal den ganzen Trubel um die Ohren habe. Danke, Junge! Ach, du lieber Gott, und dabei soll man gesund bleiben, krank bin ich, und es steht mir bis oben hin.»

Sie ging hinunter. Paul hatte ganz mechanisch seine Malerei wieder aufgenommen.

«Wenn man ihn ins Krankenhaus geschafft hat, ist es sicher schlimm», fuhr sie fort. «Er ist ja auch zu unvorsichtig! Andern geschieht das alles nicht. Natürlich sollte ich wieder mal die ganze Schererei hier im Hause haben. Und ausgerechnet jetzt, wo es uns ein bißchen besser geht. Hör doch auf mit deiner Malerei, dazu ist jetzt keine Zeit. Wann fährt der nächste Zug? Bis Keston muß ich laufen. Das Schlafzimmer muß ich so liegen lassen.»

«Ich kann's schon aufräumen», sagte Paul.

«Das brauchst du nicht. Mit dem Sieben-Uhr-Zuge komme ich zurück. Und wie wird er sich wieder anstellen und jammern! Und dann das holprige Pflaster in Tinder Hill – er hat schon recht, wenn er es Hopplahopp nennt; da rütteln sie ihm die Seele aus dem Leib. War-

um wird die Straße nicht mal ausgebessert, bei all den vielen Menschen, die über sie ins Krankenhaus geschafft werden. Kann's nicht verstehen, warum man hier kein Krankenhaus gebaut hat. Das Grundstück haben sie gekauft, und Unfälle kommen doch genug vor; leer wäre es nie. Aber nein, zehn Meilen weit werden sie im langsamen Krankenwagen nach Nottingham geschafft. Eine Schande ist das! Und wie wird er wieder jammern! Ich kenne das doch! Wer wohl mit ihm gefahren ist? Sicher doch Barker. Der arme Kerl, wäre sicher auch lieber woanders. Aber der wird schon aufpassen, bestimmt. Wie lange wird er wohl im Krankenhaus bleiben müssen? Da wird er wieder fluchen! Aber wenn's nur das Bein ist, ist's nicht gar so schlimm.»

Während sie so sprach, machte sie sich fertig. Schnell zog sie das Mieder aus, hockte vor dem Kessel nieder, aus dem das Wasser langsam in die Umfüllkanne floß.

«Ich wollte, dieser Kessel läge auf dem Grunde des Meeres», rief sie und drehte ungeduldig den Hahn hin und her. Sie hatte sehr schöne, starke Arme, die bei einer so kleinen Frau überraschten.

Paul räumte seine Sachen weg, setzte den Kessel auf und deckte den Tisch. «Der nächste Zug fährt erst vier Uhr zwanzig», sagte er. «Du hast Zeit genug.»

«Die habe ich eben nicht», rief sie und sah über das Handtuch, mit dem sie sich das Gesicht trocknete, schnell zu ihm hin.

«Doch! Auf alle Fälle mußt du erst eine Tasse Tee trinken. Soll ich dich bis Keston begleiten?»

«Mich begleiten? Möchte mal wissen, wozu? Was muß ich denn nun alles für ihn mitnehmen? Du lieber Gott, sein reines Hemd, Gott sei Dank, daß es sauber ist. Es muß aber erst noch lüften. Und Strümpfe — die braucht er nicht — und ein Handtuch, glaube ich, und Taschentücher. Was sonst noch?»

«Kamm, Messer, Gabel, Löffel», sagte Paul. Sein Vater war schon einmal im Krankenhaus gewesen.

«Wie mögen nur seine Füße ausgesehen haben», fuhr Frau Morel fort, während sie ihr langes, braunes, seidenweiches, jetzt leicht angegrautes Haar kämmte. «Bis an den Gürtel wäscht er sich immer gründlich, aber von da bis zu den Füßen — darauf legt er keinen Wert. Aber daran sind sie da sicher gewöhnt.»

Paul hatte den Tisch gedeckt. Er strich für die Mutter ein oder zwei ganz dünne Butterbrote.

«So», sagte er und stellte eine Tasse Tee an ihren Platz.

«Laß mich doch endlich in Ruh!» rief sie ärgerlich.

«Ich habe nun alles fertig gemacht, und jetzt nimm's auch», drängte er.

Sie setzte sich, schlürfte den Tee und aß stumm ein paar Bissen. Sie überlegte.

Dann ging sie; bis zum Bahnhof Keston waren es zweieinhalb Meilen. Was sie für ihn mitnahm, trug sie in ihrem Netz. Paul sah ihr nach, wie sie klein und schnell den Weg zwischen den Hecken hinaufging, und ihm blutete das Herz, daß sie neuer Sorge und neuem Leid entgegengehen mußte. Während sie in ihrer Angst schnell dahinschritt, fühlte sie, daß hinter ihr ihres Sohnes Herz auf sie wartete, fühlte, daß er ihr einen Teil der schweren Last abnahm, ihr half, soweit er das vermochte. Als sie im Krankenhaus war, dachte sie: Es wird den Jungen aufregen, wenn ich ihm erzähle, wie schlecht es ihm geht. Ich will lieber vorsichtig sein. Und auf dem Heimwege fühlte sie, daß er ihr helfen würde, die schwere Last zu tragen.

«Ist es schlimm?» fragte Paul, als sie das Haus betrat.

«Ziemlich», erwiderte sie.

«Was ist's?»

Sie seufzte und setzte sich, löste die Bänder ihres Hutes. Ihr Sohn beobachtete ihr Gesicht, das sie jetzt hob, und ihre kleinen, abgearbeiteten Hände, die an der Schleife unter dem Kinn fingerten.

«Gefährlich ist es eigentlich nicht», antwortete sie, «aber die Schwester sagt, es sei alles zerschmettert. Ein großes Felsstück ist ihm auf das Bein gefallen — hierhin —, und es ist ein komplizierter Bruch. Knochensplitter stecken . . .»

«Ach, wie furchtbar!» riefen die Kinder.

«Und», fuhr sie fort, «er sagte natürlich, er müsse sterben — er wäre ja nicht er, wenn er das nicht sagte. ‹Mit mir ist's zu Ende›, sagte er und sah mich an. ‹Sei doch nicht so albern!› sagte ich. ‹An einem gebrochenen Bein stirbst du nicht, und wenn es auch noch so zerschmettert ist.› ‹Hier komm ich nur in einer Holzkiste wieder raus›, stöhnte er. ‹Wenn es dir wieder besser geht und du in einer Holzkiste in den Garten getragen werden willst, tut man das ganz sicher.› ‹Wenn wir das für zuträglich halten›, sagte die Schwester. Die Schwester ist furchtbar nett, aber streng.»

Frau Morel nahm den Hut ab. Schweigend warteten die Kinder.

«Natürlich geht es ihm schlecht», fuhr sie fort, «und das ist ja auch ganz selbstverständlich. Es war ja auch keine Kleinigkeit, und er hat viel Blut verloren; und die Verletzung ist sicher gefährlich. So leicht heilt die nicht. Und dann das Fieber und die Entzündung — wenn das einträte, wäre alles schnell zu Ende. Aber er hat reines Blut und eine gute Heilhaut, und deshalb wird schon alles gut gehen. Die Verletzung ist natürlich . . .»

Sie war blaß vor Aufregung und Besorgnis. Die drei Kinder merkten wohl, daß es mit ihrem Vater sehr schlecht stand; Schweigen und Angst lag über allen.

«Aber er ist doch immer wieder gesund geworden», meinte Paul nach einiger Zeit.

«Das habe ich ihm auch gesagt», entgegnete die Mutter. Wieder schwiegen alle.

«Es sah fast aus, als wäre alles zu Ende», sagte sie. «Aber die Schwester meinte, das käme nur von den Schmerzen.»

Annie brachte den Mantel und den Hut der Mutter weg.

«Als ich ging, da sah er mich an! Ich sagte: ‹Ich muß jetzt gehen, Walter, weil der Zug gleich fährt, und dann die Kinder!› Und wieder sah er mich an. Das war nicht so einfach!»

Paul nahm den Pinsel und fing wieder an zu malen. Arthur ging hinaus, holte Kohlen. Traurig saß Annie da und regungslos, in Gedanken versunken, Frau Morel in dem kleinen Schaukelstuhl, den ihr Mann für sie gezimmert hatte, als sie ihr erstes Kind erwartete. Sie war tiefbekümmert und empfand tiefstes Mitleid mit dem schwerverletzten Mann. Aber im Innersten ihres Herzens, wo hätte Liebe flammen sollen, war alles kalt. Während alles Frauenmitleid in ihr glühte, sie willens war, sich für ihn zu Tode abzuquälen und ihn zu pflegen, alle Schmerzen, falls das möglich war, auf sich zu nehmen, fühlte sie doch in ihrem tiefsten Innern, daß er und sein Leid ihr gleichgültig waren. Daß sie ihn trotz der starken Gefühle, die er in ihr wach rief, nicht mehr liebte, tat ihr besonders weh. Wieder versank sie in ihre Gedanken.

Plötzlich sagte sie: «Als ich halbwegs in Keston war, merkte ich, daß ich meine Arbeitsschuhe anhatte. Beseht euch die mal!» Es waren alte braune, an den Zehen verschlissene Schuhe von Paul. «Ich wußte nicht, wohin, so schämte ich mich», fügte sie hinzu. Als am nächsten Morgen Annie und Arthur in der Schule waren, sprach Frau Morel wieder mit ihrem Sohn, der ihr bei der Hausarbeit half.

«Ich traf Barker im Krankenhaus. Er sah ganz elend aus, der arme Kerl. ‹Wie war die Fahrt mit ihm?› fragte ich ihn. ‹Fragen Sie danach nicht, Frau›, sagte er. ‹Na, ich kann mir's schon vorstellen›, sagte ich. ‹Es war aber auch furchtbar für ihn, Frau, das war's bestimmt›. ‹Das weiß ich›, sagte ich. ‹Bei jedem Stoß glaubte ich, mir wäre das Herz aus dem Halse geflogen›, sagte er. ‹Und geschrien hat er manchmal, Frau! Für alles Geld in der Welt möchte ich das nicht noch mal erleben!› ‹Das kann ich mir vorstellen›, sagte ich. ‹Es ist und bleibt 'ne Schweinerei›, sagte er, ‹und bis das wieder besser ist, das wird schön lange dauern.› ‹Das fürchte ich auch›, sagte ich. Ich mag den Barker gern, wahrhaftig. Er hat so was Männliches.»

Paul arbeitete ruhig weiter.

«Für einen Mann wie deinen Vater ist das Krankenhaus natürlich furchtbar», fuhr sie fort. «Für Regeln und Ordnung hat er kein Verständnis. Und von niemandem will er sich anrühren lassen, wenn er es eben vermeiden kann. Als er damals die Muskelzerreißung am Schenkel hatte und täglich viermal verbunden werden mußte, durften nur

ich oder seine Mutter das tun. Er ließ sich von keinem andern anrühren. So wird er mit den Schwestern natürlich allerlei auszustehen haben. Gern habe ich ihn nicht dagelassen. Als ich ihn zum Abschied küßte, kam ich mir ganz erbärmlich vor.»

So sprach sie zu ihrem Sohn, und es klang fast, als dächte sie laut zu ihm, und er nahm ihre Worte auf, so gut er konnte, trug ihre Sorge mit ihr, damit sie weniger schwer unter ihr litt. Und so teilte sie schließlich alles mit ihm und wußte es nicht.

Morel hatte eine schlimme Zeit durchzumachen. Eine Woche lang war sein Zustand sehr bedenklich. Dann ging's langsam besser. Als die Familie erfuhr, daß er auf dem Wege der Besserung war, atmete sie erleichtert auf und führte von nun an ein glückliches Leben.

Sorgen hatten sie nicht, während Morel im Krankenhaus lag. Von der Grube erhielt Frau Morel wöchentlich vierzehn Schilling, dazu kamen zehn Schilling aus der Krankenkasse und fünf Schilling aus der Unfallkasse; außerdem brachten Morels Kameraden seiner Frau jede Woche ungefähr fünf bis sieben Schilling, so daß sie ganz gut auskommen konnte. Und während Morel im Krankenhaus der Genesung entgegenging, führten seine Angehörigen ein ungeheuer glückliches und friedvolles Leben. Samstags und mittwochs besuchte Frau Morel ihren Mann in Nottingham. Dann brachte sie immer etwas mit nach Hause; für Paul eine Tube Farbe oder etwas dickes Papier; für Annie ein paar Postkarten, über die sich die ganze Familie erst einige Tage freute, ehe Annie sie verschicken durfte; oder eine Laubsäge für Arthur oder ein Stück Laubsägeholz. Froh erzählte sie ihre Abenteuer in den großen Läden. In dem Papierladen war sie bald bekannt, und die Verkäufer kannten auch Paul, von dem sie erzählt hatte. Das Mädchen im Buchladen interessierte sich sehr für sie. Wenn Frau Morel von Nottingham nach Hause kam, brachte sie immer viel Neuigkeiten mit. Bis zum Schlafengehen saßen die Kinder um sie, hörten zu, unterbrachen sie, machten ihre Einwürfe. Paul deckte oft das Feuer mit Asche zu.

«Ich bin jetzt der Mann im Hause», sagte er freudig zu seiner Mutter. Sie erfuhren jetzt, wie unendlich friedvoll ein Heim sein konnte. Und es tat ihnen fast leid, daß der Vater bald zurückkam, wenn auch niemand eine solche Gefühllosigkeit zugegeben hätte.

Paul war jetzt vierzehn Jahre alt und mußte sich nach Arbeit umsehen. Er war ein ziemlich kleiner, zarter Junge mit dunkelbraunem Haar und blauen Augon. Sein Gesicht hatte die jugendliche Plumpheit schon verloren und ähnelte mit seinen groben, fast harten Zügen dem Williams, aber es war ungeheuer beweglich. Meist machte er den Eindruck, als sähe er allerlei, war voll Leben und Wärme; dann lächelte er plötzlich, und sein liebes Lächeln glich dem der Mutter; dann, wenn irgend etwas den schnellen Lauf seines Geistes hemmte, wurde sein

Gesicht stumpf und häßlich. Er war einer von den Knaben, die grob und lümmelig werden, sobald sie nicht verstanden werden oder glauben, man unterschätze sie, und doch wieder so lieb sind, sobald ihnen etwas Wärme entgegenströmt.

Unter der ersten Berührung mit allem litt er sehr. Als er sieben Jahre alt war, hatte ihn der Schulanfang wie ein Nachtmahr gequält. Aber dann ging er gern in die Schule. Und als er jetzt daran dachte, daß er ins Leben hinaus mußte, versank sein Selbstbewußtsein in Todesqualen. Für einen Knaben seines Alters zeichnete er ganz nett, auch konnte er etwas Französisch, Deutsch und Mathematik, was er bei Herrn Heaton gelernt hatte. Aber all sein Können war für einen kaufmännischen Betrieb wertlos. Nach Ansicht seiner Mutter war er für schwere körperliche Arbeit nicht stark genug. Handarbeit machte ihm keine Freude, lieber jagte er umher oder machte Ausflüge ins Land, las oder malte.

«Was willst du denn werden?» fragte seine Mutter.

«Irgend was.»

«Das ist doch keine Antwort», sagte Frau Morel.

Aber es war die einzig wahre Antwort, die er geben konnte. Im Getriebe dieser Welt ging sein Ehrgeiz nicht weiter, als in aller Ruhe irgendwo nahe der Heimat dreißig oder fünfunddreißig Schilling wöchentlich zu verdienen, nach dem Tode des Vaters mit der Mutter zusammen ein nettes Häuschen zu bewohnen, zu malen, auszugehen, wann er wollte, und immer ein so beschauliches Dasein zu führen. Das war sein Programm, soweit es sich um Arbeit handelte. Aber innerlich war er stolz, verglich die Menschen mit sich und wies jedem unerbittlich seinen Platz zu. Er dachte, vielleicht könnte er auch Maler, ein wirklicher Maler werden. Aber das lag noch in zu weiter Ferne.

«Du mußt die Anzeigen in den Zeitungen mal durchsehen», sagte die Mutter.

Er sah sie an. Das bedeutete für ihn neue bittere Demütigung und Qual. Aber er sagte nichts. Wenn er des Morgens aufstand, beherrschte sein ganzes Sein nur dieser eine Gedanke: Ich muß die Anzeigen durchsehen, muß eine Stellung suchen.

Vor dem Morgen stand dieser Gedanke, tötete in ihm alle Freude, sogar das Leben. Wie ein fester Knoten war sein Herz. Um zehn Uhr machte er sich auf den Weg. Man hielt ihn für ein sonderbares, ruhiges Kind. Wenn er dann über die sonnige Straße der kleinen Stadt ging, meinte er immer, die Menschen, denen er begegnete, dächten: ‹Der geht jetzt in das Lesezimmer des Konsums und sucht in der Zeitung nach einer Stellung. Er kann keine Arbeit finden. Der läßt sich von seiner Mutter durchhalten.› Dann schlich er die Steintreppe hinter der Stoffabteilung des Konsums hinauf und sah scheu in den Lesesaal. Meist waren in ihm ein oder zwei alte, verbrauchte Männer, Bergleute, die

sich vorkamen, als säßen sie in einem Klub. Er trat ein, fühlte sich so klein und war so ängstlich, wenn sie aufblickten, setzte sich an den Tisch und tat so, als durchsuche er die Zeitung. Er wußte, daß sie dachten: ‹Was will denn ein dreizehnjähriger Junge mit einer Zeitung im Lesezimmer?› und wieder litt er. Dann sah er sinnend aus dem Fenster. Schon war er der Gefangene des Industrialismus. Große Sonnenblumen blickten über die alte rote Mauer des gegenüberliegenden Gartens, sahen fröhlich herab auf die Frauen, die mit den für das Mittagessen bestimmten Vorräten nach Hause eilten. In der Sonne leuchtete das Korn, füllte das Tal. Zwei Gruben, die Felder umgaben, schwenkten ihre kleinen, weißen Rauchfahnen. Auf den fernen Hügeln standen dunkel und bannend die Annesly-Wälder. Schon sank ihm der Mut. Knechtschaft griff nach ihm. Jetzt schwand seine Freiheit in dem geliebten Heimattal.

Von Keston herauf kamen die Brauereiwagen mit ihren großen Fässern; zu vieren lagen sie an jeder Seite, wie Bohnen in einer geplatzten Schote. Hoch thronte der Fuhrmann, wackelte massig auf seinem Sitz, war fast in Pauls Augenhöhe. Das Haar auf dem kleinen, kugelrunden Kopf des Mannes war von der Sonne fast weiß gebleicht, und die Haare seiner dicken, roten Arme, die müßig auf seiner Schürze aus Sacktuch hin und her wackelten, glitzerten. Sein rotes Gesicht leuchtete, schlief fast in der Sonne. Die schönen, braunen Pferde bedurften keiner Führung, schienen durchaus die Herren der Lage. Paul wäre gern ohne jedes Gefühl gewesen. «Wäre ich doch», dachte er, «so dick wie der oder wie ein Hund in der Sonne. Wäre ich doch ein Schwein oder Fuhrmann einer Brauerei.»

Wenn der Lesesaal dann endlich leer war, schrieb er schnell eine Anzeige auf ein Stück Papier ab, dann noch eine und schlüpfte endlich wie erlöst wieder hinaus. Seine Mutter prüfte genau, was er abgeschrieben hatte. «Ja», sagte sie, «versuch's mal!»

William hatte ein Bewerbungsschreiben in herrlichster Geschäftssprache aufgesetzt, das Paul mit einigen Veränderungen abschrieb. Die Handschrift des Jungen war furchtbar, und William, der alles sauber erledigte, geriet in fieberhafte Ungeduld. Der ältere Bruder war ein sehr gewandter junger Mensch geworden. Er stellte fest, daß er in London mit Menschen verkehren konnte, die weit über seinen alten Bestwooder Freunden standen. Einige der Bürogehilfen hatten Jura studiert und machten augenblicklich mehr oder weniger eine Lehre durch. Wohin William kam, überall schloß er wegen seiner Fröhlichkeit leicht Freundschaft. So verkehrte er bald in Häusern von Leuten, die auf den unnahbaren Bankleiter herabgesehen und dem Pfarrer nur einen Höflichkeitsbesuch abgestattet hätten. Bald hielt er sich für etwas Besonderes. Über die Leichtigkeit, mit der er ein Gentleman geworden war, staunte er selbst.

Seine Mutter war froh, er schien so zufrieden. Seine Wohnung in Walthamstow war so öde. Aber jetzt fieberte etwas in den Briefen des jungen Mannes. Die große Veränderung hatte ihn noch nicht zur Ruhe kommen lassen, er stand noch nicht fest auf den Füßen, schien sich vielmehr im schnellen Wirbel des neuen Lebens wild zu drehen. Seine Mutter hatte Angst um ihn. Sie fühlte, wie er sich verlor. Er war beim Tanz gewesen und war ins Theater gegangen, hatte auf dem Fluß gerudert, war mit Freunden aus gewesen; und sie wußte, daß er hinterher in dem ungeheizten Schlafzimmer saß und Latein arbeitete, weil er im Büro weiterkommen und sich mit der Gesetzgebung soweit wie möglich vertraut machen wollte. Er schickte der Mutter jetzt kein Geld mehr; das wenige, das er hatte, verbrauchte er. Und sie brauchte auch keins: nur manchmal, wenn sie in Verlegenheit war, hätten ihr zehn Schilling viel Sorge erspart. Sie träumte immer noch von William und dem, was er erreichen würde, wenn sie nur hinter ihm stand. Nie aber hätte sie sich eingestanden, wie schwer ihr seinetwegen das Herz war, wie sie um ihn bangte.

Er erzählte jetzt viel von einem Mädchen, das er beim Tanz kennengelernt hatte, einer hübschen, jungen Brünette, einer Dame, hinter der die Männer wie toll her wären.

«Ob du auch noch hinter ihr herlaufen würdest, mein Junge», schrieb sie ihm, «wenn die andern nicht mehr hinter ihr her wären? In der Menge fühlst du dich sicher und eitel genug. Aber hüte dich und prüfe genau deine Gefühle, wenn du der alleinige Sieger bleibst.»

Das ärgerte William, und er setzte die Jagd fort. Er war mit dem Mädchen auf dem Fluß gewesen.

«Wenn du sie sähest, Mutter, wüßtest du, was ich empfinde. Groß ist sie und vornehm, hat die reinste, feinste Gesichtsfarbe; hat pechschwarzes Haar und so graue Augen – hell sind sie, spöttisch, wie Lichter auf dem Wasser bei Nacht. Spotte nur, solange du sie nicht gesehen hast. Und sie kleidet sich wie nur eine in London. Ich sage dir, dein Sohn ist nicht wenig stolz, wenn sie mit ihm über die Piccadilly geht.»

Frau Morel fragte sich, ob ihr Sohn nicht besser daran täte, vornehm und in feinen Kleidern allein über die Piccadilly zu gehen als mit einer Frau, die ihm nahestand. Und doch beglückwünschte sie ihn in ihrer zweifelnden Art. Und während die Mutter am Waschfaß stand, dachte sie über den Sohn nach. Sie sah, wie er sich an eine elegante, kostspielige Frau hängte, nur wenig verdiente, sich abarbeitete und in einem kleinen, häßlichen Vorstadthaus endete. Dann sagte sie sich: «Ich bin doch zu albern und sehe Gespenster.» Aber immer lastete schwere Angst auf ihrem Herzen, immer befürchtete sie, William könne von sich aus nicht richtig handeln.

Paul wurde um diese Zeit aufgefordert, sich bei Thomas Jordan,

Fabrikant von Bandagen usw., 21. Spaniel Row, Nottingham, vorzustellen. Frau Morel war voller Freude. «Da siehst du's ja», sagte sie mit leuchtenden Augen. «Du hast nur vier Briefe geschrieben, und der vierte wird beantwortet. Du hast Glück, mein Junge, das habe ich dir ja immer gesagt.»

Paul betrachtete die Abbildung eines Holzbeines mit Gummistrumpf und andern Bandagen, die den Briefbogen des Herrn Jordan schmückte, und wurde sehr unruhig. Von Gummistrümpfen hatte er noch nie etwas gehört. Er schien auf einmal die Geschäftswelt mit ihrem geordneten Wertsystem und ihrer Unpersönlichkeit zu empfinden, und er fürchtete sich. Daß man mit Holzbeinen handelte, kam ihm geradezu ungeheuerlich vor.

Am Dienstagmorgen machten sich Mutter und Sohn auf. Es war August und glühend heiß. Etwas in Pauls Innerem war wie tot vor Angst. Lieber hätte er viele körperliche Schmerzen durchgemacht als diese sinnlose Qual, vor Fremde treten zu müssen, angenommen oder abgelehnt zu werden. Doch er plauderte in einem fort mit der Mutter. Nie hätte er ihr eingestanden, wie sehr er unter all diesem litt, und sie merkte das nur zum Teil. Sie war fröhlich wie eine Braut. In Bestwood trat sie an den Fahrkartenschalter, und Paul beobachtete, wie sie aus der Börse das Geld für die Fahrkarten nahm. Als er sah, wie ihre Hände in den alten, schwarzen Lederhandschuhen das Geld aus der abgetragenen Börse nahmen, krampfte sich ihm das Herz in qualvoller Liebe zu ihr zusammen.

Sie war sehr aufgeregt und sehr froh. Er litt, weil sie in Gegenwart der Mitreisenden so laut sprach.

«Sieh doch nur die alberne Kuh da drüben», sagte sie, «jagt rum, als wäre sie im Zirkus.»

«Es ist sicher eine Pferdebremse», sagte er ganz leise.

«Eine was?» fragte sie fröhlich und ungezwungen.

Sie schwiegen eine Zeitlang. Er empfand es die ganze Zeit über dankbar, daß sie ihm gegenübersaß. Plötzlich begegneten sich ihre Augen, und sie lächelte ihn an — es war ein seltsam innerliches Lächeln, war so schön in all seiner Freude und Liebe. Dann sahen beide wieder aus dem Fenster.

Die sechzehn Meilen langsamer Eisenbahnfahrt waren vorüber. Mutter und Sohn gingen über die Station Street, waren aufgeregt wie Verliebte, die zusammen ein Abenteuer erleben. In der Carrington Street blieben sie stehen, beugten sich über das Geländer und sahen hinab auf den Kanal.

«Wie in Venedig», sagte er, als er die Sonne auf dem Wasser zwischen den hohen Fabrikmauern liegen sah.

«Vielleicht», antwortete sie lächelnd. Die Läden machten ihnen viel Freude.

«Sieh doch mal die Bluse», sagte sie, «die wäre doch was für unsere Annie. Und für einen solchen Preis! Ist das nicht billig?»

«Und dazu noch Handarbeit», sagte er.

«Ja.»

Sie hatten viel Zeit, deshalb beeilten sie sich auch nicht. Die Stadt war für sie so fremd und voller Freude. Aber die Angst hatte den Jungen im Innern gepackt. Er fürchtete die Unterredung mit Thomas Jordan.

An der Peterskirche war es fast elf Uhr. Sie gingen eine enge Straße hinauf, die zum Schloß führte. Sie war düster und alt, hatte niedrige, dunkle Läden, dunkelgrüne Haustüren mit Messingklopfern und gelbgestrichene Türschwellen, die auf das Trottoir vorsprangen; dann kam wieder ein alter Laden, dessen kleine Fenster wie ein listiges, halb geschlossenes Auge aussahen. Vorsichtig gingen Mutter und Sohn weiter, suchten überall nach ‹Thomas Jordan & Sohn›, als wären sie in einer wilden Gegend auf der Jagd. Ihre Aufregung war aufs höchste gestiegen. Plötzlich sahen sie einen großen, dunklen Torbogen, in dem die Namen verschiedener Firmen standen, unter ihnen auch Thomas Jordan.

«Hier ist es», sagte Frau Morel. «Aber wo nun weiter?» Sie blickten um sich. Auf der einen Seite war eine seltsame, dunkle Kartonfabrik, auf der andern ein Gasthof für Handlungsreisende.

«Durch diesen Eingang», sagte Paul.

Sie wagten sich in den Torbogen und hatten dabei ein Gefühl, als gingen sie in den Rachen eines Drachen. Sie kamen auf einen großen Hof, der mit den ihn einschließenden Gebäuden an einen Brunnen erinnerte. Er war mit Stroh, Schachteln und Karton übersät. Die Sonne fiel grade auf einen Korb, dessen Stroh in den Hof leuchtete wie Gold. Aber an anderen Stellen war der Hof wie eine Grube. Sie sahen mehrere Türen und zwei Treppenzüge. Vor ihnen wurden auf einer schmutzigen Glastür oben an der Treppe die verhängnisvollen Worte ‹Thomas Jordan & Sohn, Bandagen› sichtbar.

Frau Morel ging voran, ihr Sohn kam hinter ihr her. Karl I. bestieg leichteren Herzens das Schafott, als Paul Morel seiner Mutter über die schmutzige Treppe nach der schmutzigen Tür folgte.

Sie stieß die Tür auf und blieb freudig überrascht stehen. Vor sich sah sie ein großes Warenlager mit vielen gelben Paketen; Gehilfen mit aufgekrempelten Ärmeln gingen gemütlich umher. Das Licht war gedämpft, die glatten, gelben Pakete schienen zu leuchten, die Tische waren aus dunkelbraunem Holz. Alles war sehr ruhig und sehr anheimelnd. Frau Morel trat zwei Schritte vor, wartete dann wieder. Paul stand hinter ihr. Sie trug ihren Sonntagshut mit schwarzem Schleier; er trug einen breiten, weißen Knabenkragen und einen Norfolkanzug.

Einer der Gehilfen sah auf. Er war mager und groß und hatte ein

kleines Gesicht. Sein Blick war flink. Dann sah er nach dem andern Ende des Raumes, wo ein Glasverschlag war. Und dann kam er näher. Er sagte nichts, verbeugte sich freundlich fragend.

«Kann ich Herrn Jordan sprechen?» fragte sie.

«Ich hole ihn», sagte der junge Mann.

Er ging in den Glasverschlag. Ein rotgesichtiger, weißbärtiger alter Mann wurde sichtbar. Er erinnerte Paul an einen Spitz.

Dann kam dieser alte Mann durch den Raum. Er hatte kurze Beine, war ziemlich dick und trug eine Alpakajacke. Dick und forschend kam er sozusagen mit einem gespitzten Ohr durch den Raum.

«Guten Morgen», sagte er zögernd; er war im Zweifel, ob Frau Morel eine Kundin war oder nicht.

«Guten Morgen. Ich komme mit meinem Sohn Paul Morel. Er sollte sich heute morgen vorstellen.»

«Kommen Sie mal mit!» sagte Herr Jordan kurz; er wollte geschäftsmäßig wirken.

Sie folgten dem Fabrikanten in ein ärmliches kleines Zimmer, das mit schwarzen, von den vielen Kunden blank gesessenen Ledertuchmöbeln ausgestattet war. Auf dem Tische lag ein Haufen Bandagen und gelbe Waschlederbänder wirr durcheinander. Sie sahen neu und wie lebendig aus. Paul atmete den Duft des neuen Waschleders ein. Er fragte sich, was das für Dinge wären. Aber er war so betäubt, daß er nur die wirklichen Dinge bemerkte.

«Setzen Sie sich!» sagte Herr Jordan zu Frau Morel und zeigte gereizt auf einen Stuhl mit Roßhaarstoff. Unsicher setzte sie sich auf die Stuhlkante. Dann kramte der kleine, alte Mann umher und fand endlich ein Blatt.

«Hast du den Brief geschrieben?» schnauzte er und hielt Paul hin, was dieser als sein Briefpapier erkannte.

«Ja», antwortete Paul.

In diesem Augenblick beschäftigte ihn zweierlei: erstens fühlte er sich schuldig, weil er gelogen hatte, denn William hatte den Brief aufgesetzt; zweitens fragte er sich, warum ihm der Brief in der fetten, roten Hand des Mannes so seltsam und anders vorkam als auf dem Küchentisch. Als hätte sich ein Teil seiner selbst verirrt. Es ärgerte ihn, wie der Mann den Brief hielt.

«Wo hast du schreiben gelernt?» fragte der alte Mann unfreundlich. Paul sah ihn beschämt an und antwortete nicht.

«Er kann nicht gut schreiben», sagte Frau Morel entschuldigend. Dann schob sie den Schleier hoch. Paul haßte sie, weil sie diesem gemeinen, kleinen Mann gegenüber nicht stolzer war, und liebte ihr Gesicht, das keinen Schleier mehr bedeckte.

«Und Französisch kannst du auch?» fragte der kleine Mann immer noch bissig.

«Ja», sagte Paul.

«Welche Schule hast du besucht?»

«Die Volksschule.»

«Und da hast du es gelernt?»

«Nein – ich . . .» der Knabe wurde rot und blieb stecken. «Sein Pate hat ihm Stunden gegeben», sagte Frau Morel halb flehend und doch wieder stolz.

Herr Jordan zögerte. Dann zog er in seiner gereizten Art – seine Hände schienen immer eine Tätigkeit zu suchen – ein Blatt Papier aus seiner Tasche und entfaltete es. Das Papier knisterte. Er reichte es Paul. «Lies das!» sagte er.

Es war ein französisch geschriebener Brief; die Handschrift war dünn und ausdruckslos; der Junge konnte sie nicht entziffern. Verständnislos starrte er auf das Papier.

«Monsieur», begann er, dann sah er Herrn Jordan verwirrt an.

«Die . . . die . . .» ‹Schrift›, wollte er sagen, aber sein Verstand arbeitete nicht einmal mehr so viel, daß er ihm das Wort eingab. Er kam sich vor wie der größte Dummkopf und haßte Herrn Jordan; verzweifelt sah er wieder auf das Blatt.

«Sehr geehrter Herr, bitte, senden Sie mir, ich kann die . . . zwei Paar gris fil bas – graue Zwirnstrümpfe – sans – ohne – ich kann die Worte nicht – doigts – Finger – ich kann die . . .»

Wieder wollte er Schrift sagen, aber auf das Wort kam er immer noch nicht. Als Herr Jordan sah, daß er nicht weiter konnte, riß er ihm das Blatt weg.

«Bitte, senden Sie mir umgehend zwei Paar graue Zwirnstrümpfe ohne Ecken.»

Paul sagte schnell: «Doigts bedeutet aber auch Finger – und sonst . . .»

Der kleine Mann sah ihn an. Er wußte nicht, ob doigts Finger bedeutete; er wußte nur, daß es für seine Zwecke Spitze hieß.

«Finger an Strümpfen», schnauzte er.

«Aber es bedeutet doch Finger», beharrte der Knabe.

Er haßte den kleinen Mann, der ihn zum Dummkopf stempeln wollte. Herr Jordan sah den blassen, dummen, herausfordernden Jungen und dann die Mutter an, die ruhig mit jenem besonderen Ausdruck des Ausgeschlossenseins dasaß, wie man ihn bei Armen findet, die von der Gunst anderer abhängen.

«Und wann könnte er eintreten?» fragte er.

«Wann Sie es wünschen», sagte Frau Morel. «Er ist aus der Schule.»

«Würde er in Bestwood wohnen?»

«Ja; aber er könnte ein Viertel vor acht hier – das heißt am Bahnhof sein.»

«Hm!»

Paul wurde schließlich als Lehrjunge in die Strumpfabteilung mit einem Wochenlohn von acht Schilling eingestellt. Nachdem der Junge darauf bestanden hatte, daß doigts Finger bedeutet, hatte er den Mund nicht wieder aufgetan. Er folgte seiner Mutter über die Treppe hinunter. Sie sah ihn mit ihren hellen, blauen Augen lieb und freudig an.

«Ich glaube, daß es dir gefällt», sagte sie.

«Doigts bedeutet doch Finger, Mutter, und das kam nur wegen der Handschrift... Ich konnte sie einfach nicht lesen...»

«Schadet nichts, Junge. Er ist sicher ganz nett, und viel wirst du mit ihm nicht zu tun haben. War der erste junge Mann nicht nett? Du wirst mit ihnen bestimmt gut fertig.»

«Aber der Herr Jordan, Mutter, der war doch so gewöhnlich. Gehört dem das alles?»

«Wahrscheinlich war er früher Arbeiter und hat es weiter gebracht», sagte sie. «Mußt dir nicht soviel aus den Menschen machen. Sie sind ja gar nicht häßlich zu dir – es ist nun mal ihre Art. Du meinst immer, alle wollten dir was. Fällt ihnen ja gar nicht ein.»

Es war sehr sonnig. Über dem großen, öden Marktplatz schimmerte der blaue Himmel, und die granitenen Steine des Pflasters glitzerten. Die Läden in der Long Row lagen in tiefem Schatten, und der Schatten war unendlich farbig. Wo die Pferdebahn über den Markt trödelte, stand eine Reihe von Obstbuden mit Früchten, die in der Sonne glühten, mit Äpfeln und Haufen rötlicher Orangen, mit kleinen Reineclauden und Bananen. Als Mutter und Sohn vorbeikamen, rochen sie den warmen Obstduft. Langsam versanken seine Bedrücktheit und Wut.

«Wo essen wir wohl zu Mittag?» fragte die Mutter.

Beide fühlten, daß es unverantwortliche Verschwendung wäre. Ein- oder zweimal war Paul bisher in einem Speisehaus gewesen, und dann hatte er nur eine Tasse Tee und einen Kuchen bekommen. Die meisten Leute in Bestwood glaubten, daß sie sich als Mahlzeit in Nottingham höchstens eine Tasse Tee mit Butterbrot, vielleicht auch noch etwas Cornedbeef, leisten könnten. Ein wirkliches Mittagessen hielt man für große Verschwendung. Paul hatte ein Gefühl, als lüde er eine Schuld auf sich.

Sie fanden eine Gaststätte, die einen billigen Eindruck machte. Als aber Frau Morel die Speisekarte durchsah, wurde ihr das Herz schwer, alles war so teuer. Sie bestellte das billigste, für sie erschwingliche Gericht: Nierenpastete mit Kartoffeln.

«Wir hätten hier nicht hergehen sollen», sagte Paul.

«Ist nun zu spät», sagte sie. «Wir kommen nicht wieder.»

Sie wollte durchaus, daß er ein Johannisbeertörtchen aß, weil er Süßigkeiten so gern mochte.

«Ich will aber keins», bat er.

«Doch», bestand sie darauf, «du sollst eins haben.»

Sie sah sich nach der Kellnerin um. Aber die Kellnerin hatte grade zu tun, und Frau Morel wollte sie nicht stören. Mutter und Sohn warteten, bis es dem Mädchen, das mit den Männern schäkerte, paßte.

«So ein unverschämtes Weib!» sagte Frau Morel zu Paul.

«Sieh mal, jetzt bringt sie dem Mann den Pudding, und dabei kam er später als wir.»

«Laß sie doch, Mutter!» versetzte Paul.

Frau Morel war ärgerlich. Aber sie war zu arm und ihre Bestellung zu klein, als daß sie den Mut gehabt hätte, ihr Recht geltend zu machen. Sie warteten, warteten.

«Sollen wir nicht lieber gehen, Mutter?» sagte er.

Da stand Frau Morel auf. Das Mädchen kam gerade vorbei.

«Bringen Sie nun bald das Johannisbeertörtchen?» fragte Frau Morel bestimmt.

Das Mädchen sah sich frech um. «Gleich», sagte sie.

«Wir haben lange genug gewartet», sagte Frau Morel.

Sofort brachte das Mädchen das Törtchen. Kühl verlangte Frau Morel die Rechnung. Paul wäre am liebsten in den Erdboden versunken. Er staunte über die Grobheit seiner Mutter. Er wußte, daß sie durch jahrelange Plackerei so weit gekommen war, nur wenig auf ihrem Recht zu bestehen. Sie war genau so scheu wie er.

«Hier bin ich zum letzten Mal gewesen», erklärte sie, als sie wieder auf der Straße standen; sie war ordentlich froh, daß sie das überstanden hatte.

«Sollen wir uns jetzt mal», sagte sie, «Keep und Boot und ein paar andere Läden besehen?»

Sie sprachen über die Bilder, und Frau Morel wollte ihm einen kleinen, feinhaarigen Pinsel kaufen, den er schon lange gern gehabt hätte.

Aber er wollte nicht. Fast verdrießlich stand er vor den Putzmacher- und Stoffläden, freute sich aber, daß ihr alles so sehr gefiel. Sie gingen weiter.

«Sieh doch mal die dicken, schwarzen Trauben!» sagte sie. «Das Wasser läuft einem im Munde zusammen. Schon Jahre lang möchte ich solche mal haben, aber ich werde wohl noch ein bißchen warten müssen.»

Dann freute sie sich über den Laden des Blumenhändlers, trat in den Eingang, blieb hier stehen und sog den Duft der Blumen ein. «Sind die nicht herrlich?»

In der Dunkelheit des Ladens sah Paul eine elegante, junge Dame in Schwarz, die neugierig über den Ladentisch sah. «Man guckt schon nach dir», sagte er und versuchte, seine Mutter weiterzuziehen.

«Was duftet denn so?» rief sie und rührte sich nicht von der Stelle.

«Levkojen», antwortete er und sog schnell den Duft ein. «Da steht ein ganzes Faß voll.»

«Ja, rote und weiße. Ich wußte gar nicht, daß Levkojen so duften.» Sie trat jetzt aus der Tür, was ihn sehr erleichterte, blieb aber vor dem Fenster stehen.

«Paul», rief sie, «Paul, sieh doch mal!» Paul aber wollte den Blicken der eleganten jungen Dame in Schwarz – es war das Ladenmädchen – entgehen. Nur widerwillig kam er zurück.

«Sieh doch mal diese Fuchsie!» rief sie und zeigte auf die Blume.

«Hm!» Das klang so seltsam, als wenn es ihn interessierte. «So dick und schwer sind die Blüten, daß man glaubt, sie würden jeden Augenblick abfallen.»

«Und diese Menge!» meinte sie.

«Und wie sie mit den Staubfäden und Stempeln so nach unten hängen.»

«Ja», rief sie. «Wundervoll.»

«Wer die wohl kauft?» sagte er.

«Das möchte ich auch wissen», antwortete sie. «Wir jedenfalls nicht.»

«In unserem Wohnzimmer ginge sie bald ein.»

«Ja, in dem schrecklichen, kalten Loch, in das kein Sonnenstrahl fällt, geht jedes kleinste Pflänzchen ein, und in dem Küchendunst erstickt es.»

Sie kauften ein paar Kleinigkeiten und machten sich dann auf den Weg nach dem Bahnhof. Als sie durch die enge Häusergasse den Kanal hinaufsahen, erblickten sie in zartem Sonnenlichtwunder das Schloß auf dem schroffen, braunen Felsabhang mit den grünen Büschen.

«Wenn ich während der Mittagspause hier umherstreife, das wird fein!» sagte Paul. «Alles will ich mir ansehen, überall will ich hin! Darauf freue ich mich.»

«Ja», stimmte die Mutter bei.

Er hatte mit der Mutter einen herrlichen Nachmittag verbracht. Glücklich, erregt und müde kehrten sie an dem milden Abend nach Hause zurück.

Am nächsten Morgen füllte er den Vordruck für die Monatskarte aus und ging damit zum Bahnhof. Als er zurückkam, fing die Mutter grade an, den Fußboden zu schrubben. Er setzte sich mit hochgezogenen Beinen auf das Sofa.

«Samstag kann ich sie abholen», sagte er.

«Und wieviel kostet sie?»

«Ungefähr ein Pfund und elf», erklärte er.

Sie sagte nichts, schrubbte weiter.

«Ist das viel?» fragte er.

«Nicht mehr, als ich dachte», antwortete sie.

«Ich bekomme ja acht Schilling die Woche», sagte er.

Sie antwortete nicht, arbeitete weiter. Schließlich meinte sie:

«Als William nach London ging, versprach er mir, mir monatlich ein

Pfund zu schicken. Zweimal hat er mir zehn Schilling geschickt; und wenn ich jetzt um einen Farthing bäte, er hätte ihn nicht. Ich tue das natürlich nicht. Es kommt einem nur so der Gedanke, daß er grade jetzt zu der Fahrkarte, mit der ich gar nicht rechnete, etwas beisteuern könnte.»

«Er verdient doch so viel», sagte Paul.

«Er verdient hundertdreißig Pfund. Aber sie sind alle gleich. Im Versprechen sind sie groß, aber mit dem Halten ist's nicht weit her.»

«Er verbraucht wöchentlich mehr als fünfzig Schilling für sich», sagte Paul.

«Und ich bestreite unsern ganzen Haushalt mit weniger als dreißig», erwiderte sie, «und dabei muß ich auch für Sonderausgaben immer noch Geld übrig haben. Sind sie einmal weg, denken sie nicht mehr daran, einem zu helfen. Lieber vertut er sein Geld für das aufgedonnerte Frauenzimmer.»

«Wenn die so großartig tut, könnte sie's doch selbst bezahlen», sagte Paul.

«Gewiß, aber sie tut's nicht. Ich habe ihn danach gefragt. Umsonst kann er ihr kein goldenes Armband kaufen. Wer hat mir jemals ein goldenes Armband gekauft!»

William hatte bei seiner Gipsy, wie er sie nannte, Erfolg. Er bat das Mädchen – sie hieß Louisa Lily Denys Western – um eine Photographie, die er der Mutter schicken wollte. Die Photographie kam an – es war die Profilaufnahme einer hübschen, geziert lächelnden Brünette. Sie wirkte ganz nackt, denn auf der Photographie war kein Stückchen Kleid zu sehen, nur die nackte Büste.

«Ja», schrieb Frau Morel an ihren Sohn, «die Photographie der Louisa hat mich sehr überrascht, das Mädchen ist gewiß sehr reizvoll. Aber, Junge, hältst du es für geschmackvoll, daß ein junges Mädchen ihrem Geliebten als erste Photographie für die Mutter ein solches Bild gibt? Gewiß sind die Schultern sehr schön, wie du sagst. Aber ich war nicht darauf gefaßt, gleich so viel von ihnen zu sehen zu bekommen.»

Morel sah das Bild auf dem Schränkchen im Wohnzimmer stehen. Er kam mit ihm in die Küche, hielt es zwischen dem dicken Daumen und dem Zeigefinger.

«Wer ist denn das?» fragte er seine Frau.

«Das Mädchen, mit dem unser William geht», sagte Frau Morel.

«Hm. Die braucht man nur anzusehen, das ist 'ne Scharfe. Viel Freude wird er nicht dran haben. Wer ist sie denn?»

«Sie heißt Louisa Lily Denys Western.»

«Die hat er noch nicht», rief der Bergmann. «Ist die Schauspielerin?»

«Nein, er schreibt, sie wäre eine Dame.»

«Will doch wetten!» rief er und sah immer noch auf das Bild. «Eine Dame, die? Und hat so viel, daß sie so'n Leben führen kann?»

«Nichts hat sie. Sie lebt mit einer alten Tante zusammen, die sie haßt, und nimmt das Geld, wo und wie sie's kriegen kann.»

«Hm», sagte Morel und legte die Photographie weg. «Dann ist er verrückt, daß er mit so einer angefangen hat.»

«Liebe Mutter», schrieb William, «es tut mir leid, daß dir die Photographie nicht gefällt. Als ich sie dir schickte, kam mir nicht im entferntesten der Gedanke, du könntest sie unanständig finden. Ich habe Gyp erzählt, daß sie deiner strengen Auffassung nicht entspräche, und deshalb schickt sie dir eine andere, die dir hoffentlich besser gefällt. Sie wird immer photographiert, die Photographen bitten sie, sich von ihnen umsonst photographieren zu lassen.»

Die neue Photographie kam an, ein kleiner alberner Brief des Mädchens begleitete sie. Diesmal sah man die junge Dame in schwarzseidenem Abendkleid mit viereckigem Ausschnitt und kleinen Puffärmeln; über den schönen Armen hing schwarze Spitze!

«Ob sie wohl jemals was anderes als Abendkleider trägt», sagte Frau Morel höhnisch. «Die will auf alle Fälle Eindruck machen.»

«Du bist häßlich, Mutter», sagte Paul. «Die erste mit den nackten Schultern ist doch sehr schön.»

«So?» antwortete sie. «Mir gefällt sie jedenfalls nicht.»

Am Montagmorgen stand Paul um sechs Uhr auf; heute sollte seine Arbeit beginnen. In der Westentasche steckte die Monatskarte, die so viel Bitterkeit gekostet hatte. Er mochte sie gern mit den gelben Querstreifen. Seine Mutter packte sein Essen in einen kleinen Korb mit Deckel; ein Viertel vor sieben verließ er das Haus, damit er den Zug 7 Uhr 15 rechtzeitig erreichte. Frau Morel begleitete ihn bis an das Ende des Flurs.

Es war ein herrlicher Morgen. Die zarten, grünen Eschenfrüchte, die die Kinder Tauben nennen, wirbelten in dem leichten Winde in die Vorgärten der Häuser. Im Tal lag leuchtender, dunkler Nebel, durch den das reife Korn schimmerte und in dem der Rauch der Minton-Grube schnell verging. Windstöße kamen auf. Paul sah über die hohen Wälder von Aldersley, wo das Land glühte, und nie hatte die Heimat so stark auf ihn gewirkt.

«Guten Morgen, Mutter!» sagte er lächelnd, fühlte sich aber sehr unglücklich.

«Guten Morgen!» erwiderte sie fröhlich und zärtlich.

Mit ihrer weißen Schürze stand sie jetzt auf dem offenen Weg, beobachtete ihn, wie er über das Feld ging. Er war von kleiner gedrungener Gestalt, doch schien sein Körper voller Lebenskraft. Als sie ihn über das Feld traben sah, fühlte sie, daß er erreichen würde, was er erreichen wollte. Sie dachte an William. Er wäre über den Zaun gesprungen, anstatt über den Zauntritt zu gehen. Er war in London, und es ging ihm gut. Paul würde nun in Nottingham arbeiten. Jetzt

hatte sie zwei Söhne draußen. Sie konnte an zwei Städte, an zwei große Industriezentren denken, in die sie je einen Mann gestellt hatte, und diese Männer würden das vollbringen, was sie wollte; sie kamen von ihr, waren ihr Fleisch und Blut, und so würden ihre Taten auch die ihren sein. Den ganzen Morgen über dachte sie an Paul.

Um acht Uhr kletterte er die düstere Treppe zu Jordans Bandagenfabrik hinauf, stand hilflos neben dem ersten großen Fach für Pakete und wartete auf jemanden, der sich seiner annähme. Stille herrschte in dem Raum. Über den Tischen lagen große Staubtücher. Zwei Männer waren erst da, man hörte sie in einer Ecke miteinander sprechen, während sie die Röcke auszogen und die Hemdärmel hochkrempelten. Es war zehn Minuten nach acht. Allzu große Pünktlichkeit schien hier nicht zu herrschen. Paul lauschte auf die Stimmen der beiden Gehilfen. Dann hörte er jemanden husten und sah in dem Büro am Ende des Raumes einen alten, klapprigen Gehilfen, der ein rundes, rot und grün besticktes Käppchen aus schwarzem Samt trug; er öffnete Briefe. Er wartete, wartete. Einer der jungen Gehilfen ging zu dem Alten, begrüßte ihn lustig und laut. Scheinbar war der alte ‹Chef› taub. Dann kam der junge Bursche wichtig an seinen Tisch. Er sah Paul.

«Hallo!» sagte er, «bist du der Lehrling?»

«Ja», sagte Paul.

«Hm. Wie heißt du?»

«Paul Morel.»

«Paul Morel? Schön, dann komm mal mit!»

Paul folgte ihm um das Rechteck der Tische. Der Raum lag im zweiten Stock. In der Mitte des Fußbodens war ein großes Loch, das gleichsam mit einer Mauer von Tischen umgeben war; durch diesen großen Schacht gingen die Aufzüge, durch ihn fiel auch das Licht in das unterste Stockwerk. Diesem Loch entsprach ein längliches Loch in der Decke; über das Gitter des obersten Stockwerks sah man ein paar Maschinen; grade über einem war das Glasdach, durch das die drei Stockwerke ihr Licht erhielten; das Licht wurde immer schwächer, so daß im untersten Stockwerk immer Dunkelheit, im zweiten immer Dämmerung herrschte. Die Fabrik lag im obersten, das Warenlager im zweiten, das Lager im untersten Stockwerk. Der ganze Raum war ungesund und veraltet. Paul wurde in eine sehr dunkle Ekke geführt. «Das ist die Abteilung für Strümpfe», sagte der Gehilfe; «du kommst in die Strumpfabteilung zu Pappleworth. Er ist dein Vorgesetzter; er ist noch nicht da. Er kommt nicht vor halb neun. Kannst inzwischen schon bei Herrn Melling dahinten die Briefe holen.»

Der junge Mann zeigte auf den alten Mann im Büro.

«Ja», erwiderte Paul.

«An diesem Haken kannst du deine Mütze aufhängen. Hier ist das Kommissionsbuch. Herr Pappleworth wird gleich kommen.»

Mit langen, geschäftigen Schritten ging der magere, junge Mann über den hohl klingenden, hölzernen Fußboden. Ein paar Minuten später stand Paul in der Tür des Glasbüros. Der Alte mit dem Käppchen sah über den Rand seiner Brille.

«Guten Morgen!» sagte er freundlich und nachdrücklich. «Du willst die Briefe für die Strumpfabteilung holen, Thomas?»

Paul ärgerte sich, daß er Thomas genannt wurde. Aber er nahm die Briefe und kehrte in seine dunkle Ecke zurück, in der die Tische einen Winkel bildeten, das große Fach für die Pakete aufhörte und drei Türen waren. Er setzte sich auf einen hohen Stuhl und las die Briefe, die, deren Handschrift nicht zu schwer war. Sie lauteten folgendermaßen:

«Senden Sie mir, bitte, umgehend ein Paar seidene Damenstrümpfe ohne Füße, wie ich sie vergangenes Jahr von Ihnen bezog: Länge vom Schenkel bis Knie etwa...» Oder: Major «Chamberlain wiederholt seine frühere Bestellung auf ein seidenes, unelastisches Suspensorium.»

Viele dieser Briefe, von denen einige französisch oder norwegisch geschrieben waren, bedeuteten für den Jungen ein großes Rätsel. Aufgeregt saß er auf seinem Stuhl, wartete auf die Ankunft seines Chefs. Qualvoll war seine Verlegenheit, als um halb neun die Fabrikmädchen, die oben arbeiteten, an ihm vorbeigingen. Gegen zwanzig Minuten vor neun, als alle andern schon an der Arbeit waren, kam, Gummi kauend, Herr Pappleworth. Er war ein magerer, blasser Mann mit roter Nase, mit schnellen, kurzen Bewegungen; er war modisch, aber wenig flott gekleidet; er mochte sechsunddreißig Jahre alt sein. Er wirkte etwas ‹verbissen›, seltsam, gerissen, verschlossen, hitzig und leicht verächtlich.

«Der neue Lehrling?» fragte er.

Paul stand auf und sagte, das wäre er.

«Briefe schon geholt?»

Herr Pappleworth kaute an seinem Gummi.

«Ja.»

«Abgeschrieben?»

«Nein.»

«Na, denn mal schnell ran! Andern Rock angezogen?»

«Nein.»

«Bringst 'ne alte Jacke mit und läßt sie hier!»

Als er die letzten Worte sagte, kaute er den Gummi mit den Backenzähnen. Er verschwand in die Dunkelheit hinter das große Fach, kam ohne Rock wieder, krempelte die modisch gestreiften Hemdärmel über den dünnen, haarigen Armen auf. Dann schlüpfte er in seinen Rock. Paul bemerkte, wie mager er war, und daß seine Hose hinten Falten warf. Er nahm einen Stuhl, zog ihn neben den des Jungen und setzte sich.

«Setz dich!» befahl er.

Paul setzte sich.

Herr Pappleworth saß dicht neben ihm. Der Mann nahm die Briefe, holte aus einem Fach ein schmales Kommissionsbuch, schlug es auf, ergriff eine Feder und sagte:

«Nun paß mal auf. Die Briefe trägst du hier ein!» Er schnüffelte zweimal, kaute schnell seinen Gummi, starrte auf einen Brief, wurde ganz still und nachdenklich und trug mit schneller, schöner, geschnörkelter Handschrift den Brief ein. Er sah schnell zu Paul hin.

«Gesehen?»

«Ja.»

«Kannst du das wohl?»

«Ja.»

«Gut, dann mal los!»

Er sprang von seinem Bock, Paul nahm eine Feder. Herr Pappleworth verschwand. Das Abschreiben der Briefe machte Paul Freude, aber er schrieb langsam, mühsam und so schlecht! Er schrieb grade den vierten Brief ab, kam sich sehr fleißig vor und war zufrieden, als Herr Pappleworth wiederkam.

«Na, wie geht's voran? Fertig?»

Er beugte sich über die Schulter des Knaben, kaute, roch nach dem Gummi.

«Donnerwetter, Junge, du schreibst aber großartig», sagte er spöttisch. «Schadet nichts, wieviel hast du fertig? Erst drei! Ich hätte das schon zehnmal erledigt. Los, Junge, schreib Nummern drauf! Paß auf, so! Nun mal los!»

Paul quälte sich weiter mit den Briefen ab, während Herr Pappleworth allerlei andere Dinge tat. Plötzlich fuhr der Junge in die Höh, dicht neben seinem Ohr ertönte ein schriller Pfiff.

Herr Pappleworth kam, zog aus einer Röhre einen Pflock und rief seltsam ärgerlich und chefmäßig: «Ja?»

Paul hörte, wie aus dem Ende der Röhre eine schwache Stimme, es schien eine Frauenstimme zu sein, ertönte. Er sah verwundert auf, denn ein Sprechrohr hatte er noch nie gesehen.

«Gut», sagte Herr Pappleworth ärgerlich in das Rohr, «dann hätten Sie doch die liegengebliebene Arbeit erledigen sollen.»

Wieder hörte man die dünne Frauenstimme, sie klang niedlich und ärgerlich.

«Ich habe keine Zeit mehr, Ihr Gerede anzuhören», bemerkte Herr Pappleworth und steckte den Pflock wieder in das Rohr. «Los, Junge!» sagte er bittend zu Paul. «Polly will die Aufträge haben. Geht's nicht ein bißchen schneller? Zeig mal her!»

Zu Pauls großem Kummer nahm er das Buch und trug die Briefe selbst ein. Er arbeitete schnell und sauber. Als er damit fertig war,

nahm er einige gelbe, ungefähr drei Zoll breite Papierstreifen und stellte die Tagesaufträge für die Mädchen aus.

«Paß nur gut auf!» sagte er zu Paul, während er die ganze Zeit über schnell arbeitete.

Paul sah auf die unheimlichen, kleinen Zeichnungen von Beinen, Schenkeln und Fußgelenken, sah die Striche durch die Zeichnungen, die danebenstehenden Zahlen und die kurzen Anweisungen, die sein Chef auf das gelbe Papier schrieb. Dann war Herr Pappleworth fertig und sprang auf.

«Komm mit!» befahl er; die gelben Papierstreifen flatterten in seiner Hand; er sauste durch eine Tür und eine Treppe hinunter in das Untergeschoß, in dem Gasflammen brannten. Sie gingen durch den kahlen, feuchten Lagerraum, dann durch einen langen, öden Raum mit einem langen Tisch auf Böcken und kamen in ein kleineres, gemütliches, nicht sehr hohes Zimmer, das an das Hauptgebäude angebaut war. In diesem Zimmer saß wartend wie ein stolzer kleiner Kampfhahn eine kleine Frau in roter Sergebluse, mit hochgestecktem Haar.

«Hier», sagte Herr Pappleworth.

«Na, endlich», rief Polly. «Die Mädel warten ungefähr eine halbe Stunde. So eine Zeitverschwendung.»

«Erledigen Sie lieber Ihre Arbeit und reden Sie nicht so viel«, meinte Herr Pappleworth. «Hätten doch schon das Liegengebliebene fertig machen können.»

«Sie wissen doch, daß wir am Samstag schon alles erledigt haben», rief Polly und kam mit flammenden Augen auf ihn zu.

«Huhuhu!» spottete er. «Dies ist der neue Lehrling. Verderben Sie den nur nicht wie den letzten.»

«Wie den letzten!» wiederholte Polly. «Ja, wir verderben sie ja alle! Mein Wort darauf, so'n Junge ist nichts mehr wert, wenn er bei Ihnen gewesen ist.»

«Arbeiten sollen Sie und nicht schwatzen», sagte Herr Pappleworth kalt und streng.

«Das sollten wir vorhin auch schon», entgegnete Polly und ging mit erhobenem Kopf davon. Sie war vierzig Jahre alt, war klein, hatte eine gute Haltung.

In diesem Raum standen zwei runde Strickmaschinen auf der Bank unter dem Fenster. Durch die innere Tür sah man in einen anderen, längeren Raum, in dem noch sechs Maschinen standen. Eine kleine Gruppe von nett gekleideten Mädchen mit weißen Schürzen stand plaudernd zusammen.

«Habt ihr nichts anderes zu tun, als zu schwatzen?» fragte Herr Pappleworth.

«Doch, auf Sie warten», sagte lachend ein hübsches Mädchen.

«Los, los!» befahl er. «Komm, Junge, vergiß den Weg hier herunter nicht!»

Und Paul lief hinter seinem Chef her die Treppe hinauf. Dann mußte er Rechnungen vergleichen und ausstellen. Er stand an dem Tisch, quälte sich ab mit seiner furchtbaren Handschrift. In diesem Augenblick kam Herr Jordan aus dem Glasbüro und stand auf einmal zum großen Unbehagen des Knaben hinter ihm. Plötzlich sauste ein roter, dicker Finger auf den Vordruck herab, den er gerade ausfüllte.

«Mr. J. A. Bates, Esquire!» rief die ärgerliche Stimme neben seinem Ohr.

Paul besah sich das «Mr. J. A. Bates, Esquire», das er in seiner erbärmlichen Handschrift aufs Papier gemalt hatte, und fragte sich, was denn nur los wäre.

«Hast du das in der Schule nicht besser gelernt? Wenn du Mr. schreibst, ist Esquire nicht mehr nötig – beides zusammen kann kein Mensch sein.»

Der Knabe bedauerte seine zu große Freigebigkeit bei der Verleihung von Ehrentiteln, zögerte und radierte dann mit zitternden Fingern das Mr. aus. Herr Jordan riß ihm sofort die Rechnung weg.

«Schreib's noch mal! Willst du so was an einen Herrn senden?» Wütend zerriß er den blauen Vordruck.

Mit roten Ohren fing Paul wieder an. Herr Jordan paßte immer noch auf.

«Möchte mal wissen, was man heutzutage in der Schule lehrt. Mußt viel besser schreiben. Nichts lernen die Jungens heute. Gedichte können sie aufsagen und Geige spielen. Haben Sie seine Handschrift gesehen?» fragte er Herrn Pappleworth.

«Ja; großartig, was?» erwiderte Herr Pappleworth gleichgültig. Herr Jordan brummte leise, es klang nicht unliebenswürdig. Paul vermutete, daß das Bellen seines Herrn schlimmer war als sein Beißen. Wenn der kleine Fabrikant auch schlechtes Englisch sprach, war er doch Gentleman genug, seine Angestellten in Ruhe zu lassen und sich um Kleinigkeiten nicht zu kümmern. Aber er wußte, daß er nicht wie der Herr und Eigentümer der Fabrik aussah, und deshalb mußte er erst mal der «Ordnung halber» den Besitzer rausbeißen.

«Sag mal, wie heißt du?» fragte Herr Pappleworth den Jungen.

«Paul Morel.»

Es ist seltsam, daß Kinder so sehr leiden, wenn sie ihren Namen sagen müssen.

«Paul Morel, so? Na, dann paul-morele mal weiter und dann...» Herr Pappleworth setzte sich auf einen Stuhl und begann zu schreiben. Durch eine Tür hinter ihm kam ein Mädchen herein, legte frisch gebügelte elastische Bandagen auf den Tisch und ging wieder. Herr Pappleworth nahm das weißlich-blaue Knieband in die Hand, prüfte

es und den gelben Bestellschein schnell und legte es auf eine Seite. Das nächste war ein fleischfarbenes ‹Bein›. Er besah die einzelnen Sachen, schrieb ein paar Bestellungen aus und sagte dann zu Paul, er solle ihn begleiten. Diesmal gingen sie durch die Tür, durch die eben das Mädchen gekommen war. Paul stand auf einmal oben an einer kleinen Holztreppe und sah unter sich einen Raum mit Fenstern an beiden Seiten; am anderen Ende des Raumes saßen sechs Mädchen, beugten sich über die Tische, die dicht an den Fenstern standen, und nähten. Sie sangen: ‹Zwei kleine Mädchen in Blau.› Als sie hörten, daß die Tür geöffnet wurde, wandten sich alle um und blickten nach Herrn Pappleworth und Paul, die vom untern Ende des Raumes auf sie herabsahen. Sie hörten auf zu singen.

«Geht's nicht mit ein bißchen weniger Krach?» sagte Herr Pappleworth. «Die Leute glauben noch, wir hielten hier Katzen.»

Eine bucklige Frau, die auf einem hohen Stuhl saß, wandte Herrn Pappleworth ihr schmales, ernstes Gesicht zu und sagte mit ihrer Altstimme: «Dann wären nur die Kater gemeint.»

Vergebens versuchte Herr Pappleworth Pauls wegen Eindruck zu machen. Er ging die Stufen hinab in den Raum, in dem die letzte Hand an die Fabrikate gelegt wurde, und stand bald neben der buckligen Fanny. Auf ihrem hohen Stuhl saß sie so gedrungen, daß ihr Kopf mit dem schweren, hellbraunen, gescheitelten Haar genau wie ihr blasses, ernstes Gesicht übergroß wirkten. Sie trug ein grünschwarzes Kaschmirkleid, und ihre Handgelenke, die aus den engen Ärmeln hervorkamen, sahen dünn und flach aus, als sie jetzt nervös ihre Arbeit niederlegte. Er zeigte ihr etwas, was an dem Knieschützer falsch war. «Bei mir brauchen Sie das doch nicht zu beanstanden; meine Schuld ist es nicht.» Röte stieg ihr ins Gesicht.

«Ich sage ja gar nicht, daß es Ihre Schuld ist. Wollen Sie es so ändern, wie ich gesagt habe?» erwiderte Herr Pappleworth kurz.

«Daß es meine Schuld ist, sagen Sie zwar nicht, aber Sie tun doch so», rief fast weinend das bucklige Mädchen. Dann riß sie ihrem Chef den Knieschützer aus der Hand und sagte: «Ja, Ihretwegen, aber Sie brauchen nicht so kurz angebunden zu sein.»

«Hier ist Ihr neuer Lehrling», sagte Herr Pappleworth. Fanny wandte sich um und lächelte Paul freundlich zu.

«Oh!» meinte sie.

«Ja, und nun verwöhnen Sie ihn nur nicht.»

«Wir verwöhnen ihn gewiß nicht», sagte sie ärgerlich.

«Dann komm, Paul», rief Herr Pappleworth.

«Au revoy, Paul», sagte eins der Mädchen.

Kichern wurde laut. Mit rotem Kopf verließ Paul den Raum; er hatte kein einziges Wort gesagt.

Der Tag war sehr lang. Den ganzen Morgen über kamen die Arbei-

ter und besprachen etwas mit Herrn Pappleworth. Paul schrieb oder lernte Pakete machen, die mit der Mittagspost weg sollten. Um ein Uhr oder besser um ein Viertel vor eins verschwand Herr Pappleworth, um den Zug noch zu erreichen: er wohnte in einem der Vororte. Um ein Uhr nahm Paul, der sich sehr verlassen vorkam, seinen Eßkorb mit in den Lagerraum im Erdgeschoß, in dem der lange Tisch auf den Böcken stand, und verschlang in dem düsteren und verlassenen Keller sein Essen. Dann ging er hinaus. In der Helle und Freiheit der Straßen kam er sich vor wie ein Abenteurer, fühlte sich glücklich. Aber um zwei Uhr saß er schon wieder in der Ecke des großen Raumes. Bald kamen die Arbeiterinnen vorbei, machten ihre Bemerkungen. Es waren die gewöhnlicheren Mädchen, die oben an den schwerer herzustellenden Bruchbändern und künstlichen Gliedern arbeiteten. Er wartete auf Herrn Pappleworth, wußte nicht, was er tun sollte, kritzelte auf dem gelben Bestellpapier. Zwanzig vor drei kam Herr Pappleworth. Er setzte sich und plauderte mit Paul, behandelte den Jungen wie seinesgleichen, wie einen Gleichaltrigen.

Außer am Wochenende, wenn abgerechnet wurde, war nachmittags nie viel zu tun. Um fünf gingen alle hinunter in das Verlies mit dem Tisch auf den Böcken, tranken hier Tee, aßen ihr Butterbrot von den kahlen schmutzigen Brettern, sprachen genau so häßlich-hastig und schlunzig, wie sie aßen. Und doch war oben die Stimmung, die sie verbreiteten, immer fröhlich und anständig. Der Keller und die Böcke steckten sie an.

Wenn nach dem Tee alle Gasflammen brannten, ging die Arbeit frischer vorwärts. Die umfangreiche Abendpost mußte erledigt werden. Die Strümpfe kamen warm und frisch gebügelt aus den Werkstätten. Paul hatte die Rechnungen ausgeschrieben. Jetzt mußte er die Pakete machen und sie adressieren, mußte seine Pakete auf der Waage wiegen. Überall riefen Stimmen Gewichte, Metall klirrte, Bindfäden surrten, beim alten Melling wurden Briefmarken geholt. Und endlich kam lachend und fröhlich der Postmann mit seinem Sack. Dann wurde es langsam still, und Paul nahm seinen Eßkorb und lief nach dem Bahnhof, um den Zug 8 Uhr 10 noch zu erreichen. Der Tag in der Fabrik dauerte genau zwölf Stunden.

Ängstlich saß die Mutter zu Hause und wartete. Von Keston aus mußte er zu Fuß gehen, so daß er erst zwanzig nach neun zu Hause ankam. Und morgens verließ er das Haus vor sieben. Frau Morel fürchtete für seine Gesundheit. Aber sie hatte selbst, ohne zu murren, so viel durchgemacht, daß sie das gleiche von ihren Kindern erwartete. Sie mußten nun mal durch das, was kam. Und Paul blieb bei Jordan, wenn auch die ganze Zeit über, die er dort war, seine Gesundheit unter der Dunkelheit, dem Mangel an frischer Luft und der langen Arbeitszeit litt.

Blaß und müde kam er nach Hause. Seine Mutter sah ihn an. Sie sah, daß er ganz fröhlich war, und da schwand ihre Angst. «Na, wie war's denn?» fragte sie.

«Nett, Mutter», erwiderte er. «Schwere Arbeit gibt's nicht, und alle sind nett zu mir.»

«Und hat alles geklappt?»

«Ja, nur meine Handschrift ist so schlecht. Aber Herr Pappleworth – so heißt mein Chef – sagte zu Herrn Jordan, ich würd's schon schaffen. Ich bin in der Strumpfabteilung, Mutter; das mußt du dir mal ansehen. Alles ist so fein.»

Bald ging er gern zu Jordan. Herr Pappleworth, der einen gewissen Salon-Bar-Duft um sich hatte, war immer natürlich und behandelte ihn, als wäre er sein Kamerad. Manchmal war der ‹Strumpf-Chef› gereizt und kaute dann mehr Gummibonbons als sonst. Aber selbst dann wurde er nie ausfallend; er gehörte zu den Menschen, die unter ihrer eigenen Reizbarkeit eher selbst leiden, als daß sie andere verletzen.

«Hast du das noch nicht fertig?» schrie er dann. «Los, das dauert ja 'ne Ewigkeit.»

Dann wieder, und Paul verstand ihn jetzt am wenigsten, war er zu allerlei Scherzen aufgelegt und sehr vergnügt.

«Morgen bringe ich meine kleine Yorkshire-Terrier-Hündin mit», sagte er vergnügt zu Paul.

«Was ist denn ein Yorkshire-Terrier?»

«Weißt du nicht, was ein Yorkshire-Terrier ist? Weißt du nicht, was ein Yorkshire...» Herr Pappleworth war starr vor Staunen.

«Ist das so'n kleiner, seidiger, eisenfarbiger und rostigsilberner?»

«Richtig, Junge. Sie ist ein Kleinod. Hat schon für fünf Pfund Junge gehabt und ist selbst über sieben Pfund wert; und dabei wiegt sie keine zwanzig Unzen.»

Am nächsten Tag kam die Hündin. Sie war ein zitternder, elender Köter. Paul kümmerte sich nicht um sie; sie sah aus wie ein nasser Lappen, der nie trocken wurde. Dann kam ein Mann, besah sie und machte allerlei unflätige Späße. Aber Herr Pappleworth deutete mit dem Kopf in der Richtung auf den Jungen, und das Gespräch wurde sotto voce weitergeführt.

Einmal noch kam Herr Jordan, sah nach dem Jungen und fand nichts anderes zu tadeln, als daß der Junge die Feder auf das Pult legte.

«Steck die Feder hinters Ohr, wenn du ein richtiger Gehilfe werden willst. Feder hinters Ohr!»

Und eines Tages sagte er zu dem Jungen: «Warum hältst du dich so schlecht? Komm mal mit!» Er nahm ihn mit in sein Büro und gab ihm ein Paar besondere Hosenträger, damit er sich besser hielt.

Aber die Mädchen mochte Paul am liebsten. Die Männer machten

einen gewöhnlichen und ziemlich dummen Eindruck. Er mochte sie alle, aber sie waren so wenig interessant. Als Polly, die kleine, frische Aufseherin, in dem unteren Raum Paul im Keller essen sah, fragte sie ihn, ob sie ihm etwas auf ihrem Öfchen kochen solle. Am nächsten Tag gab ihm die Mutter ein Gericht mit, das man aufwärmen konnte. Er nahm es mit in Pollys nettes, sauberes Zimmer. Und sehr bald war es feststehende Gewohnheit, daß beide zusammen aßen. Wenn er um acht Uhr morgens ins Geschäft kam, brachte er seinen Korb zu ihr, und wenn er um ein Uhr hinunter kam, stand sein Essen fertig auf dem Tisch.

Er war nicht sehr groß; er war blaß, hatte dichtes, kastanienbraunes Haar, unregelmäßige Züge und einen breiten, vollen Mund. Sie war wie ein kleiner Vogel. Oft nannte er sie Buchfink. Obwohl er von Natur eigentlich ruhig war, saß er doch Stunden bei ihr und plauderte, erzählte ihr von Zuhause. Die Mädchen hörten ihm alle gern zu. Sie setzten sich oft im Kreis um ihn; er saß auf einer Bank, erzählte, und sie lachten. Einige von ihnen hielten ihn für ein seltsames, kleines Wesen, das so ernst und doch wieder so hell und froh und zu ihnen immer lieb war. Sie alle hatten ihn gern, und er liebte sie alle. Er fühlte, daß er am besten zu Polly paßte. Connie mit der roten Haarmähne, dem apfelblütenfarbenen Gesicht und der leisen Stimme, die in ihrem schäbigen schwarzen Fetzen so damenhaft aussah, wirkte für ihn romantisch.

«Wenn du da so sitzt und strickst», sagte er, «sieht es aus, als säßest du an einem Spinnrad — und das ist so nett. Du erinnerst mich an Elaine in den ‹Idylls of the King›. Ich möchte dich mal malen, wenn ich nur könnte.»

Und sie sah ihn an, errötete scheu. Und später machte er eine Skizze, die er sehr schätzte: Connie saß vor dem Rad, ihre Mähne roten Haares flutete über das schmutzige, schwarze Kleid, den roten, ernsten Mund hatte sie geschlossen, leitete den roten Faden von dem Rocken auf die Haspel.

Mit der hübschen, frechen Louise, die ihm immer die Hüfte hinzustrecken schien, scherzte er gewöhnlich.

Emma war ziemlich einfältig, alt, herablassend. Aber ihm gegenüber herablassend zu sein, machte sie glücklich, und deshalb tat es ihm nicht weh.

«Wie machst du eigentlich die Nadeln fest?» fragte er.

«Geh und stör mich nicht!»

«Ich muß doch wissen, wie du die Nadeln festmachst.»

Sie arbeitete die ganze Zeit fleißig an ihrer Maschine.

«Es gibt noch manches andere, was du wissen mußt», erwiderte sie.

«Nun sag mir doch, wie man die Nadeln einsetzt.»

«Nein, so'n Junge, so'n Quälgeist. Also, so wird's gemacht.»

Er paßte genau auf. Plötzlich ertönte ein Pfiff. Dann erschien Polly und sagte mit lauter Stimme: «Herr Pappleworth möchte wissen, wie lange du noch hier unten mit den Mädchen spielen willst, Paul.»

Paul sauste hinauf, rief ‹Auf Wiedersehen!›, und Emma setzte sich zurecht. «Ich wollte nicht, daß er an der Maschine herumspielt», sagte sie.

Wenn die Mädchen um zwei Uhr wieder in die Fabrik kamen, lief er meist hinauf zu der buckligen Fanny. Herr Pappleworth kam erst um zwanzig vor drei und fand seinen Lehrjungen oft plaudernd, spielend oder mit den Mädchen singend bei Fanny sitzen.

Erst zögerte Fanny kurze Zeit, dann sang sie mit. Sie hatte eine schöne Altstimme. Alle sangen mit, und es klang ganz gut. Paul war gar nicht mehr verlegen, wenn er nach kurzer Zeit im Kreise von einem halben Dutzend Arbeiterinnen saß.

War das Lied zu Ende, so sagte Fanny: «Ich weiß, daß ihr über mich gelacht habt.»

«Sei doch nicht so albern!» rief eins von den Mädchen.

Einmal war von Connies rotem Haar die Rede.

«Fanny ist meiner Meinung nach schöner», sagte Emma.

«Brauchst mich nicht zu veralbern», sagte Fanny und errötete tief.

«Und sie hat schöneres, Paul, sie hat wundervolles Haar.»

«Es ist eine Farbenpracht!» schwärmte er. «Diese helle Farbe, wie Erde ist sie und doch so leuchtend. Wie Sumpfwasser.»

«Du meine Güte!» rief lachend eins der Mädchen.

«Jeder hat an mir was zu mäkeln», sagte Fanny.

«Solltest es erst mal sehen, wenn's lose herunterhängt, Paul», rief Emma ernst. «Einfach herrlich!»

«Mach's doch mal los, Fanny, wenn er was zu malen haben will.»

Fanny wollte nicht und hätte es doch so gern getan.

«Dann mache ich es selbst los», sagte der Junge.

«Wenn du willst, tu's nur», erwiderte Fanny.

Sorgfältig nahm er die Nadeln aus dem Knoten, und die Masse gleichförmig braunen Haares strömte über den buckligen Rücken.

«Nein, wie viel!» rief er.

Die Mädchen sahen hin. Es herrschte Stille. Der Junge schüttelte das Haar auseinander.

«Herrlich», sagte er und sog seinen Duft ein. «Ich wette, das es Pfunde wert ist.»

«Ich vererb's dir, wenn ich sterbe, Paul», sagte Fanny halb scherzend.

«Siehst aus wie eine, die sich das Haar trocknet», sagte eins der Mädchen zu der Buckligen mit den langen Beinen.

Die arme Fanny war krankhaft empfindlich, vermutete überall Beleidigungen. Polly war kurz und geschäftlich. Die beiden Abteilungen lagen ewig im Streit, und Paul fand Fanny immer in Tränen.

Dann wurde er das Gefäß, in das sie all ihren Jammer goß, und er mußte ihre Sache bei Polly verfechten.

So verging die Zeit ganz glücklich. Die Fabrik hatte was Anheimelndes. Niemand wurde gehetzt oder getrieben. Paul freute sich immer, wenn gegen Postzeit tüchtiger gearbeitet wurde und alle bei der Hand waren. Gern beobachtete er die andern Gehilfen bei der Arbeit. Der Mann war die Arbeit, und die Arbeit der Mann, eins für alle Ewigkeit. Mit den Mädchen war es anders. Die wirkliche Frau schien nie bei der Arbeit zu sein, als stände sie wartend außerhalb.

Abends beobachtete er vom Zuge aus die Lichter der Stadt, die den Hügel dicht besäten, in den Tälern sich zu einem Leuchten vereinten. Er empfand sein Leben als reich und glücklich. Wenn er weiterfuhr, sah er bei Bulwell einen Lichterfleck, als wären viele tausend Blütenblätter von den Sternen herabgeschüttelt worden auf die Erde; und weiter sah er den roten Schein der Hochöfen, der wie heißer Atem über die Wolken strich.

Von Keston bis nach Hause mußte er zwei oder mehr Meilen gehen, mußte zwei lange Hügel hinauf, zwei kurze Hügel hinunter. Er war oft müde und zählte die Lampen vor sich, während er den Hügel hinaufkletterte, an wie vielen er noch vorbei mußte. Und von der Spitze des Hügels, in pechdunklen Nächten, sah er auf die Dörfer, die fünf bis sechs Meilen entfernt lagen, die leuchteten wie Schwärme glitzernder, lebendiger Dinge, fast wie ein Himmel zu seinen Füßen. Marlpool und Heanor streuten Glanz in die ferne Finsternis. Manchmal wurde der schwarze Talraum dazwischen von einem großen Zug, der südlich nach London oder nördlich nach Schottland fuhr, zerrissen, vergewaltigt. Wie Geschosse brüllten die Züge vorbei in die Dunkelheit, keuchend, brennend, und das Tal erdröhnte. Jetzt waren sie vorbei, und still funkelten die Lichter der Städte und Dörfer.

Und dann kam er an die Ecke zu Hause, die der andern Seite der Nacht gegenüberlag. Die Esche kam ihm jetzt vor wie ein Freund. Seine Mutter stand froh auf, als er eintrat. Stolz legte er die acht Schilling auf den Tisch.

«Hilft das, Mutter?» fragte er nachdenklich.

«Es bleibt nicht viel übrig», antwortete sie, «wenn deine Fahrkarte, dein Essen und so weiter abgezogen ist.»

Dann erzählte er, was er am Tage erlebt hatte. Jeden Abend erzählte er seiner Mutter, wie in Tausendundeiner Nacht, seine Lebensgeschichte. Es war fast so, als wäre es ihr eigenes Leben.

6

Der Tod hält in der Familie Einzug

Arthur Morel wuchs heran. Er war ein flinker, sorgloser, leidenschaftlicher Junge und glich hierin seinem Vater. Er lernte nicht gern, stöhnte viel bei der Arbeit und lief sobald wie eben möglich wieder an sein Spiel.

Dem Äußeren nach war er die Zierde der Familie. Er war gut gewachsen, zierlich und ungeheuer lebendig. Sein dunkelbraunes Haar, seine frische Gesichtsfarbe, seine herrlichen, dunkelbraunen Augen, die lange Wimpern beschatteten, machten ihn mit seinem munteren Wesen und seiner leidenschaftlichen Art zum Liebling aller. Aber mit zunehmendem Alter wurde er launenhaft. Über alles geriet er in Wut, schien unerträglich empfindlich und reizbar.

Seine Mutter, die er liebte, war seiner oft überdrüssig. Er dachte nur an sich. Handelte es sich um sein Vergnügen, so haßte er alles, was ihm dabei im Wege stand, sogar die Mutter. Paßte ihm irgend etwas nicht, so lag er ihr den ganzen Tag in den Ohren.

«Lieber Gott, Junge», meinte sie, als er über einen Lehrer jammerte, der ihn, wie er sagte, nicht leiden möchte, «wenn dir was nicht paßt, ändere es doch, und wenn du es nicht ändern kannst, steck's ein!»

Bald verabscheute er auch den Vater, den er geliebt, der ihn vergöttert hatte. Als Morel älter wurde, verfiel er langsam. Seine äußerlich und in ihren Bewegungen so schöne Gestalt schrumpfte zusammen, schien mit den Jahren nicht voller, sondern armseliger und jämmerlicher zu werden. Er sah schäbig und erbärmlich aus. Und wenn der jämmerlich aussehende Mann den Knaben anschnauzte oder herumkommandierte, wurde Arthur wütend. Außerdem wurde Morels Benehmen immer schlimmer, seine Gewohnheiten wurden geradezu ekelhaft. Als die Kinder heranwuchsen und in dem kritischen Entwicklungsalter standen, wirkte der Vater auf ihre Seelen wie ein gefährliches Reizmittel. Er benahm sich zu Hause nicht anders als unten in der Grube bei seinen Kameraden.

«Alter Dreckskerl!» rief Arthur, wenn ihm der Vater unerträglich wurde; er sprang dann auf und rannte aus dem Haus. Als Morel merkte, daß seine Kinder sein Benehmen haßten, änderte er es erst recht nicht. Daß er ihnen Ekel einflößte, sie, die in dem reizbar empfindlichen Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren standen, fast wahnsinnig machte, schien ihn irgendwie zu befriedigen. Und Arthur, der heranwuchs, während sein Vater verfiel und älter wurde, haßte ihn mehr als die andern. Manchmal schien der Vater den verächtlichen Haß seiner Kinder zu empfinden.

«Kein Mensch arbeitet schwerer für seine Familie», brüllte er. «Er

tut für sie, was er kann, und wird dabei behandelt wie ein Hund. Aber das lasse ich mir nicht mehr gefallen, das sage ich euch.»

Hätte er nicht gedroht und wirklich so schwer gearbeitet, wie er vorgab, sie hätten wohl Mitleid mit ihm gehabt. So aber ging der Kampf fast ununterbrochen zwischen Kindern und Vater weiter, der, um seine Unabhängigkeit zu unterstreichen, sein schmutziges, ekelhaftes Benehmen erst recht nicht aufgab. Er war ihnen widerlich. Arthur war schließlich so erregt und reizbar, daß die Mutter beschloß, als er eine Freistelle auf dem Progymnasium in Nottingham erhielt, ihn in der Stadt bei einer ihrer Schwestern wohnen zu lassen; nur am Ende der Woche sollte er nach Hause kommen.

Annie war immer noch an der Volksschule als Hilfslehrerin tätig und verdiente ungefähr vier Shilling wöchentlich. Aber sie hatte nun ihre Prüfung bestanden und würde bald fünfzehn Shilling bekommen; damit würde wenigstens im Hinblick auf das Geld Frieden und Ruhe im Hause sein.

Frau Morel hing jetzt sehr an Paul. Er war ruhig und still. Immer noch malte er gern, immer noch liebte er seine Mutter sehr. Was er tat, tat er ihretwegen. Abends wartete sie auf seine Heimkunft und schüttete ihm dann ihr Herz aus, erzählte alles, über was sie gegrübelt, alles, was während des Tages sich ereignet hatte. Ernst lauschend saß er da. Beide lebten nur ein Leben.

William war jetzt mit seiner Brünette verlobt und hatte ihr einen Verlobungsring gekauft, der acht Guineen kostete. Die Kinder sperrten bei diesem fabelhaften Preis Mund und Nase auf.

«Acht Guineen», sagte Morel. «So 'ne Verrücktheit. Hätte er mir davon was abgegeben, hätte er besser dran getan.»

«Dir davon was abgegeben!» rief Frau Morel. «Warum dir davon was abgeben?»

Sie dachte daran, daß er ihr keinen Verlobungsring gekauft hatte, und William, der nicht kleinlich war, war ihr trotz seiner Narrheit lieber. Der junge Mann erzählte jetzt nur von den Tanzvergnügen, zu denen er mit seiner Braut ging, und von den verschiedenen herrlichen Kleidern, die sie trug. Oder er berichtete der Mutter freudig, daß sie wie Leute, die nicht nach dem Gelde zu fragen hatten, ins Theater gingen.

Er wollte das Mädchen mit ins Elternhaus bringen. Frau Morel schrieb, sie solle Weihnachten kommen. Dieses Mal kam William mit einer Dame, aber ohne Geschenke. Frau Morel hatte das Abendessen bereitet. Als sie Schritte hörte, stand sie auf und ging an die Tür. William trat ein.

«Hallo, Mutter!» Er küßte sie hastig, trat dann auf die Seite und stellte ein großes, hübsches Mädchen vor, das ein schwarz und weiß kariertes Schneiderkleid und einen Pelz trug.

«Das ist Gyp.»

Fräulein Western streckte die Hand aus und entblößte ihre Zähne in einem leichten Lächeln. «Oh, wie geht es Ihnen, Frau Morel?» rief sie.

«Sie sind sicher hungrig», sagte Frau Morel.

«Oh, nein; wir haben im Speisewagen zu Mittag gegessen; hast du meine Handschuhe, Dicker?»

Groß und grobknochig, sah William Morel schnell zu ihr hin.

«Ich?» fragte er.

«Dann habe ich sie eben verloren. Nun schimpfe nur nicht!»

Er runzelte leicht die Stirn, sagte aber nichts. Sie ließ ihre Blicke durch die Küche schweifen. Mit dem glitzernden Zweig, unter dem man sich küßt, den Immergrünzweigen hinter den Bildern, den Holzstühlen und dem kleinen Tisch aus Tannenholz kam sie ihr klein und seltsam vor. In diesem Augenblick trat Morel ins Zimmer.

«Hallo! Vater!»

«Hallo! Mein Jung! Das ist aber 'ne Überraschung.»

Die beiden schüttelten sich die Hand, und William stellte die Dame vor. Wieder lächelte sie, wieder wurden ihre Zähne sichtbar. «Wie geht es Ihnen, Herr Morel?»

Morel verbeugte sich unterwürfig. «Sehr gut. Hoffentlich Ihnen auch. Tun Sie ganz, als ob Sie zu Hause wären.»

«Oh! Danke!» erwiderte sie erheitert.

«Vielleicht wollen Sie erst mal hinauf gehen?» fragte Frau Morel.

«Wenn Sie gestatten; aber nur, wenn es Sie nicht stört.»

«Nein. Annie begleitet Sie. Walter, trag den Koffer rauf!»

«Zieh dich aber keine Stunde lang um!» sagte William zu seiner Braut.

Annie nahm einen messingnen Kerzenleuchter; vor Schüchternheit konnte sie kaum ein Wort sagen; sie ging der jungen Dame in das Front-Schlafzimmer voran, das Herr und Frau Morel für sie freigemacht hatten. Im Lichte der Kerze wirkte es klein und kalt. Nur in allerernstesten Krankheitsfällen machen die Bergmannsfrauen Feuer im Schlafzimmer.

«Soll ich den Koffer aufschnallen?» fragte Annie.

«Ja, danke sehr.»

Annie spielte das Dienstmädchen, ging dann hinunter, um heißes Wasser zu holen.

«Ich glaube, sie ist ziemlich müde», sagte William. «Es war eine anstrengende Reise bei dem Andrang.»

«Braucht sie wohl noch etwas?» fragte Frau Morel.

«Nein, sie hat alles.»

Aber es lag etwas Frostiges in der Luft.

Nach einer halben Stunde kam Fräulein Western herunter, sie trug ein purpurfarbenes Kleid, das kaum in die Bergmannsküche paßte.

«Du solltest dich doch nicht umziehen», sagte William zu ihr.

«Ach, Dicker!» Dann wandte sie sich mit ihrem süßlichen Lächeln an Frau Morel. «Immer hat er was zu knurren, Frau Morel.»

«So?» fragte Frau Morel. «Das ist aber nicht nett von ihm.»

«Wirklich nicht!»

«Sie frieren», meinte Frau Morel. «Wollen Sie sich nicht ans Feuer setzen?»

Morel sprang aus seinem Lehnstuhl auf. «Nehmen Sie hier Platz!» rief er. «Nehmen Sie hier Platz!»

«Nein, Vater, bleib du ruhig sitzen! Setz dich aufs Sofa, Gyp!» sagte William.

«Nein, nein», rief Morel. «Dieser Stuhl ist am wärmsten. Setzen Sie sich doch, Fräulein Western!»

«Danke vielmals», erwiderte das Mädchen und setzte sich in den Lehnstuhl des Bergmanns, auf den Ehrenplatz. Sie bebte leicht, fühlte, wie die Wärme der Küche sie durchdrang.

«Hol mir doch ein Taschentuch, Dicker!» sagte sie; sie hielt ihm den Mund hin und sprach ganz in dem gleichen vertraulichen Ton, wie wenn sie allein wären; die übrige Familie hatte ein Gefühl, als wäre sie überflüssig. Die junge Dame sah sie augenscheinlich gar nicht als Menschen; sie waren für sie im Augenblick irgendwelche Geschöpfe. William wurde ärgerlich.

In Streatham wäre Fräulein Western in einem solchen Haushalt eine Dame gewesen, die sich zu ihrem Personal herabläßt. Diese Menschen waren für sie ohne jede Bildung, kurz, es waren Arbeiter. Wie sollte sie sich da verhalten?

«Ich gehe schon», sagte Annie.

Fräulein Western nahm keinerlei Kenntnis davon, so, als hätte ein Dienstmädchen etwas gesagt. Als das Mädchen aber mit dem Taschentuch wieder herunterkam, sagte sie freundlich: «Oh, danke sehr.»

Sie saß da, erzählte von dem Essen im Speisewagen, das so schlecht gewesen wäre, von London und den Bällen. Sie war wirklich sehr nervös und redete vor lauter Aufregung. Morel rauchte die ganze Zeit seinen schweren Strangtabak, beobachtete sie und lauschte, während er drauflos qualmte, ihren schnellen, vom Londoner Akzent gefärbten Worten. Frau Morel, die ihre beste schwarzseidene Bluse trug, antwortete ruhig und fast kurz. In stummer Bewunderung saßen die drei Kinder da. Fräulein Western war die Prinzessin. Ihretwegen war nur das Beste hervorgeholt worden: die besten Tassen, die besten Löffel, das beste Tischtuch, die beste Kaffeekanne. Die Kinder meinten, sie müßte das alles ganz herrlich finden. Sie kam sich fremd vor, konnte diese Menschen nicht verstehen, wußte nicht, wie sie sie behandeln sollte. William scherzte, empfand aber ein leichtes Unbehagen.

Gegen zehn Uhr sagte er zu ihr: «Bist du nicht müde, Gyp?»

«Ziemlich, Dicker», antwortete sie gleich ganz innig und legte dabei den Kopf leicht auf die Seite.

«Ich stecke ihr die Kerze schon an, Mutter», entgegnete er.

«Gut», antwortete die Mutter.

Fräulein Western stand auf, reichte Frau Morel die Hand.

«Gute Nacht, Frau Morel!» sagte sie.

Paul saß vor dem Wasserkessel und ließ das Wasser aus dem Hahn in einen Steinkrug laufen. Annie wickelte den Krug in eine alte flanellene Grubenunterjacke und gab dann der Mutter den Gutenachtkuß. Sie mußte mit der Dame das Zimmer teilen, weil das Haus voll besetzt war.

«Warte lieber ein bißchen», meinte Frau Morel zu Annie.

Und Annie setzte sich, verwahrte den Wärmkrug.

Fräulein Western reichte zu aller Unbehagen jedem die Hand und verließ dann das Zimmer. William ging ihr voran. Fünf Minuten später war er wieder unten. Er war ziemlich bedrückt; warum, wußte er nicht. Bis alle, außer ihm und der Mutter, zu Bett gegangen waren, sprach er nur wenig.

Dann stellte er sich in seiner alten Stellung mit gespreizten Beinen auf den Kaminteppich und sagte zögernd: «Nun, Mutter?»

«Nun, mein Sohn?» Sie saß in dem Schaukelstuhl, fühlte sich seinetwegen verletzt und gedemütigt.

«Gefällt sie dir?»

«Ja», antwortete sie langsam.

«Sie ist noch etwas schüchtern, Mutter. Sie muß sich erst an alles gewöhnen. Es ist hier so ganz anders als im Hause ihrer Tante.»

«Natürlich, mein Junge, es ist sicher nicht so einfach für sie.»

«Sicher nicht.» Dann runzelte er schnell die Stirn. «Wenn sie sich nur nicht immer so haben wollte.»

«Das ist nur die erste Verlegenheit, mein Junge. Das kommt alles ganz von selbst.»

«Sicher, Mutter», erwiderte er dankbar. Aber immer noch war sein Gesichtsausdruck düster. «Sie ist so ganz anders als du, Mutter. Sie ist nicht ernst und kann nicht denken.»

«Sie ist noch jung, mein Sohn.»

«Ja; wo soll sie's auch schließlich herhaben? Ihre Mutter starb, als sie noch ein kleines Kind war. Seit dieser Zeit lebt sie mit der Tante, die sie nicht ausstehen kann. Ihr Vater war ein Ludrian. Liebe hat sie nie kennengelernt.»

«Nein! Das mußt du an ihr wieder gutmachen.»

«Und deshalb – muß man ihr allerlei verzeihen.»

«Was mußt du ihr denn verzeihen, mein Junge?»

«Ich weiß nicht. Wenn sie flach erscheint, darf man nicht vergessen, daß nie jemand das Tiefe in ihr ans Tageslicht holte. Und sie hat mich furchtbar gern.»

«Das sieht jeder.»

«Aber, weißt du, Mutter, sie ist anders als wir. Menschen wie die, unter denen sie groß geworden ist, haben sicher andere Grundsätze.»

«Du darfst nicht zu schnell urteilen», sagte Frau Morel. Aber eine innere Unruhe schien ihn zu quälen.

Am nächsten Morgen aber sang und tobte er durchs Haus.

«Hallo!» rief er und setzte sich unten auf die Treppe.

«Bist du schon auf?»

«Ja», erklang schwach ihre Stimme.

«Fröhliche Weihnacht!» rief er hinauf.

Im Schlafzimmer erklang ihr helles, klingendes Lachen. Eine halbe Stunde später aber war sie noch nicht unten.

«War sie wirklich schon auf, als ich rief?» fragte er Annie.

«Ja, das war sie», erwiderte Annie.

Er wartete eine Weile, ging dann wieder an die Treppe.

«Glückliches neues Jahr!» rief er.

«Danke, mein Dickerchen», erklang in der Ferne die lachende Stimme.

«Mach doch schnell!» flehte er. Seit fast einer Stunde wartete er auf sie. Morel, der immer vor sechs Uhr aufstand, sah nach der Uhr. «Na, die trödelt aber», rief er.

Außer William hatte die ganze Familie schon gefrühstückt. Wieder ging er an den Fuß der Treppe. «Soll ich dir auch noch ein Osterei raufschicken?» rief er ziemlich ärgerlich.

Sie lachte nur. Nach dieser Zeit der Vorbereitung war die Familie auf etwas Zauberhaftes gefaßt. Endlich kam sie, sah in Bluse und Rock sehr nett aus.

«Hast du wirklich so viel Zeit zum Anziehen gebraucht?» fragte er.

«Mein lieber Dicker! Eine solche Frage ist nicht erlaubt, nicht wahr, Frau Morel?»

Zuerst spielte sie die große Dame. Als sie mit William zur Kirche ging, er im Gehrock und Zylinder, sie in Pelz und Londoner Schneiderkleid, glaubten Paul, Arthur und Annie, jeder würde sich staunend vor ihnen bis zur Erde verneigen. Morel stand in seinem Sonntagsrock am Ende des Weges, sah, wie das schöne Paar einherging, und kam sich vor wie der Vater eines Prinzen und einer Prinzessin.

Und doch war sie gar nichts Besonderes. Seit ungefähr einem Jahr war sie Sekretärin oder Gehilfin in einem Londoner Büro. Aber während ihres Besuches bei den Morels spielte sie die Feine. Sie saß da, ließ sich von Annie oder Paul bedienen, als wären sie ihre Dienstboten. Frau Morel behandelte sie mit einer gewissen Glätte, und Morel sehr von oben herab. Nach ein bis zwei Tagen aber wurde sie langsam anders.

William wollte, daß Paul oder Annie sie auf ihren Spaziergängen

begleiteten. Das war viel interessanter. Und Paul bewunderte Gipsy wirklich von ganzem Herzen; kaum verzieh Frau Morel dem Jungen, daß er das Mädchen so umschmeichelte. Als Lily am zweiten Tage sagte: «Ach, Annie, weißt du, wo mein Muff ist?» erwiderte William: «Du weißt, daß er im Schlafzimmer liegt. Warum fragst du Annie?»

Und Lily ging mit ärgerlich verkniffenem Mund hinauf. Aber es ärgerte den jungen Mann, daß sie seine Schwester zum Dienstmädchen machte.

Am dritten Abend saßen William und Lily im dunklen Wohnzimmer neben dem Feuer. Um Viertel vor elf hörten sie, daß Frau Morel das Feuer zudeckte. William kam in die Küche, seine Braut folgte ihm. «Ist es schon so spät, Mutter?» fragte er. Sie hatte allein gesessen.

«Spät ist es nicht, aber länger bleibe ich meistens nicht auf.»

«Willst du denn schon zu Bett?» fragte er.

«Und euch beide hier allein lassen? Nein, mein Junge, so was gibt es nicht.»

«Hast du kein Vertrauen zu uns, Mutter?»

«Ob ja oder nein, so was gibt es nicht. Bis elf könnt ihr noch zusammenbleiben, ich lese dann solange.»

«Leg dich schlafen, Gyp!» sagte er zu seinem Mädchen. «Mutter soll unsertwegen nicht warten.»

«Annie hat die Kerze brennen lassen, Lily», sagte Frau Morel. «Ich denke, du kannst sehen.»

«Ja, danke; gute Nacht, Frau Morel.» Unten an der Treppe küßte William seine Geliebte, und dann ging sie. Er kehrte in die Küche zurück.

«Hast du kein Vertrauen zu uns, Mutter?» wiederholte er ziemlich beleidigt.

«Junge, ich sage dir doch, ich lasse zwei so junge Menschen nicht allein hier unten, wenn alle andern zu Bett sind.»

Er mußte sich mit dieser Antwort zufrieden geben. Er gab der Mutter den Gutenachtkuß.

Ostern kam er allein wieder. Und dann sprach er mit der Mutter endlos über seine Braut. «Weißt du, Mutter, wenn ich nicht bei ihr bin, mache ich mir nichts aus ihr. Wenn ich sie nie wiedersähe, es wäre mir ganz gleich. Aber wenn ich abends mit ihr zusammen bin, mag ich sie schrecklich gern.»

«Es ist eine seltsame Liebe, wenn sie dich nicht mehr erfüllt. Und auf die hin heiraten!» sagte Frau Morel.

«Sie ist seltsam!» rief er. Sie quälte und verwirrte ihn.

«Aber jetzt ist schon so viel zwischen uns, daß ich sie nicht mehr aufgeben kann.»

«Das weißt du am besten», meinte Frau Morel. «Wenn alles aber so ist, wie du sagst, würde ich es nicht Liebe nennen – auf jeden Fall sieht es nicht gerade danach aus.»

«Ach, Mutter, ich weiß es selbst nicht. Sie ist eine Waise und...»

Nie kamen sie zu einem Schluß. Er schien verwirrt und bedrückt. Sie war ziemlich zurückhaltend. Seine ganze Kraft und all sein Geld gingen für das Mädchen drauf. Er konnte sich kaum einen Ausflug mit der Mutter nach Nottingham leisten, als er zu Hause war.

Zu Pauls großer Freude hatte man zu Weihnacht seinen Lohn auf zehn Shilling erhöht. Er fühlte sich bei Jordan sehr wohl, nur litt seine Gesundheit unter der langen Arbeitszeit und dem Mangel an frischer Luft. Seine Mutter, der er immer mehr wurde, überlegte, wie sie helfen könnte.

Am Montagnachmittag hatte er frei. Als die beiden eines Montagmorgens allein beim Frühstück saßen, sagte sie: «Ich glaube, es wird heute ein schöner Tag.»

Überrascht blickte er auf. Das bedeutete doch etwas.

«Du weißt, daß Herr Leivers ein neues Gut gepachtet hat. Vergangene Woche fragte er mich, ob ich Frau Leivers nicht mal besuchen wollte, und ich versprach, mit dir zusammen am Montag zu kommen, wenn das Wetter schön wäre. Sollen wir gehen?»

«Das ist ja herrlich, Mütterchen», rief er. «Heute nachmittag wollen wir also hin?»

Voller Freude eilte Paul nach dem Bahnhof. Unten an der Derby Road stand leuchtend ein Kirschbaum. Rot brannte die alte Backsteinmauer neben dem Statutes ground, grün flammte überall der Frühling. Die steil aufragende Landstraße lag mit Sonnen- und Schattenflecken herrlich, vollkommen still da in ihrem kühlen Morgenstaub. Stolz ließen die Bäume ihre großen, grünen Schultern hängen; den ganzen Morgen über sah der Knabe im Geschäft vor sich den Frühling.

Als er gegen Mittag nach Hause kam, war seine Mutter ziemlich aufgeregt.

«Gehen wir?» fragte er.

«Wenn ich fertig bin», erwiderte sie.

Sofort stand er auf.

«Geh und ziehe dich an, ich wasche schon auf», sagte er.

Das tat sie. Er wusch das Geschirr, räumte auf und holte dann ihre Schuhe. Sie waren ganz sauber. Frau Morel gehörte zu den von Natur aus so empfindlichen Menschen, die, ohne sich die Schuhe zu beschmutzen, durch Schlamm gehen können. Aber Paul mußte sie doch für sie säubern. Es waren Ziegenlederschuhe zu acht Shilling das Paar. Er aber hielt sie für die feinsten Schuhe der Welt und säuberte sie so ehrfurchtsvoll, als wären es Blumen.

Plötzlich stand sie fast schüchtern in der Tür. Sie hatte eine neue Baumwollbluse an. Paul sprang auf und lief ihr entgegen.

«Du meine Güte!» rief er. «Wie die leuchtet!»

Sie rümpfte ein wenig hochmütig die Nase und hob den Kopf. «Die leuchtet doch nicht», erwiderte sie. «Sie ist ganz schlicht.» Sie trat ins Zimmer, während er sie von allen Seiten betrachtete. «Nun», fragte sie ganz schüchtern und tat dabei so stolz und sicher, «gefällt sie dir?»

«Sehr! Du bist eine feine, kleine Frau, mit der man sich sehen lassen kann.» Jetzt betrachtete er sie von hinten. «Wenn ich auf der Straße hinter dir herging, dächte ich: die Kleine scheint sich was einzubilden.»

«Das tut sie aber nicht», erwiderte Frau Morel. «Sie weiß gar nicht mal, ob sie ihr überhaupt steht.»

«Natürlich! Sie trägt lieber das dreckige Schwarz, in dem sie aussieht, als wäre sie in verbranntes Papier gewickelt. Sie steht dir, und nett siehst du drin aus.»

Wieder rümpfte sie leicht die Nase, war froh, tat aber so, als wüßte sie das besser. «Drei ganze Shilling hat sie gekostet. Für den Preis hätte man sie fertig nicht kaufen können, nicht wahr? Und besieh mal den Stoff, der ist gut.»

«Wunderschön ist er», sagte er.

Die Bluse war weiß, mit kleinen lila und schwarzen Zweiglein.

«Ich fürchte doch, sie ist zu jugendlich für mich», sagte sie.

«Zu jugendlich!» rief er ärgerlich. «Kauf dir doch gleich 'ne graue Perücke!»

«Das brauche ich gar nicht», erwiderte sie. «Ich werde schnell grau.»

«Das hat noch Zeit», sagte er. «Was soll ich mit einer grauhaarigen Mutter anfangen?»

«Und doch wirst du dich auch damit abfinden müssen, mein Jung», sagte sie ganz seltsam.

In großer Aufmachung zogen sie los; wegen der Sonne nahm sie den Schirm mit, den William ihr geschenkt hatte. Wenn Paul auch nicht groß war, war er doch viel größer als sie. Er bildete sich darauf was ein.

Seidig glänzte der junge Weizen auf den braungelben Feldern. Die Minton-Grube schwenkte ihre weißen Rauchfahnen, keuchte und rasselte heiser.

«Sieh doch mal!» sagte Frau Morel. Mutter und Sohn blieben auf dem Weg stehen, sahen sich um. Über den Kamm der großen Halde bewegte sich langsam eine kleine Gruppe, hob sich ab gegen den Himmel: ein Pferd, ein kleiner Zechenwagen und ein Mann. Sie krochen die Steigung gegen den Himmel hinauf. An ihrem Ende kippte der Mann den Wagen um. Lautes Gerassel ertönte, als der Schutt den glatten Hang der großen Halde hinabsauste.

«Ruh dich einen Augenblick aus, Mutter!» rief er; und sie setzte sich auf eine Bank, während er schnell eine Skizze machte. Während er arbeitete, sagte sie nichts, sah hinein in den Nachmittag und auf die roten Häuschen, die im Grün leuchteten.

«Die Welt ist doch herrlich», schwärmte sie. «Wunderbar schön!»

«Und auch die Grube», sagte er. «Sieh nur, wie gewaltig sie daliegt, fast als wäre sie lebendig – wie ein großes, unbekanntes Wesen.»

«Ja», sagte sie, «vielleicht.»

«Und die Zechenwagen stehen da und warten wie Tiere, die gefüttert werden wollen», sagte er.

«Und ich bin dankbar, daß sie dastehn», sagte sie, «denn das bedeutet, daß diese Woche einigermaßen was verdient wird.»

«Ich habe das Menschliche um die Dinge gern, denn manchmal sind sie lebendig. Um die Zechenwagen ist etwas Menschliches, weil sie alle von Menschenhänden berührt wurden.»

«Ja», sagte Frau Morel.

Unter den Bäumen der Landstraße gingen sie weiter. Auf alles machte er sie aufmerksam, und alles interessierte sie. Sie kamen am Ende des Nethermere vorüber, der den Sonnenschein wie Blütenblätter leicht in seinem Schoße wiegte. Dann schlugen sie einen Feldweg ein und näherten sich, etwas aufgeregt, einem großen Gutshof. Ein Hund bellte wütend. Eine Frau trat aus dem Hause.

«Ist dies der Weg nach dem Willey-Hof?» fragte Frau Morel.

Paul stand hinter ihr, fürchtete, man würde sie zurückschicken. Aber die Frau war liebenswürdig, sagte ihnen, wie sie gehen müßten. Mutter und Sohn gingen durch die Weizen- und Haferfelder, über eine kleine Brücke, auf eine wilde Wiese. Über ihnen jagten und schrien Kiebitze mit weißer, schimmernder Brust. Der See war still und blau. Hoch oben schwebte ein Reiher. Auf dem Hügel gegenüber stand massig in grünem Schweigen der Wald.

«Es ist ein wilder Weg, Mutter», sagte Paul. «Wie in Kanada.»

«Ist es nicht herrlich?» sagte Frau Morel und blickte um sich.

«Sieh mal den Reiher – sieh mal seine Beine!»

Er machte die Mutter auf alles, was sie sehen mußte, aufmerksam. Und sie war ganz zufrieden.

«Und wie geht's nun weiter? Er sagte mir, durch den Wald.»

Links von ihnen lag dunkel der eingezäunte Wald.

«Ich fühle hier so etwas wie einen Pfad», meinte Paul.

«Du hast irgendwie Stadtfüße, ganz sicher.»

Sie fanden ein kleines Tor und waren bald auf einem breiten, grünen Waldweg; auf der einen Seite war junges Kiefern- und Tannendickicht, auf der andern ein Hang, der spärlich mit alten Eichen bewachsen war. Und zwischen den Eichen standen wie blaue Lachen

die Glockenblumen, standen unter den jungen grünen Haselnußbüschen, auf hellbraunem Boden aus Eichenblättern. Er suchte für sie Blumen.

«Hier haben sie frisch gemäht», sagte er; dann brachte er ihr Vergißmeinnicht. Und wieder tat ihm das Herz weh vor Liebe, als er ihre abgearbeitete Hand sah, die den kleinen Blumenstrauß hielt, den er ihr gab. Sie war ganz glücklich.

Aber dann mußten sie über einen Zaun steigen. Paul war sofort hinüber. «Komm», sagte er, «ich helfe dir.»

«Nein, geh mal weg! Ich mach's auf meine Weise.»

Er stand unten, hielt die Hände hoch, war bereit ihr zu helfen. Vorsichtig stieg sie hinüber.

«Nein, so was von Klettere!» rief er verächtlich, als sie heil wieder auf dem Boden stand.

«Diese scheußlichen Zauntritte», meinte sie.

«Und du kleine, dumme Frau», erwiderte er, «kannste nicht mal drüberklettern.»

Vor ihnen, am Rande des Waldes, standen dicht gedrängt niedrige, rote Wirtschaftsgebäude. Die beiden eilten weiter. In gleicher Ebene mit dem Walde war der Apfelgarten, in dem Blüten auf den Schleifstein fielen. Der Teich lag tief unter einer Hecke und überhängenden Eichenbäumen. Im Schatten standen ein paar Kühe. Der Hof und die Gebäude bildeten drei Seiten eines Vierecks, schlossen nach dem Walde zu den Sonnenschein in ihre Arme. Es war sehr still.

Mutter und Sohn gingen in den kleinen, eingefriedigten Garten, wo es nach roten Nelken duftete. Neben der offenen Tür standen ein paar mehlige Brote, die kalt werden sollten. Ein Huhn wollte gerade an ihnen picken. In der Tür erschien dann plötzlich ein Mädchen mit schmutziger Schürze. Sie war ungefähr vierzehn Jahre alt, hatte ein rosiges, gebräuntes Gesicht und kurze, schwarze feine Locken, die ihr Gesicht umrahmten; die Augen waren dunkel; scheu, fragend, ein bißchen ärgerlich über die Fremden, verschwand sie wieder. Nach einer Minute erschien eine kleine, zarte Frau mit rosigem Gesicht und großen, dunkelbraunen Augen. «Oh!» rief sie lächelnd und errötete leicht. «Sie sind also doch gekommen. Das freut mich sehr.»

Ihre innige Stimme klang etwas traurig.

Die beiden Frauen reichten sich die Hand.

«Kommen wir auch wirklich nicht ungelegen?» fragte Frau Morel. «Ich weiß, was so ein Leben auf einem Hofe bedeutet.»

«Nein, nein! Wir freuen uns ja, mal ein anderes Gesicht zu sehen, es ist hier so einsam.»

«Das glaube ich gern», sagte Frau Morel.

Sie wurden ins Wohnzimmer geführt — es war ein langer, niedriger Raum, im Kamin stand ein großer Busch Schneeballen.

Hier plauderten die Frauen, während Paul hinausging, um sich das Gut anzusehen.

Er war im Garten, roch an den Nelken, betrachtete die Pflanzen, als das Mädchen schnell auf den Kohlenhaufen zuging, der neben dem Zaun lag.

«Das sind doch Zentifolien?» fragte er sie und zeigte dabei auf die Büsche, die am Zaun entlang standen. Sie sah ihn mit erstaunten, großen, braunen Augen an.

«Das werden sicher Zentifolien, wenn sie aufgehen», sagte er.

«Ich weiß es nicht», stotterte sie. «Sie sind weiß und in der Mitte rosa.»

«Dann ist's Mädchenrot.»

Miriam errötete. Sie hatte schöne, warme Farben.

«Ich weiß es nicht», sagte sie.

«Viel habt ihr nicht in eurem Garten», meinte er.

«Wir sind das erste Jahr hier», antwortete sie scheu und doch etwas überlegen; sie ging dann wieder ins Haus. Er achtete weiter nicht darauf, setzte seine Entdeckungsreise fort. Jetzt kam seine Mutter heraus, und sie besichtigten die Wirtschaftsgebäude. Alles machte Paul viel Freude.

«Sie versorgen doch sicher das Geflügel, die Kälber und die Schweine?» sagte Frau Morel zu Frau Leivers.

«Nein», erwiderte die kleine Frau. «Zur Versorgung des Viehs habe ich wirklich keine Zeit, außerdem verstehe ich nichts davon. Mit dem Haushalt habe ich gerade genug.»

«Ja, das will ich gern glauben», meinte Frau Morel.

Das Mädchen kam wieder heraus.

«Mutter, der Tee ist fertig», sagte sie mit wohlklingender, ruhiger Stimme.

«Danke, Miriam, wir kommen», erwiderte fast schmeichelnd die Mutter.

«Ist es Ihnen auch recht, daß wir jetzt Tee trinken, Frau Morel?»

«Aber selbstverständlich», sagte Frau Morel. «Ganz, wie Sie wollen.»

Paul, seine Mutter und Frau Leivers tranken zusammen Tee. Dann gingen sie in den Wald, der von Glockenblumen überflutet war, während rauchblaue Vergißmeinnicht auf den Pfaden standen. Mutter und Sohn waren in höchster Begeisterung. Als sie wieder ins Haus kamen, waren Herr Leivers und Edgar, der älteste Sohn, in der Küche. Edgar war ungefähr achtzehn Jahre alt. Dann kamen Gottfried und Moritz, stramme zwölf- und dreizehnjährige Burschen, aus der Schule. Herr Leivers sah gut aus, war ein Mann in der Blüte der Jahre, hatte einen goldgelben Schnurrbart und blasse, blinzelnde Augen, Die Knaben taten herablassend, aber Paul merkte das kaum. Sie suchten Eier, kletterten überall umher. Als sie das Geflügel fütterten, kam Miriam

heraus. Die Knaben kümmerten sich nicht um sie. In einem vergitterten Verschlag war eine Henne mit ihren gelben Küken. Moritz nahm eine Handvoll Korn und ließ die Henne aus der Hand picken.

«Wagst du das auch?» fragte er Paul.

«Laß mal sehen!» sagte Paul.

Er hatte eine kleine warme und doch kräftig aussehende Hand. Miriam sah zu. Er hielt der Henne das Korn hin. Mit seinen harten, hellen Augen beäugte es der Vogel und pickte dann plötzlich in die Hand. Paul bekam einen Schrecken und lachte.

Rap, rap, rap! pickte der Schnabel des Vogels in seiner Hand. Er lachte wieder, und die andern Knaben stimmten in sein Lachen ein.

«Ein kleines Gehack und ein bißchen Knabbern, aber weh tut sie einem nicht», sagte Paul, als das letzte Korn gefressen war.

«Jetzt bist du an der Reihe, Miriam», meinte Moritz.

«Nein», rief sie und fuhr zurück.

«So'n Baby, so'ne Memme!» spotteten ihre Brüder.

«Es tut gar nicht weh», sagte Paul. «Es kribbelt nur ganz nett.»

«Nein», rief sie wieder, schüttelte die schwarzen Locken und wich noch weiter zurück.

«Sie ist zu bange», sagte Gottfried. «Vor allem hat sie Angst, nur Gedichte kann sie aufsagen. Ist zu bange, vom Zaun zu springen, ist zu bange, sich im Kreis zu drehen, zu bange, zu schlittern, zu bange, sich zu wehren, wenn ein Mädchen sie schlägt. Sie läuft immer nur rum und bildet sich ein, wunder wer zu sein. Die Lady of the Lake. Oje!» schrie Moritz.

Miriam wurde rot vor Scham und Not. «Ich bin vor weniger bange als ihr», rief sie. «Feiglinge seid ihr und Prahlhänse.»

«Feiglinge und Prahlhänse», wiederholten sie und machten geziert ihre Sprechweise nach.

«Soll ich dem Rüpel meinen Ärger zeigen?
Die beste Antwort ist hier Schweigen . . .»

rief Gottfried ihr laut lachend nach. Sie ging ins Haus. Paul ging mit den Knaben in den Obstgarten, in dem ein Barren stand. Sie gaben allerlei Proben ihrer Kraft. Er war eher flink als stark, aber auch das war ihm dienlich. Er griff nach einer niedrig hängenden Apfelblüte an einem schwingenden Ast.

«Ich würde die Apfelblüte nicht abpflücken», sagte Edgar, der älteste Bruder. «Nächstes Jahr gibt's keine Äpfel.»

«Wollte ich auch nicht», meinte Paul und ging fort.

Die Jungen mochten ihn nicht; ihre eigenen Angelegenheiten interessierten sie mehr. Er ging wieder nach dem Haus, wollte nach der Mutter sehen. Als er um die Hinterseite des Hauses kam, sah er Miri-

am, die vor dem Hühnerkäfig kniete und etwas Mais in der Hand hielt. Sie biß sich auf die Lippen und hockte in gespannter Haltung. Böse beäugte sie die Henne. Ängstlich streckte sie die Haud aus. Die Henne kam auf sie zu. Das Mädchen schrie halb vor Furcht, halb vor Ärger auf und trat schnell zurück.

«Sie tut dir doch nicht weh», sagte Paul.

Sie wurde rot und sprang auf. «Ich wollte es nur mal versuchen», sagte sie leise.

«Sieh nur, es tut nicht weh», sagte er und legte nur zwei Körner in die Hand und ließ die Henne sie pick, pick! aus der flachen Hand picken. «Man muß dabei nur lachen.» Sie hielt die Hand wieder hin und zog sie wieder weg, versuchte es noch einmal und fuhr schreiend zurück. Er machte ein böses Gesicht.

«Na, ich ließe mir von ihr die Körner aus dem Gesicht picken», sagte Paul; «sie hackt ja nur ein bißchen. Und wie sauber sie ist! Wenn sie das nicht wäre, wieviel Dreck würde sie jeden Tag aufpicken.» Er wartete unnachgiebig und paßte genau auf. Endlich ließ Miriam das Tier aus der Hand picken. Sie schrie leicht, fast ängstlich auf — Angst und Ärger über die Angst. Aber sie hatte es gewagt — und wagte es nun wieder.

«Na, siehst du», sagte der Junge. «Es tut nicht weh, oder doch?»

Sie sah ihn mit weiten, dunklen Augen an. «Nein», lachte sie zitternd. Dann stand sie auf und ging ins Haus. Sie schien sich über den Jungen zu ärgern.

‹Er hält mich für ein gewöhnliches Mädchen›, dachte sie und wollte ihm beweisen, daß sie so herrlich war wie die Lady of the Lake.

Paul fand die Mutter fertig zum Aufbruch. Sie lächelte dem Sohn zu. Er nahm den großen Blumenstrauß. Herr und Frau Leivers begleiteten sie durch die Felder. Golden standen die Hügel im Abendlicht; tief im Walde sah man das dunkler werdende Violett der Glokkenblumen. Überall herrschte tiefe Stille, nur die Blätter raschelten, und die Vögel flatterten.

«Es ist hier doch herrlich», sagte Frau Morel.

«Ja», meinte Herr Leivers, «herrlich ist es schon, wenn nur die Kaninchen nicht wären. Die Weiden fressen sie kahl. Ich weiß nicht, ob wir hier je auf die Kosten kommen.»

Er schlug in die Hände, und in der Nähe des Waldes wurde das Feld lebendig, überall hoppelten braune Kaninchen.

«Ist ja kaum zu glauben», rief Frau Morel.

Sie und Paul gingen allein weiter.

«War's nicht nett, Mutter?» fragte er ruhig.

Die Mondsichel kam hervor. Sein Herz war so voller Glück, daß es ihm weh tat. Die Mutter mußte reden, weil auch sie am liebsten vor Glück aufgeschrien hätte.

«Wie gern würde ich dem Mann helfen!» sagte sie. «Wie gern würde ich das Geflügel und das junge Vieh versorgen! Melken würde ich lernen, würde mit ihm sprechen und Pläne machen. Mein Wort drauf, wäre ich seine Frau, der Hof sollte schon in Schwung kommen. Aber sie, sie hat nicht die Kraft, hat einfach nicht die nötige Kraft. Man hätte ihr so etwas nie aufbürden sollen. Es tut mir leid für sie und für ihn auch. Wenn ich mit dem verheiratet wäre, ich glaube, wir hätten uns gut vertragen. Ich will damit nicht sagen, daß sie das nicht tut; sie ist wirklich sehr, sehr lieb.»

Zu Pfingsten kam William wieder mit seiner Braut nach Hause. Er hatte eine Woche Urlaub. Das Wetter war herrlich. Gewöhnlich gingen William, Lily und Paul morgens zusammen spazieren. William sprach nicht viel mit seiner Braut, nur wenn er ihr aus seiner Knabenzeit erzählen konnte, war er gesprächig. Paul aber unterhielt die beiden ununterbrochen. Sie legten sich alle drei auf eine Wiese in der Nähe der Minton-Kirche. Auf der einen Seite, in der Nähe des Schloßgutes, stand eine schöne, zitternde Pappelwand. Weißdorn tropfte von den Hecken, Maßliebchen und Krokusblumen standen wie ein helles Lachen auf dem Felde. William, ein großer, dreiundzwanzigjähriger Bursche, war dünner und fast ein wenig hager geworden; er lag in der Sonne und träumte, während sie in seinem Haar spielte. Paul suchte große Maßliebchen. Sie hatte den Hut abgesetzt; ihr Haar war schwarz wie die Mähne eines Pferdes. Paul kam zurück und flocht ihr Maßliebchen in das pechschwarze Haar – große, weiß und gelb leuchtende Sterne. Und dazu ein paar rosa Kuckucksblumen.

«Jetzt siehst du aus wie eine Fee», sagte der Knabe zu ihr.

«Nicht, William?»

Lily lachte. William öffnete die Augen und sah sie an. In seinem Blick lag etwas wie Qual und wilde Bewunderung.

«Der hat mich wohl schön zugerichtet?» fragte sie und lachte auf den Geliebten herab.

«Das hat er», erwiderte William lächelnd.

Er sah sie an. Ihre Schönheit schien ihm weh zu tun. Er betrachtete ihren mit Blumen geschmückten Kopf und runzelte die Stirn. «Siehst nett aus, wenn du das von mir hören willst», sagte er.

Und sie ging weiter ohne Hut. Bald war William der alte und fast zärtlich zu ihr. Als sie an eine Brücke kamen, schnitt er die Anfangsbuchstaben ihres und seines Namens in ein Herz. Während er die Buchstaben einschnitt, beobachtete sie wie gebannt seine starke, kräftige Hand mit den glitzernden Härchen und den Sommersprossen.

Während der Zeit, die William und Lily zu Hause verbrachten, füllten Traurigkeit, Wärme und eine gewisse Zärtlichkeit das Haus. Aber manchmal war er gereizt. Für den achttägigen Aufenthalt hatte sie fünf Kleider und sechs Blusen mitgenommen.

Sie sagte zu Annie: «Würdest du mir wohl die beiden Blusen und diese Sachen waschen?»

Und Annie stand am Waschfaß, während William und Lily am nächsten Morgen ausgingen. Frau Morel war wütend. Und manchmal haßte der junge Mann seine Geliebte, wenn er merkte, wie sie seine Schwester behandelte.

Am Sonntagmorgen sah sie in dem langen, seidigen Foulardkleid, das blau war wie eine Häherfeder, und dem großen gelben Hut, den viele, meist rote Rosen schmückten, sehr schön aus. Niemand konnte sie genug bewundern. Als sie abends ausgingen, fragte sie wieder: «Dicker, hast du meine Handschuhe?»

«Welche?» fragte William.

«Die neuen schwarzen wildledernen.»

«Nein.»

Nun ging die Sucherei los. Sie hatte sie verloren.

«Nun sieh mal, Mutter», sagte William, «seit Weihnachten ist das das fünfte Paar, das sie verloren hat, und jedes kostet fünf Schilling.»

«Du hast mir doch nur zwei Paar geschenkt», wandte sie ein.

Und am Abend nach dem Abendessen stand er auf dem Kaminteppich, während sie auf dem Sofa saß, und es sah aus, als haßte er sie. Den Nachmittag über hatte er sie allein gelassen, hatte einen alten Freund besucht. Sie hatte unterdessen in einem Buch herumgeblättert. Nach dem Abendessen wollte William einen Brief schreiben.

«Hier ist dein Buch, Lily», sagte Frau Morel. «Willst du nicht noch ein wenig lesen?»

«Nein, danke», antwortete das Mädchen, «ich will lieber so sitzen.»

«Aber das ist doch langweilig.»

William schrieb gereizt und hastig. Als er den Umschlag versiegelte, sagte er: «Ein Buch lesen! In ihrem ganzen Leben hat sie noch kein Buch gelesen.»

«Red doch nicht!» sagte Frau Morel, die sich über seine Übertreibung ärgerte.

«Das ist schon wahr, Mutter», rief er, sprang auf und nahm seine alte Stellung auf dem Kaminteppich ein. «In ihrem ganzen Leben hat sie noch kein Buch gelesen.»

«Genau wie ich», fiel Morel ein. «Sie weiß auch nicht, was an den Büchern dran ist, warum man die Nase reinstecken soll, genau wie ich.»

«Du solltest so etwas nicht behaupten», sagte Frau Morel zu ihrem Sohn.

«Aber es ist doch die Wahrheit, Mutter; sie kann nicht lesen. Was hast du ihr gegeben?»

«Eine kleine Geschichte von Annie Swan. Am Sonntagnachmittag will kein Mensch was Trockenes lesen.»

«Ich will wetten, daß sie keine zehn Zeilen gelesen hat.»

«Da irrst du dich ganz sicher», sagte seine Mutter.

Unterdessen saß Lily bedrückt auf dem Sofa. Er wandte sich schnell an sie. «Hast du etwas gelesen?» fragte er.

«Ja», erwiderte sie.

«Wieviel?»

«Ich weiß nicht, wieviel Seiten.»

«Und nun sag mir, was du gelesen hast.»

Sie konnte es nicht.

Über die zweite Seite kam sie nie hinaus. Er las ziemlich viel, sein Geist war schnell und dauernd beschäftigt. Sie konnte nur schäkern und plaudern. Er war daran gewöhnt, alle seine Gedanken durch seiner Mutter Verstand zu sieben; und als seine Braut von ihm, der eine Gefährtin haben wollte, verlangte, daß er den küssenden, girrenden Liebhaber spielte, haßte er sie.

«Weißt du», sagte er, als er abends mit der Mutter allein war, «sie hat keine Ahnung von Geld, hat überhaupt kein Hirn im Kopf. Wenn sie ihr Gehalt bekommt, kauft sie auf einmal so einen Unsinn wie glasierte Maronen, und ich muß hinterher die Monatskarte und all den andern Kram, sogar ihre Unterwäsche bezahlen. Und sie will heiraten, und ich meine auch, wir sollten das nächstes Jahr tun. Aber wenn das so weitergeht . . .»

«Das würde eine nette Ehe», erwiderte seine Mutter. «Ich würde mir das doch noch mal überlegen, Junge.»

«Es ist alles schon zu weit gediehen, als daß ich jetzt noch Schluß machen könnte», sagte er, «und deshalb will ich sobald wie möglich heiraten.»

«Gut mein Junge; wenn du willst, dann willst du, und nichts kann dich abhalten; aber ich sage dir, ich kann nicht ruhig schlafen, wenn ich daran denke.»

«Sie wird sich schon ändern. Wir werden's schon schaffen.»

«Und sie läßt sich von dir die Unterwäsche kaufen?» fragte die Mutter.

«Verlangt hat sie es nicht von mir», antwortete er entschuldigend; «aber eines Morgens — es war sehr kalt — traf ich sie zitternd am Bahnhof, sie konnte sich nicht ruhig halten. Und da fragte ich sie, ob sie warm angezogen wäre. Sie sagte: ‹Ich denke doch.› Und ich fragte weiter: ‹Hast du auch warmes Unterzeug an?› Und sie sagte: ‹Nein, es ist aus Baumwolle.› Ich fragte sie dann weiter, warum sie denn bei solchem Wetter nichts Wärmeres angezogen hätte, und sie antwortete, weil sie nichts hätte. Und ausgerechnet sie mit der ewigen Bronchitis. Ich mußte sie einfach mitnehmen und ihr ein paar warme Sachen kaufen. Ja, Mutter, aufs Geld käme es mir gar nicht an, wenn wir es nur hätten, und sie müßte eigentlich so viel übrig haben, daß sie die Fahr-

karte selbst bezahlen kann; aber nein, sie kommt damit zu mir, und ich muß das Geld schaffen.»

«Das sind aber trübe Aussichten», sagte Frau Morel bitter.

Er war blaß, und auf seinem verdrießlichen Gesicht, das sonst so sorglos war und immer lachte, lagen Unschlüssigkeit und Verzweiflung.

«Aber ich kann sie jetzt nicht mehr laufen lassen; es ist alles schon zu weit», sagte er, «und außerdem könnte ich in manchem auch nicht mehr ohne sie fertig werden.»

«Junge, vergiß nicht, daß du jetzt dein ganzes Leben in der Hand hast», sagte Frau Morel. «Nichts ist schlimmer als eine Ehe, die ein hoffnungsloser Fehlschlag werden muß. Meine war, weiß Gott, schlimm genug, und du solltest aus ihr etwas lernen; sie hätte ja auch noch schlimmer werden können.»

Er lehnte mit dem Rücken gegen den Kamin, hatte die Hände in den Taschen. Er war ein großer, grobknochiger Mann, der aussah, als würde er nötigenfalls bis ans Ende der Welt gehen. Aber sie sah wohl die Verzweiflung auf seinem Gesicht.

«Ich kann sie jetzt nicht mehr laufen lassen», sagte er.

«Nun», sagte sie, «vergiß nicht, daß es größeres Unrecht gibt als die Lösung eines Verlöbnisses.»

«Ich kann sie jetzt nicht mehr laufen lassen», sagte er.

Die Uhr tickte, Mutter und Sohn schwiegen, zwischen ihnen türmte sich ein Konflikt. Aber er wollte mehr nicht sagen.

Schließlich meinte sie: «Leg dich schlafen, Junge! Morgen fühlst du dich besser und bedenkst dann auch alles vielleicht besser.»

Er küßte sie und ging. Sie deckte das Feuer zu. Ihr war jetzt das Herz schwerer als je zuvor. Als es sich damals um ihren Mann handelte, schien alles in ihr zusammenzubrechen, aber ihre Lebenskraft wenigstens blieb unversehrt. Jetzt aber erlahmte ihre Seele. In ihrer Hoffnung war sie getroffen.

Oft äußerte William einen solchen Haß gegen seine Braut. Am letzten Abend, den er zu Hause verbrachte, zog er über sie her. «Wenn du nicht glauben willst, was für eine sie ist», sagte er, «dann glaubst du mir vielleicht, daß sie sich dreimal hat konfirmieren lassen.»

«Unsinn», lachte Frau Morel.

«Unsinn oder nicht, es ist aber Tatsache. Da siehst du, was der eine Konfirmation bedeutet, ein bißchen Theater, wo sie sich mal zeigen kann.»

«Ich hab's ja gar nicht getan, Frau Morel», rief das Mädchen, «ich hab's gar nicht getan, es ist nicht wahr.»

«Was!» rief er und fuhr herum nach ihr. «Einmal in Bromley, einmal in Beckenham und einmal irgendwo anders.»

«Nirgendwo anders», sagte sie weinend, «nirgendwo anders.»

«Es stimmt doch, und wenn nicht, warum hast du dich zweimal konfirmieren lassen?»

«Das erste Mal war ich erst vierzehn Jahre alt, Frau Morel», verteidigte sie sich mit Tränen in den Augen.

«Ja», sagte Frau Morel. «Ich verstehe das ganz gut, mein Kind. Kümmere dich nicht um ihn! Du solltest dich schämen, William, so etwas zu sagen.»

«Aber es ist doch wahr. Sie ist fromm — sie hat ein blausamtnes Gebetbuch —, und dabei hat sie nicht mehr Religion oder sonst was in sich als dieses Tischbein. Läßt sich dreimal konfirmieren, um sich zu zeigen, und so ist sie in allem und jedem.»

Weinend saß das Mädchen auf dem Sofa. Sie war nicht stark.

«Und die Liebe!» schrie er, «könntest gerade so gut Liebe von einer Fliege verlangen. Die setzt sich gern auf dich...»

«Jetzt aber Schluß», befahl Frau Morel. «Wenn du solche Dinge sagen willst, such dir einen andern Platz aus. Ich schäme mich deinetwegen, William. Warum bist du nicht männlicher? Immer nur mit einem Mädchen herumzanken und dann sagen, du wärest mit ihr verlobt!»

Wütend und empört sagte Frau Morel nichts mehr.

Auch William war stumm, später tat es ihm leid, er küßte und tröstete das Mädchen. Aber was er gesagt hatte, war die Wahrheit. Er haßte sie.

Als sie wieder abfuhren, begleitete Frau Morel sie bis Nottingham. Es war ein weiter Weg bis nach dem Bahnhof in Keston.

«Weißt du, Mutter», sagte er zu ihr, «Gyp ist flach, nichts geht bei ihr tief.»

«William, ich wünsche nicht, daß du so etwas sagst», sagte Frau Morel; sie fühlte sich sehr unbehaglich, denn das Mädchen ging neben ihr.

«Aber es ist Tatsache, Mutter. Jetzt liebt sie mich sehr, wenn ich aber stürbe, in einem Vierteljahr hätte sie mich vergessen.»

Frau Morel erschrak. Ihr Herz schlug wild, als sie die ruhige Bitterkeit in den letzten Worten des Sohnes spürte.

«Du kannst das gar nicht wissen und darfst deshalb so etwas auch nicht sagen.»

«Immer redet er so etwas», rief das Mädchen.

«Ein Vierteljahr nach meinem Begräbnis hättest du jemand anders, und ich wäre vergessen», sagte er. «So sieht deine Liebe aus.»

Frau Morel begleitete sie in Nottingham bis an den Zug, kehrte dann nach Hause zurück.

«Einen Trost habe ich», sagte sie zu Paul, «nie wird er das zum Heiraten nötige Geld haben, das weiß ich genau. Und so erspart sie ihm diesen Schritt.»

Sie faßte wieder Mut. Alles war doch noch nicht so verzweifelt. Sie

glaubte fest, daß William Gipsy nie heiraten würde. Sie wartete und hielt sich an Paul.

Den ganzen Sommer über klangen Williams Briefe aufgeregt: er erschien so ganz unnatürlich und heftig. Manchmal war er in seinen Briefen übertrieben fröhlich, meist aber niedergeschlagen und bitter.

«Ach», sagte seine Mutter, «ich glaube, er geht an diesem Weib noch zugrunde, das seiner Liebe ebensowenig wert ist wie eine Puppe aus alten Lappen.»

Er sehnte sich nach Hause. Der Sommerurlaub war vorbei, und bis Weihnachten war eine lange Zeit. Er schrieb in wilder Erregung, meinte, er könne doch Samstag und Sonntag in der ersten Oktoberwoche zum Gänsemarkt kommen.

«Du bist krank, Junge», sagte seine Mutter, als sie ihn sah. Sie weinte fast, als sie ihn endlich wiederhatte.

«Ich habe mich nicht besonders wohl gefühlt», sagte er. «Ich habe wohl den ganzen vergangenen Monat eine verschleppte Erkältung gehabt, aber ich denke, daß es nun besser geht.»

Es war sonniges Oktoberwetter; er schien außer sich vor Freude; war wie ein der Zucht entwischter Schuljunge; dann wieder war er still und in sich gekehrt. Er war hagerer als je, und sein Blick war verstört.

«Du arbeitest zu viel», meinte die Mutter zu ihm.

Er machte Überstunden, versuchte, etwas Geld zu verdienen, um, wie er sagte, heiraten zu können. Nur einmal, am Samstagabend, hatte er eine Unterredung mit der Mutter; er war traurig und zärtlich besorgt um seine Braut. «Und doch, weißt du, Mutter, wenn ich stürbe, wäre sie zwei Monate lang tief traurig und würde mich dann bald vergessen. Solltest mal sehen, nie käme sie hierher an mein Grab, kein einziges Mal.»

«William, du stirbst sicher noch nicht», entgegnete seine Mutter, «warum also darüber reden?»

«Ob ja oder nein . . .» erwiderte er.

«Und sie kann nichts dazu. Sie ist nun mal so, und wenn du sie dir aussuchtest, darfst du jetzt nicht murren», sagte die Mutter.

Als er am Sonntagmorgen den Kragen umtat, sagte er zu seiner Mutter, indem er das Kinn hob: «Sieh mal den Ausschlag unter dem Kinn; kommt sicher vom Kragen.»

Wo Kinn und Hals zusammenstießen, sah sie eine starke, rote Entzündung.

«Das geht aber nicht», sagte die Mutter. «Tu mal ein wenig von dieser lindernden Salbe drauf! Du solltest andere Kragen tragen.»

Sonntagmittag fuhr er ab, schien sich nach dem zweitägigen Aufenthalt zu Hause wohler und kräftiger zu fühlen. Am Dienstagmorgen kam ein Telegramm aus London, er wäre krank. Frau Morel, die gerade auf

den Knien lag und den Fußboden seifte, stand auf, las das Telegramm, rief eine Nachbarin, ging zur Hauswirtin, borgte sich einen Sovereign, zog sich an und verließ das Haus. Sie eilte nach Keston, erreichte in Nottingham den Schnellzug nach London. In Nottingham hatte sie ungefähr eine Stunde Aufenthalt. Die Frau mit dem schwarzen Hut fragte ängstlich die Träger, ob sie ihr sagen könnten, wie sie nach Elmers End käme. Die Fahrt dauerte drei Stunden. Wie betäubt saß sie in ihrer Ecke, bewegte sich nicht. In King's Croß konnte ihr immer noch niemand sagen, wie sie nach Elmers End kam. Ihr Netz tragend, das ihr Nachtzeug, Kamm und Bürste enthielt, ging sie von einem zum andern. Schließlich wies man sie in die Untergrundbahn, die nach der Cannon Street fuhr.

Es war sechs Uhr, als sie in Williams Wohnung ankam. Die Rolläden waren nicht heruntergelassen.

«Wie geht es ihm?» fragte sie.

«Nicht besser», antwortete die Wirtin.

Sie folgte der Frau hinauf. William lag im Bett, seine Augen waren blutunterlaufen, sein Gesicht ziemlich bleich. Kleider lagen umher, es brannte kein Feuer im Zimmer, auf dem Nachttisch neben dem Bett stand ein Glas Milch. Niemand hatte sich um ihn gekümmert.

«Nun, mein Junge!» sagte die Mutter tapfer.

Er antwortete nicht. Er sah sie an, erkannte sie aber nicht. Dann sprach er langsam, als wiederhole er einen diktierten Brief:

«Infolge eines Lecks im Schiffsrumpf war der Zucker zusammengebacken und steinhart geworden. Er mußte losgehackt werden.» Er war vollkommen ohne Bewußtsein, hatte irgendeine derartige Zukkerladung im Londoner Hafen untersuchen müssen.

«Wie lange ist er schon so?» fragte die Mutter die Wirtin.

«Montagmorgen um sechs Uhr kam er nach Hause und schien den ganzen Tag zu schlafen. Dann hörten wir ihn in der Nacht reden, und heute morgen verlangte er nach Ihnen. Deshalb telegraphierte ich, und wir holten den Arzt.»

«Wollen Sie, bitte, Feuer anmachen?»

Frau Morel versuchte, ihren Sohn zu beruhigen. Der Arzt kam. Es war eine Lungenentzündung und, sagte er, dazu eine merkwürdige Rose, die unter dem Kinn, wo der Kragen gescheuert hatte, anfing und sich über das Gesicht erstreckte. Hoffentlich ergriff sie nicht das Gehirn. Frau Morel übernahm die Pflege. Sie betete für William, betete, daß er sie erkennen möchte. Aber immer bleicher wurde das Gesicht des jungen Mannes. In der Nacht rang sie mit ihm. Er tobte und tobte und konnte nicht zu Bewußtsein kommen. Um zwei Uhr starb er in einem furchtbaren Anfall.

Eine Stunde lang saß Frau Morel ganz still in dem Schlafzimmer; dann weckte sie die Wirtsleute. Um sechs Uhr machte sie ihn mit Hilfe

der Putzfrau zurecht; dann ging sie durch die öde Londoner Vorstadt zum Standesamt und zum Arzt.

Um neun Uhr kam im Haus in der Scargill Street wieder ein Telegramm an: «William letzte Nacht gestorben. Vater soll kommen, Geld mitbringen.»

Annie, Paul und Arthur waren zu Hause. Morel war zur Arbeit gegangen. Die drei Kinder sagten kein Wort. Annie begann vor Furcht zu wimmern; Paul machte sich auf den Weg zum Vater.

Es war ein herrlicher Tag. Der weiße Rauch der Brinsley-Grube verging langsam im Sonnenschein eines sanftblauen Himmels; in der Höhe blinkten die Räder der Fördertürme; geschäftig klapperten die Ratter, über die Kohlen in die Zechenwagen rutschten.

«Ich möchte meinen Vater sprechen; er muß nach London», sagte der Knabe zu dem ersten Mann, dem er auf dem Zechenplatz begegnete.

«Du willst zu Walter Morel? Geh mal da rein und sag's dem Joe Ward!»

Paul ging in das kleine obere Büro.

«Ich möchte meinen Vater sprechen, er muß nach London.»

«Deinen Vater? Ist er unten? Wie heißt er?»

«Morel.»

«Was, Walter? Ist was vorgefallen?»

«Er muß nach London.»

Der Mann ging ans Telephon und klingelte das Büro in der Grube an.

«Walter Morel wird gewünscht. Nummer 42. Dringend, 's ist was geschehen. Sein Junge ist hier.»

Dann wandte er sich zu Paul.

«In ein paar Minuten ist er oben», sagte er.

Paul ging an den Schachteingang. Er beobachtete, wie der Förderkorb mit seinem Wagen Kohlen heraufkam. Der große eiserne Käfig stand still, ein voller Wagen wurde herausgezogen, ein leerer in den Förderkorb geschoben, irgendwo läutete eine Glocke, der Korb ruckte in die Höhe und versank dann in die Tiefe wie ein Stein.

Paul kam es gar nicht zum Bewußtsein, daß William tot war; das war bei diesem Lärm auch ganz unmöglich. Der Wagenschlepper schob den kleinen Wagen auf die Drehscheibe, ein anderer schob ihn schnell an der Halde entlang über die geschwungenen Gleise.

‹Und William ist nun tot, und die Mutter ist in London, und was mag sie jetzt wohl tun?› fragte sich der Knabe, als wäre es ein Rätsel.

Er beobachtete, wie ein Korb nach dem andern heraufkam, und immer kam der Vater noch nicht. Endlich neben einem Wagen ein Mann! Der Korb hielt. Morel stieg heraus. Er hinkte etwas nach einem kürzlich erlittenen Unfall.

«Du bist es, Paul? Ist's schlimmer?»

«Du mußt nach London.»

Die beiden entfernten sich von der Halde, wo Männer sie neugierig beobachteten. Als sie an den Schienen entlang gingen, an deren einer Seite das sonnige Herbstfeld lag und an deren anderer Seite die Mauer aus Zechenwagen stand, fragte Morel mit erschreckter Stimme: «Er ist tot, Kind?»

«Ja.»

«Wann war's?»

Die Stimme des Bergmanns klang ängstlich.

«Letzte Nacht. Mutter hat ein Telegramm geschickt.»

Morel ging ein paar Schritte weiter, lehnte sich dann an einen Wagen, bedeckte die Augen mit der Hand. Er weinte nicht. Paul stand da, sah um sich, wartete. Auf die Waage rollte langsam ein Wagen. Paul sah alles, nur nicht, wie der Vater gegen den Wagen lehnte, als wäre er müde.

Erst einmal war Morel in London gewesen. Ängstlich und blaß fuhr er los, um seiner Frau zu helfen. Das war am Dienstag. Die Kinder blieben allein im Hause. Paul ging zur Arbeit, Arthur in die Schule, und Annie hatte sich eine Freundin eingeladen.

Als Paul am Samstagabend auf dem Heimwege von Keston um die Ecke bog, sah er Vater und Mutter, die bis Sethley Bridge gefahren waren. Müde gingen sie durch die Dunkelheit, jeder für sich. Der Knabe wartete.

«Mutter», rief er in die Dunkelheit.

Frau Morels kleine Gestalt schien ihn nicht zu bemerken. Wieder sprach er.

«Paul», sagte sie gleichgültig.

Sie ließ sich von ihm küssen, schien ihn aber nicht zu erkennen. Zu Hause war sie genauso klein, blaß, stumm. Sie nahm von nichts Kenntnis, sagte nur:

«Heute abend kommt der Sarg, Walter. Hole dir lieber Hilfe!»

Dann wandte sie sich an die Kinder:

«Wir bringen ihn mit nach Hause.»

Dann starrte sie wieder stumm in den Raum, die gefalteten Hände lagen auf ihrem Schoß. Als Paul sie ansah, meinte er, er könne nicht mehr atmen. Totenstille herrschte im Hause.

«Ich bin zur Arbeit gegangen», sagte er klagend.

«So?» sagte sie dumpf.

Nach einer halben Stunde kam Morel verwirrt und verstört zurück.

«Wo soll er hin, wenn er kommt?» fragte er seine Frau.

«In das Vorderzimmer.»

«Dann will ich lieber den Tisch wegschieben.»

«Ja.»

«Und stellen ihn auf die Stühle?»

«Du weißt, da ... Ja, ich glaube auch.»

Morel und Paul gingen mit einer Kerze in das Wohnzimmer. Hier war kein Gas. Der Vater schraubte die Platte des großen ovalen Mahagonitisches los und machte die Mitte des Zimmers frei. Dann stellte er sechs Stühle einander gegenüber, so daß der Sarg auf ihren Sitzen stehen konnte.

«So was von Länge hast du noch nicht gesehen», sagte der Bergmann und paßte ängstlich auf, während er weiter arbeitete. Paul ging an das Erkerfenster und sah hinaus. Ungeheuer und schwarz stand die Esche vor der weiten Dunkelheit. Es war eine helle Nacht. Paul ging wieder zu seiner Mutter.

Um zehn Uhr rief Morel: «Er ist da.»

Jeder fuhr auf. Man hörte, wie die Tür, die aus der Nacht gleich in das Zimmer führte, aufgeriegelt und aufgeschlossen wurde.

«Bringt noch 'ne Kerze!» rief Morel.

Annie und Arthur kamen. Paul folgte mit seiner Mutter. Er hatte den Arm um ihre Taille gelegt und stand jetzt mit ihr in der Tür. In der Mitte des ausgeräumten Zimmers warteten sechs Stühle einander gegenüber. Vor dem Fenster mit der Spitzengardine hielt Arthur eine Kerze hoch, während Annie, mit dem Rücken gegen die Nacht, neben der offenen Tür stand und sich vorbeugte; ihr Messingleuchter funkelte.

Räder ratterten. In der Dunkelheit der Straßen draußen sah Paul Pferde und einen schwarzen Wagen, eine Laterne und ein paar bleiche Gesichter, dann einige Männer, Bergleute, alle in Hemdärmeln, die sich in der Dunkelheit abzumühen schienen. Jetzt kamen zwei Männer, keuchten unter einer schweren Last. Es war Morel und sein Nachbar.

«Sachte!» rief Morel fast außer Atem.

Er und sein Kamerad kamen die steile Gartentreppe herauf, stiegen mit dem glänzenden Sargende in das Kerzenlicht. Am andern Ende sah man andere Männer, sich abmühende Gliedmaßen. Morel und Burns vorne taumelten; die große, dunkle Last schwankte.

«Sachte, sachte!» rief Morel gequält.

Die sechs Träger waren jetzt in dem kleinen Garten, hielten den großen Sarg hoch. Bis zur Tür waren es noch drei Stufen. Unten auf der dunklen Straße brannte einsam die gelbe Laterne des Wagens.

«Los!» sagte Morel.

Der Sarg schwankte, die Männer kamen mit ihrer Last die drei Stufen herauf. Annies Kerze flackerte; leise wimmerte sie, als die ersten Männer erschienen und die Glieder und gesenkten Köpfe der sechs Männer sich abmühten, mit dem Sarg, der wie eine schwere Sorge auf ihren lebendigen Leibern lastete, in das Zimmer zu gelangen.

«Ach! mein Sohn – mein Sohn!» klagte leise Frau Morel, und jedesmal, wenn der Sarg bei den ungleichmäßigen Schritten der Männer schwankte, wiederholte sie: «Ach, mein Sohn, mein Sohn – mein Sohn!»

«Mutter», wimmerte Paul, der sie immer noch um die Taille gefaßt hielt, «Mutter!»

Sie hörte nicht. «Ach! mein Sohn – mein Sohn!» wiederholte sie.

Paul sah, wie seinem Vater der Schweiß von der Stirn tropfte. Sechs Männer waren im Zimmer, sechs Männer ohne Rock, mit schlaffen, sich abmühenden Gliedern füllten das Zimmer und stießen gegen die Möbel. Der Sarg wurde gedreht und langsam auf die Stühle gestellt. Von Morels Gesicht tropfte der Schweiß auf die Sargbretter.

«Der ist schwer!» sagte einer der Männer, und die fünf Bergleute seufzten, senkten die Köpfe und gingen mit vor Anstrengung zitternden Gliedern die Stufen wieder hinab, schlossen hinter sich die Tür.

Die Familie war im Wohnzimmer allein mit dem großen glänzenden Sarg. Liegend maß William sechs Fuß, vier Zoll. Wie ein Denkmal stand der hellbraune, schwere Sarg da. Paul dachte, man würde ihn nie wieder aus dem Zimmer herausbekommen. Seine Mutter fuhr leicht über das blanke Holz.

Am Montag begruben sie ihn auf dem kleinen Kirchhof am Hügelhang, der über die Felder nach der großen Kirche und den Häusern sieht. Es war sonnig, und die weißen Chrysanthemen kräuselten sich in der Hitze.

Nach diesem Erlebnis brachte es niemand fertig, Frau Morel dazu zu bewegen, zu sprechen und sich wieder in ihrer alten hellen Weise für das Leben zu interessieren. Sie schloß sich ab gegen alles. Auf der Heimfahrt hatte sie immer nur eins gedacht: Wenn ich es doch gewesen wäre.

Wenn Paul abends nach Hause kam, saß die Mutter nach des Tages Arbeit regungslos da; auf der groben Schürze ruhten die gefalteten Hände. Früher hatte sie sich immer umgezogen und eine schwarze Schürze umgebunden. Jetzt trug ihm Annie das Abendessen auf, und die Mutter starrte mit festgeschlossenem Munde vor sich hin. Dann zermarterte er sich das Hirn, ihr was Neues zu erzählen.

«Mutter, Fräulein Jordan war heute im Geschäft und sagte, meine Skizze von dem Bergwerk in Betrieb wäre wundervoll.»

Aber Frau Morel nahm keine Kenntnis davon. Jeden Abend zwang er sich, ihr Neues zu erzählen, wenn sie auch nicht zuhörte. Daß sie so war, machte ihn fast wahnsinnig.

Schließlich fragte er: «Was ist denn nur, Mutter?»

Sie hörte nicht.

«Was ist denn?» fragte er wieder. «Mutter, was ist denn?»

«Das weißt du doch», sagte sie gereizt und wandte sich ab.

Der Junge – er war jetzt sechzehn Jahre alt – ging bedrückt zu

Bett. Einsam und bekümmert lebte er während der Monate Oktober, November, Dezember dahin. Seine Mutter versuchte es wohl, sich aufzuraffen, brachte es aber nicht fertig. Immer mußte sie an den toten Sohn denken; man hatte ihn so grausam sterben lassen.

Endlich, am 23. Dezember, zog Paul mit seiner Weihnachtsbüchse zu fünf Schilling in der Tasche müde nach Hause. Seine Mutter sah ihn an, und das Herz stand ihr still.

«Was hast du?» fragte sie.

«Ich fühle mich nicht wohl, Mutter. Herr Jordan hat mir fünf Schilling für eine Weihnachtsbüchse geschenkt.»

Er reichte sie ihr mit zitternden Händen. Sie stellte sie auf den Tisch.

«Du freust dich gar nicht», sagte er vorwurfsvoll; er zitterte heftig.

«Wo hast du Schmerzen?» fragte sie und knöpfte ihm den Überzieher auf.

Es war die alte Frage.

«Ich fühle mich nicht wohl, Mutter.»

Sie zog ihn aus und brachte ihn zu Bett.

Der Arzt sagte, er hätte eine gefährliche Lungenentzündung.

«Hätte er sie nicht bekommen, wenn ich ihn zu Hause behalten und nicht nach Nottingham hätte gehen lassen?» war das erste, was sie fragte.

«Vielleicht wäre es dann nicht so schlimm», meinte der Arzt. Womit Frau Morel gesündigt hatte, damit wurde sie nun gestraft. «Ich hätte an den Lebenden denken müssen und nicht an den Toten», sagte sie sich.

Paul war sehr krank. Nachts schlief die Mutter neben ihm; eine Pflegerin konnte sie sich nicht leisten. Sein Zustand verschlimmerte sich, und die Krisis nahte. Eines Nachts kam er zu sich, hatte jenes grausige, furchtbare Gefühl der Auflösung, wenn alle Zellen des Körpers in höchster Reizbarkeit zu zerfallen scheinen und das Bewußtsein wie vor dem Wahnsinn noch einmal aufflackert.

«Ich muß sterben, Mutter!» rief er und wollte sich, nach Atem ringend, aufrichten.

Sie richtete ihn auf, weinte leise: «Oh, mein Sohn – mein Sohn!»

Da kam er zu sich. Er erkannte sie. Sein Wille erwachte, hielt ihn. Er legte den Kopf an ihre Brust und schöpfte Erleichterung aus ihrer Liebe.

«Es war doch gut», sagte seine Tante, «daß Paul Weihnachten krank wurde. Ich glaube, das rettete seine Mutter.»

Sieben Wochen lag Paul zu Bett. Blaß und schwach stand er auf. Sein Vater hatte ihm einen Topf mit roten und goldgelben Tulpen gekauft. Sie flammten am Fenster in der Märzsonne, während er auf dem Sofa saß und mit der Mutter plauderte. Engste Vertrautheit verknüpfte die beiden. Frau Morels Leben wurzelte jetzt in Paul.

William hatte richtig prophezeit. Zu Weihnacht erhielt Frau Morel

von Lily ein kleines Geschenk und einen Brief. Zu Neujahr erhielt Frau Morels Schwester einen Brief. «Gestern abend war ich auf einem Ball. Es waren ein paar sehr nette Leute da, und ich habe viel Vergnügen gehabt», stand in dem Brief. «Jeden Tanz habe ich getanzt. Kein einziges Mal blieb ich sitzen.»

Nie wieder hörte Frau Morel etwas von ihr.

Nach dem Tode ihres Sohnes vertrugen sich Morel und seine Frau eine Zeitlang sehr gut. Er verfiel jetzt in eine Art Betäubung, starrte mit weiten, ausdruckslosen Augen ins Zimmer. Dann sprang er plötzlich auf, eilte in die Three Spots und kehrte in normalem Zustand zurück. Solange er lebte, ging er nie nach Shepstone, nie an dem Büro vorbei, in dem sein Sohn gearbeitet hatte, und immer mied er den Kirchhof.

Zweiter Teil

7

Jungen- und Mädchenliebe

Während des Herbstes war Paul oft auf dem Willey-Hof gewesen. Mit den beiden jüngeren Knaben hatte er Freundschaft geschlossen, während Edgar, der älteste, zunächst hiervon nichts wissen wollte. Auch Miriam hielt sich absichtlich fern. Sie fürchtete, von ihm ebensowenig geachtet zu werden wie von den eigenen Brüdern. Das Mädchen war romantisch veranlagt. Überall sah sie eine Heldin aus Walter Scott, die von Männern mit Helmen oder mit federgeschmückten Kappen geliebt wurde. Sie hielt sich in ihrer Phantasie für etwas wie eine Prinzessin, die in eine Schweinehirtin verwandelt wurde. Und sie fürchtete, daß dieser Junge, der trotz allem wie ein Scottscher Held aussah, der malen und Französisch sprechen konnte, wußte, was Algebra bedeutete, und jeden Tag mit dem Zug nach Nottingham fuhr, in ihr vielleicht nur die Schweinehirtin sah und die hinter dieser verborgene Prinzessin nicht erkennen konnte. Deshalb hielt sie sich fern. Ihre große Gefährtin war ihre Mutter. Sie hatten beide braune Augen, neigten zur Musik und gehörten zu jenen weiblichen Wesen, die Frömmigkeit in sich aufspeichern, sie gleichsam mit den Nüstern einatmen und deshalb das ganze Leben nur wie durch einen Nebel sehen. So waren für Miriam Christus und Gott eine große Gestalt, die sie bebend und leidenschaftlich liebte, wenn am westlichen Himmel gewaltiger Sonnenuntergang aufflammte, und Edith, Lucy, Rowena, Brian des Bois Guilbert, Rob Roy und Guy Mannering ließen am Morgen die sonnigen Blätter rascheln oder saßen, wenn es schneite, allein oben in ihrer Schlafkammer. Das bedeutete für sie Leben. Sonst plackte sie sich im Hause ab, doch nie hätte sie über die Arbeit gemurrt, wäre ihr sauber geschrubbter, roter Fußboden nicht gleich wieder durch die schweren Ackerstiefel ihrer Brüder verdreckt worden. Sie war geradezu darauf versessen, ihren kleinen, vierjährigen Bruder in ihre Liebe zu hüllen, ihn in ihr zu ersticken; demütig, mit gesenktem Kopf ging sie zur Kirche und bebte schaudernd zurück vor der Roheit der andern Chormädchen und der gewöhnlich klingenden Stimme des Hilfspredigers; sie kämpfte mit den Brüdern, die für sie nur rohe Tölpel waren; den Vater achtete sie nicht besonders, weil er in seinem Herzen keine mystischen Ideale hegte, sondern nur ein möglichst bequemes Leben und seine Mahlzeiten zur rechten Zeit haben wollte.

Sie haßte ihre Stellung als Schweinehirtin. Sie wollte geachtet werden. Sie wollte lernen, denn sie glaubte, könnte sie, wie Paul das von sich behauptete, «Colomba» oder «Voyage autour de ma chambre» lesen, die Welt würde ihr ganz anders erscheinen und sie mehr achten. Durch Reichtum oder Stand konnte sie keine Prinzessin werden. So war sie darauf versessen, etwas zu lernen, worauf sie stolz sein könnte. Denn sie war anders als andere Menschen und durfte mit der gemeinen Menge nicht in einen Topf geworfen werden. Wissen war die einzige Auszeichnung, nach der sie streben wollte.

Ihre Schönheit – es war die eines schüchternen, wilden, ängstlich empfindsamen Wesens – galt ihr nichts. Selbst ihre überschwengliche Seele war ihr nicht genug. Sie wollte etwas, das ihren Stolz stärkte, weil sie empfand, daß sie anders war als andere Menschen. Nachdenklich betrachtete sie Paul. Im ganzen verachtete sie das männliche Geschlecht. Aber er bedeutete ein neues Exemplar; er war rasch, leicht anmutig, konnte sanft und traurig sein, und klug war er, wußte eine Menge und hatte in der Familie schon einen Todesfall gehabt. Das bißchen Wissen des Jungen hob ihn fast himmelhoch in ihrer Achtung. Und doch versuchte sie mit aller Kraft, ihn zu verachten, weil er in ihr nicht die Prinzessin, sondern nur die Schweinehirtin sehen wollte. Und er beachtete sie kaum.

Dann wurde er so krank, und sie fühlte, daß er schwach sein würde. Dann würde sie stärker sein als er. Dann könnte sie ihn lieben. Könnte sie ihn in seiner Schwäche beherrschen, für ihn sorgen, könnte er von ihr abhängig werden, könnte sie ihn gleichsam in den Armen halten, wie würde sie ihn lieben!

Sobald das Wetter heiterer wurde und die Pflaumen blühten, fuhr Paul mit dem schweren Milchwagen nach dem Willey-Hof. Herr Leivers redete auf den Jungen freundlich ein, trieb das Pferd mit Zungenschnalzen vorwärts, als sie in der Morgenfrische langsam den Hügel hinauffuhren. Weiße Wolken zogen ihres Wegs, ballten sich hinter den Hügeln zusammen, die in den Frühling ragten. Unten lag das Wasser der Nethermere, hob sich ganz blau ab gegen die welken Wiesen und die Dornbüsche.

Es war eine Fahrt von vier und einer halben Meile. Kleine kupfergrüne Knospen erschlossen sich an den Hecken zu Rosetten; Drosseln riefen, Amseln schlugen und schalten. Es war eine neue, zauberhafte Welt.

Miriam blickte durch das Küchenfenster, sah, wie das Pferd durch das große, weiße Tor in den Hof ging, hinter dem sich der noch kahle Eichenwald erhob. Dann kletterte ein Junge in schwerem Überzieher vom Wagen. Er streckte die Hände nach der Peitsche und der Decke aus, die der gut aussehende Pächter mit dem rötlichen Gesicht ihm herabreichte. Miriam erschien in der Tür. Sie war ungefähr sechzeh

Jahre alt, war mit ihrer warmen Gesichtsfarbe, ihrem Ernst, ihren Augen, die sich plötzlich wie in Ekstase weiteten, sehr schön.

«Hör mal», sagte Paul, sich schüchtern umwendend, «eure Narzissen sind fast ganz raus. Ist das nicht früh? Sehen sie nicht ganz kalt aus?»

«Kalt!» sagte Miriam mit ihrer wohlklingenden, liebkosenden Stimme.

«Das Grün an den Knospen ...» und schüchtern stotterte er sich in Schweigen.

«Gib mir die Decke», sagte Miriam überfreundlich.

«Ich kann sie doch tragen», antwortete er ziemlich beleidigt. Aber er gab sie ihr doch.

Dann kam Frau Leivers. «Du bist doch sicher müde und dir ist kalt geworden?» fragte sie. «Gib mir mal den Mantel! Der ist aber schwer. Lange darfst du in dem nicht gehen.»

Sie half ihm aus dem Mantel. Solche Aufmerksamkeit war ihm ganz fremd. Sie brach unter seinem Gewicht fast zusammen.

«Nun, Mutter», lachte der Pächter, als er durch die Küche kam und die großen Milchkannen schwang, «du hast dir fast mehr aufgepackt, als du tragen kannst.»

Sie schüttelte für den Jungen die Sofakissen auf.

Die Küche war sehr klein und unregelmäßig. Ursprünglich war der Hof eine kleine Bauernstelle gewesen. Die Ausstattung war alt und abgenutzt. Aber Paul liebte sie, liebte das Sacktuch, aus dem der Kaminteppich gefertigt war, und die lustige kleine Ecke unter der Treppe und das kleine Fenster hinten in der Ecke, durch das er, wenn er sich ein wenig bückte, die Pflaumenbäume in dem Hintergarten und in weiter Ferne die lieblichen, runden Hügel sehen konnte.

«Willst du dich nicht hinlegen?» fragte Frau Leivers.

«Nein, ich bin gar nicht müde», sagte er. «Es ist doch herrlich, hier herauszukommen! Ich sah einen blühenden Schlehdorn und viel Schellkraut. Wie freue ich mich, daß die Sonne so schön scheint.»

«Willst du was essen oder trinken?»

«Danke, nein.»

«Wie geht's deiner Mutter?»

«Ich glaube, sie ist sehr abgespannt. Sie hat wohl zuviel zu tun gehabt. Vielleicht geht sie bald mit mir nach Skegneß. Dann kann sie sich mal ausruhen. Ich würde mich freuen, wenn sie das mal könnte.»

«Ja», erwiderte Frau Leivers. «Es ist ein Wunder, daß sie nicht selbst krank geworden ist.»

Miriam war mit der Zubereitung des Essens beschäftigt. Paul beobachtete alles, was vor sich ging. Sein Gesicht war blaß und schmal, aber seine Augen waren wie immer schnell, strahlend, lebendig. Er beobachtete, wie seltsam, fast begeistert, sich das Mädchen bewegte, wie es einen großen Kochtopf auf den Herd stellte oder in die Pfanne

sah. Hier war die Atmosphäre anders als zu Hause, wo alles so gewöhnlich schien. Als Herr Leivers draußen laut dem Pferde etwas zurief, das den Hals vorstreckte und von den Rosensträuchern im Garten zu fressen versuchte, fuhr das Mädchen zusammen, sah mit dunklen Augen um sich, als wäre etwas in ihre eigenste Welt eingebrochen. Wie Schweigen lag es im Hause und um das Haus. An eine Magd in einer Traumgeschichte erinnerte Miriam, und ihr Geist träumte in fernem Zauberland. Ihr farbloser, alter, blauer Rock und ihre zerrissenen Stiefel waren genau wie die romantischen Lumpen von Königin Cophetuas Bettelmädchen.

Plötzlich merkte sie, daß seine kühnen, blauen Augen auf ihr ruhten, sie in sich sogen. Sofort schämte sie sich der zerrissenen Schuhe und des abgetragenen, alten Kleides. Es ärgerte sie, daß er alles sah. Er wußte sogar, daß ihr Strumpf nicht hochgezogen war. Sie ging in die Spülküche, errötete tief. Und nachher zitterten ihre Hände leicht bei der Arbeit. Sie ließ fast alles, was sie anfaßte, fallen. Wenn der Traum ihrer Seele gestört wurde, zitterte ihr Körper vor Angst. Es ärgerte sie, daß er so viel sah.

Frau Leivers plauderte kurze Zeit mit dem Knaben, obwohl sie alle Hände voll zu tun hatte. Sie war aber zu höflich, ihn allein zu lassen. Dann entschuldigte sie sich und stand auf. Kurz darauf sah sie in den Kochtopf.

«Lieber Gott, Miriam», rief sie, «die Kartoffeln haben ja kein Wasser mehr!»

Miriam fuhr auf, als hätte man sie gestochen. «Wirklich, Mutter?» fragte sie.

«Ich würde nichts sagen, Miriam», sagte die Mutter, «wenn ich sie dir nicht anvertraut hätte.» Sie sah wieder in den Topf. Das Mädchen erstarrte, als hätte es einen Schlag empfangen. Ihre dunklen Augen weiteten sich; sie rührte sich nicht von der Stelle. «Aber», antwortete sie beschämt und schuldbewußt, «ich habe doch vor fünf Minuten noch nachgesehen.»

«Ja», sagte die Mutter, «das kann leicht vorkommen.»

«Sie sind nicht sehr angebrannt», meinte Paul. «Das ist doch nicht so schlimm, oder doch?»

Frau Leivers sah den Jungen mit ihren braunen, traurigen Augen an. «Wenn die Jungen nicht wären, wäre es ganz einerlei», sagte sie zu ihm. «Aber Miriam weiß ja, was die für einen Krach machen, wenn sich die Kartoffeln angesetzt haben.»

Nun, dachte Paul, dann sollte sie diesen Krach doch verhindern.

Kurz darauf kam Edgar ins Haus. Er trug Gamaschen, und seine Schuhe waren voller Erde. Für einen Bauern war er ziemlich klein und etwas förmlich. Er sah nach Paul hin, nickte ihm zurückhaltend zu und sagte: «Essen fertig?»

«Gleich, Edgar», erwiderte die Mutter entschuldigend.

«Ich bin soweit», sagte der junge Mann, nahm die Zeitung und las.

Jetzt kamen auch die andern Familienmitglieder herein. Das Essen wurde aufgetragen. Man schlang es fast hinunter. Die übergroße Freundlichkeit und der entschuldigende Ton der Mutter unterstrichen das rohe Benehmen der Söhne. Edgar versuchte die Kartoffeln, bewegte dabei den Mund schnell wie ein Kaninchen, sah die Mutter empört an und sagte: «Die Kartoffeln sind angebrannt, Mutter.»

«Ja, Edgar. Ich vergaß sie eine Minute lang. Vielleicht nimmst du etwas Brot, wenn du sie nicht mágst.»

Wütend sáh Edgar hin zu Miriam. «Was tat denn Miriam, warum hat die denn nicht aufgepaßt?» fragte er.

Miriam blickte auf. Ihr Mund öffnete sich, ihre dunklen, glühenden Augen sahen hierhin, dorthin, aber sie sagte nichts. Sie würgte den Ärger und die Scham hinunter, senkte den dunklen Kopf.

«Sie hat sicher ihr möglichstes getan», erwiderte die Mutter.

«Nicht einmal zum Kartoffelkochen reicht ihr Verstand», sagte Edgar. «Wozu ist sie eigentlich hier im Hause?»

«Um das aufzufressen, was in der Speisekammer steht», sagte Moritz.

«Sie können Miriam die Kartoffelpaste nicht vergessen», lachte der Vater.

Sie war bedrückt. Die Mutter saß schweigend da, leidend, wie eine Heilige, für die an diesem Tisch mit den rohen Menschen kein Platz war.

Paul wurde nachdenklich. Er fragte sich, weshalb man sich wegen ein paar angebrannter Kartoffeln denn so aufregte. Alles — selbst die kleinste Hausarbeit — war für die Mutter Sache religiösen Vertrauens. Und das ärgerte die Söhne; sie fühlten, daß sie keinen festen Boden unter den Füßen hatten, und antworteten deshalb mit Roheit und spöttischem Hochmut. Paul stand gerade an der Pforte, die aus der Kindheit in die Mannheit führt. Diese Atmosphäre, in der alles einen religiösen Wert bekam, umgab ihn mit einem feinen Zauber. Es war etwas in der Luft. Seine eigene Mutter war ein Verstandesmensch. Hier war etwas anderes, etwas, das er liebte, etwas, das er manchmal auch haßte.

Miriam zankte sich wild mit ihren Brüdern. Als sie später am Nachmittag weg waren, sagte ihre Mutter: «Du hast mich beim Mittagessen enttäuscht, Miriam.»

Das Mädchen senkte den Kopf. «Sie sind aber auch so roh!» rief sie plötzlich und sah mit blitzenden Augen auf.

«Aber du hattest doch versprochen, ihnen nicht zu antworten», sagte die Mutter. «Und ich glaubte dir. Ich kann es nicht ertragen, wenn ihr euch zankt.»

«Aber sie sind so abscheulich», rief Miriam – «und so gemein.»

«Ja, mein liebes Kind, aber wie oft habe ich dich schon gebeten, Edgar nicht zu antworten? Laß ihn doch reden, was er will.»

«Aber warum soll er denn sagen dürfen, was er will?»

«Bist du nicht stark genug, das zu ertragen, Miriam, und wäre es nur meinetwegen? Bist du denn so schwach, daß du dich mit ihnen zanken mußt?»

Frau Leiven hielt unentwegt an der Lehre ‹von der andern Backe› fest. Die Jungen sträubten sich mit Händen und Füßen dagegen. Bei dem Mädchen hatte sie mehr Erfolg, und Miriam war das Kind ihres Herzens. Die Jungen haßten die andere Backe, die ihnen hingehalten wurde. Miriam war aber oft so groß, daß sie sie hinhielt. Dann spuckten sie sie an und haßten sie. Sie aber ging einher in stolzer Demut, lebte in sich allein. Immer empfand man in der Leivers-Familie etwas wie Zank und Zwietracht. Wenn die Jungen auch diesen dauernden Appell an ihre tieferen Gefühle, an Ergebung und stolze Demut haßten, verfehlte er doch seine Wirkung auf sie nicht. Zwischen sich und einem Außenstehenden konnten sie nicht einmal das gewöhnliche Maß menschlichen Gefühls, konnten sie keine einfache Freundschaft aufbringen. Immer suchten sie etwas Tieferes. Gewöhnliche Menschen kamen ihnen flach, gemein und nicht der Beachtung wert vor. Und deshalb war ihnen der einfachste gesellschaftliche Verkehr ungewohnt: sie litten schmerzlich unter ihrer Roheit und waren doch im Gefühl ihrer Überlegenheit unverschämt. In der Tiefe aber lebte wohl das Sehnen nach Seelengemeinschaft, die sie nicht erreichen konnten, weil sie zu stumpf waren, weil jeder Versuch, zu engerer Verbindung zu gelangen, durch ihre plumpe Verachtung anderer vereitelt wurde. Sie suchten wahre Vertrautheit, konnten sich aber nicht einmal in der hergebrachten Weise jemandem nähern, weil sie den ersten Schritt nicht tun wollten, weil sie die Alltäglichkeit verachteten, die den gewöhnlichen Verkehr unter Menschen beherrscht.

Paul geriet ganz in den Zauber, der von Frau Leivers ausging. War er mit ihr zusammen, so bekam alles eine religiöse und stärkere Bedeutung. Seine wunde, hoch entwickelte Seele suchte sie, als gäbe nur sie ihr Nahrung. Zusammen schienen sie die lebendige Tatsache von der Erfahrung zu sondern.

Miriam war die Tochter ihrer Mutter. Im Sonnenschein des Nachmittags gingen Mutter und Tochter mit Paul über die Felder. Sie suchten Nester. In der Hecke neben dem Obstgarten war ein Zaunkönigsnest.

«Das mußt du sehen», sagte Frau Leivers.

Er bückte sich und steckte vorsichtig den Finger durch die Dornen in den runden Eingang des Nestes.

«Es ist fast, als fühle man in den lebendigen Körper des Vogels hinein», meinte er, «es ist so warm. Die Vögel sollen dadurch ihr Nest s

becherrund machen, daß sie mit der Brust dagegen drücken. Ich frage mich nur, wie dieser wohl die Decke so wölbte.»

Für die beiden Frauen wurde das Nest gleichsam lebendig. Von nun an besah es Miriam jeden Tag. Es schien ihr so nahe. Als er wieder einmal mit dem Mädchen an der Hecke entlang ging, sah er am Grabenrand des Schellkrauts zackige Goldspritzer.

«Ich mag die so gern», sagte er, «wenn ihre Blütenblätter in der Sonne flach werden. Als stemmten sie sich gegen die Sonne.»

Von da ab zog das Schellkraut sie immer an wie mit Zaubergewalt. Sie vermenschlichte alles und trieb ihn, die Dinge auch so zu sehen, erst dann lebten sie für sie. Die Dinge mußten erst in ihrer Phantasie oder ihrer Seele glühen, ehe sie ihren Besitz empfand. Ihre religiöse Tiefe aber, die die sonst so grausame und häßliche Welt für sie entweder in einen Klostergarten oder ein Paradies wandelte, in dem es kein Wissen und keine Sünde gab, trennte sie von dem gewöhnlichen Leben.

In dieser Atmosphäre feinster Vertrautheit, in dieser Begegnung ihrer gemeinsamen Gefühle für etwas in der Natur entstand ihre Liebe. Er gebrauchte lange Zeit, bevor er sich ihrer bewußt wurde.

Nach seiner Krankheit mußte er zehn Monate zu Hause bleiben. Für kurze Zeit ging er mit der Mutter nach Skegneß und war vollkommen glücklich. Aber selbst aus dem Seebad schrieb er an Frau Leivers lange Briefe über Strand und Meer. Und er brachte seine geliebten Skizzen von der flachen Lincoln-Küste mit, die sie unbedingt sehen sollten. Sie interessierten die Leivers mehr als die Mutter. Um seine Kunst kümmerte sich Frau Morel nicht; nur um ihn und seine Vollendung. Aber Frau Leivers und ihre Kinder waren fast seine Schüler. Sie entflammten ihn, entfachten in ihm glühende Begeisterung für seine Arbeit, während der Einfluß der Mutter ihn ruhig, entschlossen, geduldig, unverdrossen, unermüdlich machte. Bald schloß er Freundschaft mit den Jungen, deren Roheit nur oberflächlich war. Wenn sie Zutrauen zu sich hatten, waren sie von seltsamer Weiche und Liebenswürdigkeit.

«Kommst du mit mir aufs Feld?» fragte Edgar fast zögernd. Freudig ging Paul mit und verbrachte den Nachmittag damit, daß er dem Freunde beim Hacken oder dem Ausheben der Rüben half. Gern lag er mit den drei Brüdern im hohen Heu der Scheune und erzählte ihnen von Nottingham und von Jordan. Sie lehrten ihn melken, ließen ihn kleine Arbeiten verrichten, Heu schneiden oder Rüben zerquetschen — soviel er gerade mochte. Im Sommer half er bei der ganzen Heuernte, und dann liebte er sie.

Die Familie war von der Welt wirklich ganz abgeschnitten. Sie schienen irgendwie ‹les derniers fils d'une race épuisée›. Wenn die Jungen auch stark und gesund waren, waren sie doch alle von einer Über-

empfindlichkeit und Scheu, die sie so einsam und auch wieder zu so engen, feinfühligen Freunden machte, wenn man einmal ihre Freundschaft gewonnen hatte. Paul liebte sie von Herzen, wie auch sie ihn.

Miriam kam erst später. Aber er war schon in ihr Leben gedrungen, ehe sie das seine beeinflußte. An einem trüben Nachmittag, als die Männer auf dem Felde, die andern in der Schule und nur Miriam und die Mutter zu Hause waren, sagte das Mädchen nach einigem Zögern zu ihm: «Hast du die Schaukel schon gesehen?»

«Nein», antwortete er. «Wo ist sie?»

«Im Kuhstall», antwortete sie.

Immer zögerte sie, ihm etwas anzubieten oder zu zeigen. Männer haben einen so ganz anderen Geschmack als Frauen, und über Dinge, die ihr lieb, die ihr wertvoll waren, hatten die Brüder so oft gespottet oder sich lustig gemacht.

«Dann komm!» sagte sie und sprang auf.

Zu beiden Seiten der Scheune war je ein Kuhstall. In dem niedrigen, dunkleren Stall waren Stände für vier Kühe. Hühner flogen scheltend über die Wand mit dem Futtertrog, als der Knabe und das Mädchen sich dem langen, dicken Seil näherten, das aus der Dunkelheit von dem Balken über ihnen herabhing und über einen Haken in der Wand geschlungen war.

«Ist ja ein richtiges Schiffstau», rief er mit Kennerblick; und er setzte sich drauf, wollte es gleich versuchen. Aber er stand sofort wieder auf.

«Komm, du zuerst!» sagte er zu dem Mädchen.

«Warte mal», antwortete sie und ging in die Scheune, «wir legen erst ein paar Säcke auf den Sitz»; und sie machte die Schaukel für ihn bequem. Das machte ihr Freude. Er hielt das Seil.

«Jetzt mal los!» rief er ihr zu.

«Nein, ich nicht zuerst», antwortete sie. In ihrer stillen, abseitigen Art machte sie ihm Platz.

«Warum?»

«Du zuerst», bat sie.

Zum ersten Mal wohl in ihrem Leben hatte sie die Freude, für einen Mann auf etwas zu verzichten, ihn zu verwöhnen.

Paul sah sie an. «Dann gut», sagte er und setzte sich.

«Achtung!»

Er nahm einen Anlauf und sauste im nächsten Augenblick durch die Luft, fast durch das Scheunentor, dessen obere Hälfte offen stand, so daß man draußen den rieselnden Regen, den schmutzigen Hof, das Vieh, das traurig neben dem dunklen Wagenschuppen stand, und im Hintergrund die große graugrüne Waldmauer sehen konnte. Sie stand unten in der roten Mütze und sah zu. Er blickte auf sie hinab, und sie sah seine blauen, funkelnden Augen.

«Eine herrliche Schaukel!» sagte er.

«Ja.»

Er schwang durch die Luft, alles in ihm schwang, wie ein Vogel war er, der aus Freude an der Bewegung aus der Höhe herabschießt. Und er sah auf sie hinab. Auf den dunklen Locken saß die rote Mütze, ihr schönes, warmes, so still nachdenkliches Gesicht sah hinauf zu ihm. In der Scheune war es dunkel und ziemlich kalt. Plötzlich kam eine Schwalbe von dem hohen Dach und schoß durch die Tür hinaus.

«Ich wußte nicht, daß ein Vogel zusah», rief er.

Er schwang jetzt langsamer. Sie fühlte, wie er durch die Luft fiel und wieder stieg, als trüge ihn irgendeine Kraft.

«Jetzt will ich sterben», sagte er losgelöst und verträumt, als wäre er selbst die sterbende Bewegung der Schaukel. Wie gebannt beobachtete sie ihn. Plötzlich bremste er und sprang ab.

«Das war lange», sagte er. «Es ist eine herrliche Schaukel – wirklich eine herrliche Schaukel!»

Miriam hatte ihre Freude daran, daß er eine Schaukel so ernst nahm und so warm für sie empfand.

«Nein, schaukle nur weiter!» sagte sie.

«Willst du denn nicht?» fragte er erstaunt.

Sie setzte sich, während er die Säcke festhielt.

«Es ist ganz famos», sagte er und setzte sie in Bewegung.

«Nimm die Hacken hoch, sonst haust du gegen die Wand mit dem Futtertrog.»

Sie fühlte, mit welcher Genauigkeit er sie im richtigen Augenblick wieder faßte, wie genau abgepaßt die Kraft seines Stoßes war, und sie bekam Angst. Bis in die Eingeweide flutete die heiße Woge der Angst. Sie war in seinen Händen. Wieder kam im richtigen Augenblick der feste, unvermeidliche Stoß. Fast einer Ohnmacht nahe, hielt sie sich an dem Seil.

«Oh!» lachte sie ängstlich. «Nicht höher!»

«Aber du bist ja noch gar nicht hoch», entgegnete er tadelnd.

«Nicht höher.»

Er vernahm die Angst in ihrer Stimme und hörte auf. In heißer Qual zerschmolz ihr das Herz, als für ihn wieder der Augenblick kam, sie nach vorn zu stoßen. Aber er hörte auf. Da begann sie aufzuatmen.

«Willst du wirklich nicht mehr?» fragte er. «Soll ich sie anhalten?»

«Nein, ich kann's schon», antwortete sie.

Er trat auf die Seite und beobachtete sie.

«Du schaukelst ja kaum noch», sagte er.

Sie lachte leicht beschämt und sprang dann ab.

«Wenn man schaukeln vertragen kann, wird man nicht seekrank», meinte er, als er wieder aufstieg. «Ich glaube, ich werde nie seekrank.»

Und wieder sauste er los. Er hatte für sie etwas Fesselndes. Jetzt

war er nichts als ein bißchen schwingender Stoff; jedes Teilchen in ihm schwang. Sie konnte sich nicht so verlieren, auch ihre Brüder konnten es nicht. Wärme stieg in ihr auf. Es war fast so, als wäre er eine Flamme, die eine Wärme in ihr erzeugte, während er so durch die Luft sauste.

Und bald beschränkte sich für Paul die Freundschaft mit der Familie auf drei Personen: Mutter, Edgar und Miriam. Zu der Mutter zog ihn jene Seelenverwandtschaft und jener Ruf, die ihn von allem andern zu lösen schienen. Edgar wurde sein bester Freund. Und zu Miriam ließ er sich mehr oder weniger herab, weil sie so demütig schien.

Aber allmählich fand ihn auch das Mädchen. Wenn er sein Skizzenbuch mitbrachte, saß sie am längsten über dem letzten Bilde. Dann sah sie zu ihm auf. Plötzlich fragte sie dann, während ihre dunklen Augen wie Wasser leuchteten, in dessen Dunkelheit ein Goldstrom fließt: «Warum mag ich das so gerne?»

Immer schreckte etwas in seiner Brust vor ihrem nahen, innigen, bestürzten Blick zurück. «Warum magst du es denn?» fragte er.

«Ich weiß es nicht. Es scheint so wahr.»

«Weil – weil kaum ein Schatten in ihm ist; es ist durchsichtiger, als hätte ich das schimmernde Protoplasma in den Blättern und überall gemalt und nicht die steife Form. Die scheint mir tot. Nur dieses Schimmern ist wirkliches Leben. Die Form ist eine tote Kruste. Das innere Schimmern ist wirklich.»

Und mit dem kleinen Finger im Munde dachte sie über seine Worte nach. Sie gaben ihr neues Lebensgefühl und belebten Dinge, die für sie nichts bedeutet hatten. Sie brachte es fertig, in seinen ringenden, abstrakten Reden einen Sinn zu finden. Und sie waren das Medium, durch das sie klar die ihr lieben Dinge erkannte.

Eines andern Tages saß sie bei Sonnenuntergang neben ihm, während er einige Kiefern malte, die im Lichte des Westens rot glühten. Er hatte kein Wort gesprochen.

«So», sagte er plötzlich. «Das wollte ich. Nun besieh sie dir mal und sage mir, sind das Kiefernstämme oder glühende Kohlen, aufrechtstehende Feuersäulen in der Dunkelheit? Für dich ist das Gottes brennender Busch, der nie verbrannte.»

Miriam sah hin und erschrak. Aber die Kiefernstämme waren für sie wundervoll und deutlich. Er packte den Malkasten zusammen und stand auf. Plötzlich sah er sie an.

«Warum bist du immer traurig?» fragte er sie.

«Traurig!» rief sie und sah ihn mit ihren erstaunten, wundervollen braunen Augen an.

«Ja», erwiderte er. «Immer, immer bist du traurig.»

«Das bin ich nicht – gar nicht», rief sie.

«Selbst deine Freude ist wie eine Flamme, die aus der Traurigkeit

aufschießt», beharrte er. «Du bist nie froh oder auch nur in seelischem Gleichgewicht.»

«Nein», überlegte sie. «Warum nur nicht?»

«Weil du es nicht bist; weil du innerlich anders bist, wie eine Kiefer, und dann flammst du auf; aber du bist nicht wie ein gewöhnlicher Baum mit unruhigen Blättern und fröhlichen . . .» Er verfing sich in seinen Worten; aber sie dachte nach über sie, und er empfand mit seltsamer Erregung, daß neue Gefühle in ihm erwachten. Sie war ihm so nahe. Es war ein seltsamer Reiz. Manchmal haßte er sie. Ihr jüngster Bruder war erst fünf Jahre alt. Es war ein zartes Kind mit großen, braunen Augen in dem seltsamen, zarten Gesicht – war einer aus Reynolds Engelchor, hatte etwas Elfisches an sich. Oft kniete Miriam vor dem Kinde nieder, zog es an sich.

«Ach, mein Hubert», klagte sie mit trauriger, liebesschwerer Stimme. «Ach, mein Hubert!»

Sie nahm ihn in die Arme, wiegte ihn liebevoll hin und her; das Gesicht hatte sie halb gehoben, die Augen waren geschlossen, ihre Stimme war liebesschwer.

«Laß doch», sagte das Kind unbehaglich, «laß doch, Miriam!»

«Ja; du liebst mich doch?» murmelte sie tief in der Kehle; es klang, als wäre sie in Trance, und sie wankte, als vergingen ihr in ekstatischer Liebe die Sinne.

«Laß doch!» wiederholte das Kind und zog die Stirn kraus.

«Du liebst mich doch?» murmelte sie.

«Was soll dieser Unsinn?» rief Paul, der unter ihrer starken Erregung litt. «Sei doch natürlich mit ihm!»

Sie ließ das Kind los, stand auf und sagte nichts. Ihre Empfindsamkeit, die sich mit keiner normalen Erregung begnügte, reizte den Jungen bis zum Wahnsinn. Und diese ihre furchtbare, nackte Hingabe bei kleinen Gelegenheiten stieß ihn ab. Er war an die Zurückhaltung der Mutter gewöhnt. Und bei solcher Gelegenheit war er im Herzen und in der Seele dankbar, daß seine Mutter so vernünftig, so gesund war.

Das ganze Leben von Miriams Körper lag in ihren Augen, die meist dunkel waren wie eine dunkle Kirche, aber auch hell aufflammen konnten wie eine Feuersbrunst. Immer war ihr Gesicht nachdenklich. Sie hätte eine von den Frauen sein können, die mit Maria gingen, als Jesus tot war. Ihr Körper war nicht biegsam und lebendig. Ihr Gang war schwingend, aber schwer, nachdenklich senkte sie den Kopf. Sie war nicht plump, und doch schien keine ihrer Bewegungen wirkliche Bewegung. Wenn sie das Geschirr abtrocknete, stand sie oft bestürzt und bekümmert da, weil sie eine Tasse oder ein Glas zerbrochen hatte. Es war, als ginge sie in ihrer Angst und ihrem geringen Selbstvertrauen mit zuviel Kraft an die Arbeit. Alle Gelöstheit, alle Ungezwungen-

heit fehlten ihr. Alles faßte sie krampfhaft an, und ihre Anstrengung zerbrach an ihrer Überspannung.

Selten änderte sie ihren schwingenden, harten Gang und die vornüber gebeugte Haltung. Manchmal lief sie mit Paul über die Felder. Dann funkelten ihre Augen wie in unverhüllter Verzückung, die ihn erschreckte. Aber physisch war sie ängstlich. Mußte sie über einen Zauntritt klettern, faßte sie seine Hände in kleiner, harter Angst und verlor jede Geistesgegenwart. Er konnte sie nicht überreden, auch nur aus geringer Höhe herabzuspringen. Ihre Augen weiteten sich, flackerten in sichtbarer Angst.

«Nein», rief sie ängstlich und lachte halb dabei, «nein!»

«Du sollst aber!» rief er einmal, riß sie nach vorn, daß sie vom Zaun fiel. Aber ihr wildes, schmerzvolles Ach!, das klang, als verlöre sie das Bewußtsein, tat ihm weh. Heil kam sie auf die Füße, und später war sie in dieser Hinsicht wenigstens mutig. Sie war mit ihrem Los sehr unzufrieden.

«Bist du denn nicht gern zu Hause?» fragte Paul sie überrascht.

«Wer wäre das?» antwortete sie leise und gespannt. «Was habe ich denn davon? Den ganzen Tag mache ich sauber, was die Jungens in fünf Minuten wieder genauso schmutzig machen, wie es war. Ich will nicht zu Hause bleiben.»

«Was willst du denn?»

«Irgend etwas. Ich will eine Möglichkeit haben wie jeder andere auch. Warum soll ich denn, nur weil ich ein Mädchen bin, zu Hause bleiben und nichts werden können? Welche Möglichkeiten habe ich denn?»

«Möglichkeit wozu?»

«Etwas zu wissen — zu lernen, etwas zu tun. Es ist nicht recht, nur weil ich ein Weib bin.»

Sie schien ganz verbittert. Paul wunderte sich. Zu Hause war Annie fast froh darüber, daß sie ein Mädchen war. Sie hatte nicht so viel Verantwortung zu tragen; für sie war alles leichter. Sie wollte nie etwas anderes als ein Mädchen sein. Aber Miriam wünschte fast wild, sie wäre ein Mann. Und doch haßte sie gleichzeitig die Männer.

«Es ist doch ganz einerlei, ob man Mann oder Weib ist», sagte er und runzelte die Stirn.

«So, wirklich? Die Männer haben alles.»

«Ich meine, die Frauen sollten sich darüber, daß sie Frauen sind, genau so freuen wie die Männer darüber, daß sie Männer sind», antwortete er.

«Nein», sie schüttelte den Kopf, «nein. Alles haben die Männer.»

«Aber was willst du denn?» fragte er.

«Ich will lernen. Warum soll ich denn nichts wissen?»

«Was denn? Mathematik und Französisch?»

«Warum sollte ich keine Mathematik können? Ja!» rief sie und riß herausfordernd die Augen auf.

«Was ich weiß, sollst du lernen», sagte er. «Ich wills dir gern beibringen, wenn du Lust hast.»

Ihre Augen weiteten sich. Sie mißtraute ihm als Lehrer.

«Willst du?» fragte er.

Sie senkte den Kopf und sog nachdenklich an ihrem Finger. «Ja», sagte sie zögernd.

Er erzählte dies alles seiner Mutter. «Ich bringe Miriam Algebra bei», sagte er.

«Meinetwegen», erwiderte Frau Morel. «Hoffentlich wird sie glücklich dabei.»

Als er am Montagabend nach dem Hof hinausging, dämmerte es schon. Miriam reinigte grade die Küche und kniete vor dem Herd, als er eintrat. Niemand war im Hause. Sie sah sich nach ihm um, wurde rot, ihre dunklen Augen leuchteten, ihr feines Haar fiel ihr ums Gesicht.

«Hallo!» sagte sie weich und wohlklingend. «Ich wußte, daß du es warst.»

«Wieso?»

«Ich erkannte deinen Schritt. Niemand anders tritt so schnell und fest auf.»

Er setzte sich, seufzte. «Hast du Zeit für ein bißchen Algebra?» fragte er und zog ein kleines Buch aus der Tasche.

«Aber . . .»

Er fühlte, wie sie zurückwich. «Du wolltest doch», bestand er.

«Heute abend noch?» zitterte sie.

«Deswegen bin ich doch gekommen. Und wenn du sie lernen willst, mußt du einmal anfangen.»

Sie tat die Asche auf die Dreckschaufel und sah ihn halb ängstlich, halb lachend an. «Ja, aber heute abend! Du siehst doch, daß ich nicht daran gedacht habe.»

«Ach, du meine Güte! Nimm die Asche und komm!»

Er ging und setzte sich auf die Steinbank im Hinterhof, in dem die großen, umgekippten Milchkannen lüfteten.

Die Männer waren in den Kuhställen. Er hörte den leisen Sing-Sang der Milch, als sie in die Eimer spritzte.

Sie kam gleich hinterher und brachte ein paar dicke, grüne Äpfel mit. «Die magst du ja so gern», sagte sie.

Er biß hinein. «Setz dich!» sagte er mit vollem Munde. Sie war kurzsichtig und sah ihm über die Schulter. Das reizte ihn. Schnell gab er ihr das Buch.

«Paß auf!» sagte er. «Es sind nur Buchstaben an Stelle von Zahlen. Für zwei oder sechs setzt du einfach a.»

Sie arbeiteten, er sprach, sie beugte den Kopf über das Buch. Er

war schnell und hastig. Sie antwortete nie. Manchmal, wenn er sie fragte: «Verstehst du auch?» sah sie zu ihm auf, und ihre Augen weiteten jenes Halblachen, das aus der Angst kommt.

«Wirklich?» rief er.

Er war zu schnell vorgegangen. Aber sie sagte nichts. Er fragte sie weiter, wurde dann aufgeregt. Es erregte ihn, als er sie mit offenem Munde, mit vor bangem Lachen geweiteten Augen, sich entschuldigend, beschämt, gleichsam in seiner Gewalt dasitzen sah. Dann kam Edgar mit zwei Eimern Milch vorbei.

«Hallo», sagte er, «was treibt ihr denn da?»

«Algebra», erwiderte Paul.

«Algebra», wiederholte Edgar neugierig. Dann ging er lachend weiter.

Paul biß in seinen vergessenen Apfel, sah auf die kümmerlichen Kappespflanzen im Garten, in deren Blätter die Hühner Spitzenmuster gepickt hatten; am liebsten hätte er sie ausgerissen. Dann sah er zu Miriam hin. Sie studierte eifrig in dem Buch, schien darin vertieft und zitterte bei dem Gedanken, daß sie es nicht verstehen könnte. Das machte ihn ärgerlich. Schön sah sie aus mit ihrem geröteten Gesicht. Aber ihre Seele schien inständig zu flehen. Sie schloß das Algebrabuch, kroch in sich zusammen, denn sie wußte, daß er ärgerlich war; in demselben Augenblick aber wurde er freundlich, denn er sah, daß sie litt, weil sie nicht verstand.

Sie begriff nur langsam. Und wenn sie sich so ganz in der Gewalt hatte und sich dem, was sie lernen sollte, so voller Demut näherte, kochte ihm das Blut. Er ranzte sie an, schämte sich, belehrte sie weiter, wurde wieder wütend, schmähte sie. Schweigend hörte sie zu. Manchmal, aber das war sehr selten, verteidigte sie sich. Ihre dunklen, tränenfeuchten Augen funkelten ihn an.

«Du läßt mir keine Zeit, es zu lernen», sagte sie.

«Dann gut», sagte er, warf das Buch auf den Tisch und steckte sich eine Zigarette an. Nach kurzer Zeit kam er dann reumütig wieder. So verliefen die Stunden. Er war immer entweder wütend oder sehr lieb.

«Warum bebt denn deine ‹Seele› davor?» rief er. «Mit deiner verwünschten Seele lernst du keine Algebra. Kannst du nicht mit dem klaren, gesunden Verstand dran gehen?»

Wenn er dann in die Küche kam, sah Frau Leivers ihn oft vorwurfsvoll an und sagte: «Paul, sei nicht so barsch zu Miriam. Sie begreift wirklich nicht schnell, aber sie gibt sich sicher die redlichste Mühe.»

«Ich kann nichts dazu», sagte er ziemlich geknickt. «Ich platze einfach so los.»

«Du bist mir doch nicht böse, Miriam?» fragte er dann später das Mädchen.

«Nein», beruhigte sie ihn mit ihrer schönen, tiefen Stimme, «nein, ich bin nicht böse.»

«Sei nicht böse, es ist meine Schuld.»

Aber gegen seinen Willen brauste er auf, wenn er allein mit ihr war. Es war ratsam, daß niemand anders ihn in solche Wut versetzte. Wie wildes Feuer raste er gegen sie. Einmal warf er ihr den Bleistift ins Gesicht. Da herrschte Schweigen. Leicht wandte sie das Gesicht zur Seite.

«Ich wollte dich nicht...» begann er, kam aber nicht weiter, eine Schwäche ergriff ihn bis in alle Glieder. Nie machte sie ihm Vorwürfe, nie war sie böse auf ihn. Er schämte sich oft furchtbar. Und doch barst seine Wut wieder wie eine zu volle Blase; und wenn er ihr eifriges, stilles, fast verständnisloses Gesicht sah, hatte er ein Gefühl, als müsse er ihr den Bleistift hineinwerfen. Wenn er dann aber ihre zitternde Hand, ihren von Leid geöffneten Mund sah, litt er in seinem Herzen ihretwegen schlimme Qual. Er suchte sie gerade wegen der starken Spannung, die sie in ihm erweckte.

Oft aber mied er sie und ging mit Edgar. Miriam und ihr Bruder verstanden sich von Natur aus nicht. Edgar war Vernunftsmensch, er war neugierig, hatte so etwas wie wissenschaftliches Interesse am Leben. Für Miriam war es sehr bitter, als sie sehen mußte, daß Paul sie Edgars wegen, der so viel tiefer zu stehen schien, aufgab. Aber der Junge fühlte sich mit ihrem älteren Bruder sehr glücklich. Die beiden jungen Männer verbrachten ganze Nachmittage auf dem Felde oder, wenn es regnete, auf dem Boden, wo sie schreinerten. Und sie plauderten miteinander, oder Paul lehrte Edgar die Lieder, die er selbst von Annie, die sie auf dem Klavier spielte, gelernt hatte. Oft hatten die Männer erregte Wortgefechte, an denen auch Herr Leivers teilnahm, über die Verstaatlichung des Grund und Bodens und über andere Fragen. Paul hatte hierzu schon die Ansichten seiner Mutter gehört, und da die vorläufig noch die seinen waren, trat er für sie ein. Miriam hörte zu und nahm teil, aber die ganze Zeit über ersehnte sie das Ende, damit endlich ein persönlicher Gedankenaustausch beginnen könnte.

«Und wenn», sagte sie sich, «der Boden auch verstaatlicht wird, deshalb bleiben Edgar, Paul und ich doch dieselben.» Sie aber wartete, daß der Jüngling zu ihr zurückkehrte.

Er malte fleißig. Gern saß er abends arbeitend mit der Mutter allein zu Hause. Sie nähte oder las. Dann sah er wohl von der Arbeit auf und ließ seine Augen einen Augenblick auf ihrem Gesicht ruhen, das in lebendiger Wärme strahlte, und froh arbeitete er weiter.

«Am besten arbeite ich, wenn du in deinem Schaukelstuhl sitzt, Mutter», sagte er.

«Das glaube ich gern», rief sie und rümpfte spöttisch zweifelnd die Nase. Aber sie fühlte, daß dem schon so war, und vor Freude bebte

ihr Herz. Viele Stunden saß sie ganz ruhig, war sich nur leicht bewußt, daß er schuftete, während sie arbeitete oder ihr Buch las. Und er, der mit angespanntesten Seelenkräften den Bleistift führte, empfand in seinem Innern ihre Wärme als Kraft. Sie waren beide sehr glücklich und merkten es beide nicht. Fast achtlos ließen sie diese Zeit, die soviel bedeutete, die wirkliches Leben war, verstreichen.

Ihm wurde alles erst bewußt, wenn er dazu angeregt wurde. Hatte er eine Skizze fertig, wollte er sie immer gleich Miriam bringen. Dann wurde er zum Erkennenwollen der Arbeit angeregt, die er unbewußt geschaffen hatte. Durch die Berührung mit Miriam gewann er Erkenntnis; seine Vision aber ging tiefer. Die Mutter gab ihm die Lebenswärme, die Schaffenskraft; Miriam aber steigerte diese Wärme zu Weißglut.

Als er wieder in die Fabrik zurückkehrte, waren die Arbeitsbedingungen besser. Mittwochs nachmittags ging er in die Kunstschule — hierfür hatte Fräulein Jordan gesorgt — und kam dann abends zurück. Dienstags und Freitags abends schloß die Fabrik um sechs statt um acht.

Eines Sommerabends kamen Miriam und er auf ihrem Wege von der Bücherei über die Felder am Herolds-Hof vorbei. Von hier aus waren es nur drei Meilen nach dem Willey-Hof. Gelbliches Glühen lag über der Mahd, und rot brannte der Sauerampfer. Während sie durch die farbigen Felder gingen, wandelte sich das Gold im Westen langsam in Rot, das Rot in Karmin, und dann kroch kaltes Blau auf gegen das Glühen.

Sie kamen auf die Landstraße nach Alfreton, die sich weiß zwischen den dunkelnden Feldern hinzog. Da zögerte Paul. Für ihn waren es zwei Meilen bis nach Hause, für Miriam eine. Beide sahen die Straße hinauf, die sich dunkel unter dem Glühen des nordwestlichen Himmels hinzog. Auf dem Kamm des Hügels stand klein als schwarzer Schattenriß Selby mit seinen dunklen Häusern und den gespitzten Fördertürmen der Grube gegen den Himmel.

Er sah auf die Uhr. «Um neun», sagte er.

Beide hatten keine Lust, sich zu trennen, standen mit den Büchern unterm Arm da.

«Der Wald ist jetzt so herrlich», schwärmte sie. «Ich möchte, daß du ihn sähest.»

Langsam folgte er ihr über den Weg an das weiße Tor.

«Wenn ich spät nach Hause komme, gibt's immer Geknurr», sagte er.

«Aber du tust doch nichts Böses», antwortete sie ungeduldig. In der Dämmerung folgte er ihr über die kahle Wiese. Im Walde war es kühl und dämmerig, duftete nach Blättern und Geißblatt. Schweigend gingen die beiden weiter. Wunderbar nachtete es zwischen den dichtstehenden, dunklen Baumstämmen. Erwartungsvoll blickte er um sich.

Sie wollte ihm einen wilden Rosenstrauch zeigen, den sie entdeckt hatte. Sie wußte, daß er herrlich war. Und doch fühlte sie, daß er erst dann in ihre Seele drang, wenn er ihn sah. Nur durch ihn konnte er ihr Eigentum, konnte er unsterblich werden. Sie war unzufrieden.

Auf den Pfaden lag schon Tau. Im alten Eichenwald stieg der Nebel auf, und er zögerte, fragte sich verwundert, ob jene Weiße dort ein Nebelstreif oder eine fahle Lichtnelkenwolke wäre.

Als sie dann die Kiefern erreichten, wurde Miriam ganz aufgeregt, war voller Spannung. Vielleicht war ihr Strauch verblüht. Vielleicht fand sie ihn nicht wieder; und doch wollte sie das so gern. Fast leidenschaftlich wünschte sie, mit ihm zusammen vor seinen Blüten zu stehen. Eins würden sie werden — etwas Ergreifendes, Heiliges würden sie erleben. Stumm ging er neben ihr. Sie waren einander so nahe. Sie zitterte, und in leichter Angst lauschte er.

Als sie an den Rand des Waldes kamen, sahen sie vor sich den perlmutterfarbenen Himmel; die Erde wurde nun dunkel. Irgendwo im tiefen Kiefernwalde duftete das Geißblatt.

«Wohin?» fragte er.

«Den mittleren Pfad», erwiderte sie bebend.

An der Biegung des Pfades blieb sie stehen. Auf dem breiten Weg durch die Kiefern sah sie erschrocken um sich, konnte einige Augenblicke nichts erkennen: das grauende Licht nahm den Dingen ihre Farbe. Dann erkannte sie ihren Strauch.

«Ah!» rief sie und eilte weiter.

Es war ganz still. Der Strauch war hoch und nach allen Seiten gewuchert. Er war über einen Weißdorn gerankt; dicht hingen seine langen Ranken herab ins Gras, fleckten überall die Dunkelheit mit großen weißen Sternenspritzern. Auf der Dunkelheit der Blätter, der Stämme und des Grases blühten als elfenbeinfarbene Masse und große Sternenspritzer die Rosen. Dicht nebeneinander standen Paul und Miriam, schwiegen, schauten. Still leuchteten ihnen die Rosen entgegen, schienen etwas in ihrer Seele zu entfachen. Wie Rauch strömte von allen Seiten die Dämmerung, aber die Rosen löschte sie nicht aus.

Paul blickte Miriam in die Augen. Sie war blaß, war erwartungsvolles Staunen, ihre Lippen waren geöffnet, und offen lagen ihre dunklen Augen vor ihm. Sein Blick schien langsam in ihr Inneres zu dringen. Ihre Seele erbebte. Sie erlebte die ersehnte Einswerdung. Er wandte sich ab, als empfinde er Schmerz, wandte sich dem Strauch zu.

«Wie sich bewegende, flatternde Schmetterlinge», sagte er.

Sie sah auf ihre Rosen. Sie waren weiß, einige noch nach innen gewandt, so fromm, andere in Verzückung entfaltet. Schattendunkel war der Strauch. Leidenschaftlich hob sie die Hand nach den Blüten: sie ging dicht heran, berührte sie in tiefer Anbetung.

«Laß uns gehen!» meinte er.

Kühler Elfenbeinrosenduft, weißer, jungfräulicher Duft hing in der Luft. Er fühlte leichte Angst, fühlte sich wie gefangen. Schweigend gingen die beiden weiter.

«Bis Sonntag», sagte er ruhig und verließ sie; und langsam ging sie nach Hause; die Heiligkeit der Nacht füllte ihre Seele mit Zufriedenheit. Er stolperte über den Pfad. Und sobald er aus dem Walde, auf der freien, offenen Wiese war, wo er aufatmen konnte, lief er, so schnell er vermochte. Wie ein köstlicher Rausch rann es ihm durch die Adern.

Er wußte, daß seine Mutter sich um ihn sorgte und über ihn ärgerte, wenn er mit Miriam zusammen war und dann meist ziemlich spät nach Hause kam. Warum sie das tat, begriff er nicht. Wenn er nach Hause kam, die Mütze hinwarf, sah die Mutter nach der Uhr. Nachdenklich hatte sie dagesessen, denn wegen einer Augenentzündung konnte sie nicht lesen. Sie fühlte deutlich, daß dieses Mädchen ihr Paul entfremdete. Sie machte sich nichts aus Miriam. ‹Sie gehört zu denen, die dem Mann die Seele aus dem Leibe saugen, bis er keine eigene mehr hat›, sagte sie sich, ‹und er gehört zu den Dummköpfen, die sich das gefallen lassen. Sie will ihn nie zum Mann werden lassen, nie.› Während er mit Miriam zusammen war, wurde Frau Morel immer aufgeregter. Sie sah auf die Uhr und sagte kalt und ziemlich müde: «Du bist heute abend wohl ziemlich weit gewesen.»

Die Berührung mit dem Mädchen hatte seine Seele erwärmt, jede Hülle war von ihr gefallen. Er zuckte zusammen.

«Du hast sie sicher bis nach Hause begleitet», fuhr die Mutter fort.

Er wollte nicht antworten.

Frau Morel sah schnell zu ihm hin, sah, daß ihm vom Laufen das Haar an der Stirn klebte, sah, wie er traurig, ärgerlich die Stirn runzelte.

«Sie muß ja ganz besonders fesselnd sein, daß du nicht von ihr los kannst, zu dieser Nachtzeit acht Meilen weit laufen mußt.»

Nach dem mit Miriam erlebten Zauber schmerzte ihn jetzt der Gedanke, daß seine Mutter ärgerlich war. Er hatte sich vorgenommen, nichts zu sagen, keine Antwort zu geben. Aber er konnte sein Herz nicht so verhärten, daß er von der Mutter keine Kenntnis nahm. «Ich spreche gern mit ihr», antwortete er gereizt.

«Ist denn niemand anders da, mit dem du sprechen kannst?»

«Wenn ich mit Edgar ginge, würdest du nichts sagen.»

«Du weißt, daß ich das doch täte. Wenn du in Nottingham gewesen bist und dann bis spät in die Nacht umherläufst, würde ich das jedesmal wieder sagen, einerlei, mit wem du zusammen warst. Außerdem —» plötzlich klang ihre Stimme ärgerlich und verächtlich — «diese Poussiererei zwischen Mädchen und Jungen ist ekelhaft.»

«Es ist keine Poussiererei», rief er.

«Was denn sonst?»

«Das ist es nicht. Glaubst du denn, wir wären verliebt? Wir unterhalten uns nur.»

«Bis, weiß der Himmel, wieviel Uhr und auf wie langen Spaziergängen», war die spöttische Entgegung.

Ärgerlich riß Paul an den Riemen seiner Schuhe. «Warum bist du eigentlich so wütend?» fragte er. «Nur, weil du sie nicht leiden kannst.»

«Ich sage nicht, daß ich sie nicht mag. Aber ich halte einen solchen Verkehr zwischen Kindern nicht für richtig und habe das nie getan.»

«Aber daß Annie mit Jim Inger ausgeht, dagegen hast du nichts.»

«Die sind vernünftiger als ihr beiden zusammen.»

«Wieso?»

«Annie gehört nicht zu den Tiefen.»

Er verstand den Sinn dieser Bemerkung nicht. Aber die Mutter sah müde aus. Nach Williams Tod war sie nie wieder besonders kräftig, und die Augen taten ihr weh.

«Nun», sagte er, «es ist so schön draußen auf dem Lande. Herr Sleath fragte nach dir. Er sagte, er hätte dich lange nicht gesehen. Geht's dir ein wenig besser?»

«Ich müßte schon längst im Bett liegen», erwiderte sie.

«Mutter, du weißt doch, daß du vor ein Viertel nach zehn nicht zu Bett gegangen wärest.»

«Gewiß wäre ich das.»

«Ach, du Frauchen, sagst das ja nur, weil du böse auf mich bist.»

Er küßte ihre Stirn, die er so gut kannte: die tiefen Falten zwischen den Brauen, den Ansatz des feinen Haares, das jetzt grau wurde, und die stolzen Schläfen. Nach dem Kuß ruhte seine Hand noch kurze Zeit auf ihrer Schulter. Dann ging er langsam zu Bett. Er hatte Miriam vergessen; er sah nur noch den Haaransatz an der warmen, breiten Stirn der Mutter. Irgendwie aber war sie verletzt.

Als er Miriam wiedersah, sagte er zu ihr: «Heute abend darf es nicht spät werden, nicht später als zehn Uhr. Meine Mutter regt sich immer so sehr auf.»

Nachdenklich senkte Miriam den Kopf. «Warum regt sie sich denn auf?» fragte sie.

«Sie sagt, ich dürfte nicht so spät aufbleiben, wenn ich früh aufstehe.»

«Sehr richtig», sagte Miriam ziemlich ruhig, aber etwas spöttisch.

Das ärgerte ihn. Und wieder kam er wie sonst spät nach Hause. Daß zwischen ihm und Miriam Liebe keimte, hätten beide nie zugegeben. Er hielt sich für zu gesund für solche Gefühlsduselei, und sie sich für zu hoch. Sie reiften nur langsam, und ihre psychische Reife war hinter der physischen selbst weit zurück. Miriam war ungeheuer empfindlich, wie es ihre Mutter immer gewesen war. Vor der klein-

sten Grobheit wich sie fast ängstlich zurück. Ihre Brüder waren wohl rauh, aber nie roh in ihren Reden. Die Männer besprachen alle Angelegenheiten des Hofes außerhalb des Hauses. Aber vielleicht war Miriam gerade wegen der dauernden Geburten, der dauernden Begattung, wie sie auf jedem Hof an der Tagesordnung sind, in bezug auf diese Dinge so überempfindlich, daß auch die leiseste Andeutung über Geschlechtliches sie mit Ekel erfüllte. Paul nahm dies von ihr an, und ihre Vertraulichkeit blieb weiter ganz rein und keusch. Die Erwähnung, daß die Stute trächtig war, war unmöglich.

Als er neunzehn Jahre alt war, verdiente er wöchentlich nur zwanzig Schilling, aber er war glücklich. In der Malerei machte er Fortschritte, und das Leben verlief ganz angenehm. Zu Karfreitag verabredete er einen Ausflug nach dem Hemlock Stone. Drei gleichaltrige Burschen, Annie, Arthur, Miriam und Gottfried wollten mit. Arthur lernte bei einem Elektriker in Nottingham und war für den Feiertag nach Hause gekommen. Wie gewöhnlich war Morel früh auf, pfiff und sägte im Garten. Um sieben Uhr hörte die Familie, wie er für drei Pence frische, knusperige Brötchen kaufte; er sprach vergnügt mit dem kleinen Mädchen, das sie brachte, nannte sie ‹mein Liebling›. Jungen, die auch mit Brötchen kamen, schickte er weg, sagte ihnen, ein kleines Mädchen hätte sie ausgestochen. Dann stand Frau Morel auf, und die Familie kam langsam zum Frühstück herunter. Dieses längere Imbettbleiben am Wochenende war für alle ein unendlicher Luxus. Paul und Arthur lasen vor dem Frühstück, frühstückten vor dem Waschen, saßen in Hemdsärmeln da. Das war auch so ein Feiertagsluxus. Das Zimmer war warm. Alle fühlten sich frei von Sorge und Angst. Ein Gefühl des Überflusses herrschte im Hause.

Während die Jungen lasen, ging Frau Morel in den Garten. Sie wohnten jetzt in einem andern Haus, einem alten Haus in der Nähe des Hauses in der Scargill Street, aus dem sie bald nach Williams Tode ausgezogen waren.

Ein aufgeregter Ruf erscholl aus dem Garten: «Paul, Paul, komm mal schnell!»

Es war die Stimme der Mutter. Er warf das Buch hin und ging hinaus. Der Garten war groß und grenzte an ein Feld. Es war ein grauer, kalter Tag, schroff pfiff der Wind von Derbyshire her. Zwei Felder weiter begann Bestwood mit seinem Gewirr von Dächern und roten Hauswänden, aus dem sich der Kirchturm und der Turm der Kongregationskapelle erhoben. Und dann kamen Wälder und Hügel bis an die blaßgrauen Höhen der Pennine Chain.

Paul sah in den Garten, suchte die Mutter. Ihr Kopf erschien zwischen den jungen Johannisbeersträuchern.

«Komm mal!» rief sie.

«Was ist denn los?» antwortete er.

«Komm doch mal!»

Sie hatte die Knospen an den Johannisbeersträuchern betrachtet. Paul kam näher.

«Die hier zu finden, darauf war ich nicht gefaßt», sagte sie.

Ihr Sohn trat neben sie. Neben dem Zaun stand versteckt ein Haufen grasartiger Blätter, wie ganz unreife Zwiebeln sie treiben, standen drei blühende Schneelilien.

Frau Morel zeigte auf die tiefblauen Blumen.

«Nun sieh doch nur mal!» rief sie. «Ich besah mir die Johannisbeersträucher, als ich auf einmal dachte, da ist doch was Blaues; ist das ein Stückchen von einer Zuckertüte? Und da, du lieber Gott! Zuckertüte! Drei Schneelilien, und so herrliche! Wie die nur hierher kommen?»

«Ich weiß es nicht», sagte Paul.

«Na, das ist doch das reinste Wunder. Ich dachte, ich kennte jedes Kraut und Blatt in diesem Garten. Sind die nicht schön? Sieh mal, der Johannisbeerstrauch schützt sie gerade. Nicht angefressen, unberührt.»

Er kauerte nieder und hob die Glocken der kleinen blauen Blüten hoch. «Sie haben eine herrliche Farbe», meinte er.

«Nicht wahr!» rief sie. «Ich glaube, die kommen aus der Schweiz, wo ja so herrliche Blumen wachsen sollen. Stell sie dir mal vor gegen den Schnee! Aber wo kommen die nur her? Die können doch nicht hierher geweht sein — oder doch?»

Da fiel ihm ein, daß er hier eine Masse kleiner Zwiebeln gesetzt hatte.

«Davon hast du mir nie etwas erzählt», sagte sie.

«Nein, ich dachte, ich wollte das erst tun, wenn sie blühten.»

«Und nun, siehst du, hätte ich sie beinahe gar nicht bemerkt. Nie in meinem Leben habe ich eine Schneelilie im Garten gehabt.»

Sie war aufgeregt und gehobener Stimmung. Der Garten war eine unendliche Freude für sie. Paul war ihretwegen dankbar, daß sie endlich in einem Hause wohnten, zu dem ein großer Garten gehörte, der an ein Feld grenzte. Jeden Morgen nach dem Frühstück ging sie hinaus und war glücklich, wenn sie in ihm herumarbeiten konnte. Und wirklich, sie kannte jedes Kraut und jeden Halm.

Man machte sich für den Ausflug fertig. Mundvorrat wurde eingepackt, und sie machten sich auf den Weg, eine lustige, große Gesellschaft. Sie lehnten sich über die Mauer des Mühlgerinnes, warfen auf der einen Seite des Übergangs Papier ins Wasser und beobachteten, wie es an der andern Seite hervorschoß. Sie blieben auf der Brücke für Fußgänger über der Boathouse Station stehen und sahen herab auf das kalte glitzernde Metall.

«Solltet mal den Flying Scotchman sehen, der hier um halb sieben durchkommt», sagte Leonard, dessen Vater Weichensteller war.

«Junge, wie der saust!» und die kleine Gesellschaft sah die Schienen entlang, die hier nach London und da nach Schottland führten, und sie fühlten die Zauberkraft der beiden Namen.

In Ilkeston standen scharenweise die Bergleute vor den Kneipen und warteten, daß sie geöffnet würden. Es war eine Stadt des Müßiggangs und des Faulenzens. In Stanton Gate glühte rot die Eisengießerei. Über alles wurde lang und breit gesprochen. Bei Trowell verließen sie Derbyshire und kamen wieder nach Nottingham. Gegen Mittag erreichten sie den Hemlock Stone. Der Platz war dicht gedrängt voller Leute aus Nottingham und Ilkeston.

Sie hatten ein ehrwürdiges und würdevolles Denkmal erwartet. Sie fanden einen kleinen, klumpigen Felsstumpf, der an einen verfaulenden Pilz erinnerte und rührend am Rande eines Feldes stand. Leonard und Dick fingen gleich an, ihre Initialen L. W. und R. P. in den alten roten Sandstein einzuschneiden. Aber Paul tat es nicht, weil er in der Zeitung spöttische Bemerkungen über die Initialenschneider gelesen hatte, die keinen andern Weg zur Unsterblichkeit wüßten. Dann kletterten die Burschen auf die Spitze des Felsens und genossen den Rundblick.

Auf dem Felde unter ihnen aßen Fabrikmädchen und junge Burschen ihr Frühstück oder vertrieben sich die Zeit mit Spielen. Jenseits lag der Garten eines alten Gutshofes. Eibenhecken umgaben ihn, seine Rasenfläche war mit vielen gelben Krokus eingefaßt.

«Sieh», sagte Paul zu Miriam, «wie still der Garten ist.»

Sie sah die dunklen Eiben und die goldenen Krokus, dann blickte sie ihn dankbar an. In Gesellschaft der andern hatte sie ein Gefühl gehabt, als gehöre er ihr nicht mehr; dann war er so anders, war nicht ihr Paul, der das leichteste Beben ihrer innersten Seele verstand, war etwas anderes, sprach eine andere Sprache als die ihre. Und das tat ihr so weh, tötete all ihr Empfindungsvermögen. Wenn er dann zu ihr zurückkam, sein anderes, geringeres Selbst, wie sie meinte, aufgab, fühlte sie wieder, daß sie lebte. Und jetzt sagte er ihr, sie solle den Garten besehen, und suchte wieder die Verbindung mit ihr. Ärgerlich über die Menge auf dem Felde, wandte sie sich dem ruhigen Rasen zu, den Garben blühender Krokus umgaben. Ein Gefühl der Stille, fast der Ekstase kam über sie. Es war fast, als wäre sie mit ihm allein in dem Garten.

Dann verließ er sie wieder, ging zu den andern. Bald machten sie sich auf den Heimweg. Miriam blieb allein zurück. Sie paßte nicht zu den andern; sehr selten nur konnte sie menschliche Beziehungen zu jemandem aufnehmen; deshalb war die Natur ihr Freund, ihr Gefährte, ihr Geliebter. Sie sah, wie die Sonne bleich unterging. In den dämmrigen, kalten Hecken waren einige rote Blätter. Sie blieb zurück, wollte sie pflücken, zärtlich, leidenschaftlich. Die Liebe in ihren Finger-

spitzen streichelte die Blätter; die Leidenschaft in ihrem Herzen glühte auf den Blättern.

Plötzlich bemerkte sie, daß sie allein war auf einem unbekannten Wege, und sie eilte weiter. Als sie um eine Wegecke bog, traf sie Paul, der sich aufmerksam über etwas beugte, eifrig, geduldig, ein wenig hoffnungslos an etwas herumarbeitete. Zögernd kam sie näher, beobachtete ihn. Versunken stand er mitten auf dem Wege. Wie ein dunkles Relief hob er sich ab gegen den einen reichen Goldstreifen in dem farblosen, grauen Abend. Sie sah ihn an, seine Schlankheit und Kraft, als hätte die untergehende Sonne ihn ihr gegeben. Tiefer Schmerz erfaßte sie, und sie wußte, daß sie ihn lieben mußte. Und sie hatte ihn entdeckt, hatte in ihm eine seltene Kraft, hatte seine Einsamkeit entdeckt. Bebend, als erlebte sie eine Verkündigung, ging sie langsam weiter.

Schließlich blickte er auf. «Hast du auf mich gewartet?» rief er dankbar.

Sie sah einen tiefen Schatten in seinen Augen. «Was machst du denn da?» fragte sie.

«Die Feder ist zerbrochen», und er zeigte, wo der Schirm beschädigt war.

Sofort wußte sie etwas beschämt, daß nicht er, sondern Gottfried für den Schaden verantwortlich war.

«Es ist ja ein alter Schirm, nicht wahr?» fragte sie.

Sie wunderte sich, daß er, der sich sonst um Kleinigkeiten nicht kümmerte, aus diesem Maulwurfshügel einen solchen Berg machte.

«Er gehörte William, und Mutter erfährt das sicher», erklärte er ruhig und arbeitete geduldig an dem Schirm weiter.

Wie ein Messer durchfuhren diese Worte Miriam. Dies war die Bestätigung dessen, wie sie ihn geschaut hatte! Sie sah ihn an. Eine gewisse Zurückhaltung umgab ihn, und sie wagte es nicht, ihn zu trösten, wagte nicht einmal, sanft zu ihm zu sprechen. «Komm!» rief er. «Ich kriege es nicht zusammen», und schweigend setzten sie den Weg fort.

An diesem Abend gingen sie unter den Bäumen in der Nähe des Nether Green her. Er redete ärgerlich auf sie ein, schien bemüht, sich selbst zu überzeugen. «Weißt du», sagte er gequält, «wenn einer liebt, tut es der andere auch.»

«Ah!» antwortete sie. «Wie Mutter zu mir sprach, als ich klein war: Liebe erzeugt Liebe.»

«Ja, etwas Derartiges muß es wohl sein.»

«Hoffentlich, denn wäre es anders, wäre die Liebe ja fürchterlich», sagte sie.

«Ja, das ist sie – wenigstens bei den meisten Menschen», antwortete er.

Und Miriam, die glaubte, er hätte sich selbst überzeugt, fühlte sich innerlich stark. Immer blieb für sie dieses plötzliche Zusammentreffen mit ihm auf dem Pfad eine Enthüllung. Und diese Unterhaltung blieb in ihrem Gedächtnis eingegraben wie einer der Buchstaben des Gesetzes.

Jetzt hielt sie zu ihm und trat für ihn ein. Als er um diese Zeit das Familiengefühl auf dem Willey-Hof durch eine anmaßende Beleidigung kränkte, hielt sie zu ihm und glaubte, er wäre im Recht. Und in dieser Zeit träumte sie Träume von ihm, lebendige, unvergeßliche Träume. Diese Träume kamen später wieder, psychologisch feiner entwickelt.

Am Ostermontag machte dieselbe Gesellschaft einen Ausflug nach dem Wingfield Manor. Es bedeutete für Miriam ein großes Ereignis, in Sethley Bridge inmitten der lärmenden Bankfeiertagsmenge den Zug zu erreichen. In Alfreton stiegen sie aus. Paul interessierte sich für die Straße und die Bergleute mit ihren Hunden. Hier war eine neue Art Bergleute. Miriam lebte erst auf, als sie die Kirche erreichten. Sie fürchteten sich alle ein wenig, mit ihren Eßpaketen einzutreten, fürchteten, hinausgewiesen zu werden. Leonard, ein lustiger, dünner Bursche, ging als erster; Paul, der lieber gestorben wäre, als hinausgeschickt zu werden, ging als letzter. Die Kirche war österlich geschmückt. Im Taufbecken schienen Hunderte von weißen Narzissen zu wachsen. Die Luft war dämmerig, farbig durch die bunten Fenster, war durchbebt von feinem Narzissen- und Lilienduft. In dieser Umgebung glühte Miriams Seele auf. Paul hatte Angst, daß er etwas täte, was nicht erlaubt war; und er empfand stark die Stimmung des Ortes. Miriam wandte sich zu ihm. Er antwortete. Sie waren zusammen. Vor dem Altargitter blieb er stehen. Deswegen liebte sie ihn. Neben ihm weitete sich ihre Seele im Gebet. Er empfand die seltsame Verzauberung dämmriger Kirchenräume. Seine schlummernde Neigung zur Mystik erwachte bebend zum Leben. Sie wurde zu ihm hingezogen. Er war im Gebet zusammen mit ihr.

Miriam sprach sehr selten mit den andern Burschen. Sie wurden sofort in der Unterhaltung mit ihr plump. Deshalb war sie für gewöhnlich still.

Es war Mittag vorbei, als sie den steilen Pfad nach dem Herrenhaus hinaufstiegen. Alle Dinge leuchteten weit in der Sonne, die wunderbar warm und belebend war. Schellkraut und Veilchen blühten. Jeder war voll Glücksgefühl. Das Glitzern des Efeus, das weiche, luftige Grau der Schloßmauern, die Lieblichkeit aller Dinge in der Nähe der Ruine, alles war vollkommen.

Das Schloß ist aus hartem, fahlgrauem Stein, und die Außenmauern sind glatt und ruhig. Die jungen Leute waren ganz außer sich. Aufgeregt gingen sie umher, fürchteten fast, daß ihnen die Freude, diese

Ruine zu durchsuchen, versagt werden könnte. In dem ersten Hof, innerhalb der hohen zerfallenen Mauern, standen Bauernwagen, die Deichseln lagen müßig auf dem Boden, die Radreifen glänzten von rot-goldenem Rost.

Es war sehr still.

Jeder bezahlte seinen Sixpence, und dann gingen sie schüchtern durch den schönen, sauberen Bogen des inneren Hofes. Sie waren beklommen. Auf dem Pflaster, wo die Halle gestanden hatte, grünte ein alter Dornbusch. Allerlei seltsame Öffnungen und zerfallene Räume waren im Dunkel um sie. Nach dem Frühstück durchforschten sie nochmals die Ruine. Diesmal gingen die Mädchen mit den Burschen, die sie führten und schon mancherlei erklären konnten. In einer Ecke stand ein großer, ziemlich zerfallener Turm, in dem Maria von Schottland gefangen gesessen haben soll.

«Stelle dir mal vor, wie die Königin hier hinaufging», sagte Miriam leise, als sie die hohen Stufen hinaufkletterten.

«Wenn sie das konnte», versetzte Paul, «denn sie hatte furchtbaren Rheumatismus. Ich glaube, sie wurde ganz gemein behandelt.»

«Du glaubst doch nicht, daß sie das verdiente?» fragte Miriam.

«Nein, gewiß nicht; sie war nur lebenslustig.»

Sie stiegen die Wendeltreppe hinauf. Durch die Schießscharten fegte starker Wind, pfiff durch den Treppenschacht und blähte die Röcke des Mädchens, daß es sich schämte. Er faßte den Saum ihres Kleides und hielt ihn fest. Er tat es genauso selbstverständlich, wie er ihren Handschuh aufgehoben hätte. Das vergaß sie nie.

Um das zerfallene obere Ende des Turmes buschte sich alter, schöner Efeu. Auch ein paar kalte Levkojen mit blaßkalten Knospen wuchsen hier. Miriam wollte sich über den Rand beugen, etwas Efeu pflükken, aber das duldete er nicht. Statt dessen mußte sie hinter ihm warten und jeden Zweig, wie er ihn pflückte und ihr reichte, annehmen, jeden einzeln, ganz in der Art alter Ritterlichkeit. Der Turm schien im Winde zu schwanken. Sie sahen meilenweit über bewaldetes Land und Land mit schimmernden Wiesen.

Die Gruft unter dem Schloß war schön und vollkommen erhalten. Paul machte eine Zeichnung. Miriam blieb bei ihm. Sie dachte an Maria, die Königin der Schotten, die mit gespannten, hoffnungslosen Augen, die die Not nicht begreifen konnten, über die Hügel schaute, von wo keine Hilfe kam, oder in dieser Gruft saß und sich von einem Gott erzählen ließ, der so kalt war wie der Ort, an dem sie saß.

Fröhlich zogen sie dann weiter, sahen noch einmal nach dem geliebten Schloß, das so sauber und groß auf seinem Hügel stand.

«Wenn du diesen Hof hättest», sagte Paul zu Miriam.

«Ja.»

«Dann wäre es herrlich, wenn ich dich besuchte.»

Sie waren jetzt in dem kahlen Lande der Steinmauern, das er liebte und das, obwohl es nur zehn Meilen von Hause entfernt war, Miriam so fremd vorkam. Die Gesellschaft wanderte einzeln weiter. Als sie über eine große Wiese gingen, die etwas geneigt in der Sonne lag, und über einen Pfad kamen, der mit zahllosen kleinen glitzernden Punkten bedeckt war, faßte Paul, der neben Miriam ging, in die Fäden des Netzes, das sie trug; und sofort fühlte sie, wie Annie hinter ihr sie eifersüchtig beobachtete. Aber die Wiese lag in glänzendster Sonne, und der Pfad war mit Edelsteinen bestreut, und es war so selten, daß er ihr irgendein Zeichen gab. Sie bewegte keinen der Finger, die die Fäden des Netzes hielten, und seine Finger berührten sie; und die Gegend strahlte golden wie ein Gesicht.

Endlich kamen sie in das hochliegende Dorf Crich mit seinen vereinzelt stehenden, grauen Häusern. Jenseits des Dorfes war der berühmte Crich Stand, den Paul vom Garten zu Hause aus sehen konnte. Die Gesellschaft zog weiter. Weit dehnte sich um sie und unter ihnen das Land. Die Burschen kletterten auf die Spitze des Hügels. Er hatte eine runde Kuppe, deren eine Hälfte jetzt abgetragen war, und oben auf ihr stand fest und vierschrötig ein altes Denkmal, von dem aus man in alten Zeiten weithin ins ebene Land von Nottinghamshire und Leicestershire Zeichen gegeben hatte.

Hier oben, auf diesem freiliegenden Platz, wehte es so stark, daß man nur dadurch einigen Halt hatte, daß man sich vom Winde sozusagen an die Turmmauer nageln ließ. Neben ihren Füßen ging es steil in die Tiefe. Kalk wurde hier gebrochen. Unter ihnen lag ein Gewirr von Hügeln und kleinen Dörfern — Matlock, Ambergate, Stoney Middleton. Eifrig spähten die Burschen nach der Bestwooder Kirche, die links in weiter Ferne in dem dicht bewohnten Lande stand. Sie ärgerten sich, daß es so aussah, als stände sie in einer Ebene. Sie sahen, wie die Derbyshire-Hügel in die Eintönigkeit der Midlands übergingen, die sich nach Süden hin erstreckten.

Miriam hatte etwas Angst vor dem Winde, aber die Burschen mochten ihn gern. Sie gingen weiter, Meilen weit, nach Whatstandwell. Die Vorräte waren verzehrt, jeder war hungrig, und sie hatten nur wenig Geld, und das war für die Heimfahrt. Aber sie brachten es doch fertig, sich ein Brot und ein Korinthenbrot zu kaufen, die sie mit dem Taschenmesser zerschnitten und auf der Mauer, in der Nähe der Brükke sitzend, verzehrten, während sie den hellen Derwent vorbeirauschen und die Wagen von Matlock vor das Wirtshaus fahren sahen. Paul war jetzt blaß vor Müdigkeit. Den ganzen Tag über war er für alles verantwortlich gewesen und konnte nun nicht mehr. Miriam verstand das und hielt sich in seiner Nähe, und er überließ sich ganz ihren Händen.

Auf dem Bahnhof von Ambergate mußten sie eine Stunde warten.

Züge kamen; sie waren dicht besetzt mit Ausflüglern, die nach Manchester, Birmingham und London zurückkehrten. «Da könnten wir auch hin – vielleicht glauben die Leute, wir führen auch so weit», sagte Paul.

Sie kamen ziemlich spät nach Hause. Miriam, die mit Gottfried nach Hause ging, beobachtete, wie der Mond groß und rot und neblig aufging. Sie fühlte, daß etwas in ihr sich erfüllt hatte. Sie hatte eine ältere Schwester, Agathe, die Lehrerin war. Die beiden Mädchen vertrugen sich nicht. Miriam hielt Agathe für zu weltlich gesinnt. Und sie wollte selbst gern Lehrerin werden. Eines Samstagnachmittags zogen sich Agathe und Miriam zusammen oben an. Ihr Schlafzimmer lag über dem Stall. Es war ein niedriger, nicht sehr großer und kalter Raum. Miriam hatte eine Wiedergabe von Veroneses heiliger Katharina an die Wand genagelt. Sie liebte die Frau, die träumend im Fenster saß. Ihre eigenen Fenster waren zu klein, als daß sie darin hätte sitzen können. Aber über das Vorderfenster hingen Geißblatt und wilder Wein, und von ihm aus sah man auf die Wipfel des Eichenwaldes jenseits des Hofes, während das kleine Hinterfenster, das nicht größer war als ein Taschentuch, eine dunkle Luke nach Osten, nach der Dämmerung war, die anstürmte gegen die geliebten, runden Hügel.

Die beiden Schwestern sprachen nicht viel miteinander. Agathe, die hellhaarig, klein und entschlossen war, hatte sich gegen die häusliche Umgebung, gegen die Lehre ‹von der andern Backe› aufgelehnt. Sie stand jetzt draußen in der Welt, war auf dem besten Wege, unabhängig zu werden. Und sie betonte stark die weltlichen Werte, das Äußere, das Benehmen, die Stellung, um die sich Miriam so gern nicht gekümmert hatte. Beide Mädchen waren gern oben, wenn Paul kam. Sie liebten es, dann rasch hinunterzulaufen, die Tür unten an der Treppe zu öffnen und zu beobachten, wie er auf sie wartete. Mit großer Mühe streifte Miriam sich einen Rosenkranz über den Kopf, den er ihr geschenkt hatte. Er verfing sich in den feinen Strähnen ihres Haares. Aber schließlich hatte sie ihn um, und die rotbraunen Perlen sahen auf ihrem kühlen, braunen Hals sehr gut aus. Sie war ein gut entwickeltes, sehr hübsches Mädchen. Aber in dem kleinen Spiegel, der an der weißgekalkten Wand hing, konnte sie immer nur ein kleines Stückchen von sich sehen. Agathe hatte sich einen kleinen Spiegel gekauft, den sie überall aufstellen konnte. Miriam war in der Nähe des Fensters. Plötzlich hörte sie das wohlbekannte Klirren der Kette und sah, wie Paul das Tor aufstieß, sein Fahrrad in den Hof schob. Sie sah, wie er nach dem Hause blickte, und trat zurück. Er ging ganz ungezwungen, und sein Fahrrad lief wie ein lebendiges Wesen neben ihm her.

«Paul ist da», rief sie.

«Das freut dich wohl?» sagte Agathe scharf. Miriam blieb verwundert, verwirrt stehen.

«Und dich nicht?» fragte sie.

«Ja, aber ich zeige ihm das nicht, er soll nicht denken, daß ich ihn haben will.»

Miriam war bestürzt. Sie hörte, wie er sein Rad in den Stall stellte und mit Jimmy, dem alten, kranken Grubenpferd, sprach. «Na, Jimmy, alter Freund, wie geht es denn? Immer noch krank und traurig, was? Ist eine Schande, alter Freund.»

Sie hörte, wie der Strick durch den Ring glitt, als das Pferd unter der Liebkosung des Jungen den Kopf hob. Wie gerne hörte sie zu, wenn er glaubte, nur das Pferd könne es hören! Aber in ihrem Paradies war eine Schlange. Sie forschte ernstlich in ihrem Innern, wollte erkennen, ob sie Paul Morel haben wollte. Sie fühlte, daß etwas Häßliches hierin lag. Voll zwiespältiger Gefühle fürchtete sie, daß sie ihn wollte. Schuldbewußt stand sie da. Dann überkam sie neue, quälende Scham. Sie wand sich unter Folterqualen. Wollte sie Paul Morel, und wußte er, daß sie ihn wollte? Wie schlau und niederträchtig war sie! Sie hatte ein Gefühl, als winde sich ihre ganze Seele in wilder Scham.

Agathe war zuerst angezogen und lief hinunter. Miriam hörte, wie sie den Jungen froh begrüßte, wußte genau, wie ihre grauen Augen glänzten, wenn sie so sprach. Sie selbst hätte es als Kühnheit empfunden, hätte sie ihn so begrüßt. Aber nun stand sie hier unter der Selbstanklage, ihn zu wollen, war an diesen Marterpfahl gebunden. In bitterer Verwirrung kniete sie nieder und betete: «Oh, Herr, laß mich Paul Morel nicht lieben. Bewahre mich davor, ihn zu lieben, wenn ich ihn nicht lieben darf.»

Etwas Unnatürliches in diesem Gebet ließ sie innehalten. Sie hob den Kopf und überlegte. Wie konnte es unrecht sein, ihn zu lieben! Liebe war eine Gnade Gottes. Und doch verursachte sie ihr Scham. Seinetwegen, Paul Morels wegen war das. Aber es war doch ihre Angelegenheit, nicht seine, zwischen ihr und Gott. Sie sollte ein Opfer werden. Aber es war Gottes Opfer, nicht Paul Morels oder ihr eigenes. Nach ein paar Minuten verbarg sie ihr Gesicht wieder in den Kissen und sagte: «Aber, Herr, wenn es dein Wille ist, daß ich ihn lieben soll, laß mich ihn lieben, wie Christus ihn geliebt hätte, der für die Seele der Menschen starb. Laß mich ihn herrlich lieben, weil er dein Sohn ist.»

Sie blieb einige Zeit ganz still und tief ergriffen auf den Knien liegen, ihr schwarzes Haar lag auf der Bettdecke, die aus roten und blauen, mit Lavendelzweigen verzierten Vierecken zusammengesetzt war. Beten bildete fast einen Teil ihres Wesens. Dann verfiel sie in die Verzückung der Selbstopferung, setzte sich Gott gleich, der geopfert wurde, woraus so viele Seelen ihre tiefste Freude schöpfen

Als sie hinunter kam, lag Paul in einem Armsessel und verteidigte sich heftig gegen Agathe, die sich über ein kleines Bild lustig machte, das er mitgebracht hatte, um es ihr zu zeigen. Miriam sah auf die beiden und mied ihre Sorglosigkeit. Sie ging in das Wohnzimmer, wollte allein sein.

Es war Teezeit, ehe sie mit Paul sprechen konnte, und dann tat sie so fremd, daß er glaubte, er hätte sie beleidigt.

Miriam ging nun nicht mehr jeden Donnerstag in die Bestwooder Bibliothek. Nachdem sie Paul regelmäßig während des ganzen Frühlings besucht hatte, veranlaßten sie viele kleine Vorfälle und unbedeutende Beleidigungen von seiten seiner Familie, ihr Verhalten ihr gegenüber zu ändern, und sie beschloß, nicht mehr hinzugehen. Deshalb sagte sie eines Abends zu Paul, sie würde in Zukunft Donnerstags abends nicht mehr zu ihm kommen.

«Warum?» fragte er ganz kurz.

«Ich will nicht mehr.»

«Gut.»

«Aber», stotterte sie, «wenn dir etwas daran liegt, mich zu treffen, könnten wir ja noch zusammen gehen.»

«Dich wo zu treffen?»

«Irgendwo — wo du willst.»

«Ich will dich nicht irgendwo treffen, sehe nicht ein, warum du mich nicht weiter besuchst. Aber wenn du das nicht willst, will ich dich auch nicht treffen.»

So verzichteten beide auf die Donnerstagabende, die beiden so wertvoll gewesen waren. Er arbeitete. Frau Morel schnüffelte vergnügt, als sie von dieser Vereinbarung hörte.

Er wollte nichts davon wissen, daß sie sich liebten. Die Vertraulichkeit zwischen ihnen war immer so weltentrückt, immer eine solche Seelensache, so ganz Gedanke und seltsames Ringen nach Klarheit gewesen, daß sie für ihn nur eine platonische Freundschaft war. Standhaft leugnete er, daß etwas anderes zwischen ihnen wäre. Miriam war ganz ruhig oder stimmte doch sehr ruhig zu. Er war ein Narr und wußte nicht, was in ihm vorging. Nach stiller Übereinkunft kümmerten sie sich nicht um die Bemerkungen und Anspielungen ihrer Bekannten. «Wir sind kein Liebespaar, wir sind Freunde», sagte er zu ihr. «Wir wissen es. Laß sie doch reden! Ist doch ganz einerlei, was sie reden.»

Manchmal, wenn sie spazieren gingen, schob sie schüchtern ihren Arm in den seinen. Aber das ärgerte ihn jedesmal, und sie wußte es. Es löste einen heftigen Zwiespalt in ihm aus. Mit Miriam lebte er immer auf dem hohen Plan des Entrückten, wenn das natürliche Feuer seiner Liebe in den feinen Dampf des Gedankens übergeleitet wurde. Sie wollte es so. War er fröhlich und seicht, wie sie es nannte, so war-

tete sie, bis er zu ihr zurückkam, bis der Wandel in ihm sich wieder vollzogen hatte und er mit seiner eigenen Seele zornig, leidenschaftlich in seinem Wunsch nach Erkenntnis rang. Und in dieser Leidenschaft nach Erkenntnis lag ihre Seele dicht neben der seinen; sie hatte ihn ganz für sich. Aber erst mußte er immer entrückt werden.

Wenn sie ihren Arm in den seinen schob, verursachte ihm das fast Qual. Sein Bewußtsein schien sich zu spalten. Die Stelle, wo sie ihn berührte, glühte. Er war dann mörderischer Kampf, und deshalb wurde er grausam gegen sie.

Eines Sommerabends besuchte Miriam ihn zu Hause; sie war erhitzt vom Steigen. Paul war allein in der Küche, seine Mutter hörte man oben arbeiten.

«Komm, besieh dir mal die Wicken!» sagte er zu dem Mädchen. Sie gingen in den Garten. Hinter dem Städtchen und der Kirche war der Himmel orangerot; durch den Blumengarten flutete seltsames Licht, das jedes Blatt erkennen ließ. Paul ging an einer schönen Wikkenreihe entlang, pflückte hier und da eine gelbe oder blaßblaue Blüte. Miriam folgte, sog den Duft der Blumen ein. Blumen riefen sie so stark, daß sie sie zu einem Teil ihrer selbst machen mußte. Wenn sie sich niederbeugte und an einer Blume roch, war es, als wenn sie und die Blume einander liebten. Paul haßte sie deswegen. Wenn sie das tat, enthüllte sie sich, gab etwas Allerinnerstes preis.

Als er einen schönen Strauß gepflückt hatte, kehrten sie ins Haus zurück. Er lauschte einen Augenblick auf der Mutter ruhige Bewegung oben, dann sagte er: «Komm, ich will sie dir anstecken.» Er steckte ihr zwei oder drei auf einmal in den Ausschnitt des Kleides, trat dann und wann zurück, um zu sehen, wie sie wirkten. «Weißt du», meinte er und nahm die Nadel aus dem Munde, «eine Frau sollte sich immer nur vor dem Spiegel Blumen anstecken.»

Miriam lachte. Sie meinte, Blumen müßten ganz zwanglos ans Kleid gesteckt werden. Daß Paul sich der Mühe unterzog, ihr die Blumen anzustecken, war eine Laune von ihm. Ihr Lachen beleidigte ihn. «Es gibt Frauen, die das tun, — und die sehen anständig aus», sagte er. Wieder lachte Miriam, aber freudlos klang das Lachen, als sie hörte, daß er sie so allgemein mit den Frauen in einem Atem nannte. Bei den meisten Männern hätte sie das gar nicht bemerkt. Aber bei ihm tat es ihr weh.

Er war mit der Anordnung der Blumen fast fertig, als er die Schritte der Mutter auf der Treppe hörte. Schnell steckte er die letzte Nadel an und wandte sich ab. «Daß Mutter nichts erfährt», sagte er.

Miriam nahm ihre Bücher und trat in die Tür, blickte traurig in den herrlichen Sonnenuntergang. Sie würde Paul nicht wieder besuchen, sagte sie.

«Guten Abend, Frau Morel!» grüßte sie ehrerbietig. Es klang, als fühlte sie, daß sie kein Recht hatte, hier zu sein.

«Ach, du bist es, Miriam», erwiderte Frau Morel kühl.

Paul wollte es durchsetzen, daß jeder seine Freundschaft mit dem Mädchen anerkannte, und Frau Morel war zu klug, als daß sie einen offenen Bruch herbeigeführt hätte.

Erst als er zwanzig Jahre alt war, konnte sich die Familie eine Ferienreise leisten. Seit Frau Morel verheiratet war, hatte sie, abgesehen von einem Besuch bei ihrer Schwester, noch nie eine Ferienreise unternommen. Jetzt hatte Paul endlich Geld genug gespart, und sie wollten alle verreisen. Es sollte eine ganze Gesellschaft werden: einige von Annies Freundinnen, ein Freund Pauls, ein junger Mann aus demselben Büro, in dem William früher gearbeitet hatte, und Miriam.

Das Schreiben wegen der Zimmer verursachte große Aufregung. Paul und seine Mutter besprachen alles endlos. Sie suchten für zwei Wochen ein möbliertes Landhäuschen. Sie meinte, eine Woche genüge, aber er bestand auf zwei.

Endlich erhielten sie Antwort aus Mablethorpe; hier konnten sie ein Landhäuschen, wie sie es wünschten, für dreißig Schilling wöchentlich mieten. Das gab unendlichen Jubel. Seiner Mutter wegen war Paul außer sich vor Freude. Endlich würde sie mal wirkliche Ferien haben. Er und sie saßen abends zusammen, malten sich aus, wie alles wohl sein würde. Annie, Leonard, Alice und Kitty kamen. Alle waren voller Freude, genossen alles im voraus. Paul erzählte es Miriam. Sie schien freudig über alles nachzudenken. Aber das Haus der Morels hallte wider vor Aufregung.

Am Samstagmorgen mit dem Sieben-Uhr-Zug wollten sie fahren. Paul schlug vor, Miriam sollte bei ihnen schlafen, weil sie einen so weiten Weg hätte. Sie kam zum Abendessen. Alle waren so aufgeregt, daß selbst Miriam freudig empfangen wurde. Aber kaum war sie da, wurde die Stimmung in der Familie zurückhaltender und gequält. Er hatte ein Gedicht von Jean Ingelow entdeckt, in dem von Mablethorpe die Rede war, und er mußte es Miriam vorlesen. Nie wäre er auf dem Wege der Gefühlsseligkeit so weit gegangen, daß er seiner Familie ein Gedicht vorgelesen hätte. Aber jetzt waren alle bereit, zuzuhören. Miriam saß, in ihn versunken, auf dem Sofa. Immer schien sie in ihn und durch ihn versunken, wenn er da war. Frau Morel saß eifersüchtig in ihrem Stuhl. Sie wollte auch zuhören. Und selbst Annie und der Vater warteten; Morel legte den Kopf auf die Seite wie jemand, der einer Predigt zuhört und sich dieser Tatsache bewußt ist. Paul beugte den Kopf über das Buch. Er hatte nun die Zuhörer, die er wollte. Und Frau Morel und Annie stritten fast mit Miriam, wer am besten zuhören und seine Gunst gewinnen würde. Er war sehr stolz.

«Aber», unterbrach Frau Morel, «was ist denn die ‹Braut von Enderby›, daß man meint, die Glocken sollten läuten.»

«Es ist eine alte Melodie, die man mit den Glocken als Warnung vor Wassersgefahr läutete. Ich glaube, die Braut von Enderby ertrank bei einer Überschwemmung», erwiderte er. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was es in Wirklichkeit bedeutete, aber er hätte sich nie so weit erniedrigt, das den Frauen zu gestehen. Sie hörten zu und glaubten ihm. Er glaubte es selbst.

«Und die Leute wußten, was diese Melodie bedeutete?» fragte die Mutter.

«Ja, genau wie die Schotten, wenn die die ‹Blumen des Waldes› hörten und die Glocken als Zeichen der Warnung rückwärts läuteten.»

«Wie?» sagte Annie. «Eine Glocke läutet doch immer gleich, ob sie vorwärts oder rückwärts geläutet wird.»

«Aber», versetzte er, «wenn man mit der tiefen Glocke beginnt und dann zu der hellen kommt — rara-ra-ra-ra-ra.» Er trällerte die Tonleiter aufwärts. Alle hielten seine Worte für klug. Er selbst auch. Er wartete eine Minute und fuhr dann mit dem Gedicht fort.

«Hm», sagte Frau Morel seltsam, als er fertig war. «Ich möchte nur, alles, was geschrieben wird, wäre nicht so traurig.»

«Ich verstehe auch nicht, weshalb die alle ertrinken wollen», sagte Morel.

Alle schwiegen. Annie stand auf und wollte den Tisch abräumen.

Miriam erhob sich, um ihr beim Aufwaschen zu helfen.

«Ich will dir beim Aufwaschen helfen», sagte sie.

«Auf keinen Fall», rief Annie. «Setz dich nur wieder! Ich bin gleich fertig.»

Und Miriam, die nicht zutraulich sein und nicht drängen konnte, setzte sich wieder und sah zusammen mit Paul in das Buch.

Er sollte die ganze Reise leiten; sein Vater war dazu nicht zu gebrauchen. Paul litt große Qualen bei dem Gedanken, daß die Blechkiste in Firsby anstatt in Mablethorpe ausgeladen würde. Einen Wagen konnte er auch nicht besorgen. Das tat seine tapfere, kleine Mutter.

«Heda!» rief sie einem Mann zu, «heda!»

Paul und Annie stellten sich hinter die andern, erstickten fast an ihrem beschämten Lachen.

«Wieviel kostet die Fahrt bis Brook Cottage?» fragte Frau Morel.

«Zwei Schilling.»

«Wie weit ist das denn?»

«Ein ziemliches Stück.»

«Das glaube ich nicht», sagte sie.

Aber sie kletterte in den Wagen. Zu acht saßen sie in dem alten Wagen.

«Das macht», meinte Frau Morel, «nur drei Pence für jeden, und wäre es die Straßenbahn...»

Sie fuhren los. Bei jedem Landhäuschen, an dem sie vorbeikamen, rief Frau Morel: «Ist es das? Das ist es sicher.» Alle waren in atemloser Spannung. Sie fuhren weiter. Alle seufzten auf.

«Ich bin froh, daß es die alte Kiste nicht war», sagte Frau Morel. «Ich hatte schon Angst.»

Sie fuhren immer weiter.

Endlich stiegen sie vor einem Hause aus, das allein über dem Deich an der Landstraße stand. Alle waren in hellster Aufregung, weil sie erst über eine kleine Brücke mußten, ehe sie in den Vorgarten kamen. Aber sie liebten das einsam liegende Haus, mit der Wiese an der einen Seite und dem unendlich weiten Land, schön gefleckt von weißer Gerste, gelbem Hafer, rotem Weizen und grünen Rübenfeldern, das sich flach und eben bis an den Himmel erstreckte.

Paul führte Buch. Er und seine Mutter leiteten alles. Die Gesamtkosten – Wohnung, Essen, alles – beliefen sich auf wöchentlich sechzehn Schilling für die Person. Er und Leonard gingen morgens zum Baden. Morel verließ in aller Frühe das Haus.

«Paul», rief die Mutter aus dem Schlafzimmer, «iß doch ein Butterbrot!»

«Schön», antwortete er.

Und wenn er zurückkam, saß die Mutter würdevoll thronend am Frühstückstisch. Die Frau des Hauses war jung. Ihr Mann war blind, und sie wusch. Deshalb besorgte Frau Morel den Aufwasch und machte die Betten.

«Du wolltest doch mal wirklich Ferien haben», sagte Paul, «und nun arbeitest du doch wieder.»

«Arbeiten!» rief sie. «Rede doch nicht!»

Gern ging er mit ihr durch die Felder ins Dorf und an das Meer. Sie hatte Angst vor den Stegen, die aus nur einem Brett bestanden, und er schalt sie, weil sie sich anstellte wie ein kleines Kind. Eigentlich wich er ihr nicht von der Seite, als wäre er ihr Mann.

Miriam hatte nicht viel von ihm, ausgenommen vielleicht nur dann, wenn die andern zu den Negern gingen. Miriam fand die Neger unerträglich stumpfsinnig, und deshalb war er derselben Meinung; er machte Annie genug kleinliche Vorhaltungen darüber, wie albern es wäre, sie sich anzuhören. Aber dabei kannte er alle ihre Lieder und sang sie laut auf den Ausflügen. Und wenn er ihnen zuhörte, gefiel ihm der Stumpfsinn doch sehr gut. Aber zu Annie sagte er: «So'n Quatsch! Ganz ohne Sinn und Verstand! Wer ein bißchen mehr Grütze im Kopf hat als ein Heupferd, geht nicht hin, sich das Zeug anzuhören.» Und zu Miriam sagte er verächtlich über Annie und die andern: «Sie sind sicher wieder bei den Negern.»

Es war ein seltsamer Anblick, wenn Miriam Negerlieder sang. Sie hatte ein gerades Kinn, das senkrecht von der Unterlippe zur Halsbiegung verlief. Wenn sie sang, und war es auch:

«Komm mit mir auf den Liebesweg,
Geh mit mir, red mit mir»,

erinnerte sie Paul immer an einen traurigen Engel von Botticelli.

Nur wenn er skizzierte oder die andern abends bei den Negern waren, hatte sie ihn für sich. Lange sprach er mit ihr über seine Liebe zur Horizontalen, sagte, die großen Flächen von Himmel und Land in Lincolnshire wären für ihn die Ewigkeit des Willens, wie die normannischen Bögen in der Kirche, in ihrer dauernden Wiederholung, das unverdrossene Vorwärtsdrängen der nie ermüdenden menschlichen Seele bedeuteten, deren Ziel niemand kennt; die senkrechten Linien und der gotische Bogen dagegen, sagte er, sprängen auf in den Himmel, wären fast Verzückung und verlören sich im Göttlichen. Er wäre normannisch, sagte er, Miriam aber gotisch. Selbst diesem stimmte sie demütig zu.

Eines Abends gingen beide über den breiten, sich lang hinziehenden Sandstrand nach Theddlethorpe. Die langen Brecher stürzten heran, liefen schaumzischend die Küste entlang. Es war ein warmer Abend. Sie waren ganz allein auf der weiten Sandfläche, kein anderer Laut als der des Meeres. Gern sah Paul, wie es auf das Land zu lärmte. Gern fühlte er sich zwischen seinem Tosen und dem Schweigen des sandigen Strandes. Miriam ging neben ihm. Die Spannung in allem wuchs. Es war ganz dunkel, als sie umkehrten. Der Heimweg führte durch eine Dünenschlucht und dann über einen etwas steilen Grasspfad zwischen zwei Dämmen. Das Land war schwarz und still. Hinter den Sandhügeln flüsterte das Meer. Schweigend gingen Paul und Miriam. Plötzlich fuhr er auf. Sein ganzes Blut schien aufzuflammen und er konnte kaum atmen. Vom Rande der Dünen starrte sie ein großer, orangefarbener Mond an. Er blieb stehen, sah ihn an.

«Ah!» rief Miriam, als sie ihn sah. Er bewegte sich nicht, starrte auf den ungeheuren, rötlichen Mond, das einzig Wirkliche in der weiten Dunkelheit der Ebene. Schwer schlug sein Herz, die Muskeln seiner Arme krampften sich.

«Was ist los?» fragte Miriam leise, die auf ihn gewartet hatte. Er wandte sich um und sah sie an. Sie stand neben ihm, auf ewig im Dunkel. Ihr Gesicht, das die Dunkelheit ihres Hutes bedeckte, beobachtete ihn, ohne daß er es sah. Aber sie war nachdenklich. Leichte Angst quälte sie, tief war sie bewegt und ergriffen. Wenn sie so war war sie am glücklichsten. Dann vermochte er nichts gegen sie. Wie eine große Flamme brannte sein Blut in der Brust. Aber er konnte nicht

hin zu ihr. Blitze zuckten ihm im Blut. Aber sie merkte das nicht. Sie wartete, daß sich die heilige Wandlung in ihm vollzöge. Durch ihre Sehnsucht fühlte sie halb seine Leidenschaft, sah ihn verwirrt an.

«Was ist los?» fragte sie wieder ganz leise.

«Der Mond», antwortete er und runzelte die Stirn.

«Ja», stimmte sie zu. «Ist der nicht herrlich?»

Sie war neugierig auf ihn. Die Krise war vorbei.

Er wußte selbst nicht, was los war. Er war in seiner Natur noch so jung, und ihre Vertraulichkeit war so weltentrückt, er wußte nicht, daß er sie an seine Brust pressen wollte, damit der Schmerz dort aufhörte. Er hatte Angst vor ihr. Die Tatsache, daß er sie begehren könne, wie ein Mann ein Weib begehrt, war in seinem Innern in Scham versunken. Wenn sie bei dem Gedanken an so etwas in zuckender Qual sich wand, hatte er sich in der Tiefe seiner Seele vor Schmerz gekrümmt. Und jetzt verhinderte diese «Reinheit» ihren ersten Liebeskuß. Es war, als könne sie kaum die Erschütterung durch physische Liebe, nicht einmal einen leidenschaftlichen Kuß ertragen, und er war zu schüchtern und empfindsam, ihn ihr zu geben.

Als sie über die dunkle Moorwiese weitergingen, betrachtete er den Mond, sprach kein Wort. Mühsam ging sie neben ihm her. Er haßte sie, denn sie machte ihn vor sich selbst verächtlich. Als er aufblickte, sah er das einzige Licht in der Dunkelheit, es war das Fenster ihres Landhäuschens, in dem die Lampe brannte.

Es machte ihm Freude, an seine Mutter und die andern fröhlichen Menschen zu denken.

«Die andern sind längst zurück», sagte die Mutter, als sie eintraten.

«Das macht doch nichts», rief er gereizt. «Ich kann doch wohl spazieren gehen, wann ich will.»

«Du könntest aber auch wie die andern rechtzeitig zum Abendessen da sein», bemerkte Frau Morel.

«Ich tue, was ich will», entgegnete er. «Es ist nicht spät. Ich tue, was ich will.»

«Gut», sagte die Mutter scharf, «dann tu das nur!»

Und an diesem Abend kümmerte sie sich weiter nicht um ihn. Und er tat, als sei ihm das gleichgültig, als merke er das nicht. Er las. Auch Miriam las, um sich gleichsam selbst auszulöschen. Frau Morel haßte sie, weil sie ihren Sohn so veränderte. Sie beobachtete, wie Paul reizbar, kleinlich, traurig wurde. Die Schuld hieran gab sie Miriam. Annie und ihre Freundinnen waren auch gegen das Mädchen. Miriam hatte keinen Freund außer Paul. Aber darunter litt sie nicht besonders, weil sie die Alltäglichkeit dieser Menschen verachtete.

Paul aber haßte sie, weil sie sein seelisches Gleichgewicht und seine Natürlichkeit zerstörte. Und er krümmte sich in einem Gefühl der Erniedrigung.

Kampf um Liebe

Arthur hatte die Lehre hinter sich und fand Arbeit in der Stromversorgung der Minton-Grube. Er verdiente sehr wenig, hatte jedoch gute Aussichten, weiterzukommen. Aber er war unbesonnen und unstet. Er trank nicht, spielte auch nicht. Und doch geriet er durch hitzköpfige Gedankenlosigkeit immer wieder in Schwierigkeiten. Entweder ging er wie ein Wilddieb in den Wäldern auf die Kaninchenjagd oder blieb die ganze Nacht in Nottingham, anstatt nach Hause zu kommen, oder verrechnete sich beim Kopfsprung in den Kanal bei Bestwood und zerschrammte sich an den kantigen Steinen und Blechdosen, die auf dem Grunde lagen, die Brust.

Er arbeitete noch nicht lange auf der Anlage, als er eines Abends wieder nicht nach Hause kam.

«Weißt du, wo Arthur ist?» fragte Paul beim Frühstück.

«Nein», erwiderte die Mutter.

«Er ist ein Narr», sagte Paul. «Wenn er nur mal wirklich was ausfräße, mir wär's schon recht. Aber nein, er kann einfach von einer Partie Whist nicht nach Hause kommen oder muß ein Mädchen ganz sittsam von der Eisbahn nach Hause bringen — und kann dann deshalb nicht den Weg nach Hause finden. Er ist ein Narr.»

«Ich sehe nicht ein, weshalb er was ausfressen sollte, worüber wir uns alle schämen müßten», meinte Frau Morel.

«In meiner Achtung stiege er jedenfalls», sagte Paul.

«Das bezweifle ich sehr», sagte die Mutter kühl.

Sie frühstückten weiter.

«Hast du ihn denn so furchtbar gern?» fragte Paul die Mutter.

«Weshalb fragst du danach?»

«Eine Frau hat ihren Jüngsten doch immer am liebsten.»

«Vielleicht; ich jedenfalls nicht. Nein, er quält mich.»

«Und wärest du zufriedener, wenn er gut wäre?»

«Ich wäre es schon, wenn er etwas mehr Verstand zeigte.»

Paul war sehr empfindlich und reizbar. Auch er quälte die Mutter sehr oft. Sie sah, wie der Sonnenschein aus ihm wich, und das bedrückte sie.

Als sie gefrühstückt hatten, kam der Postbote mit einem Brief aus Derby. Frau Morel kniff die Augen zusammen, um die Aufschrift zu lesen.

«Gib mal her, du blindes Huhn!» rief ihr Sohn und riß ihr den Brief aus der Hand. Sie fuhr auf und hätte ihn am liebsten hinter die Ohren gehauen.

«Er ist von deinem Sohn Arthur», sagte er.

«Was ist denn nun schon wieder?» rief Frau Morel.

«Meine liebste Mutter», las Paul, «ich weiß nicht, wie ich diese Dummheit begehen konnte. Komm doch, bitte, und hole mich von hier weg! Anstatt gestern zur Arbeit zu gehen, bin ich mit Jack Bredon hierher gefahren und habe mich anwerben lassen. Er sagte, er wäre es leid, sich auf dem Kontorbock die Hosen durchzusitzen, und da bin ich Idiot mit ihm gefahren. Ich habe Handgeld genommen, aber wenn Du herkämest, ließen sie mich vielleicht wieder los. Als ich das tat, war ich nicht bei Verstand. Ich will ja gar nicht Soldat werden. Meine liebe Mutter, ich mache Dir nichts als Sorgen. Wenn Du mir jetzt noch einmal hilfst, will ich auch vernünftiger und verständiger werden, das verspreche ich Dir.»

Frau Morel setzte sich in ihren Schaukelstuhl.

«So ist's recht», sagte sie, «jetzt soll er bleiben, wo er ist.»

«Ja, das soll er», sagte Paul.

Sie schwiegen. Mit hartem Gesicht saß die Mutter da, überlegte, ihre gefalteten Hände lagen auf der Schürze.

«Dabei soll man nicht krank werden», rief sie plötzlich. «Krank!»

«Nun», erwiderte Paul und begann die Stirn in Falten zu ziehen, «reg dich hierüber aber nicht auf, verstanden!»

«Ich soll das wohl als ein Glück ansehen?» sagte sie aufflammend und wandte sich dem Sohne zu.

«Eine Tragödie willst du doch wohl nicht daraus machen», entgegnete er.

«Der Narr, dieser Narr!» rief sie.

«Sieht in der Uniform sicher gut aus», sagte Paul aufreizend. Wie eine Furie wandte sich die Mutter um.

«So, meinst du?» schrie sie. «In meinen Augen jedenfalls nicht.»

«Er sollte bei der Kavallerie eintreten; da hat er's gut und wird pikfein aussehen.»

«Pikfein! Pikfein! — hat sich was mit dem Pikfein — ein ganz gemeiner Soldat.»

«Nun», sagte Paul, «was bin ich denn anders als ein ganz gemeiner Schreiber?»

«Doch allerhand, mein Junge», rief die Mutter gekränkt.

«Was denn?»

«Auf alle Fälle ein Mann und nicht ein Etwas in einem roten Rock.»

«Mir wär's schon recht, wenn ich einen roten Rock trüge — oder lieber einen dunkelblauen, der steht mir besser — wenn ich's nur einigermaßen gemütlich hätte.»

Aber die Mutter hörte ihm gar nicht mehr zu.

«Ausgerechnet, wo er in seiner Stellung vorwärts kommt oder Aussicht hatte, weiterzukommen, läuft dieser Bengel fort und versaut sich das ganze Leben. Wozu ist der später denn noch zu gebrauchen?»

«Jedenfalls wird ihm Schliff beigebracht», meinte Paul.

«Schliff beigebracht! – das Mark holen sie ihm aus den Knochen. Ein Soldat! Ein gemeiner Soldat! – nichts als ein Körper, der Bewegungen macht, wenn er angebrüllt wird. Das ist was Feines!»

«Ich begreife gar nicht, warum dich das so aufregt», sagte Paul.

«Das kannst du vielleicht auch nicht. Aber ich begreife es», und sie lehnte sich in den Stuhl zurück; ihr Kinn ruhte in der einen Hand, während die andere den Ellbogen hielt; sie platzte fast vor Zorn und Ärger.

«Und fährst du nach Derby?» fragte Paul.

«Ja.»

«Hat ja keinen Zweck.»

«Ich will mich selbst überzeugen.»

«Warum soll er denn nicht bleiben, wo er ist? Das ist gerade das Richtige für ihn.»

«Natürlich», rief die Mutter, «du weißt, was für ihn das Richtige ist.»

Sie machte sich fertig und fuhr mit dem ersten Zug nach Derby, wo sie ihren Sohn und den Sergeanten aufsuchte. Aber leider war alles vergebens.

Als Morel abends beim Essen saß, sagte sie plötzlich:

«Ich hab' heute nach Derby gemußt.»

Der Bergmann blickte auf, und man sah die weißen Stellen in seinem schwarzen Gesicht. «So? Warum denn?»

«Arthur.»

«Na, was ist denn schon wieder los?»

«Er hat sich nur anwerben lassen.»

Morel legte das Messer nieder und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. «Na», sagte er, «das ist doch nicht möglich.»

«Und geht morgen schon nach Aldershot.»

«Gut», rief der Bergmann. «Da haben wir den Salat.»

Er überlegte einen Augenblick, machte ‹hm› und aß dann weiter. Plötzlich verzerrte er wütend sein Gesicht. «Hoffentlich kommt der mir nie wieder in die Bude», sagte er.

«So was!» rief Frau Morel. «Red doch nicht!»

«Gewiß!» wiederholte Morel. «Wenn einer so verrückt ist und Soldat wird, soll er sehen, wie er fertig wird. Ich rühre für den keinen Finger mehr.»

«Hast ja auch schon so viel für ihn getan», sagte sie.

An diesem Abend schämte sich Morel fast, ins Wirtshaus zu gehen.

«Warst du da?» fragte Paul die Mutter, als er nach Hause kam.

«Ja.»

«Hast du ihn gesprochen?»

«Ja.»

«Und was hat er gesagt?»
«Er heulte, als ich wegging.»
«Hm.»
«Und ich auch; das Hm kannst du dir sparen.»
Frau Morel machte sich viel Sorgen wegen ihres Sohnes. Sie wußte, daß es ihm bei den Soldaten nicht gefiel. Ganz sicher nicht, denn Disziplin war ihm unerträglich.
«Aber der Arzt», erzählte sie Paul stolz, «sagte, er wäre großartig gebaut – alles in Ordnung; er hätte alle Maße. Und gut sieht er aus.»
«Großartig sieht er aus. Aber die Mädels kriegt er doch nicht so leicht wie William.»
«Nein. Er ist von Charakter anders. Er hat viel Ähnlichkeit mit seinem Vater, hat kein Verantwortungsgefühl.»
Um die Mutter zu trösten, ging Paul in dieser Zeit nicht oft nach dem Willey-Hof. In der Herbstausstellung von Schülerarbeiten im Schloß hingen zwei Studien von ihm, eine Landschaft in Aquarell und ein Stilleben in Öl, denen beide erste Preise zuerkannt wurden. Er war außer sich.
«Was glaubst du, was ich für die Bilder bekommen habe, Mutter?» fragte er, als er eines Abends nach Hause kam.
Sie sah es seinen Augen an, daß er froh war. Röte huschte ihr über das Gesicht. «Wie soll ich das wissen, Junge?»
«Einen ersten Preis für die Gläser.»
«Hm.»
«Und einen ersten Preis für die Skizze vom Willey-Hof.»
«Beides erste?»
«Ja.»
«Hm.»
Rosige Helle strahlte um sie, wenn sie auch nichts sagte.
«Ist das nicht fein?» fragte er.
«Das ist es.»
«Warum lobst du mich denn nicht in alle Himmel?»
Sie lachte. «Ich müßte dich dann wieder runterholen», sagte sie. Aber sie war voller Freude. William hatte ihr seine Sportpreise mitgebracht. Sie verwahrte sie immer noch, und seinen Tod konnte sie nicht verwinden. Arthur war hübsch, wenigstens ein gutes Exemplar, herzlich und edelmütig und würde schließlich auch noch was Ordentliches werden. Aber Paul würde sich nun hervortun. Sie glaubte fest an ihn, und das um so mehr, weil er seine eigenen Kräfte noch nicht erkannte. Noch so vieles wollte aus ihm heraus. Das Leben war für sie reich an Versprechungen. Sie würde ihre eigene Erfüllung noch erleben. Ihr Kampf war nicht umsonst gewesen.
Ohne daß Paul es wußte, ging Frau Morel öfters in die Ausstellung im Schloß. Sie wanderte durch den langen Raum, betrachtete die

andern ausgestellten Bilder. Ja, sie waren gut. Aber ihnen fehlte das gewisse Etwas, das sie verlangte, um zufrieden zu sein. Einige machten sie eifersüchtig, sie waren so gut. Lange betrachtete sie sie, versuchte, bei ihnen irgendeinen Fehler zu entdecken. Dann bekam sie plötzlich einen solchen Schrecken, daß ihr das Herz stillstand. Dort hing Pauls Bild! Sie erkannte es, als wäre es ihr ins Herz gebrannt.

Name — Paul Morel — Erster Preis.

Es sah hier in der Öffentlichkeit, an den Wänden der Schloßgalerie, an denen sie während ihres Lebens so viele Bilder gesehen hatte, so seltsam aus. Und sie blickte um sich, wollte sehen, ob jemand wohl bemerkt hatte, daß sie schon wieder vor derselben Skizze stand.

Aber sie fühlte sich so stolz. Als sie gutgekleideten Damen auf ihrem Heimwege zum Park begegnete, dachte sie bei sich: ‹Ja, sehr gut schaut ihr aus, aber ich möchte doch mal wissen, ob auch euer Sohn zwei erste Preise im Schloß hat.› Und sie ging weiter, war wohl die stolzeste kleine Frau in ganz Nottingham. Und Paul fühlte, daß er etwas für sie getan hatte, und wenn es auch nur eine Kleinigkeit war. Was er schuf, gehörte ihr.

Als er eines Tages die Castle Gate hinaufging, traf er Miriam. Am Sonntag hatte er sie besucht und rechnete gar nicht damit, sie in der Stadt zu treffen. Sie war in Begleitung einer ziemlich auffallenden blonden Frau mit mürrischem Gesicht und herausfordernder Haltung. Seltsam klein wirkte Miriam mit ihrer gebeugten, nachdenklichen Haltung neben dieser Frau mit den schönen Schultern. Forschend beobachtete Miriam Paul. Sein Blick ließ die Fremde, die keinerlei Kenntnis von ihm nahm, nicht los. Das Mädchen merkte, wie seine Männlichkeit den Kopf hob.

«Hallo!» rief er, «hast mir ja nichts davon gesagt, daß du in die Stadt kämst.»

«Nein», erwiderte Miriam halb entschuldigend. «Ich bin mit Vater zum Viehmarkt gefahren.»

Er sah auf ihre Gefährtin.

«Ich habe dir doch von Frau Dawes erzählt», sagte Miriam leiser, sie war nervös. «Clara, kennst du Paul?»

«Ich glaube, ich habe ihn schon mal gesehen», erwiderte Frau Dawes gleichgültig, während sie ihm die Hand gab. Ihre grauen Augen waren voll Verachtung, ihre Haut war wie weißer Honig, sie hatte einen vollen Mund; die leicht aufgeworfene Oberlippe schien nicht zu wissen, ob sie es war aus Verachtung gegen alle Männer oder im Wunsche, geküßt zu werden — aber doch wohl eher aus dem ersten Grund. Frau Dawes warf den Kopf nach hinten, als zöge sie sich, viel leicht wieder vor den Männern, verächtlich zurück. Sie trug einen großen, altmodischen Hut aus schwarzem Biber und ein etwas ge

sucht einfaches Kleid, in dem sie aussah, als stäke sie in einem Sack. Sie war augenscheinlich arm und hatte nicht viel Geschmack. Miriam sah meist nett aus.

«Wo haben Sie mich denn gesehen?» fragte Paul die Frau.

Sie sah ihn an, als wollte sie sich der Mühe, ihm zu antworten, gar nicht erst unterziehen. Dann sagte sie:

«Als Sie mit Louie Travers spazierengingen.»

Louie Travers war eins von den Mädchen aus der Strumpfabteilung.

«So, kennen Sie die?» fragte er.

Sie antwortete nicht. Er wandte sich an Miriam.

«Wohin geht ihr?» fragte er.

«Ins Schloß.»

«Mit welchem Zug fährst du zurück?»

«Ich fahre mit Vater. Fahre doch mit! Wann bist du fertig?»

«Leider erst um acht Uhr.»

Die beiden Frauen gingen weiter. Paul erinnete sich, daß Clara Dawes die Tochter eines alten Freundes von Herrn Leivers war. Miriam hatte sie ausfindig gemacht, weil sie früher bei Jordan Aufseherin in der Strumpfabteilung gewesen war; ihr Mann, der Schmied Baxter Dawes, hatte für die Fabrik die Eisenteile für die künstlichen Glieder gearbeitet. Durch sie, meinte Miriam, käme sie unmittelbar in Berührung mit Jordan und könnte so Pauls Stellung besser beurteilen. Aber Frau Dawes lebte von ihrem Manne getrennt und war unter die Frauenrechtlerinnen gegangen. Man sagte, sie wäre klug. Es interessierte Paul.

Baxter Dawes kannte er; er mochte ihn nicht leiden. Der Schmied war ein Mann von einunddreißig oder zweiunddreißig Jahren. Manchmal kam er durch Pauls Ecke – ein großer, stattlicher, auffallender und hübscher Mann. Eine sonderbare Ähnlichkeit bestand zwischen ihm und seiner Frau. Er hatte dieselbe weiße Haut mit dem hellen, goldenen Schimmer. Sein Haar war weich, braun, sein Schnurrbart goldfarben. Sein Wesen und seine Haltung waren ähnlich herausfordernd. Aber dann kam der Unterschied. Seine dunkelbraunen, unsteten Augen waren matt. Sie standen leicht vor, und seine Augenlider hingen darüber, so widerstrebend, daß es fast wie Haß wirkte. Sein Mund war sinnlich. Sein ganzes Wesen war freche Herausforderung, als wollte er jeden niederschlagen, der an ihm etwas auszusetzen hatte – vielleicht, weil er selbst mit sich nicht zufrieden war.

Vom ersten Tage an hatte er Paul gehaßt. Wenn er den unpersönlichen, besonnenen Künstlerblick auf seinem Gesicht fühlte, geriet er in Wut. «Was stierst du mich so an?» höhnte er laut.

Der Junge sah weg. Aber der Schmied stand hinter dem Tisch und sprach mit Herrn Pappleworth. Seine Redeweise war schmutzig, ge-

mein. Wieder fühlte er den kühlen, kritischen Blick des Jungen auf seinem Gesicht. Der Schmied fuhr herum, als hätte ihn jemand gestochen. «Was stierst du mich so an, du Schwächling?» knurrte er.

Der Junge zuckte leicht mit der Schulter.

«Warte, du...» schrie Dawes.

«Lassen Sie ihn doch in Ruhe!» erwiderte Herr Pappleworth mit jener einschmeichelnden Stimme, die bedeutet: ‹Er ist ja ein kleiner dummer Junge, und dafür kann er nichts.›

Seit dieser Zeit blickte der Junge den Mann jedesmal, wenn er vorbeikam, kritisch an und sah weg, ehe er dem Blick des Schmiedes begegnete. Das machte Dawes wütend. Schweigend haßten sich beide.

Clara Dawes hatte keine Kinder. Als sie ihren Mann verlassen hatte, war der Haushalt aufgelöst worden, und sie war zu ihrer Mutter gezogen. Dawes wohnte bei seiner Schwester. In demselben Hause wohnte auch eine Schwägerin, und Paul erfuhr, daß dieses Mädchen Louie Travers, jetzt Dawes' Frau war. Sie war ein hübsches kekkes Weib, das sich über den Jungen lustig machte und doch errötete, wenn sie auf dem Heimwege mit ihm zusammen bis an den Bahnhof ging.

An einem Samstagsabend besuchte Paul Miriam wieder. Sie hatte im Wohnzimmer Feuer gemacht und wartete auf ihn. Die andern waren, mit Ausnahme des Vaters, der Mutter und der kleinen Kinder ausgegangen, und so hatten die beiden das Wohnzimmer für sich. Es war ein langer, niedriger, warmer Raum. An der Wand hingen drei von Pauls kleinen Skizzen, auf dem Kaminsims stand seine Photographie. Auf dem Tisch und dem hohen, alten Klavier aus Rosenholz standen Vasen mit bunten Blättern. Er setzte sich in den Lehnstuhl, sie kauerte sich auf den Kaminteppich zu seinen Füßen. Warm lag der Feuerschein auf ihrem schönen, nachdenklichen Gesicht, als sie wie eine Andächtige auf dem Boden kniete.

«Wie gefiel dir Frau Dawes?» fragte sie ruhig.

«Sehr liebenswürdig scheint sie nicht», erwiderte er.

«Nein; aber meinst du nicht auch, daß sie eine schöne Frau ist?» sagte sie mit tiefer Stimme.

«Ja — die Gestalt. Aber ohne jeden Geschmack. Manches an ihr gefällt mir. Ist sie unangenehm?»

«Das glaube ich nicht. Ich glaube, sie ist unzufrieden.»

«Womit?»

«Was würdest du sagen, wenn du lebenslänglich an so einen Mann gefesselt wärest?»

«Warum hat sie ihn denn geheiratet, wenn sie ihn so bald wieder leid wurde?»

«Ja, warum», erwiderte Miriam bitter.

«Ich glaube, daß sie Kraft genug hat, es mit ihm aufzunehmen», meinte er.

Miriam senkte den Kopf. «Woraus schließt du das?» fragte sie spöttisch.

«Besieh dir ihren Mund – für die Leidenschaft geschaffen – und den Halsansatz...»; er warf wie Clara den Kopf herausfordernd zurück.

Miriam senkte den Kopf ein wenig tiefer. «Ja», sagte sie.

Einige Augenblicke schwiegen beide, er dachte an Clara.

«Und was gefiel dir an ihr?» fragte sie.

«Ich weiß es nicht so recht – ihre Haut und ihr ganzes Wesen – und ihre – ich weiß es nicht – sie hat was Wildes. Als Künstler mag ich sie, das ist alles.»

«Ja.»

Er fragte sich verwundert, warum Miriam so seltsam nachdenklich zu seinen Füßen kauerte. Es reizte ihn.

«Gefällt sie dir wirklich nicht?» fragte das Mädchen. Sie sah ihn mit ihren großen, dunklen Augen verstört an.

«Gewiß», sagte er.

«Du sollst aber nicht – du kannst doch nicht – wirklich nicht.»

«Was denn?» fragte er langsam.

«Ich weiß es nicht – vielleicht magst du sie, weil sie einen Widerwillen gegen alle Männer hat.»

Das war wahrscheinlich einer seiner eigenen Gründe dafür, daß er Frau Dawes gern mochte, aber das wurde ihm selbst nicht klar. Sie schwiegen. Er hatte die Augenbrauen zusammengezogen, was er schon gewohnheitsmäßig tat, besonders aber, wenn er mit Miriam zusammen war. Sie sehnte sich danach, sie zu glätten, und hatte doch Angst davor. Es schien der Ausdruck eines Mannes, der nicht ihr Mann in Paul Morel war. Zwischen den Blättern in der Vase waren ein paar rote Beeren. Er langte hinüber und zog ein Büschel aus der Vase.

«Wenn du die roten Beeren ins Haar stecktest», sagte er, «sähest du immer nur aus wie eine Zauberin oder Priesterin und nie wie eine Betrunkene. Warum?»

Sie lachte, und das Lachen klang so nackt und qualvoll.

«Ich weiß es nicht», erwiderte sie.

Seine kräftigen, warmen Hände spielten aufgeregt mit den Beeren. «Warum kannst du nicht lachen?» fragte er.

«Dein Lachen ist kein richtiges Lachen. Du lachst nur, wenn etwas seltsam oder ungereimt ist, und dann scheint es dir auch noch wehzutun.»

Sie neigte den Kopf, als schelte er sie.

«Ich wollte, du könntest mich mal eine Minute – nur eine Minute

anlachen. Ich habe ein Gefühl, als wenn dann irgend etwas frei würde.»

«Aber...» und sie sah ihn mit erschrockenen, ringenden Augen an, «ich lache dich ja an – ich lache ja.»

«Niemals. Immer klingt es gezwungen. Wenn du lachst, könnte ich immer weinen; es ist so, als zeige es, wie du leidest. Oh, du läßt mich die Brauen meiner Seele runzeln und nachdenklich werden.»

Langsam schüttelte sie verzweifelt den Kopf. «Und das will ich doch nicht», sagte sie.

«Bei dir bin ich immer so verdammt geistig», rief er.

Sie sagte nichts, grübelte. «Warum bist du denn nicht anders?» Aber er sah ihre kauernde, nachdenkliche Gestalt und hatte ein Gefühl, als risse sie ihn entzwei.

«Aber es ist Herbst», meinte er, «und dann fühlt sich jeder wie ein körperloser Geist.»

Wieder herrschte Schweigen.

Diese seltsame Traurigkeit zwischen ihnen ließ ihre Seele erbeben. Er schien so schön mit seinen dunkel gewordenen Augen, die aussahen, als wären sie so tief wie der tiefste Brunnen.

«Du machst mich so geistig», jammerte er, «und ich will doch nicht geistig sein.»

Mit leichtem Knall zog sie den Finger aus dem Mund und sah ihn fast herausfordernd an. Aber immer noch lag ihre Seele nackt in ihren großen, dunklen Augen, und aus ihr klang derselbe sehnende Ruf. Hätte er sie in entrückter Reinheit küssen können, er hätte es getan. Aber so konnte er sie nicht küssen, und für sie gab es wohl keinen anderen Weg. Und sie sehnte sich nach ihm.

Er lachte kurz auf. «Na», sagte er, «hole die französischen Bücher, wir wollen etwas Verlaine lesen.»

«Ja», sagte sie ergeben, mit tiefer Stimme. Und sie stand auf und holte die Bücher. Ihre ziemlich roten, kräftigen Hände sahen fast jämmerlich aus; er hätte sie so gern gestreichelt und geküßt. Aber er wagte es nicht – oder konnte es nicht. Etwas hinderte ihn. Seine Küsse waren für sie Unrecht. Sie lasen bis zehn Uhr, gingen dann in die Küche, und Paul war wieder natürlich und fröhlich mit dem Vater und der Mutter. Seine Augen waren dunkel und leuchteten; etwas Zauberhaftes lag um ihn.

Als er sein Fahrrad aus der Scheune holte, merkte er, daß der Reifen des Vorderrades ein Loch hatte.

«Hol mir ein bißchen Wasser in einer Schüssel!» sagte er zu ihr. «Ich komme zu spät, und dann kriege ich es wieder zu hören.»

Er zündete die Sturmlaterne an, zog den Rock aus, stellte das Fahrrad auf den Kopf und machte sich schnell an die Arbeit. Miriam brachte die Schüssel mit Wasser und stellte sich dicht neben ihn, sah ihn

zu. Sie sah gern seine Hände an der Arbeit. Er war flink und kräftig, selbst seine hastigen Bewegungen waren leicht. Und während er geschäftig arbeitete, schien er sie zu vergessen. Sie liebte ihn versunken. Gern hätte sie ihm mit den Händen über die Seiten gestrichen. Immer wollte sie ihn umarmen, solange er sie nicht wollte.

«So», sagte er und stand plötzlich auf. «Hättest du das auch so schnell gekonnt?»

«Nein», lachte sie.

Er reckte sich. Sein Rücken war ihr zugekehrt. Sie legte ihre beiden Hände an seine Seiten und ließ sie schnell über sie herabgleiten. «Du bist so schön», flüsterte sie. Er lachte, haßte ihre Stimme, aber ihre Hände ließen sein Blut in einer Flammenwelle aufbrausen. Sie schien ihn in all dem nicht zu bemerken. Als wäre er irgendein Gegenstand. Nie erkannte sie in ihm das Männliche. Er zündete seine Fahrradlampe an, stieß das Rad auf den Boden der Scheune, wollte sehen, ob die Reifen nun in Ordnung wären, und knöpfte den Rock zu.

«Alles in Ordnung», sagte er.

Sie versuchte die Bremse, die, wie sie wußte, zerbrochen war.

«Hast du sie instandsetzen lassen?» fragte sie.

«Nein.»

«Aber warum denn nicht?»

«Die Hinterbremse ist noch leidlich in Ordnung.»

«Aber das genügt doch nicht.»

«Ich bremse mit der Fußspitze.»

«Ich wollte, du hättest sie ausbessern lassen», murmelte sie.

«Reg dich nicht auf — komm morgen mit Edgar zum Tee!»

«Meinst du?»

«Natürlich — gegen vier. Ich komme euch entgegen.»

«Schön.»

Sie war froh. Sie gingen über den dunklen Hof an das Tor.

Er warf einen Blick nach dem Hause und sah durch das vorhanglose Küchenfenster im warmen Feuerschein Herrn und Frau Leivers' Köpfe. Es sah so gemütlich aus. Vor ihm lag dunkel die Straße mit den Fichten.

«Bis morgen», sagte er und sprang auf das Rad.

«Sei aber vorsichtig!» bat sie.

«Ja.»

Seine Stimme klang schon aus der Dunkelheit. Einen Augenblick blieb sie stehen, sah, wie das Licht seiner Laterne über den Boden in die Dunkelheit raste. Langsam wandte sie sich dem Hause zu. Über dem Walde ging der Orion auf, hinter ihm funkelte halb versteckt der Sirius. Sonst war die Welt voller Dunkelheit und Schweigen, nur in den Ställen hörte man das Atmen des Viehs; an diesem Abend be-

tete sie inbrünstig für seine Sicherheit. Wenn er sie verließ, lag sie oft in Angst da und fragte sich, ob er wohl heil nach Hause käme.

Er sauste auf seinem Rad den Hügel hinab. Die Wege waren glitschig, er mußte es sausen lassen. Er empfand Freude, als die Maschine den zweiten steilen Hang des Hügels hinunterraste. Jetzt geht's erst los, sagte er. Es war gefährlich wegen der Biegung unten in der Dunkelheit und der Brauereiwagen, deren betrunkene Fuhrleute schliefen. Sein Rad schien unter ihm zu fallen, und er hatte das gern. Achtlosigkeit ist gleichsam Rache des Mannes an seiner Frau. Er fühlt, daß er nicht geschätzt wird, und deshalb wagt er es, sich selbst zu vernichten, damit sie ihn ganz verliert.

Während er am See vorübersauste, schienen die Sterne zu springen wie Heupferde, Silber auf Schwarz. Dann kam die lange Steigung bis nach Hause.

«Sieh mal, Mutter», sagte er, als er ihr die Beeren und Blätter auf den Tisch warf.

«Hm», erwiderte sie; sie betrachtete sie, sah dann wieder weg. Sie saß allein und las, wie sie es immer tat.

«Sind die nicht hübsch?»

«Ja.»

Er wußte, daß sie böse auf ihn war. Nach einigen Minuten sagte er: «Edgar und Miriam kommen morgen zum Tee.»

Sie antwortete nicht.

«Du hast doch nichts dagegen?»

Sie antwortete immer noch nicht.

«Oder doch?» fragte er.

«Du weißt ganz genau, ob ich was dagegen habe oder nicht.»

«Weshalb aber, das sehe ich nicht ein. Ich esse doch so oft bei ihnen.»

«Das tust du.»

«Warum gönnst du ihnen den Tee nicht?»

«Wem gönne ich den Tee nicht?»

«Warum bist du denn so wütend?»

«Nun sei endlich ruhig! Du hast sie zum Tee eingeladen, und das genügt. Sie wird schon kommen.»

Er war sehr böse auf seine Mutter. Er wußte, daß sie nur gegen Miriam etwas hatte. Er zog die Stiefel aus und ging zu Bett.

Am nächsten Nachmittag ging Paul seinen Freunden entgegen. Er freute sich, als er sie kommen sah. Gegen vier Uhr langten sie zu Hause an. Überall war es sauber und still für den Sonntagnachmittag. Frau Morel saß da in ihrem schwarzen Kleid und der schwarzen Schürze. Sie stand auf und ging dem Besuch entgegen. Edgar gegenüber war sie herzlich, aber gegen Miriam kalt und ziemlich mürrisch. Und doch sah nach Pauls Meinung das Mädchen in ihrem braunen Kaschmirrock so reizend aus.

Er half der Mutter bei der Zubereitung des Tees. Miriam hätte gern ihre Hilfe angeboten, wagte es aber nicht. Er war auf sein Heim ziemlich stolz. Er meinte, es läge jetzt eine gewisse Vornehmheit über ihm. Die Stühle waren zwar nur aus Holz, und das Sofa war alt. Aber der Kaminteppich und die Kissen waren so mollig; die Bilder waren geschmackvolle Drucke; alles war einfach, und es waren viele Bücher vorhanden. Nie schämte er sich seines Heims, ebensowenig wie Miriam sich des ihren schämte, denn beide Behausungen waren so warm und so, wie sie sein sollten. Auch auf den gedeckten Tisch war er stolz; das Porzellan war hübsch, und das Tischtuch war fein. Daß die Löffel nicht aus Silber waren und die Messer keine Elfenbeingriffe hatten, spielte gar keine Rolle; alles sah nett aus. Während die Kinder heranwuchsen, hatte Frau Morel großartig gewirtschaftet, und alles schien an seinem Platze.

Miriam sprach ein wenig über Bücher. Darum drehte sich immer wieder ihr Gespräch. Aber Frau Morel war nicht herzlich und wandte sich bald an Edgar.

Früher hatten sich Miriam und Edgar immer in Frau Morels Kirchenstuhl gesetzt. Morel ging nie in die Kirche, er zog das Wirtshaus vor. Wie eine kleine Streiterin saß Frau Morel vorn in ihrem Kirchenstuhl, während Paul am anderen Ende saß und Miriam neben ihm. Dann war es in der Kirche wie zu Hause. Es war ein schöner Raum mit dunklem Gestühl und schlanken, feinen Säulen und Blumen. Seit Pauls Knabenzeit hatten immer dieselben Leute auf denselben Plätzen gesessen. Es war so schön und beruhigend, hier anderthalb Stunden neben Miriam und der Mutter zu sitzen und seine Liebe zu beiden unter dem Zauber des frommen Orts zu einer werden zu lassen. Dann durchströmte ihn Wärme, er fühlte sich glücklich und fromm zugleich. Und nach dem Gottesdienst ging er mit Miriam nach Hause, während Frau Morel den Abend mit ihrer alten Freundin Frau Burns verbrachte. Auf den Spaziergängen mit Edgar und Miriam am Sonntagabend war er immer sehr lebhaft. Nie ging er abends an den Gruben, der erleuchteten Lampenkammer, den hohen, schwarzen Fördertürmen, den Reihen der Zechenwagen, den sich langsam, schattengleich drehenden Ventilatoren vorbei, ohne lebhaft und fast bis zur Unerträglichkeit von dem Gefühl beherrscht zu werden, daß Miriam zu ihm zurückkehrte.

Lange benutzte sie aber nicht den Kirchenstuhl der Morels. Ihr Vater mietete selbst wieder einen. Er lag unter der kleinen Galerie, dem der Morels gegenüber. Wenn Paul und seine Mutter die Kirche betraten, war der Kirchenstuhl der Leivers leer. Dann befiel ihn leichte Furcht, sie käme vielleicht nicht; es war so weit, und es regnete an so vielen Sonntagen. Und dann kam sie doch noch, oft zwar sehr spät, mit ihren langen Schritten herein; sie senkte den Kopf, und der

dunkelgrüne Samthut verdeckte ihr Gesicht. Während sie ihm so gegenübersaß, war ihr Gesicht dauernd beschattet. Aber als er sie dort sitzen sah, hatte er das Gefühl, als würde seine Seele aufgewühlt. Es war eine andere Glut, ein anderes Glücksgefühl und anderer Stolz, als er der Mutter gegenüber empfand: etwas Wundervolleres war es, war weniger menschlich, seine Spannung war qualvoll, als sehne er sich nach etwas, das er nicht erreichen könnte.

Um diese Zeit fing er an, den orthodoxen Glauben zu bezweifeln. Er war einundzwanzig und sie zwanzig. Sie hatte leichte Angst vor dem Frühling: er wurde dann so wild und tat ihr so weh. Immer wieder schlug er grausam auf ihren Glauben ein. Edgar hatte Freude daran. Er war von Natur aus kritisch und ziemlich leidenschaftslos. Aber Miriam litt köstliche Qual, während der Mann, den sie liebte, mit messerscharfem Verstand ihrem Glauben zu Leibe ging, in dem sie lebte, sich bewegte und wurzelte. Aber er schonte sie nicht. Er war grausam. Und wenn sie allein waren, war er noch grausamer, als wollte er ihre Seele töten. Er ließ ihren Glauben zur Ader, daß sie fast das Bewußtsein verlor.

‹Sie jubelt, sie jubelt, daß sie ihn mir nimmt›, schrie Frau Morel in ihrem Herzen auf, wenn Paul gegangen war. ‹Sie ist nicht wie ein gewöhnliches Weib, das mir meinen Anteil an ihm läßt. Sie will ihn ganz, sie will ihn aussaugen, will ihn ganz, bis nichts mehr von ihm übrig ist, bis er sich selbst nicht mehr hat. Nie wird er ein Mann sein, der auf eigenen Füßen steht – sie saugt ihn aus.›

So saß die Mutter da, kämpfte, und bittere Gedanken füllten ihr Herz.

Kam er von seinen Spaziergängen mit Miriam nach Hause, so raste wilde Qual in ihm. Er zerbiß sich die Lippen, ballte die Fäuste und ging sehr schnell. Sperrte ein Zauntritt plötzlich seinen Weg, so blieb er einige Minuten stehen, bewegte sich nicht. Vor ihm lag wie ein tiefes Loch die Dunkelheit, auf den schwarzen Hängen funkelten kleine Lichterflecken, und im tiefsten Grunde der Nacht flackerte die Grube. Alles war so geisterhaft, so furchtbar. Warum war er so zerrissen, fast wirr, unfähig, sich zu bewegen? Warum saß die Mutter zu Hause und litt? Er wußte, daß sie sehr litt. Aber warum nur? Und warum haßte er Miriam, warum waren seine Gefühle ihr gegenüber so grausam, wenn er an seine Mutter dachte? Wenn Miriam seiner Mutter Leid verursachte, dann haßte er sie – und er haßte sie leicht. Warum erweckte sie in ihm das Gefühl der eigenen Unsicherheit, ein unbestimmtes Etwas, als könne er sich nicht dagegen wehren, daß Nacht und Raum in ihn hereinbrachen? Wie haßte er sie! Und dann wieder fluteten Zärtlichkeit und Demut über ihn hin.

Plötzlich ging er dann weiter, raste nach Hause. Seine Mutter bemerkte wohl die Qual, die ihn gepackt hielt, aber sie sagte nichts. Und

er mußte sie erst dazu bringen, daß sie zu ihm sprach. Dann war sie böse auf ihn, daß er mit Miriam so weit ging.

«Warum magst du sie denn nicht leiden, Mutter?» rief er verzweifelt.

«Ich weiß es nicht, Junge», erwiderte sie traurig. «Ich habe es versucht, immer wieder und wieder, sie gern zu haben, aber ich kann es nicht – kann es nicht.»

Bekümmert, hoffnungslos stand er zwischen den beiden.

Der Frühling war die schlimmste Zeit. Er war launenhaft, voller Spannung und grausam. Deshalb beschloß er, sie zu meiden. Dann kamen die Stunden, in denen er wußte, daß Miriam ihn erwartete. Seine Mutter merkte wohl, wie die Unruhe ihn befiel. Er konnte nicht weiterarbeiten. Er konnte nichts tun. Als zöge etwas seine Seele nach dem Willey-Hof. Dann setzte er den Hut auf und ging, ohne ein Wort zu sagen. Und seine Mutter wußte, daß er zu ihr ging. Und sobald er unterwegs war, seufzte er erleichtert auf. War er dann mit ihr zusammen, so war er wieder grausam.

Eines Märztages lag er am Ufer des Nethermere, und Miriam saß neben ihm. Es war ein schimmernder, weißblauer Tag. Über ihren Köpfen zogen große, glänzende Wolken ihren Weg, während Schatten über das Wasser huschten. Die wolkenlosen Stellen des Himmels waren von reinstem, kaltem Blau. Paul lag in dem alten Grase auf dem Rücken, sah in den Himmel. Er konnte Miriam nicht ansehen. Sie schien ihn zu wollen, und er wehrte sich. Die ganze Zeit über wehrte er sich. Er wollte ihr Leidenschaft und Zärtlichkeit entgegenbringen und konnte es nicht. Er fühlte, daß sie seine Seele, nicht ihn wollte. Seine ganze Kraft und Energie zogen wie durch einen Kanal, der sie miteinander verband, in sie hinein. Sie wollte ihm nicht begegnen, so daß sie zwei blieben, Mann und Frau waren. Sie wollte sein Innerstes in sich hineinziehen. Das aber trieb ihn in eine Spannung, die dem Wahnsinn glich, die ihn willenlos machte, als hätte er einen Zaubertrunk getrunken.

Er sprach mit ihr über Michelangelo. Während sie ihm zuhörte, hatte sie ein Gefühl, als betaste sie das bebende Gewebe, das Protoplasma des Lebens. Und daraus schöpfte sie tiefste Befriedigung. Aber am Ende hatte sie Angst. Er lag da in der weißglühenden Spannung seines Suchens, und langsam füllte seine Stimme sie mit Angst, so gleichmäßig, fast unmenschlich klang sie, als töne sie herüber aus einer anderen Welt.

«Sprich nicht mehr!» bat sie sanft und legte ihm die Hand auf die Stirn.

Er lag ganz still, konnte sich kaum bewegen. Sein Körper war wie vergangen. «Warum? Bist du müde?»

«Ja, und dich strengt es so an.»

Er stutzte, lachte kurz auf. «Du machst mich immer so», sagte er.

«Nicht absichtlich», erwiderte sie ganz leise.

«Nicht mehr absichtlich, wenn du zu weit gegangen bist und fühlst, daß du es nicht ertragen kannst. Aber dein unbewußtes Selbst will es immer von mir. Und ich glaube, ich will es auch.» Er sprach ganz ruhig, tonlos weiter: «Wenn du nur mich wolltest und nicht das, was ich dir vorrede.»

«Ich!» rief sie bitter. «Ich! Nun, wann ließest du mich dich denn nehmen?»

«Dann ist es meine Schuld», sagte er, raffte sich auf, erhob sich und redete allerlei Nichtigkeiten. Er kam sich so körperlos vor. Deswegen haßte er sie. Und er wußte, daß es auch seine Schuld war. Aber deshalb haßte er sie doch.

Um diese Zeit ging er eines Abends mit ihr nach Hause. Sie standen neben der Weide, die hinab zum Walde führte, konnten sich nicht trennen. Als die Sterne aufgingen, bedeckte sich der Himmel mit Wolken. Im Westen funkelte dann und wann der Orion, ihr Sternbild. Seine Juwelen flimmerten einen Augenblick, der Sirius stand tief, quälte sich durch den Wolkenschaum.

Unter den Sternbildern hatte der Orion für sie eine ganz besondere Bedeutung. In ihren seltsamen, gefühlsschweren Stunden hatten sie zu ihm aufgeblickt, bis sie vermeinten, in jedem seiner Sterne zu leben. Heute abend war Paul mürrisch und verdrießlich gewesen. Der Orion war ihm vorgekommen wie jedes andere Sternbild auch. Er hatte sich gegen seinen Zauber und seinen Bann gewehrt. Sorgsam beobachtete Miriam die Gemütsverfassung ihres Geliebten. Aber er sagte nichts, was ihn verriet; als der Augenblick der Trennung kam, starrte er mit düsterem Gesicht auf die Wolkenmassen, hinter denen jetzt das große Sternbild dahinzog.

Am nächsten Tage hatten sie zu Hause Besuch, und auch sie sollte kommen.

«Ich komme dir nicht entgegen», sagte er.

«Schön. Es ist draußen auch nicht angenehm», meinte sie langsam.

«Deswegen nicht – nur weil die andern es nicht gern sehen. Sie behaupten, ich kümmerte mich mehr um dich als um sie. Du verstehst doch? Du weißt doch, daß es nur Freundschaft ist.»

Miriam war erstaunt, und er tat ihr so leid. Leicht waren ihm diese Worte nicht geworden. Sie verließ ihn, wollte ihm jede weitere Demütigung ersparen. Während sie über den Weg schritt, schlug ihr feiner Regen ins Gesicht. Tief innerlich war sie verletzt; und sie verachtete ihn, weil er sich vor jeder Autorität beugte. Und unbewußt fühlte sie tief in ihrem Herzen, daß er versuchte, von ihr loszukommen. Aber nie hätte sie das zugegeben. Er tat ihr leid.

Um diese Zeit wurde Paul in Jordans Geschäft eine wichtige Person. Herr Pappleworth trat aus, wollte sein eigenes Geschäft aufma-

chen, und Paul übernahm nun bei Jordan die Aufsicht über die Strumpfabteilung. Wenn alles zur Zufriedenheit ausfiel, sollte er am Ende des Jahres dreißig Schilling wöchentlich verdienen.

Freitags abends kam Miriam immer noch zur französischen Stunde. Paul kam nicht mehr so oft nach dem Willey-Hof, und sie litt unter dem Gedanken, daß ihr Unterricht nun bald zu Ende wäre; außerdem waren beide, trotz aller Schwierigkeiten, gern zusammen. Sie lasen Balzac, machten Aufsätze und kamen sich sehr gebildet vor.

Am Freitag war Abrechnungsabend für die Bergleute. Morel rechnete ab, er verteilte den Ertrag aus dem Stollen, entweder in der New Inn in Bretty oder in seiner Wohnung, ganz wie es seine Arbeitskollegen wollten. Barker trank keinen Tropfen mehr, deshalb rechneten die Männer in Morels Wohnung ab.

Annie, die an einer auswärtigen Schule unterrichtet hatte, war jetzt wieder zu Hause. Sie war immer noch ein ausgelassenes Mädchen; sie war verlobt. Paul malte immer noch fleißig.

Freitags abends war Morel immer gut gelaunt, falls der Wochenlohn nicht gering war. Gleich nach dem Essen kramte er umher, machte alles für seine Wäsche bereit. Während die Männer abrechneten, waren die Frauen selbstverständlich nicht dabei. Frauen brauchten von solchen Männersachen, wie es die Abrechnung der Bergleute war, nichts zu wissen, auch ging sie der genaue Betrag des Wochenlohnes nichts an. Während der Vater in der Waschküche herumplantschte, ging Annie für eine Stunde zu einer Nachbarin. Frau Morel beschäftigte sich mit ihrer Backerei.

«Mach doch die Tür zu!» brüllte Morel wütend.

Annie knallte sie hinter sich zu und ging.

«Machst du sie noch mal auf, wenn ich mich wasche, haue ich dir eine runter», drohte er aus seiner Seifenlauge heraus. Paul und die Mutter runzelten die Stirn, als sie ihn hörten.

Jetzt kam er aus der Spülküche, das seifige Wasser tropfte von ihm ab, er zitterte vor Kälte.

«Meine Herrn!» sagte er. «Wo ist denn mein Handtuch?»

Es hing zum Wärmen auf einem Stuhl vor dem Feuer, sonst hätte er wieder geflucht und gewettert.

Er hockte vor dem Backfeuer nieder, um sich zu trocknen.

«Ff», machte er und tat so, als zitterte er vor Kälte.

«Lieber Gott, stell dich doch nicht so an, Mann, es ist ja gar nicht kalt.»

«Stell du dich mal nackt in die Spülküche und wasche dich», sagte der Bergmann und trocknete sich das Haar; «ist wie im Eiskeller.»

«Ich stelle mich jedenfalls nicht so an», erwiderte seine Frau.

«Du wärst dabei schon längst kaputt gegangen, wärst schon tot wie'n Backstein.»

«Warum ist denn ein Backstein toter als alles andere?» fragte Paul neugierig.

«Weiß ich nicht; man sagt das so», erwiderte der Vater. «In der Waschküche pfeift es einem durch die Rippen wie durch eine Lattentür.»

«Bei dir wäre das nicht so einfach», sagte Frau Morel. Morel sah traurig an seinen Seiten hinunter.

«Bei mir!» rief er. «Bin doch wie ein abgezogenes Kaninchen. Mir stehen die Knochen überall aus dem Leibe.»

«Ich möchte doch wissen, wo», entgegnete seine Frau.

«Überall! Bin der reinste Holzsack.»

Frau Morel lachte. Er hatte immer noch einen wunderbar jungen muskulösen Körper, ohne irgendwelchen Fettansatz. Seine Haut war glatt und rein. Es hätte der Körper eines Achtundzwanzigjährigen sein können, nur hatte er vielleicht da, wo der Kohlenstaub sitzengeblieben war, zuviel blaue Narben, die an Tätowierungen erinnerten. Auch war seine Brust zu behaart. Wehmütig strich er sich mit der Hand über die Seiten. Weil er nirgends Fett ansetzte, glaubte er fest, er wäre mager wie eine ausgehungerte Ratte.

Paul sah auf des Vaters dicke, braune, narbige Hände mit den abgestoßenen Nägeln, die jetzt über die schöne Glätte seiner Seiten strichen, und ihre Verschiedenheit fiel ihm ganz besonders auf. Es schien kaum glaubhaft, daß beide dasselbe Fleisch waren.

«Ich glaube», sagte er zu seinem Vater, «du sahst mal gut aus.»

«Ach», rief der Bergmann und sah sich bestürzt, schüchtern um wie ein Kind.

«Das täte er auch heute noch», sagte Frau Morel, «wenn er sich besser hielte und nicht zusammenkröche, als müßte er möglichst wenig Platz einnehmen.»

«Ich!» rief Morel. «Ich gut aussehen! Bin immer das reinste Skelett gewesen.»

«Mann!» rief die Frau, «red doch kein Blech!»

«Ist doch wahr», sagte er. «Solange du mich kennst, habe ich doch immer ausgesehen, als müßte ich morgen abhauen.»

Sie setzte sich und lachte. «Eine eiserne Gesundheit hast du gehabt», sagte sie, «und wenn es sich nur um den Körper handelte, hatte nie jemand bessere Aussichten als du. Hättest ihn mal als jungen Mann sehen sollen», sagte sie plötzlich zu Paul und richtete sich auf, um die früher so schöne Haltung ihres Mannes nachzumachen. Scheu beobachtete sie Morel.

Wieder sah er die Leidenschaft, die sie für ihn empfunden hatte. Einen Augenblick flackerte sie wieder über sie hin. Er war scheu, fast erschrocken und demütig. Wieder fühlte er seine alte Glut. Dann aber empfand er sofort, was alles er in diesen Jahren zerschlagen hat-

te. Er mußte jetzt was tun, irgend etwas, um nicht mehr daran zu denken.

«Wasch mir doch eben mal den Rücken», bat er sie.

Seine Frau holte einen tüchtig eingeseiften Lappen und schlug ihm auf die Schulter. Er fuhr auf.

«Alte Hexe», rief er, «kalt ist das Ding wie der Tod.»

«Hättest als Salamander auf die Welt kommen sollen», lachte sie und wusch ihm den Rücken. Nur sehr selten tat sie etwas derart Persönliches für ihn. Das taten sonst immer die Kinder. «Wenn du wieder mal auf die Welt kommst, ist sie hoffentlich wärmer», fügte sie hinzu.

«Bestimmt nicht», sagte er, «sollst mal seh'n, die ist dann noch zugiger.»

Aber sie war nun fertig. Sie trocknete ihn oberflächlich ab und ging hinauf, kam aber gleich mit seiner Hose wieder herunter. Als er abgetrocknet war, quälte er sich in sein Hemd. Dann stand er rot und glänzend mit hochstehendem Haar da, das Flanellhemd hing ihm über die Hose, und am Feuer wärmte er die Kleidungsstücke, die er anziehen wollte. Er drehte sie, wendete sie, versengte sie.

«Lieber Gott, Mann», rief Frau Morel, «zieh dich endlich an!»

«Du zögst auch nicht die eiskalte Buxe an», sagte er.

Endlich zog er die Arbeitshose aus und seinen schwarzen Anzug an. Das alles tat er auf dem Kaminteppich und hätte das auch getan, wenn Annie und ihre besten Freundinnen im Zimmer gewesen wären.

Frau Morel wendete das Brot im Ofen. Dann nahm sie aus der irdenen Schüssel, die in einer Ecke stand, eine Handvoll Teig, gab ihm die gewünschte Form und tat ihn in einen Blechkasten. Als sie das gerade tat, klopfte es, und Barker trat ein. Er war ein stiller, untersetzter, kleiner Mann, der aussah, als machte er vor keiner Steinmauer halt. Sein schwarzes Haar war kurz geschoren, sein Kopf war knochig. Wie die meisten Bergleute war er blaß, aber gesund und zäh.

«'n Abend, Frau», nickte er Frau Morel zu und setzte sich mit einem Seufzer nieder.

«Guten Abend», erwiderte sie herzlich.

«Bist aber gerannt», sagte Morel.

«Wieso?» fragte Barker. Er saß da, versuchte irgendwie zu verschwinden, wie das die Männer in Frau Morels Küche immer taten.

«Wie geht's Ihrer Frau?» fragte sie ihn.

Vor kurzem hatte er ihr erzählt: «Wir erwarten unser drittes Kind.»

«Na», antwortete er und kratzte sich den Kopf, «so einigermaßen.»

«Wann ist es denn so weit?» fragte Frau Morel.

«Wahrscheinlich schon bald, sollte mich gar nicht wundern.»

«So! Und sie fühlt sich einigermaßen?»

«Ja, so ziemlich.»

«Das ist ja ein Segen, sie gehört nicht gerade zu den Stärksten.»

«Nein! Und dann hab' ich noch eine Dummheit gemacht.»

«Was denn?» Frau Morel wußte, daß Barker nie eine große Dummheit beging.

«Ich bin ohne Markttasche gekommen.»

«Sie können meine haben.»

«Nein, die brauchen Sie selbst.»

«Nein. Ich nehme immer mein Netz.»

Sie sah, daß der kleine, entschlossene Bergmann den Wochenvorrat an Waren und Fleisch freitags abends einkaufte, und sie bewunderte ihn. «Barker ist klein, aber so ein Mann wie du ist er zehnmal», sagte sie zu ihrem Mann.

Jetzt kam Wesson herein. Er war mager, sah fast krank aus, war trotz seiner sieben Kinder von kindlicher Unbefangenheit und lächelte immer etwas albern. Aber seine Frau war ein sehr leidenschaftliches Weib.

«Hast mich ja nicht abgeholt», sagte er und lächelte dabei ziemlich geistlos.

«Ja», erwiderte Barker.

Der eben Gekommene nahm die Mütze und das dicke, wollene Halstuch ab. Seine Nase war spitz und rot.

«Ich glaube, Sie frieren», sagte Frau Morel.

«Ist so'n bißchen frostig», erwiderte er.

«Setzen Sie sich doch ans Feuer!»

Beide Bergleute saßen im Hintergrund; sie ließen sich nicht bewegen, sich an den Ofen zu setzen. Der Herd gehört nur der Familie.

«Setz dich in den Lehnstuhl!» rief Morel aufgeräumt.

«Nein, danke. Ich sitze hier ganz gut.»

«Nun kommen Sie doch», bestand Frau Morel.

Er stand auf und kam verlegen näher. Verlegen setzte er sich in Morels Sessel. Das war zu große Vertraulichkeit. Aber das Feuer machte ihn freudig glücklich.

«Und wie geht's mit der Brust?» fragte Frau Morel.

Er lächelte wieder, seine blauen Augen sahen fast sonnig aus.

«Ach, so einigermaßen», sagte er.

«Rasseln tut's drin wie in einer Kesselpauke», sagte Barker kurz.

«Tttt», machte Frau Morel schnell mit der Zunge. «Haben Sie sich auch die Flanelljacke machen lassen?»

«Noch nicht», lächelte er.

«Aber warum denn nicht?» rief sie.

«Wird schon gemacht», lächelte er.

«Ja, am Jüngsten Tag», sagte Barker.

Barker und Morel waren beide böse auf Wesson. Aber sie hatten auch beide eisenharte Körper.

Als Morel fast fertig war, schob er Paul den Sack mit dem Gelde hin.

«Zähl's mal, Junge!» bat er bescheiden.

Paul hob ungeduldig den Kopf von den Büchern und der Zeichnung, entleerte den Sack auf den Tisch. Der Sack enthielt fünf Pfund in Silber, Sovereigns und anderes Geld. Paul zählte schnell, sah die Belege nach, auf denen die Kohlenmenge angegeben war, ordnete das Geld. Dann warf Barker einen Blick auf die Belege.

Frau Morel ging hinauf, und die drei Männer setzten sich an den Tisch. Als Hausherr saß Morel jetzt im Lehnstuhl, wandte den Rükken gegen das warme Feuer. Die beiden Arbeitskollegen hatten kühlere Sitze. Keiner von ihnen zählte das Geld.

«Wieviel bekam Simpson doch noch?» fragte Morel, und die Bergleute machten eine Minute spitzfindige Bemerkungen über den Verdienst des Tagearbeiters. Dann wurde der Betrag für ihn beiseite gelegt.

«Und Bill Naylor?»

Auch dieses Geld wurde von dem Haufen genommen.

Wesson wohnte in einem Hause, das der Gesellschaft gehörte, und da seine Miete im voraus abgezogen wurde, nahmen sich Morel und Barker jeder vier und sechs. Morels Kohlen waren schon gekommen, die Wasserleitung war instand gesetzt, die Beträge hierfür waren ihm abgezogen worden, und Barker und Wesson erhielten jeder vier Schilling. Dann war alles in Ordnung. Morel gab jedem so lange einen Sovereign, wie welche da waren, jedem eine halbe Krone, bis auch diese verteilt waren, jedem einen Schilling, bis auch von diesen keine mehr da waren. War am Schluß noch Geld übrig, das man nicht teilen konnte, so nahm es Morel und hielt die andern frei.

Dann standen die drei Männer auf und verließen das Haus. Morel verschwand, ehe seine Frau herunter kam. Sie hörte, wie die Tür geschlossen wurde, und kam herunter. Schnell sah sie nach dem Brot im Ofen. Dann blickte sie auf den Tisch, auf dem ihr Geld lag.

Paul hatte die ganze Zeit gearbeitet. Aber nun fühlte er, daß die Mutter das Wochengeld zählte und der Zorn in ihr aufflammte.

«Tztztz», machte ihre Zunge.

Er runzelte die Stirn. Er konnte nicht arbeiten, wenn sie böse war. Sie zählte das Geld noch einmal.

«Kümmerliche fünfundzwanzig Schilling», rief sie. «Wie hoch war denn die Abrechnung?»

«Zehn Pfund und elf», sagte Paul gereizt. Vor dem, was nun kam, hatte er Angst.

«Und da gibt er mir lumpige fünfundzwanzig, und dazu ist der Vereinsbeitrag diese Woche fällig. Aber ich kenne ihn. Er glaubt, weil du verdienst, brauchte er nicht länger für den Haushalt zu sorgen.

Wenn er sein Geld nur durch die Gurgel jagen kann! Aber ich will's ihm schon stecken.»

«Laß doch, Mutter!» rief Paul.

«Was soll ich lassen, das möchte ich mal wissen!» rief sie.

«Fang doch nicht wieder an, ich kann sonst nicht arbeiten.»

Sie wurde ganz ruhig. «Ja, ist schon gut», sagte sie, «aber wie soll ich nur zurechtkommen?»

«Wird es besser, wenn du dich darüber aufregst?»

«Ich möchte dich mal sehen, wenn du für alles zu sorgen hättest.»

«Es dauert ja nicht mehr lange. Kannst mein Geld haben. Laß den doch laufen!»

Er setzte sich wieder an die Arbeit, und sie band wütend die Bänder ihres Hutes. Er konnte es nicht ertragen, daß sie ärgerlich war. Und sie sollte das endlich begreifen.

«Die beiden oberen Brote sind in zwanzig Minuten soweit. Vergiß sie nicht!» sagte sie.

«Ja», antwortete er, und sie ging auf den Markt.

Er war jetzt allein und arbeitete. Aber in seine sonst so starke Sammlung brach Unruhe. Er lauschte auf das Hoftor. Ein Viertel nach sieben wurde leise geklopft, und Miriam trat ein.

«Ganz allein?» fragte sie.

«Ja.»

Sie nahm die Mütze ab, zog den langen Mantel aus und hängte beides auf, als wäre sie zu Hause. Es durchzuckte ihn. Dies könnte ihr eigenes Haus sein, seines und ihres. Dann kam sie an den Tisch und sah auf seine Arbeit. «Was ist das?» fragte sie.

«Immer noch Entwürfe für Stoffe und Stickereien.»

Kurzsichtig beugte sie sich über die Zeichnungen.

Es reizte ihn, daß sie so in alles hineinblickte, was ihm gehörte, ihm nachspürte. Er ging in das Wohnzimmer und kam mit einem Stück bräunlichen Leinens zurück. Er faltete es sorgfältig auseinander und breitete es auf dem Fußboden aus. Es war ein Vorhang, ein Türgehänge, das mit einem herrlichen Rosenmuster bemalt war. «Wie schön!» rief sie.

Vor ihren Füßen lag der ausgebreitete Stoff mit den wundervollen, roten Rosen und den dunkelgrünen Stämmen; alles war so einfach und wirkte doch unangenehm. Sie kniete vor ihm nieder, ihre dunklen Locken fielen nach vorn. Er sah sie wollüstig kauern vor dem, was er geschaffen hatte, und schneller schlug ihm das Herz.

Plötzlich sah sie zu ihm auf.

«Warum wirkt es so grausam?» fragte sie.

«Was?»

«Es ist etwas Grausames darin», sagte sie.

«Ob so oder so, es ist schon gut», antwortete er und legte mit zärt-

lichen Händen seine Arbeit wieder zusammen. Langsam, nachdenklich stand sie auf. «Und was hast du damit vor?» fragte sie.

«Ich will's an Liberty schicken. Ich hatte es für Mutter gearbeitet, aber ich glaube, sie hätte lieber das Geld.»

«Ja», sagte Miriam. Seine Worte hatten etwas bitter geklungen, und Miriam fühlte mit ihm. Sie hätte sich aus Geld nichts gemacht.

Er brachte den Stoff wieder in das Wohnzimmer. Als er zurückkam, warf er Miriam ein kleineres Stück hin. Es war eine Kissenplatte mit derselben Zeichnung.

«Das habe ich für dich gearbeitet», sagte er.

Sie faßte die Arbeit mit zitternden Händen und sagte kein Wort.

Er wurde verlegen.

«Lieber Gott, das Brot», rief er.

Er nahm die obersten Brote heraus, beklopfte sie kräftig. Sie waren gar. Er legte sie zum Abkühlen auf den Herd. Dann ging er in die Spülküche, befeuchtete die Hände, nahm den letzten, weißen Teig aus der Schüssel und tat ihn in eine Blechform. Miriam beugte sich immer noch über ihr bemaltes Stück Stoff. Er stand da, rieb die Teigkrümchen von den Händen.

«Gefällt es dir?» fragte er.

Sie sah ihn an, und ihre dunklen Augen waren leuchtende Liebe. Er lachte unbehaglich. Dann sprach er über die Zeichnung. Tiefste Freude gewährte ihm immer eine Unterhaltung über seine Arbeit mit Miriam. Wenn er über seine Arbeit sprach und sie überdachte, lebte in dieser Aussprache mit ihr all seine wilde Leidenschaft. Sie regte seine Phantasie an. Sie verstand nicht, verstand ebensowenig, wie eine Frau es versteht, wenn sie ein Kind in ihrem Leibe empfängt. Aber für sie und ihn bedeutete dieses das Leben.

Während sie sprachen, kam ein junges Mädchen von ungefähr zweiundzwanzig Jahren ins Zimmer. Sie war klein, blaß, hohläugig, aber der Blick ihrer Augen war hart. Sie war mit den Morels befreundet.

«Leg doch ab!» sagte Paul.

«Nein, ich will nicht bleiben.»

Sie setzte sich Paul und Miriam, die auf dem Sofa saßen, gegenüber in den Lehnstuhl. Miriam rückte ein wenig von ihm ab. Es war heiß im Zimmer, roch nach frischem Brot. Braune, knusprige Brote lagen auf dem Herd.

«Dich hätte ich heute abend hier nicht vermutet, Miriam Leivers», meinte Beatrice böse.

«Warum nicht?» erwiderte Miriam leise.

«Zeig doch mal deine Schuhe!»

Miriam rührte sich nicht, fühlte sich sehr unbehaglich.

«Wenn nicht, dann nicht», lachte Beatrice.

Miriam schob die Füße unter dem Rock vor. Ihre Schuhe wirkten

so sonderbar, unentschlossen, verrieten, wie gewissenhaft und mißtrauisch sie gegen sich war. Sie waren voller Schmutz.

«Sieh mal einer! Bist ja der reinste Dreckhaufen», rief Beatrice. «Wer macht dir denn die Stiefel sauber?»

«Ich selbst.»

«Dann hast du ja eine nette Arbeit vor dir», sagte Beatrice.

«Mich hätten heute abend keine tausend Männer hierher gelockt. Aber Liebe kümmert sich um keinen Schlamm, nicht wahr, Apostel, mein Entchen?»

«Inter alia», antwortete er.

«Lieber Gott, nun redest du auch noch fremde Sprachen. Was heißt das denn, Miriam?»

Leichter Spott klang in ihrer Frage, aber Miriam merkte es nicht.

«Unter anderm, glaube ich», sagte sie bescheiden.

Beatrice steckte die Zunge zwischen die Zähne und lachte böse.

«Unter anderm, Apostel?» wiederholte sie. «Glaubst du denn, Liebe kümmerte sich nicht um Mutter und Vater, um Schwestern und Brüder, um Freunde und Freundinnen, nicht um den Liebsten?» Sie tat ganz unschuldig.

«Ja, sie ist eine große Unbekümmertheit», erwiderte er.

«Und lacht sich ins Fäustchen, Apostel Morel, glaube mir's», sagte sie und lachte wieder ihr leises, böses Lachen.

Miriam saß in sich zurückgezogen da. Alle Freundinnen Pauls waren gegen sie, und er ließ sie im Stich — schien sich dann auf diese Weise an ihr zu rächen.

«Bist du noch an der Schule?» fragte Miriam Beatrice.

«Ja.»

«Dann hat man dir noch nicht gekündigt?»

«Das erwarte ich zu Osten.»

«Es ist doch eine Gemeinheit, dich zu entlassen, weil du die Prüfung nicht bestanden hast.»

«Ich weiß nicht», antwortete Beatrice kühl.

«Agathe sagt, du unterrichtest genauso gut wie jede andere auch. Mir kommt das so albern vor. Warum bist du denn durchgefallen?»

«Keinen Verstand, was, Apostelchen?» fragte Beatrice kurz.

«Für bissige Bemerkungen genügt er», erwiderte Paul lachend.

«Widerlicher Bursche», rief sie, sprang auf und schlug ihn. Sie hatte schöne, kleine Hände.

Er hielt ihre Handgelenke gepackt, während sie sich mit ihm balgte. Schließlich machte sie sich frei, griff ihm mit beiden Händen in das dichte, dunkelbraune Haar und zerrte daran.

«Beat!» sagte er, während sie ihm das Haar zerzauste. «Ich hasse dich.»

Sie lachte froh. «Schadet nichts! Ich will neben dir sitzen.»

«Lieber neben einer Füchsin», sagte er, machte ihr aber doch zwischen sich und Miriam Platz.

«Würde die ihm sein schönes Haar auch so zerzausen?» rief sie. Sie nahm ihren Kamm und kämmte es wieder glatt. «Und das niedliche Schnurrbärtchen!» rief sie. Sie bog ihm den Kopf nach hinten und kämmte seinen jungen Schnurrbart. «Ein böser Bart, Apostelchen», lachte sie. «Rot, weil gefährlich. Hast du eine Zigarette?»

Er holte die Zigarettendose aus der Tasche. Beatrice sah hinein.

«Denke dir, ich nehme Connies letzte Zigarette», sagte Beatrice und steckte sie sich zwischen die Zähne.

Er reichte ihr ein brennendes Streichholz, und sie rauchte zierlich.

«Vielen Dank, Liebling», entgegnete sie spöttisch. Sie empfand böse Freude. «Macht er das nicht ganz reizend, Miriam?» fragte sie.

«Sehr!» sagte Miriam.

Er nahm selbst eine Zigarette.

«Feuer, mein Jung?» fragte Beatrice und hielt ihm die Zigarette hin. Er beugte sich vor, um seine Zigarette an der ihren anzuzünden. Während er das tat, blinzelte sie ihm zu. Miriam sah, wie seine Augen flackerten, wie sein voller, fast sinnlicher Mund bebte. Er war nicht mehr er selbst, und sie konnte es nicht ertragen. Wie er jetzt war, hatte sie keine Verbindung mit ihm; sie hätte gerade so gut nicht zu leben brauchen. Sie sah die Zigarette zwischen seinen vollen Lippen beben. Sie haßte sein volles Haar, das ihm in die Stirn hing.

«Mein Süßer!» rief Beatrice, hob sein Kinn und küßte ihn leicht auf die Wange.

«Gleich küsse ich dich auch, Beatrice», sagte er.

«Das gibt es nicht», kicherte sie und sprang auf. «Ist das nicht schamlos, Miriam?»

«Gewiß», sagte Miriam. «Vergißt du auch nicht das Brot?»

«Lieber Gott!» rief er und riß die Ofentür auf.

Bläulicher Qualm und der Geruch von verbranntem Brot strömten hervor.

«Nette Bescherung!» rief Beatrice und trat neben ihn. Er kniete vor dem Ofen nieder, und sie sah ihm über die Schulter.

«Das kommt von der Liebe, mein Jung.»

Reumütig zog Paul die Brote hervor. Eins war an der heißen Seite ganz schwarz; ein andres war steinhart. «Arme Mama», sagte Paul.

«Kratz es doch ab!» rief Beatrice. «Hol mir doch mal die Muskatreibe!»

Sie stellte das Brot im Ofen zurecht. Er holte die Reibe, und sie kratzte das Brot ab, das sie auf eine Zeitung auf den Tisch legte. Er machte die Türen auf, damit sich der Geruch nach verbranntem Brot verzöge. Beatrice kratzte, rauchte dabei die Zigarette, schlug die Kohle von dem armen Brot.

«Wort drauf, Miriam, diesmal kriegst du es aber», sagte Beatrice.

«Ich?» rief Miriam verwundert.

«Sei lieber nicht im Hause, wenn seine Mutter kommt. Ich weiß, warum König Alfred die Kuchen anbrennen ließ. Jetzt verstehe ich das! Apostelchen könnte sich ja eine Geschichte ausdenken, daß er über der Arbeit alles andere vergessen hat, wenn er glaubte, daß es Zweck hätte. Wäre das alte Weib ein bißchen früher hereingekommen, so hätte sie dem verfluchten Ding, dessentwegen er alles vergaß, was hinter die Ohren gehauen und nicht dem armen Alfred.»

Sie kicherte, während sie weiter an dem Brot herumschabte. Selbst Miriam mußte lachen. Paul schürte traurig das Feuer.

Man hörte, wie das Gartentor zugeschlagen wurde.

«Schnell!» rief Beatrice und gab Paul das abgekratzte Brot. «Wickle es in ein feuchtes Tuch!»

Paul verschwand in die Spülküche. Beatrice warf das Geschäbsel schnell ins Feuer und setzte sich ganz unschuldig hin. Annie stürmte herein. Sie war ein rasches, ganz nettes, junges Weib. In dem hellen Licht blinzelte sie mit den Augen.

«Riecht verbrannt», sagte sie.

«Kommt von den Zigaretten», sagte Beatrice ganz ehrbar.

«Wo ist Paul?»

Leonard war mit Annie gekommen. Er hatte ein langes, komisches Gesicht und blaue, sehr traurige Augen.

«Ich glaube, er hat euch allein gelassen, damit ihr euch endlich mal vertragt», sagte er.

Er nickte Miriam freundlich zu und war gegen Beatrice leicht spöttisch.

«Nein», meinte Beatrice, «er ist mit Nummer neun ausgegangen.»

«Nummer fünf traf ich eben, hat nach ihm gefragt», sagte Leonard.

«Ja, wir müssen ihn uns teilen, wie Salomon das Kind», sagte Beatrice.

Annie lachte.

«Ja, ja», sagte Leonard. «Und welches Stück bekämst du dann?»

«Ich weiß es nicht», sagte Beatrice. «Erst sollen sich alle anderen was nehmen.»

«Und dann nimmst du, was übrig bleibt», lächelte Leonard und machte ein komisches Gesicht.

Annie sah in den Ofen. Um Miriam kümmerte sich niemand.

Paul kam in die Küche.

«Das Brot sieht ja fein aus, Paul!» sagte Annie.

«Bleib du doch zu Hause und achte drauf!» versetzte Paul.

«Du meinst wohl, du hättest das tun sollen, was du verpudelt hast», erwiderte Annie.

«Ganz richtig», rief Beatrice.

«Hast doch gerade genug zu tun», sagte Leonard.

«Der Weg war heute sicher scheußlich, Miriam», sagte Annie.

«Das wohl, aber ich war die ganze Woche nicht . . .»

«Und wolltest mal eine kleine Abwechslung», meinte Leonard freundlich.

«Kannst auch nicht ewig zu Hause sitzen», stimmte Annie bei. Sie war ganz liebenswürdig. Beatrice zog den Mantel an und ging mit Annie und Leonard weg. Sie wollte ihren Liebsten treffen.

«Vergiß das Brot nicht, Paúl!» rief Annie. «Gute Nacht, Miriam. Hoffentlich regnet es nicht.»

Als alle weg waren, holte Paul das eingewickelte Brot, wickelte es aus und betrachtete es traurig. «Es ist ein Jammer», sagte er.

«Aber», antwortete Miriam ungeduldig, «was ist es schon, zwei und einen halben Penny!»

«Ja – aber die Mutter hat's nun mal gebacken, und sie ärgert sich sicher. Aber es hat ja keinen Zweck, sich weiter darüber zu grämen.» Er brachte das Brot wieder in die Spülküche.

Etwas lag zwischen ihm und Miriam. Unschlüssig stand er einige Augenblicke ihr gegenüber, überlegte, dachte an sein Benehmen mit Beatrice. Innerlich fühlte er sich schuldig und war doch auch wieder froh. Aus irgendeinem unerforschlichen Grunde geschah es Miriam schon recht. Er wollte nichts bereuen. Sie fragte sich, worüber er wohl nachdachte, während er so unschlüssig dastand. Sein dichtes Haar hing ihm in die Stirn. Warum sollte sie es nicht zurückstreichen und die Spuren von Beatrices Kamm verwischen? Warum konnte sie nicht seinen Körper mit beiden Händen drücken? Er sah so fest aus, und alles an ihm lebte. Und andere Mädchen ließ er es tun, warum nicht sie?

Plötzlich wurde er lebendig. Sie fuhr fast erschrocken zusammen, als er schnell das Haar aus der Stirn strich und auf sie zukam. «Halb neun», sagte er. «Nun aber mal los! Zeig mal das Französisch!»

Scheu und mit bitteren Gefühlen holte Miriam das Übungsheft hervor. Jede Woche schrieb sie für ihn eine Art Tagebuch ihres inneren Lebens in ihrem eigenen Französisch. Er hielt dies für den einzigen Weg, sie an die Aufsätze zu bekommen. Und ihr Tagebuch war meist ein Liebesbrief. Er würde es jetzt lesen; sie hatte ein Gefühl, als würde die Geschichte ihrer Seele in seiner augenblicklichen Stimmung von ihm entweiht. Er setzte sich neben sie. Sie beobachtete seine Hand, wie sie, fest und warm, in dem Heft streng ihre Striche machte. Er las nur das Französisch, merkte nichts von ihrer Seele, die darin bebte. Aber mählich vergaß seine Hand ihre Arbeit. Er las ganz still, bewegungslos. Sie erbebte.

«*Ce matin les oiseaux m'ont éveillé*», las er. «*Il faisait encore un crépuscule. Mais la petite fenêtre de ma chambre était blême, et puis*

jaûne, et tous les oiseaux du bois éclatèrent dans un chanson vif et résonnant. Toute l'aûbe tressaillit. J'avais rêvé de vous. Est-ce que vous voyez aussi l'aûbe? Les oiseaux m'éveillent presque tous les matins, et toujours il y a quelque chose de terreur dans le cri des grives. Il est si clair . . .»

Zitternd, halb beschämt saß Miriam da. Er rührte sich nicht, versuchte zu verstehen. Er wußte nur, daß sie ihn liebte. Und er hatte Angst vor ihrer Liebe zu ihm. Sie war für ihn zu gut, und er war ihrer nicht wert. Seine Liebe war falsch, nicht ihre. Beschämt korrigierte er ihre Arbeit, schrieb bescheiden Verbesserungen über ihre Wörter. «Sieh», sagte er ruhig, «das mit avoir verbundene Partizip der Vergangenheit richtet sich nach dem vorangehenden Akkusativobjekt.»

Sie beugte sich vor, versuchte zu sehen und zu verstehen. Ihre losen, feinen Locken kitzelten sein Gesicht. Er fuhr auf, als wären sie glühendheiß, erschauderte. Er sah, wie sie auf die Seite blickte; ihre roten Lippen waren qualvoll geöffnet, das schwarze Haar fiel in feinen Strähnen über ihre braun-rötlichen Wangen. Ihre Farben waren reich wie die des Granatapfels. Er atmete schwer, während er sie beobachtete. Plötzlich sah sie zu ihm auf. Nackt stand in ihren dunklen Augen die Liebe, ängstlich sich sehnend. Auch seine Augen waren dunkel, und sie quälten sie. Sie schienen sie zu meistern. Sie verlor alle Selbstbeherrschung, war ganz Furcht. Und er wußte, daß er etwas aus sich vertreiben mußte, bevor er sie küssen konnte. Und wieder kroch es wie Haß gegen sie in sein Herz. Er beschäftigte sich weiter mit ihrer Arbeit.

Plötzlich warf er den Bleistift hin, war mit einem Satz am Ofen, wandte das Brot um. Für Miriam war er zu schnell. Sie fuhr auf, empfand wirklichen Schmerz. Etwas Grausames lag in der schnellen Art, wie er das Brot aus der Blechform nahm und wieder hineintat. Wäre er in seinen Bewegungen nur weich gewesen, wie reich und geborgen hätte sie sich gefühlt! Aber so taten sie ihr nur weh.

Er kam zurück und sah die Arbeit zu Ende durch.

«Diese Woche hast du gut gearbeitet», sagte er.

Sie sah, daß ihre Aufzeichnungen ihm schmeichelten, aber das entschädigte sie nicht ganz.

«Manchmal blühst du wirklich auf», meinte er, «du solltest Gedichte schreiben.»

Froh hob sie den Kopf, dann schüttelte sie ihn mißtrauisch.

«Ich wage es nicht», sagte sie.

«Du solltest es trotzdem versuchen.»

Wieder schüttelte sie den Kopf.

«Sollen wir was lesen, oder ist es schon zu spät?» fragte er.

«Es ist spät, aber ein bißchen können wir vielleicht doch noch lesen», bat sie.

Sie bekam jetzt die Nahrung für ihr Leben in der nächsten Woche. Er ließ sie Baudelaires ‹Le Balcon› abschreiben. Dann las er es ihr vor. Sanft und schmeichelnd war seine Stimme, wurde dann aber fast brutal. Leidenschaftlich und bitter bewegte er die Lippen, zeigte die Zähne, wenn er sehr erregt war. Und das tat er auch jetzt. Miriam hatte ein Gefühl, als träte er sie unter die Füße. Sie wagte es nicht, ihn anzusehen, saß mit gebeugtem Kopfe da. Sie begriff gar nicht, warum er in solche Aufregung, solche Wut geriet. Das machte sie ganz elend. Im ganzen mochte sie Baudelaire nicht leiden – ebensowenig wie Verlaine.

Ganz einsam steht ein Hochlandkind
Auf einem weiten Feld und singt.

Das war Nahrung für ihr Herz. Auch ‹Schön Ines›. Und:

So herrlich war der Abend, ruhig, rein,
Wie eine Nonn' er heilgen Frieden atmet.

Das war wie sie. Und da saß er nun, sagte mit bitterer, heiserer Stimme: «*Tu te rappelleras la beauté des caresses.*»

Das Gedicht war zu Ende; er nahm das Brot aus dem Ofen, legte die verbrannten Brote unten in die Schüssel, die guten obendrauf. Das verbrannte Brot ließ er eingewickelt in der Spülküche liegen.

«Das braucht Mutter erst morgen zu erfahren», sagte er. «Dann nimmt sie es leichter als heute abend.»

Miriam sah in das Bücherfach, sah, welche Postsachen und Briefe er erhalten hatte, sah, welche Bücher dort standen. Sie nahm eins, das ihn interessiert hatte. Dann drehte er das Gas aus, und sie machten sich auf den Weg. Er schloß die Tür nicht ab.

Erst um ein Viertel vor elf war er wieder zu Hause. Seine Mutter saß im Schaukelstuhl. Annie saß mit halb gelöstem Haar auf einem niedrigen Stuhl vor dem Feuer, stützte verdrießlich die Ellbogen auf die Knie. Auf dem Tisch lag ausgewickelt das verbrannte Brot. Paul kam ziemlich außer Atem ins Zimmer. Niemand sagte ein Wort. Seine Mutter las die kleine Lokalzeitung. Er zog den Mantel aus und setzte sich auf das Sofa. Seine Mutter rückte knapp zur Seite, damit er vorbei könnte. Niemand sprach. Er fühlte sich sehr unbehaglich. Einige Minuten saß er da, tat so, als läse er ein Stück Zeitung, das auf dem Tisch lag. Dann sagte er: «Das Brot hatte ich ganz vergessen, Mutter.»

Keine der beiden Frauen antwortete.

«Nun», sagte er, «es ist ja nur zwei und einen halben Penny wert. Ich gebe dir das Geld dafür.»

Ärgerlich warf er drei Pennies auf den Tisch und schob sie der Mutter hin. Sie wandte den Kopf ab. Ihr Mund war fest geschlossen.

«Ja», sagte Annie, «du weißt gar nicht, wie schlecht es Mutter geht.» Düster blickte das Mädchen ins Feuer.

«Wieso schlecht?» fragte Paul anmaßend.

«Ja», erwiderte Annie, «sie konnte kaum nach Hause kommen.»

Er sah die Mutter scharf an. Sie sah krank aus. «Warum konntest du kaum nach Hause kommen?» fragte er sie wieder barsch.

Sie aber antwortete nicht.

«Schneeweiß saß sie hier», sagte Annie, und es klang wie Tränen in ihrer Stimme.

«Aber wieso, warum denn?» fragte Paul eindringlicher. Er runzelte die Stirn, seine Augen öffneten sich leidenschaftlich.

«Jeder andere wäre auch darunter zusammengebrochen», sagte Frau Morel, «alle diese Pakete, Fleisch und Grünkram und ein paar Gardinen...»

«Warum schlepptest du dich denn mit den Sachen ab?»

«Wer soll es denn sonst tun?»

«Annie kann doch das Fleisch holen.»

«Ja, und ich hätte das Fleisch auch geholt, wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte. Du warst natürlich mit Miriam unterwegs, anstatt zu Hause zu sein, als Mutter heimkam.»

«Und was ist denn nun geschehen?» fragte Paul die Mutter.

«Ich glaube, es ist das Herz», erwiderte sie. Um den Mund sah sie bläulich aus.

«Und hast du das schon früher gespürt?»

«Ja... schon oft.»

«Warum hast du mir das denn nicht gesagt? Warum bist du nicht zum Arzt gegangen?»

Frau Morel rückte in ihrem Stuhl hin und her, ärgerte sich, weil er so drohend zu ihr sprach.

«Du merkst ja auch nichts», sagte Annie. «Bist ja immer nur mit Miriam unterwegs.»

«So! Mehr als du mit Leonard ganz gewiß nicht.»

«Ich war um ein Viertel vor zehn zu Hause.»

Eine Zeitlang herrschte Schweigen im Zimmer.

«Ich hätte doch nicht geglaubt», sagte Frau Morel bitter, «daß sie dich so sehr in Anspruch nähme, daß du einen ganzen Ofen voll Brot verbrennen läßt.»

«Beatrice war genauso gut hier wie sie.»

«Sicher. Aber wir wissen doch, warum das Brot verbrannt ist.»

«Warum denn?» fuhr er auf.

«Weil du dich nur mit Miriam beschäftigtest», sagte Frau Morel hitzig.

«Natürlich..., aber so war es nämlich diesmal nicht», erwiderte er ärgerlich. Ihm war ganz elend zumute. Er nahm eine Zeitung und fing an zu lesen.

Mit aufgeknöpfter Bluse und herabhängenden Zöpfen ging Annie zu Bett, bot ihm ganz knapp gute Nacht.

Paul saß da und tat so, als läse er. Er wußte, daß seine Mutter ihn schelten wollte. Er wollte auch wissen, was sie so krank gemacht hatte, denn er war sehr besorgt. Anstatt schlafen zu gehen, was er gern getan hätte, blieb er sitzen und wartete. Es herrschte drückendes Schweigen. Laut tickte die Uhr.

«Geh lieber zu Bett, bevor der Vater kommt», sagte die Mutter barsch. «Und wenn du noch was essen willst, hole es dir!»

«Ich will nichts.»

Gewöhnlich brachte ihm die Mutter am Freitagabend, dem Abend des Wohllebens für die Bergleute, irgendeine Kleinigkeit zum Abendessen mit. Aber heute abend war er zu ärgerlich, es sich aus dem Speiseschrank zu holen. Und das beleidigte sie.

«Wenn du für mich am Freitagabend mal nach Selby gehen solltest, das Theater möchte ich sehen!» sagte Frau Morel. «Aber wenn sie dich abholt, bist du nie zu müde. Willst dann nicht einmal essen und trinken.»

«Ich kann sie doch nicht allein gehen lassen.»

«So? Und warum kommt sie denn?»

«Nicht, weil ich sie darum bitte.»

«Sie kommt doch nicht, wenn du es nicht willst...»

«Ja, und wenn ich es nun will...», erwiderte er.

«Wäre mir schon recht, wenn das alles Sinn und Verstand hätte. Aber Meilen weit durch den Dreck laufen, um gegen Mitternacht nach Hause zu kommen, und dann am nächsten Morgen in aller Früh wieder nach Nottingham...»

«Und wenn ich das auch nicht brauchte, du sprächst genau so.»

«Ja, das täte ich auch, weil die ganze Sache so sinnlos ist. Ist die denn so fesselnd, daß du immer hinter ihr her sein mußt?»

Frau Morel war voll bitteren Spotts. Sie sagte nichts mehr, sah ihn nicht an, strich mit rhythmischer, harter Bewegung über ihre schwarze Satinschürze. Paul konnte diese Bewegung nicht ohne innere Qual sehen.

«Ich mag sie gern», erklärte er, «aber...»

«Gern haben!» sagte Frau Morel mit demselben Spott. «Es scheint mir fast, daß du nichts und niemanden anders gern hast. Für dich ist weder Annie noch ich, noch sonst jemand vorhanden.»

«Nein, so ein Unsinn! Mutter, du weißt doch, daß ich sie nicht liebe. Ich sage dir und sage es dir nochmals, ich liebe sie nicht – ich gehe nicht einmal Arm in Arm mit ihr, weil ich das nicht will.»

«Warum rennst du denn alle Augenblicke zu ihr?»

«Ich spreche gern mit ihr – das habe ich noch nie bestritten. Aber lieben tue ich sie nicht.»

«Es gibt doch auch noch andere Menschen, mit denen du sprechen kannst.»

«Aber nicht über Dinge, die wir beide besprechen. Es gibt so viele Dinge, die euch nicht interessieren, die . . .»

«Welche Dinge?»

Frau Morel war so aufgeregt, daß Paul Angst bekam.

«Nun, Malerei und Bücher. Aus Herbert Spencer machst du dir doch nichts!»

«Nein», antwortete sie traurig. «Und wenn du so alt wärest wie ich, tätest du das auch nicht.»

«Aber mich interessiert er jetzt und Miriam auch.»

«Und woher weißt du denn, daß er mich nicht interessiert?» fragte Frau Morel herausfordernd. «Hast du es je mit mir versucht?»

«Aber er interessiert dich doch nicht, Mutter, und es ist dir auch ganz einerlei, ob ein Bild dekorativ wirkt oder nicht; seine Manier ist dir doch ganz gleichgültig.»

«Woher weißt du das denn? Hast du es je mit mir versucht? Hast du auch nur einmal versucht, mit mir über derartige Dinge zu sprechen?»

«Aber darauf kommt es dir ja gar nicht an, Mutter, das weißt du doch ganz genau.»

«Und worauf kommt es mir denn an?» entgegnete sie rasch.

Qualvoll zog er die Stirn in Falten. «Du bist alt, Mutter, und wir sind jung.»

Er wollte damit nur sagen, daß die Interessen ihres Alters nicht die des seinen wären. Aber in dem Augenblick, als er es gesagt hatte, merkte er, wie verkehrt gerade jetzt diese Worte waren.

«Ja, ich weiß es, ich bin alt. Und deshalb kann ich ja auch abdanken. Ich habe mit dir nichts mehr zu tun. Ich bin noch gerade gut genug, für dich zu sorgen – alles andere ist für Miriam.»

Das konnte er nicht ertragen. Unwillkürlich fühlte er, daß er für sie das Leben bedeutete. Und am Ende war sie doch für ihn die Hauptsache, das Höchste.

«Das meine ich doch gar nicht, Mutter, und das weißt du.» Sein Aufschrei stimmte sie mitleidig. «Es sieht aber doch so aus», versetzte sie und gab ihre Verzweiflung halb auf. «Nein, Mutter, ich liebe sie wirklich nicht. Ich spreche mit ihr, aber ich will immer wieder zu dir, nach Hause.» Er hatte Kragen und Schlips abgetan und stand nackthalsig auf, wollte zu Bett. Als er sich bückte, um die Mutter zu küssen, schlang sie ihm die Arme um den Hals, legte das Gesicht auf seine Schulter und weinte wimmernd; und ihre Stimme klang

so fremd, daß er sich in Qual wand. «Ich kann es nicht ertragen. Jedes andere Weib, ja, aber sie nicht. Mir ließe sie kein Plätzchen, kein kleinstes Plätzchen...»

Und er haßte Miriam bitter.

«Und weißt du, Paul – nie, nie habe ich wirklich einen Mann gehabt.»

Leicht strich er der Mutter über das Haar, und sein Mund berührte leicht ihren Hals.

«Und sie jubelt innerlich, daß sie dich mir nimmt – sie ist anders als andere Mädchen.»

«Ich liebe sie nicht, Mutter», sagte er leise, senkte den Kopf und verbarg in seiner Not seine Augen an ihrer Schulter.

Die Mutter küßte ihn, lange, glühend. «Mein Junge», sagte sie, und in ihrer Stimme bebte leidenschaftliche Liebe. Ohne daß er es wußte, strich er ihr leicht über das Gesicht.

«Nun geh zu Bett», sagte die Mutter. «Morgen früh bist du sonst so müde.»

Während sie sprach, hörte sie ihren Mann nach Hause kommen. «Da kommt dein Vater – nun geh!»

Plötzlich sah sie ihn fast ängstlich an. «Vielleicht bin ich selbstsüchtig; wenn du sie willst, Junge, dann nimm sie!»

Die Mutter sah so seltsam aus, zitternd küßte sie Paul.

«Ach Mutter», sagte er ganz weich.

Morel kam herein, schwankte etwas. Der Hut saß ihm schief auf dem Kopfe. In der Tür torkelte er.

«Wieder am Jammern?» sagte er giftig.

Frau Morels Erregung wandte sich in plötzlichen Haß gegen den Trunkenbold, der sie so überfiel.

«Auf alle Fälle ist es kein besoffenes Geschwafel», sagte sie.

«Hm-hm, hm-hm!» höhnte er. Er ging auf den Flur, hängte Hut und Mantel auf. Dann hörten sie, wie er die drei Stufen in die Speisekammer hinunterstieg. Mit einem Stück Schweinepastete in der Hand kam er zurück. Die hatte Frau Morel für ihren Sohn gekauft.

«Die ist nicht für dich bestimmt; wenn du mir nicht mehr als fünfundzwanzig Schilling geben kannst, dann kaufe ich sicher keine Schweinepastete für dich, damit du sie auffrißt, nachdem du dir den Bauch voll Bier gegossen hast.»

«Was, was!» knurrte Morel, schwankte. «Was – – nicht für mich?» Er sah auf das Stück Fleisch und die Kruste und warf sie in plötzlich aufflammender, böser Wut ins Feuer.

Paul sprang auf. «Verschwende, was dir gehört!» schrie er.

«Was – was!» schrie Morel plötzlich; er sprang auf und ballte die Fäuste. «Ich will's dir schon zeigen, du Bürschchen.»

«Gut», sagte Paul böse und legte den Kopf auf die Seite.

«Zeig's mir mal!»

Gern hätte er in diesem Augenblick irgend etwas zerschlagen. Morel kauerte sich halb zusammen, hob die Fäuste, wollte auf ihn springen. Mit lächelndem Munde stand der junge Mann da. «Los!» zischte der Vater, und der Streich sauste dicht am Gesichte seines Sohnes vorbei. Obwohl er ihm ganz nahe stand, wagte er doch nicht, den jungen Mann wirklich zu berühren, sondern schlug einen Zoll breit vorbei.

«Schön», sagte Paul und sah auf den Mund des Vaters, wohin im nächsten Augenblick seine Faust treffen sollte. Er sehnte sich ordentlich nach diesem Schlag. Aber da vernahm er hinter sich leichtes Stöhnen. Seine Mutter war leichenblaß und um den Mund fast schwarz. Morel sprang auf, wollte wieder zuschlagen.

«Vater!» rief Paul, und das Wort hallte durchs Haus. Morel fuhr zusammen und lauschte.

«Mutter», stöhnte der Junge, «Mutter!»

Sie kam wieder zu sich. Ihre offenen Augen beobachteten ihn, obwohl sie sich nicht bewegen konnte. Langsam kehrte das Bewußtsein zurück. Er legte sie auf das Sofa, lief hinauf, holte ein wenig Whisky, den sie endlich schlürfen konnte. Tränen liefen ihm über das Gesicht. Während er vor ihr kniete, liefen ihm unaufhaltsam die Tränen über das Gesicht. Am andern Ende des Zimmers saß Morel, stützte die Ellbogen auf die Knie und sah zu ihm hinüber.

«Was hat sie denn?» fragte er.

«Ohnmächtig», erwiderte Paul.

«Hm.»

Der ältliche Mann begann die Schuhe aufzuschnüren. Er torkelte zu Bett. In diesem Hause hatte er seinen letzten Kampf gekämpft. Paul lag auf den Knien, streichelte die Hand der Mutter. «Nicht krank werden, Mutter, nicht krank werden!» sagte er immer wieder.

«Es ist nicht schlimm, mein Junge», murmelte sie.

Endlich stand er auf, holte ein großes Stück Kohle und deckte das Feuer zu. Dann räumte er das Zimmer auf, brachte alles in Ordnung, machte den Frühstückstisch und die Kerze für die Mutter zurecht.

«Kannst du allein zu Bett gehen, Mutter?»

«Ja, ich komme gleich.»

«Schlafe bei Annie, Mutter, nicht bei ihm!»

«Nein, ich schlafe in meinem Bett!»

«Schlafe bei Annie, Mutter, nicht bei ihm!»

«Ich schlafe in meinem Bett.»

Sie stand auf, er drehte das Gas aus, ging dicht hinter ihr die Treppe hinauf, trug ihre Kerze. Auf dem Treppenabsatz küßte er sie.

«Gute Nacht, Mutter!»

«Gute Nacht!» sagte sie.

In wilder Not preßte er sein Gesicht in das Kissen. Und doch war es in seiner Seele voller Frieden, weil er die Mutter immer noch am meisten liebte. Es war der bittere Frieden des Verzichts. Die Bemühungen seines Vaters, ihn am nächsten Tage zu versöhnen, waren für ihn unendlich demütigend. Jeder versuchte, den schlimmen Auftritt zu vergessen.

Dritter Teil

9

Miriams Niederlage

Paul war mit sich und allem zufrieden. Seine tiefste Liebe gehörte der Mutter. Das Gefühl, sie verletzt oder seine Liebe zu ihr verwundet zu haben, war ihm unerträglich. Der Frühling war gekommen, und wieder tobte zwischen ihm und Miriam der Kampf. Dieses Jahr war er mit vielem in ihrem Wesen nicht einverstanden. Sie ahnte das wohl. Das alte Gefühl, daß sie ein Opfer dieser Liebe sein müßte, das sie immer beherrschte, wenn sie betete, lebte auch in all ihren Empfindungen. Im Grunde glaubte sie nicht, daß sie ihn je haben würde. Vor allem glaubte sie nicht an sich selbst: zweifelte, ob sie je sein könnte, was er von ihr verlangen würde. Jedenfalls sah sie sich nie ein Leben lang glücklich an seiner Seite. Sie sah nur ein Trauerspiel, sah Kümmernis und Opfer. Und im Opfer war sie stolz und stark in Entsagung, denn sie traute sich nicht zu, ein alltägliches Leben zu ertragen. Auf große und tiefe, tragische Dinge war sie vorbereitet. Genügsam und ein kleines Alltagsleben zu leben, traute sie sich nicht zu. Die Osterfeiertage begannen glücklich. Paul war wieder frisch und froh wie früher. Aber sie ahnte einen schlimmen Ausgang. Am Sonntagnachmittag stand sie am Fenster des Schlafzimmers, sah hinüber nach den Eichen des Waldes, in dessen Zweigen unter dem Nachmittagshimmel das Zwielicht lag. Graugrüne Geißblattrosetten hingen vor dem Fenster, und sie glaubte, daß einige schon Knospen zeigten. Es war Frühling, und sie liebte und fürchtete ihn.

Als sie hörte, wie das Tor zuschlug, stand sie voller Erwartung da. Es war ein heller, grauer Tag. Paul kam mit seinem Fahrrad in den Hof, und während er ihn durchschritt, glitzerte das Rad. Meist ließ er seine Klingel ertönen und lachte nach dem Hause hin. Heute waren seine Lippen fest geschlossen, kalt und grausam war seine Haltung, in der etwas Freches, Höhnisches lauerte. Sie kannte ihn jetzt gut und las leicht aus der anmaßenden, hochmütigen Haltung dieses jungen Körpers ab, was in ihm vorging. Mit kalter Sachlichkeit stellte er das Fahrrad an seinen Platz, und als sie das sah, verließ sie aller Mut.

Nervös kam sie zu ihm herunter. Sie trug eine neue Bluse aus Netzstoff, die, wie sie glaubte, ihr gut stand. Sie hatte einen hohen Kra-

gen mit einer schmalen Krause, die sie an Maria, die Königin von Schottland, erinnerte und in der sie ihrer Meinung nach so wunderbar fraulich und würdevoll aussah. Mit zwanzig Jahren war sie vollbrüstig, hatte üppige Formen. Ihr Gesicht war immer noch wie eine weiche, reiche Maske, unveränderlich. Aber ihre Augen waren, wenn sie sie hob, wunderbar. Sie hatte Angst vor ihm. Er würde ihre neue Bluse bemerken. Gefühllos und ironisch erzählte er der Familie von dem Gottesdienst in der Kapelle der Methodisten, der von einem der bekannten Prediger der Sekte abgehalten wurde. Er saß oben am Tische, und sein Gesicht, dessen Augen so schön sein konnten, in denen sonst Zärtlichkeit aufleuchtete oder Lachen tanzte, hatte jetzt bald diesen, bald jenen Ausdruck, je nachdem er die Leute nachmachte, über die er spottete. Sein Spott tat ihr immer weh; er war zu wirklichkeitsnah. Er war zu verstandesmäßig, zu grausam. Sie fühlte: funkelte in seinen Augen harter, spöttischer Haß, so verschonte er weder sich noch jemand anders. Aber Frau Leivers wischte sich die Tränen aus den Augen, so mußte sie lachen, und Herr Leivers, der gerade sein Sonntagsschläfchen hinter sich hatte, kratzte sich vergnügt den Kopf. Schläfrig und verdrießlich saßen die drei Brüder in Hemdärmeln da, platzten aber auch von Zeit zu Zeit los. Die ganze Familie liebte dieses ‹Nachahmen› mehr als alles andere.

Um Miriam kümmerte er sich nicht. Später sah sie wohl, daß ihm ihre neue Bluse auffiel, merkte, daß der Künstler in ihm zustimmte, aber sie erhielt von ihm kein Fünkchen Wärme. Sie war nervös, konnte die Teetassen kaum vom Brett nehmen.

Als die Männer zum Melken gingen, wagte sie es, ihn anzureden. «Du bist spät gekommen», sagte sie.

«So?» antwortete er.

Eine Zeitlang schwiegen beide.

«War die Fahrt anstrengend?» fragte sie.

«Darauf habe ich gar nicht geachtet.»

Schnell deckte sie weiter den Tisch. Als sie fertig war, sagte sie: «Mit dem Tee dauert es noch ein bißchen. Wollen wir uns mal die Narzissen besehen?»

Er stand auf, antwortete nichts. Sie gingen in den hinteren Garten unter die knospenden Pflaumenbäume. Kalt und klar waren Hügel und Himmel. Alles sah aus wie gewaschen, wirkte hart. Miriam sah Paul an. Er war blaß und teilnahmslos. Sie empfand es als Grausamkeit, daß seine Augen und Brauen, die sie so liebte, so verletzend aussehen konnten.

«Hat dich der Wind ermüdet?» fragte sie. Sie fühlte, daß er müde war.

«Nein, ich glaube nicht», antwortete er.

«Es muß auf der Landstraße tüchtig wehen, der Wind stöhnt so.»

«An den Wolken siehst du doch, daß es Südwestwind ist; der macht die Fahrt hierher leichter.»

«Ich fahre ja nicht Rad, deshalb verstehe ich nichts davon», murmelte sie.

«Um das zu wissen, braucht man doch nicht Rad zu fahren», sagte er.

Sie meinte, sein Spott wäre nicht nötig. Schweigend gingen sie weiter. Um den wilden, buschigen Rasen auf der Hinterseite des Hauses war eine Dornenhecke, unter der sich zwischen den Garben der graugrünen Blätter Narzissen hervorreckten. Grünlich standen die Knospen in der Kälte. Einige waren schon aufgegangen, und leuchtend kräuselte sich ihr Gold. Vor einem Busch kniete Miriam nieder, nahm eine Narzisse in die Hände, hob ihr goldenes Gesicht sich entgegen und bückte sich nieder, liebkoste sie mit Mund, Wangen und Stirn. Er stand neben ihr, hatte die Hände in den Taschen, beobachtete sie. Eins nach dem andern wandte sie die Gesichter der gelben, erschlossenen Blüten sehnsüchtig nach ihm hin, streichelte sie die ganze Zeit überschwenglich. «Sind sie nicht herrlich?» fragte sie.

«Herrlich ist ein bißchen zu viel – nett sind sie!»

Bei dem Tadel, den ihr Lob erfuhr, beugte sie sich wieder hinab zu ihren Blumen. Er beobachtete sie, wie sie vor den Blumen hockte, sie mit heißen Küssen in sich sog. «Warum mußt du eigentlich immer alles streicheln?» fragte er gereizt.

«Aber ich fasse sie doch so gern an», sagte sie verletzt.

«Kannst du nichts gern haben, ohne es immer so anzufassen, als wolltest du ihm das Herz aus dem Leibe reißen? Warum bist du nicht zurückhaltender, beherrschter oder sonst was?»

Gequält sah sie ihn an, dann fuhr sie mit den Lippen wieder leicht über eine gekräuselte Blüte. Ihr Duft, den sie einatmete, war viel gütiger als er; am liebsten hätte sie geweint.

«Aus allem schmeichelst du die Seele heraus», sagte er. «Ich würde nie schmeicheln – für mich gibt es nur das Geradeaus.»

Er wußte kaum, was er sagte. Ganz mechanisch äußerte er solche Gedanken. Sie sah ihn an. Sein Körper kam ihr vor wie eine feste, harte Waffe, die gegen sie gerichtet war. «Immer soll alles dich lieben», sagte er. «Immer bettelst du um Liebe. Selbst die Blumen mußt du umschmeicheln.» Rhythmisch bewegte sich Miriam hin und her, berührte die Blume mit dem Munde, atmete den Duft ein, und wenn sie ihn roch, schauderte sie jedesmal zusammen.

«Du willst nicht lieben; es ist dein ewiges, unnatürliches Sehnen, geliebt zu werden. Du bist nicht positiv, bist negativ. Immer saugst du alles in dich hinein, als müßtest du dich mit Liebe füllen, weil es dir irgendwo fehlt.»

Seine Grausamkeit betäubte sie, und sie hörte seine Worte nicht mehr. Er wußte gar nicht, was er sagte. Es war, als sprühten diese

Worte wie elektrische Funken aus seiner zerfressenen, zerquälten Seele, die sich in unterdrückter Leidenschaft verzehrte. Sie begriff nichts von dem, was er sagte. Sie duckte sich nur unter seiner Grausamkeit und seinem Haß gegen sie. Nie begriff sie blitzartig. Über alles brütete, brütete sie.

Nach dem Tee blieb er mit Edgar und den Brüdern zusammen und kümmerte sich nicht um Miriam. Sie war sehr unglücklich über diesen Feiertag, auf den sie sich so gefreut hatte, und wartete auf ihn. Und endlich gab er nach, kam zu ihr. Sie wollte wissen, warum er so war. Sie hielt das alles für eine Laune.

«Wollen wir ein wenig durch den Wald gehen?» fragte sie ihn, denn sie wußte, daß er eine Bitte nie abschlug. Sie gingen nach dem Kaninchengehege. Auf dem mittleren Pfade kamen sie an einer Falle vorbei, einer kleinen, hufeisenförmigen Hecke aus Tannenzweigen, in der als Köder die Eingeweide eines Kaninchens befestigt waren. Stirnrunzelnd betrachtete Paul die Falle. Sie fing seinen Blick auf.

«Ist das nicht furchtbar?» fragte sie.

«Weiß nicht. Ist sie denn schlimmer als ein Wiesel, das einem Kaninchen die Zähne in die Kehle geschlagen hat? Ein Wiesel oder viele Kaninchen? Eins oder das andere muß dran glauben!» Schwer trug er an der Bitterkeit des Lebens. Sie hatte Mitleid mit ihm.

«Wir wollen wieder nach Hause», sagte er, «ich habe keine Lust, spazieren zu gehen.»

Sie gingen an dem Fliederbaum vorbei, dessen bronzene Blattknospen sich zu entfalten begannen. Von dem Heuschober war nur noch ein bißchen vorhanden; wie ein viereckiges, braunes Denkmal, wie eine Steinsäule stand er da. Von der letzten Mahd lag noch etwas Heu umher.

«Hier wollen wir uns ein wenig setzen», meinte Miriam. Widerwillig setzte er sich, lehnte den Rücken gegen die harte Heuwand. Sie sahen auf die sich abstufenden, runden Hügel gegenüber, die im Sonnenuntergang leuchteten; hier und da lagen kleine weiße Gehöfte, die Wiesen waren golden, die Wälder dunkel und doch leuchtend, Baumgipfel ragten über Baumgipfel, die selbst in der Ferne noch deutlich zu erkennen waren. Der Abend hatte sich aufgeklärt, den Osten überflutete zartes Rot, in dem reich und still das Land dalag.

«Ist das nicht herrlich?» flehte sie.

Aber er blickte finster. Gerade jetzt hätte er am liebsten nur Häßliches um sich gehabt.

In diesem Augenblick kam ein großer Bullterrier mit offenem Maule herangelaufen, legte dem jungen Manne die beiden Vorderpfoten auf die Schulter und leckte ihm das Gesicht. Lachend lehnte sich Paul zurück. Bill war eine große Erlösung für ihn. Er schob den Hund beiseite, aber er kam wieder herangesprungen.

«Mach, daß du wegkommst», sagte der Bursche, «sonst kriegst du eins.»

Aber der Hund ließ sich nicht wegjagen. Paul balgte sich eine Weile mit dem Tiere, schleuderte den armen Bill weg; aber mit wilder Freude tappte der wieder lärmend heran. Die beiden kämpften miteinander; der Mensch lachte verdrießlich, aber der Hund war voller Freude. Miriam beobachtete sie. Irgendein Leid lag um den Menschen. Er wollte so gern lieben, so gern zärtlich sein. Die rauhe Art, wie er den Hund überkugelte, war Liebe. Bill sprang auf, keuchte vor Vergnügen; in dem weißen Gesicht rollten die braunen Augen, dann torkelte er wieder zurück. Er hatte Paul sehr gern. Paul runzelte die Stirn. «Nun ist's genug, Bill», sagte er.

Aber der Hund legte zwei Pfoten, die vor Zuneigung bebten, auf seine Schenkel und flackerte ihn mit der roten Zunge zu. Er lehnte sich wieder zurück.

«Nein», rief Paul, «nein — ich habe nun genug.»

Und kurz darauf trottete der Hund glücklich davon, suchte anderswo nach neuem Vergnügen.

Bekümmert starrte Paul hinüber nach den Hügeln, denen er ihre stille Schönheit mißgönnte. Er wollte fort, wollte mit Edgar radfahren. Aber er hatte nicht den Mut, Miriam zu verlassen.

«Warum bist du traurig?» fragte sie demütig.

«Ich bin nicht traurig; warum sollte ich traurig sein?» antwortete er. «Ich bin wie sonst auch.»

Sie fragte sich verwundert, warum er immer wie sonst auch sein wollte, wenn er übelgelaunt war. «Aber was hast du denn?» bat sie, ihn schmeichelnd beruhigend.

«Nichts.»

«Doch», sagte sie leise.

Er hob einen Stock auf und begann mit ihm in die Erde zu stechen. «Du solltest lieber nicht fragen», sagte er.

«Aber ich will es wissen», erwiderte sie.

Er lachte ärgerlich. «Das willst du immer», sagte er.

«Du bist nicht nett zu mir», sagte sie wieder leise.

Er stach, stach, stach mit dem spitzen Stock in den Boden, grub kleine Erdschollen auf, als wäre er in fieberhafter Erregung.

Freundlich und fest legte sie die Hand auf sein Handgelenk.

«Laß das doch», sagte sie, «lege den Stock weg!»

Er warf den Stock in die Johannisbeersträucher, lehnte sich zurück. Jetzt war er ruhiger.

«Was hast du?» fragte sie wieder leise, bittend.

Er lag ganz still, nur seine Augen lebten, und sie waren voller Qual. «Weißt du», sagte er endlich ziemlich müde, «ich glaube, es ist das beste, wir machen Schluß.»

Das hatte sie befürchtet. Sie hatte ein Gefühl, als würde auf einmal alles vor ihren Augen so dunkel.

«Ach!» sagte sie leise. «Was ist denn geschehen?»

«Nichts ist geschehen. Wir erkennen nur, wo wir sind. Es hat keinen Zweck...»

Schweigend, traurig, geduldig wartete sie.

Es hatte keinen Sinn, ihm gegenüber ungeduldig zu werden. Er würde ihr jetzt erzählen, was ihn quälte.

«Wir wollen Freunde sein», fuhr er mit dumpfer, klangloser Stimme fort. «Wie oft haben wir uns auf Freundschaft geeinigt — und doch — es bleibt nicht dabei und führt auch zu nichts anderm.»

Wieder schwieg er. Sie versank in Nachdenken. Was meinte er nur? Er war so quälend. Etwas wollte er nicht zugeben. Aber sie mußte Geduld mit ihm haben.

«Ich kann nur Freundschaft geben — das ist alles, dessen ich fähig bin —, etwas stimmt nicht in meinem Wesen. Gleichgewicht fehlt — und ich hasse schwankendes Gleichgewicht. Wir wollen Schluß machen.»

Heiße Wut brannte in seinen letzten Worten. Er glaubte, sie liebte ihn mehr als er sie. Vielleicht konnte er sie nicht lieben. Was er wollte, hatte sie vielleicht nicht in sich. Dieses Mißtrauen gegen sich selbst war die tiefste Triebfeder ihrer Seele. Es war so tief, daß sie es weder zu erkennen noch anzuerkennen wagte. Vielleicht fehlte ihr etwas. Wie unendlich zarte Scham hielt es sie immer zurück. Wenn dem nur so war, wollte sie ohne ihn fertig werden. Nie würde sie so weit gehen, daß sie von sich aus ihn wollte. Sie wollte abwarten.

«Aber was ist denn geschehen?» fragte sie.

«Nichts — ich allein habe Schuld —, es platzt jetzt nur alles raus. Gegen Ostern sind wir immer so.»

Er war so niedergeschlagen, so hilflos, daß sie Mitleid mit ihm empfand. So jämmerlich hilflos war sie wenigstens nie. Er war immer der am meisten Gedemütigte.

«Was willst du denn?» fragte sie ihn.

«Ich darf nicht so oft kommen — das ist alles. Warum sollte ich zu dir kommen — wenn... Sieh, etwas stimmt in meiner Beziehung zu dir nicht.»

Er sagte ihr, daß er sie nicht liebte, daß er ihr die Aussichten auf einen anderen Mann nicht verderben dürfte. Wie töricht, verblendet und tölpelhaft war er! Was galten ihr denn andere Männer! Was kümmerten sie überhaupt die Männer! Aber er! Ach, sie liebte seine Seele. Stimmte in ihm etwas nicht? Vielleicht.

«Aber ich verstehe nicht», sagte sie leise. «Gestern...»

Voller Mißklang und Haß wurde ihm die Nacht, da das Zwielicht versank. Und tief beugte sie sich unter ihrem Leid. «Ich weiß», rief er, «das wirst du nie! Nie willst du glauben, daß ich, daß ich körper-

lich nicht kann, wie ich mich auch nicht wie eine Lerche in die Lüfte erheben kann.»

«Was denn?» fragte sie leise. Jetzt packte sie die Angst.

«Dich lieben.»

In diesem Augenblick haßte er sie bitter, weil sie durch ihn litt. Sie lieben! Sie wußte, daß er sie liebte. Er gehörte in Wirklichkeit ihr. Daß er sie physisch, körperlich nicht liebte, war reine Verdrehtheit von ihm, weil er wußte, daß sie ihn liebte. Dumm war er wie ein kleines Kind. Er gehörte ihr. Seine Seele wollte sie. Sie fühlte, daß jemand ihn beeinflußt hatte. Sie fühlte die Härte, die Fremdheit eines anderen Einflusses in ihm.

«Was hat man zu Hause gesagt?» fragte sie.

«Das ist es nicht», antwortete er.

Und da wußte sie, daß es das doch war. Sie verachtete seine Angehörigen wegen ihrer Gewöhnlichkeit. Sie wußten nicht, was wirklichen Wert hatte.

An diesem Abend sprachen beide nur noch wenig miteinander. Am Ende verließ er sie und fuhr mit Edgar rad. – Er war zu seiner Mutter zurückgekehrt. Sie war das stärkste Band in seinem Leben. Wenn er alles überdachte, versank Miriam. Etwas Ungewisses, Unwirkliches umgab sie. Und an niemandem sonst war ihm was gelegen. Ein Ort in der Welt war fest und versank nicht in Unwirklichkeit: der Ort, wo seine Mutter war. Jeder andere konnte für ihn schattenhaft werden, fast als lebte er nicht, aber sie konnte das nicht. Als wäre seine Mutter Angel und Pol seines Lebens, von denen er sich nie lösen konnte.

Und genauso wartete sie auf ihn. In ihm wurzelte jetzt ihr eigenes Leben. Schließlich bedeutete Frau Morel das jenseitige Leben nur sehr wenig. Sie fühlte, daß wir nur hier auf Erden die Möglichkeit zur Tat haben, und nur die Tat galt ihr. Paul war auf dem Wege, zu beweisen, daß sie recht hatte, er war im Begriff, ein Mann zu werden, der mit beiden Füßen in der Welt stand; er würde das Antlitz der Welt irgendwie bedeutsam ändern. Wohin er auch ging, sie fühlte, daß ihre Seele ihn begleitete. Was er auch tat, ihre Seele stand neben ihm, gleichsam bereit, ihm das nötige Werkzeug zu reichen. Sie konnte es nicht ertragen, wenn er mit Miriam zusammen war. William war tot. Um Pauls Besitz würde sie kämpfen. Und er kam zu ihr zurück. Und in seiner Seele lebte Zufriedenheit aus Selbstopfer, weil er ihr treu war. Zuerst liebte sie ihn, dann liebte er sie. Und doch war es nicht genug. Sein neues, junges Leben, das so stark und gebieterisch war, drängte nach etwas anderem. Das machte ihn rastlos, fast irrsinnig. Sie sah das wohl und wünschte, Miriam wäre ein Weib, das dieses sein neues Leben nähme und ihr die Wurzeln ließe. Er kämpfte gegen seine Mutter fast, wie er gegen Miriam kämpfte.

Eine Woche verging, ehe er wieder nach dem Willey-Hofe ging. Miriam hatte viel gelitten; sie hatte Angst vor einem Wiedersehen. Sollte sie nun die Schande erleben, daß er sie laufen ließ? Das wäre nur oberflächlich und zeitweise. Er würde wiederkommen. Sie hatte den Schlüssel zu seiner Seele. Aber wie würde er sie inzwischen durch seinen Kampf gegen sie quälen. Davor hatte sie Angst.

Am Sonntag nach Ostern kam er zum Tee. Frau Leivers freute sich, daß er kam. Sie sah wohl, daß etwas an ihm zehrte, ihn sehr bedrückte. Er schien bei ihr Trost suchen zu wollen. Und sie war gut zu ihm. Sie erwies ihm dadurch große Freundlichkeit, daß sie ihn fast mit Hochachtung behandelte. Er traf sie und die kleinen Kinder im Vorgarten.

«Es freut mich, daß du kommst», sagte die Mutter und sah ihn mit ihren großen, rufenden, braunen Augen an.

«Es ist ein so sonniger Tag. Ich wollte gerade zum erstenmal in diesem Jahr durch die Felder gehen.»

Er fühlte, daß sie seine Begleitung gern sähe. Das beruhigte ihn. In einfachem Gespräch gingen sie, er war freundlich und bescheiden. Am liebsten hätte er aus Dankbarkeit dafür, daß sie so voller Rücksicht gegen ihn war, geweint. Er fühlte sich beschämt. Im Grunde der Mow Close fanden sie ein Drosselnest.

«Soll ich Ihnen mal die Eier zeigen?» fragte er.

«Ja», sagte Frau Leivers. «Sie sind ein so starkes, hoffnungsvolles Frühlingszeichen.»

Er schob die Dornzweige beiseite und nahm die Eier aus dem Nest, hielt sie in der flachen Hand.

«Sie sind ganz warm – ich glaube, wir haben das Weibchen eben erst verscheucht», sagte er.

«Ach, das arme Ding», sagte Frau Leivers.

Miriam mußte die Eier berühren und auch seine Hand, in der sie wie in einer Wiege lagen.

«Ist das nicht eine seltsame Wärme?» fragte sie leise, wollte sich ihm nähern.

«Blutwarm», antwortete er.

Sie beobachtete ihn, als er sie wieder in das Nest legte, den Körper gegen die Hecke stemmte, während er seinen Arm langsam durch die Dornen streckte und die leicht geschlossene Hand sorgfältig die Eier hielt. Er war ganz bei dem, was er tat. Als sie ihn so sah, liebte sie ihn, er schien so einfach und zufrieden. Und sie konnte nicht hin zu ihm.

Nach dem Tee stand er zögernd am Bücherbrett. Er nahm den Tartarin de Tarascon. Wieder saßen sie auf der Heubank am Fuße des Schobers. Ohne innere Anteilnahme las er ein paar Seiten. Wieder kam der Hund angerannt, wollte den Spaß von neulich wiederholen. Er schob ihm seine Schnauze zwischen Rock und Weste. Einen Augenblick spielte Paul mit seinem Ohr. Dann schob er ihn fort.

«Geh, Bill», sagte er, «ich mag dich nicht.»

Bill schlich davon, und Miriam fragte sich mit geheimer Angst, was nun wohl käme. Um den Jüngling lag ein Schweigen, das sie ganz still und furchtsam machte. Nicht seine Wut, nur seine ruhigen Entschlüsse fürchtete sie.

Er wandte das Gesicht ein wenig zur Seite, so daß sie ihn nicht sehen konnte, sagte dann langsam und gequält: «Glaubst du, du könntest, wenn ich nicht so oft käme, einen andern Mann lieben?»

Damit quälte er sich also immer noch!

«Aber ich kenne ja keinen andern Mann. Warum fragst du?» erwiderte sie mit leiser Stimme, die vorwurfsvoll klingen sollte. «Weil sie sagen», platzte er los, «ich hätte kein Recht, immer hierher zu kommen, wenn wir doch nicht heiraten wollen.» Miriam war empört über jeden, der es versuchte, eine Entscheidung zwischen ihnen zu erzwingen. Sie war auf den eigenen Vater böse gewesen, der Paul einmal lachend gesagt hatte, er wüßte, weshalb er so oft käme.

«Wer sagt das?» fragte sie, wollte wissen, ob ihre Angehörigen hierbei eine Rolle spielten. Nein, sie nicht.

«Mutter und die andern. Sie sagen, jeder hielte mich für verlobt, und ich müßte mich auch für verlobt halten, weil das sonst dir gegenüber nicht anständig gehandelt wäre. Und ich habe mir alles überlegt, aber ich glaube nicht, daß ich dich so liebe, wie ein Mann seine Frau lieben soll. Was meinst du dazu?»

Bedrückt senkte Miriam den Kopf. Sie ärgerte sich, daß sie diesen Kampf durchzumachen hatte. Man sollte ihn und sie doch endlich in Ruhe lassen.

«Ich weiß es nicht», flüsterte sie.

«Glaubst du, daß wir uns so lieben, daß wir heiraten können?» fragte er bestimmt. Sie begann zu zittern.

«Nein», antwortete sie und sagte die Wahrheit. «Ich glaube es nicht, wir sind zu jung.»

«Ich dachte», fuhr er kummervoll fort, «daß du vielleicht, bei deiner Heftigkeit in allem, mir mehr gegeben, als ich je wieder gutzumachen vermöchte. Und selbst jetzt noch wollen wir, falls du es für richtiger hältst, verlobt sein.»

Miriam hätte am liebsten geweint. Sie war auch ärgerlich. Er war immer ein solches Kind, daß alle mit ihm machen konnten, was sie wollten.

«Nein, ich halte es nicht für richtiger», sagte sie ganz fest.

Er überlegte eine Minute.

«Siehst du», sagte er, «ich glaube nicht, daß ein Mensch mich je ganz erfüllen, alles für mich sein würde — ich glaube, das ist ganz unmöglich.»

Sie achtete nicht auf seine Worte. «Nein», sagte sie leise. Nach

kurzer Zeit sah sie ihn an, und ihre dunklen Augen blitzten. «Deine Mutter ist es», sagte sie. «Ich weiß, daß sie mich nie leiden mochte.»

«Nein, nein, das stimmt nicht», sagte er schnell. «Diesmal sprach sie ganz in deinem Interesse. Sie sagte nur, wenn ich weiter so mit dir verkehrte, müßte ich mich als verlobt betrachten.»

Sie schwiegen.

«Und wenn ich dich bitte, doch mal wieder zu uns zu kommen, dann kommst du doch auch?»

Sie antwortete nicht. Sie war sehr böse.

«Was sollen wir tun?» fragte sie kurz. «Ich glaube, ich verzichte auf das Französisch. Ich war gerade etwas im Zug. Aber ich denke, ich komme auch allein weiter.»

«Ich sehe nicht ein, weshalb wir das aufgeben sollten», sagte er. «Ich kann dir doch weiter französische Stunden geben.»

«Ja – und die Sonntagabende. Ich werde nach wie vor in die Kirche gehen, weil es mir Freude macht und es das ganze gesellschaftliche Leben bedeutet, das ich habe. Aber du brauchst mich nicht mehr nach Hause zu begleiten. Ich kann allein gehen.»

«Gut», antwortete er ziemlich verlegen. «Aber wenn ich Edgar darum bitte, wird er uns immer begleiten, und dann hat alles Gerede ein Ende.»

Wieder schwiegen sie. So würde sie am Ende nicht viel verlieren. Trotz alles Geredes seiner Angehörigen würde sich doch nur wenig ändern. Wenn die sich doch nur um ihre eigenen Sachen kümmern wollten.

«Und nun denke nicht mehr daran und rege dich nicht mehr darüber auf!» sagte er.

«Nein», erwiderte Miriam, ohne ihn anzusehen.

Er war ganz still. Sie hielt ihn für unbeständig, er hatte kein festes Ziel, ihn hielt kein Anker der Gerechtigkeit.

«Denn», fuhr er fort, «ein Mann setzt sich auf sein Rad – und fährt an die Arbeit – und tut allerlei Dinge. Aber eine Frau grübelt über alles.»

«Nein, ich werde mich nicht weiter damit quälen», sagte Miriam. Und das war ihre feste Absicht.

Es war ziemlich kühl geworden. Sie gingen ins Haus.

«Wie blaß Paul aussieht!» rief Frau Leivers. «Miriam, du hättest nicht mit ihm draußen sitzen sollen. Hast du dich auch nicht erkältet, Paul?»

«O nein», lachte er. Aber er fühlte sich müde. Der Zwiespalt in seinem Innern nahm ihn sehr mit. Miriam hatte jetzt Mitleid mit ihm.

Sehr früh, es war noch nicht neun, stand er auf, wollte fort.

«Willst du denn schon fort?» fragte Frau Leivers ängstlich.

«Ja», erwiderte er. «Ich habe versprochen, früh nach Hause zu kommen.» Er war sehr verlegen.

«Aber das ist wirklich früh», meinte Frau Leivers.

Miriam saß im Schaukelstuhl und sagte kein Wort. Er zögerte, wartete darauf, daß sie aufstünde und wie sonst mit ihm in die Scheune ginge, in der sein Fahrrad stand. Aber sie rührte sich nicht. Er wußte nicht, was er tun sollte. «Na, dann gute Nacht», stotterte er. Sie sagte ihm gute Nacht wie die andern. Als er draußen am Fenster vorbeiging, sah er hinein. Sie sah, wie blaß er war, sah, daß er die Stirn leicht runzelte, was ihm schon zur Gewohnheit geworden war, sah seine qualvoll dunklen Augen. Sie stand auf, trat auf die Türschwelle und winkte ihm zu, als er durch das Tor schritt. Langsam fuhr er unter den Fichten hin, kam sich gemein und niederträchtig vor. Aufs Geratewohl sauste sein Rad die Hügel hinab. Er dachte, es wäre eine Erlösung, wenn er jetzt den Hals bräche.

Zwei Tage darauf schickte er ihr ein Buch und einen kurzen Brief, in dem er sie bat, zu lesen und fleißig zu sein.

Um diese Zeit schenkte er Edgar seine ganze Freundschaft. Er liebte die Familie so sehr, liebte den Hof so sehr; er war ihm der liebste Platz auf Erden. Das eigene Heim liebte er nicht so sehr. Hier war seine Mutter, ja, doch mit ihr wäre er irgendwo anders genau so glücklich gewesen. Aber den Willey-Hof liebte er leidenschaftlich. Er liebte die kleine, altmodische Küche, in der die schweren Schritte der Männer widerhallten und der Hund mit einem offenen Auge schlief, weil er fürchtete, er könne getreten werden, in der abends die Lampe über dem Tisch hing und alles so still war. Er liebte Miriams langes, niedriges, romantisches Wohnzimmer mit seinen Blumen, seinen Büchern und dem hohen Klavier aus Rosenholz. Er liebte die Gärten und die Gebäude, die mit ihren roten Dächern am kahlen Rande der Felder standen und, als suchten sie Gemütlichkeit, nach dem Walde hinkrochen, das wilde Land, das sich in ein Tal hinabsenkte und auf der anderen Seite die unbebauten Hügel emporstieg. Hier zu sein, bedeutete ihm Jubel und Freude. Er liebte Frau Leivers mit ihrer Uneigennützigkeit und ihrem seltsamen Zynismus; er liebte Herrn Leivers, der so warm, so jung, so liebenswert war; er liebte Edgar, der fröhlicher wurde, wenn er kam, und die Jungen und die Kinder und Bill – selbst die Sau Circe und den indischen Kampfhahn, der Tippoo hieß. Dies alles neben Miriam. Er konnte es nicht aufgeben.

Deshalb kam er so oft wie sonst auch, aber meist war er mit Edgar zusammen. Die ganze Familie, auch der Vater, riet abends Rätsel oder machte allerlei Spiele. Und dann sammelte Miriam alle um sich, und sie lasen aus billigen Ausgaben Macbeth mit verteilten Rollen. Alle waren sehr ergriffen. Miriam war froh, Frau Leivers desgleichen, und auch Herr Leivers fand Gefallen daran. Dann lernten sie alle zusammen Lieder nach Noten singen, sangen im Kreise, um das Feuer geschart. Aber Paul war jetzt sehr selten mit Miriam allein. Sie war-

tete. Wenn sie, Edgar und er zusammen aus der Kirche oder der Li-
terarischen Gesellschaft in Bestwood nach Hause gingen, merkte sie
wohl, daß seine jetzt so leidenschaftlichen und unkirchlichen Worte
nur ihr galten. Aber sie beneidete Edgar doch, beneidete ihn darum,
daß er mit Paul Rad fuhr, freitags abends mit ihm zusammen war,
beneidete ihn um die Tage, an denen die beiden zusammen auf den
Feldern arbeiteten. Denn mit ihren Freitagabenden und den franzö-
sischen Stunden war es vorbei. Sie war fast immer allein, ging in Ge-
danken versunken durch den Wald, las, studierte, träumte, wartete.
Und er schrieb ihr oft.

Eines Sonntagabends fanden sie ihre alte Harmonie wieder. Edgar
war mit Frau Morel in der Kirche zum Abendmahl geblieben, er woll-
te wissen, was es damit wäre. Paul ging allein mit Miriam nach Hause.
Wieder war er mehr oder weniger in ihrem Bann. Wie sonst auch
sprachen sie über die Predigt. Er fuhr jetzt mit vollen Segeln in den
Agnostizismus hinein, aber sein Agnostizismus war doch so religiös,
daß Miriam nicht zu sehr darunter litt. Sie standen auf dem Standpunkt,
wie Renan ihn in seiner Vie de Jésus vertritt. Miriam war die Tenne,
auf der er seinen Glauben ausdrosch. Während er ihr seine Gedan-
ken in die Seele stampfte, ergab sich für ihn die Wahrheit. Sie allein
war seine Dreschtenne. Sie allein half ihm zur Erkenntnis. Fast wi-
derstandslos unterwarf sie sich seinen Gründen und Erklärungen. Und
durch sie erkannte er langsam, wo er unrecht hatte. Und was er er-
kannte, erkannte auch sie. Sie fühlte, daß er ohne sie nichts zustande
brachte. Sie erreichten das stille Haus. Er nahm den Schlüssel vom
Fensterbrett der Spülküche, und sie traten ein. Die ganze Zeit über
sprach er weiter. Er zündete das Gas an, schürte das Feuer und holte
für sie ein paar Kuchen aus der Speisekammer. Sie saß ganz ruhig
auf dem Sofa, hielt den Teller auf den Knien. Sie trug einen großen
weißen Hut mit ein paar roten Blumen. Es war ein billiger Hut, aber
er mochte ihn gern. Er beschatttete ihr stilles, nachdenkliches, gold-
braunes, rötliches Gesicht. Immer waren ihre Ohren von ihren kur-
zen Locken verdeckt. Sie beobachtete ihn.

Sonntags gefiel er ihr. Dann trug er einen dunklen Anzug, der die
geschmeidigen Bewegungen seines Körpers erkennen ließ. Er wirk-
te dann so sauber und zuverlässig. Immer noch teilte er ihr seine Ge-
danken mit. Plötzlich griff er nach einer Bibel. Miriam sah es gern,
wie er in die Höhe griff, so scharf, so haargenau. Schnell wandte er
die Seiten um und las ihr ein Kapitel aus dem Evangelium des Johan-
nes vor. Während er im Lehnstuhl saß, aufmerksam las und sein
Stimme nur Gedanke war, hatte sie ein Gefühl, als benutze er sie
unbewußt, wie ein Mann bei einer Arbeit, über die er gebeugt ist,
sein Werkzeug benutzt. Sie mochte das gern. Und die Gedanken
schwere seiner Stimme schien nach etwas zu greifen, und es war, als

wäre sie es, wonach er griff. Sie saß auf dem Sofa, fern von ihm, und doch fühlte sie, daß sie das Werkzeug war, das seine Hand hielt. Und das machte sie froh.

Dann begann er zu stottern und sich seiner bewußt zu werden. Und als er an den Vers kam: «Und wenn eine Frau gebären soll, ist sie in Sorge, denn ihre Stunde ist gekommen», ließ er ihn aus. Miriam hatte wohl gemerkt, daß ihm unbehaglich zumute wurde. Sie kroch in sich zusammen, als die ihr wohlbekannten Worte ausblieben. Er las weiter, aber sie hörte die Worte nicht mehr. Kummer und Scham ließen sie den Kopf senken. Vor sechs Monaten hätte er das ganz harmlos gelesen. Aber jetzt lag etwas hindernd in ihrem gemeinsamen Weg. Sie empfand, daß jetzt wirklich etwas Feindliches zwischen ihnen stand, etwas, dessen sie sich schämten. Mechanisch aß sie ihren Kuchen. Er versuchte weiter zu begründen, fand aber den richtigen Ton nicht wieder. Bald kam Edgar herein. Frau Morel war zu ihren Freundinnen gegangen. Die drei machten sich auf den Weg nach dem Willey-Hof.

Miriam grübelte über sein Zerwürfnis mit ihr. Er wollte sicher etwas anderes. Er konnte nicht befriedigt sein: er konnte ihr keinen Frieden geben. Immer wieder erhob sich zwischen ihnen ein Grund zum Streit. Sie wollte ihn auf die Probe stellen. Sie glaubte, daß sie sein Hauptbedürfnis im Leben war. Konnte sie das ihm und sich beweisen, dann war alles andere gleichgültig; sie konnte dann einfach auf die Zukunft hoffen.

Im Mai bat sie ihn, nach dem Willey-Hof zu kommen, wo er Frau Dawes treffen würde. Nach irgend etwas sehnte er sich. Wenn sie von Clara Dawes sprach, wurde er immer unruhig und ein wenig ärgerlich. Er sagte, er möchte sie nicht. Und doch wollte er gern Näheres über sie erfahren. Nun, er sollte sich jetzt selbst auf die Probe stellen. Sie glaubte, daß in ihm Sehnsucht nach höheren und tieferen Dingen lebte und daß die Sehnsucht nach den höheren den Sieg davontragen würde. Auf alle Fälle sollte er es versuchen. Sie vergaß, daß ihr «Höher» und «Niedriger» ganz willkürlich war.

Der Gedanke, Clara auf dem Willey-Hof zu treffen, erregte ihn doch einigermaßen. Frau Dawes wollte den ganzen Tag bleiben. Ihr schweres, helibraunes Haar war in einem Knoten hoch gesteckt. Sie trug eine weiße Bluse und blauen Rock, und die Dinge wurden in ihrer Nähe immer etwas armselig und unbedeutend. War sie in der Küche, wurde diese gleich klein und ärmlich, Miriams schönes, dämmriges Wohnzimmer wirkte dann steif und albern. Alle Leivers verblaßten wie Kerzen im Sonnenlicht. Es war für alle schwer, Fühlung mit ihr zu bekommen. Und doch war sie durchaus liebenswürdig, aber gleichgültig, fast hart.

Paul kam erst am Nachmittag. Er kam früh. Als er vom Rade sprang,

sah Miriam, wie er eifrig nach dem Hause blickte. Er wäre enttäuscht gewesen, wäre der Besuch nicht gekommen.

Miriam ging ihm entgegen, senkte den Kopf, weil die Sonne so blendete. Unter dem kühlen, grünen Schatten ihrer Blätter kamen die Blüten der türkischen Kresse leuchtend rot hervor. Dunkelhaarig stand das Mädchen da, freute sich, ihn zu sehen.

«Ist Clara da?» fragte er.

«Ja», erwiderte Miriam mit ihrer wohlklingenden Stimme. «Sie liest.»

Er schob das Rad in die Scheune. Er hatte einen schönen Schlips umgebunden, auf den er sehr stolz war, und trug dazu passende Socken.

«Ist sie heute morgen schon gekommen?» fragte er.

«Ja», erwiderte Miriam, während sie neben ihm herging. «Du wolltest mir doch den Brief von dem Herrn bei Liberty mitbringen. Hast du daran gedacht?»

«Verdammt noch mal, nein», sagte er. «Aber nun laß nicht locker, bis du ihn hast.»

«Das tu ich nicht gern.»

«Dann mußt du es bleiben lassen. Und ist sie etwas freundlicher?» fuhr er fort.

«Du weißt, daß ich sie immer ganz liebenswürdig gefunden habe.»

Er sagte nichts. Augenscheinlich war er des neuen Besuches wegen heute so früh gekommen. Das schmerzte Miriam schon. Sie gingen zusammen ins Haus. Er nahm die Klammern von der Hose, war aber trotz der Socken und des Schlipses zu faul, sich die staubigen Schuhe abzubürsten.

Clara saß in dem kühlen Wohnzimmer und las. Er sah ihren weißen Nacken mit den feinen, sich kräuselnden Haaren. Sie stand auf, sah ihn gleichgültig an. Als sie ihm die Hand reichte, streckte sie den Arm ganz gerade aus, und das sah aus, als wolle sie sich ihn fernhalten und ihm doch etwas zuwerfen. Er sah die starken Brüste in ihrer Bluse, sah unter dem dünnen Musselin oben am Arm die schön geschwungene Schulter.

«Sie haben sich einen herrlichen Tag ausgesucht», sagte er.

«Der reinste Zufall», erwiderte sie.

«Ja», meinte er. «Aber es freut mich doch.»

Sie setzte sich, dankte ihm nicht für seine Höflichkeit.

«Was habt ihr den ganzen Morgen getan?» fragte Paul Miriam.

«Ja», sagte Miriam und hustete leise. «Clara kam zusammen mit Vater – und sie ist noch gar nicht lange hier.»

Clara stützte sich auf den Tisch, hielt sich fern. Er sah, daß ihre Hände groß, aber gepflegt waren. Ihre Haut schien fast rauh, und durchsichtig und weiß, hatte feine, goldene Härchen. Es war ihr gleich

gültig, daß er ihre Hände betrachtete. Sie wollte ihn verachten. Nachlässig lag ihr schwerer Arm auf dem Tisch. Ihr Mund war geschlossen, als wäre sie beleidigt, sie wandte das Gesicht leicht ab.

«Sie war neulich abends in Margaret Bonfords Vortrag», sagte er zu ihr.

Miriam kannte diesen höflichen Paul gar nicht. Clara sah ihn an. «Ja», erwiderte sie.

«Woher weißt du das denn?» fragte Miriam.

«Vor Abfahrt des Zuges war ich auch ein paar Minuten da», antwortete er.

Clara wandte sich ziemlich verächtlich ab.

«Sie ist doch eine nette, liebe Frau», sagte Paul.

«Margaret Bonford!» rief Clara. «Sie ist viel gescheiter als die meisten Männer.»

«Ich habe das Gegenteil ja nicht behauptet», betonte er, sich fast entschuldigend; «aber deshalb kann sie ja doch lieb und nett sein.»

«Und das ist natürlich die Hauptsache», sagte Clara vernichtend.

Halb verlegen, halb ärgerlich kratzte er sich den Kopf.

«Ich meine, das wäre viel wichtiger als ihre Klugheit», meinte er, «durch sie kommt sie doch nicht in den Himmel.»

«In den Himmel will sie auch gar nicht – sie will nur ihren Anteil am Leben», entgegnete Clara. Sie sprach, als wäre er für gewisse Entbehrungen, die Fräulein Bonford zu erleiden hatte, verantwortlich.

«Auf mich», sagte er, «wirkte sie so warm, und sehr hübsch ist sie auch, nur zu zart. Ich möchte schon, sie säße behaglich und friedlich...»

«Und stopfte ihrem Mann die Socken», fuhr Clara verletzend fort.

«Ich glaube, sie stopfte sogar meine Socken», sagte er. «Und zwar ganz gut. Genau so würde ich ihr die Schuhe putzen, wenn sie es von mir verlangte.»

Aber Clara hatte keine Lust, auf diesen Einfall zu antworten. Er sprach kurze Zeit mit Miriam, und die andere saß unbeteiligt dabei.

«Ich will mal nach Edgar sehen», sagte er. «Ist er auf dem Felde?»

«Ich glaube», sagte Miriam, «er holt Kohlen. Er wollte gleich wieder zurück sein.»

«Dann gehe ich ihm entgegen», sagte er.

Miriam wagte es nicht, etwas für sie alle drei vorzuschlagen. Er stand auf und verließ sie. Oben auf dem Wege, wo der Ginster schon blühte, sah er Edgar träge neben der Stute hergehen, die die Stirn mit der weißen Blesse hob und senkte, während sie die ratternde Kohlenladung zog. Das Gesicht des jungen Bauern hellte sich auf, als er seinen Freund sah. Edgar sah gut aus, hatte warme, dunkle Augen. Sein Anzug war alt und schlecht, aber er ging doch stolz einher.

«Hallo», rief er, als er Paul barhäuptig sah, «wo willst du hin?»

«Zu dir. Kann es mit der ‹Nimmermehr› nicht mehr aushalten.»

Edgars Zähne blitzten, als er belustigt auflachte. «Wer ist denn diese ‹Nimmermehr›?» fragte er.

«Die Dame – Frau Dawes; sie sollte Frau Rabe heißen, die ‹Nimmermehr› sagte.»

Edgar lachte vergnügt auf. «Gefällt sie dir nicht?» fragte er.

«Kein bißchen!» sagte Paul. «Und dir?»

«Auch nicht!» Diese Antwort klang durchaus überzeugt.

«Nein.» Edgar warf die Lippen auf. «Ist nicht mein Geschmack.» Er überlegte etwas. Dann fragte er: «Aber warum nennst du sie denn ‹Nimmermehr›?»

«Wenn die einen Mann ansieht», antwortete Paul, «sagt sie stolz: ‹Nimmermehr›, und wenn sie sich im Spiegel besieht, sagt sie wieder verächtlich: ‹Nimmermehr›, und wenn sie an die Vergangenheit denkt, sagt sie angeekelt dasselbe, und wenn sie an die Zukunft denkt, sagt sie es wieder zynisch.»

Edgar dachte über seine Worte nach, kam mit ihnen aber nicht zurecht und sagte lachend: «Meinst du, daß sie die Männer haßt?»

«Das bildet sie sich ein», erwiderte Paul.

«Und du glaubst es nicht?»

«Nein», erwiderte Paul.

«War sie denn nicht nett zu dir?»

«Kannst du dir vorstellen, daß die zu jemandem nett ist?» fragte der junge Mann.

Edgar lachte. Im Hof luden sie zusammen die Kohlen ab. Paul tat ziemlich selbstbewußt, denn er wußte, daß Clara sie sehen konnte, wenn sie durch das Fenster blickte.

Aber das tat sie nicht.

Am Samstagnachmittag wurden die Pferde gebürstet und gestriegelt. Paul und Edgar arbeiteten zusammen, niesten infolge des Staubes, der von Jinnys und Flowers Fell aufwirbelte.

«Kannst du kein neues Lied?» fragte Edgar.

Er arbeitete wieder. Als er sich bückte, sah man seinen sonnverbrannten Nacken, und die Finger, die die Bürste hielten, waren dick. Dann und wann beobachtete ihn Paul.

«Mary Morrison?» schlug der Jüngere vor.

Edgar war einverstanden. Er hatte eine schöne Tenorstimme und lernte gern alle Lieder, die ihn sein Freund lehren wollte, und sang sie dann, wenn er mit dem Wagen unterwegs war. Paul hatte eine kleine Baritonstimme, aber ein gutes Ohr. Claras wegen sang er nur leise. Edgar wiederholte die Melodie mit seinem klaren Tenor. Manchmal mußten beide niesen, und dann schimpfte erst der eine, dann der andere auf sein Pferd.

Miriam ärgerte sich über die Männer. Es gehörte so wenig dazu, ih-

nen Unterhaltung zu schaffen – selbst Paul. Sie fand es unverständlich, daß er so ganz in Nichtigkeiten aufgehen konnte.

Es war Teezeit, als sie fertig waren.

«Was war das für ein Lied?» fragte Miriam. Edgar sagte es ihr. Die Unterhaltung drehte sich nun um Gesang.

«Wir haben es oft so nett», meinte Miriam zu Clara.

Frau Dawes aß langsam und würdevoll. Wenn Männer dabei waren, tat sie immer so unnahbar.

«Hast du Gesang gern?» fragte Miriam sie.

«Wenn er gut ist», sagte sie.

Paul führte das natürlich gleich weiter aus. «Sie meinen, wenn er erstklassig und geschult ist?» fragte er.

«Ich meine, daß eine Stimme der Schulung bedarf, ehe der Gesang etwas wert ist», antwortete sie.

«Dann könnten Sie gerade so gut verlangen, daß man seine Stimme erst schult, ehe man spricht», erwiderte er. «Meist singen die Menschen doch zu ihrem eigenen Vergnügen.»

«Und das kann das Mißvergnügen ihrer Mitmenschen werden.»

«Dann sollten sich diese die Ohren verstopfen», versetzte er. Die Jungen lachten. Alle verstummten. Er errötete tief und aß weiter, ohne ein Wort zu reden.

Als nach dem Tee alle Männer außer Paul hinausgegangen waren, sagte Frau Leivers zu Clara: «Ist dein Leben jetzt glücklicher?»

«Unendlich viel glücklicher.»

«Und bist du zufrieden?»

«Solange ich unabhängig und frei sein kann.»

«Und fehlt dir nichts in deinem Leben?» fragte Frau Leivers freundlich.

«Das alles liegt jetzt hinter mir.»

Paul hatte sich während dieser Unterhaltung unbehaglich gefühlt. Er stand auf.

«Sie werden finden, daß Sie dauernd über die Dinge stolpern, die Sie hinter sich gelassen haben», sagte er. Dann ging er in die Kuhställe. Er fühlte, daß er witzig gewesen war, und sein Mannesstolz war obenauf. Pfeifend ging er über den Klinkerpfad.

Etwas später kam Miriam zu ihm, fragte, ob er mit ihr und Clara ein wenig spazierenginge. Sie machten sich auf den Weg in der Richtung auf den Strelley-Mill-Hof. Als sie neben dem Bach, und zwar auf der Willey-Seite des Gewässers, entlang schlenderten und durch das Brombeergebüsch am Rande des Waldes schauten, wo die rosa Feuernelken in den wenigen Sonnenstrahlen glühten, sahen sie jenseits der Baumstämme, in den dünnen Haselsträuchern, einen Mann, der ein großes, rotbraunes Pferd durch die Wassergräben führte. Das große, rote Tier schien dort, wo die Luft schattiger war, durch die Dämme-

rung des grünen Haselgesträuches zu tänzeln, und auf einmal waren sie in die Zeit der alten Ritter versetzt, und die welkenden Glockenblumen hatten für Deidre oder Isolde geblüht.

Wie verzaubert blieben die drei stehen.

«Wie herrlich, ein Ritter zu sein», sagte Paul, «und hier ein Schloß zu haben!»

«Und uns darin sicher einzusperren!» erwiderte Clara.

«Ja», antwortete er, «und ihr stickt und singt dazu mit den Mägden. Ich trüge Ihr weiß-grün-heliotrofarbenes Banner. Auf meinem Schilde sollte es leuchten: W. S. P. U., und darüber eine springende Frau.»

«Ich bezweifle nicht», sagte Clara, «daß Sie viel lieber für eine Frau kämpfen als dulden, daß sie für sich selbst kämpft.»

«Da haben Sie recht. Wenn sie für sich kämpft, erinnert sie an einen Hund vor dem Spiegel, der sein eigenes Spiegelbild wütend anklafft.»

«Und Sie sind wohl der Spiegel?» fragte sie und warf spöttisch die Lippen auf.

«Oder das Spiegelbild», erwiderte er.

«Ich fürchte fast», sagte sie, «Sie sind zu klug.»

«Ihnen überlasse ich das Gutsein», entgegnete er lachend.

«Sei lieb, mein Kind, und laß mich nur klug sein!»

Aber Clara war sein Geschwätz lästig. Er sah sie an und erkannte plötzlich, daß sie vor innerem Jammer und nicht aus Verachtung das Gesicht so stolz hob. Da wurde ihm auf einmal weich ums Herz. Er wandte sich um und war lieb zu Miriam, um die er sich bis jetzt nicht gekümmert hatte.

Am Waldesrande trafen sie Limb, einen mageren, dunkelhäutigen Mann von vierzig Jahren; er war der Pächter des Strelley-Mill-Hofes, auf dem er eine Viehfarm betrieb. Gleichgültig, als wäre er müde, hielt er das Halfter des mächtigen Hengstes. Die drei blieben stehen, damit er über die Steine im ersten Bach gehen könnte. Paul bewunderte, daß ein so großes, unendlich kräftiges Tier auf so federnden Hufen ging. Limb hielt das Pferd vor ihnen an. «Sagen Sie doch Ihrem Vater, Fräulein Leivers», sagte er mit seltsam piepsender Stimme, «daß sein Jungvieh den Zaun im Grunde vor drei Tagen entzwei gemacht hat.»

«Welchen?» fragte Miriam zitternd.

Das große Pferd atmete schwer, schob die runden Flanken zur Seite, senkte den Kopf und blickte mit den wunderbaren, großen Augen argwöhnisch unter der herabhängenden Mähne her.

«Kommen Sie mal mit», sagte Limb, «ich zeige es Ihnen.»

Der Mann und der Hengst gingen voran. Er tänzelte zur Seite, schüttelte die weißen Hufhaare und sah ängstlich drein, als er merkte, daß er im Bache war.

«Nur keinen Hokuspokus», sagte der Mann freundlich zu dem Tier.

Mit leichten Sprüngen setzte er das Ufer hinauf, platschte dann ruhig durch den zweiten Bach. Halb gebannt, halb verächtlich beobachtete Clara, die fast mürrisch versunken einherging, das Tier. Limb machte jetzt wieder halt, zeigte auf den Zaun neben den Weiden.

«Da gehen sie durch. Mein Knecht hat sie schon dreimal zurückgetrieben.»

«Ja», antwortete Miriam und errötete, als wäre es ihre Schuld.

«Kommen Sie mit rein?» fragte der Mann.

«Nein, danke, aber wir gingen gern am Teich vorbei.»

«Wie Sie wollen», sagte er.

Das Pferd wieherte leise vor Freude, daß es bald zu Hause war.

«Er freut sich, daß er gleich zu Hause ist», meinte Clara, die sich für das Tier interessierte.

«Ja, er hat heute schwer dran gemußt.»

Sie schritten durch das Tor und sahen eine kleine, dunkle, reizbar aussehende, etwa fünfunddreißigjährige Frau aus dem Bauernhaus treten und sich ihnen nähern. Ihr Haar war leicht angegraut, der Blick ihrer dunklen Augen war wild. Sie hielt die Hände auf dem Rücken. Ihr Bruder ging weiter. Als der große braune Hengst sie sah, wieherte er wieder. Aufgeregt kam sie näher. «Bist du wieder da, mein Junge?» sagte sie zärtlich zu dem Pferde, nicht zu dem Mann. Das große Tier näherte sich ihr und senkte den Kopf. Sie schob ihm den runzligen, gelben Apfel ins Maul, den sie hinter dem Rücken verborgen hatte, dann küßte sie ihn in der Nähe der Augen. Er atmete tief vor Freude. Sie drückte seinen Kopf gegen die Brust.

«Ist der nicht herrlich?» sagte Miriam zu ihr.

Fräulein Limb blickte auf. Ihre dunklen Augen funkelten Paul an. «Ach, guten Abend, Fräulein Leivers», sagte sie. «Wie lange sind Sie nicht mehr hier gewesen!»

Miriam stellte ihre Freunde vor.

«Ihr Pferd ist ein herrlicher Kerl», meinte Clara.

«Nicht wahr!» Und wieder küßte sie ihn. «So lieb wie ein Mann.»

«Lieber als die meisten Männer, glaube ich», erwiderte Clara.

«Er ist ein netter Kerl», rief die Frau und umarmte wieder das Pferd.

Clara, die das große Tier fesselte, trat hinzu und wollte ihm den Hals streicheln.

«Er ist ganz zahm», sagte Fräulein Limb, «oder meinen Sie, so große Kerle wären das nicht?»

«Er ist schön», erwiderte Clara. Sie wollte ihm in die Augen sehen. Sie wollte, daß er sie ansah.

«Schade, daß er nicht sprechen kann», sagte sie.

«Aber alles andere kann er», erwiderte die andere Frau. Dann ging der Bruder mit dem Pferd davon.

«Kommen Sie mit rein? Kommen Sie doch, Herr — ich habe den Namen nicht verstanden.»

«Morel», sagte Miriam. «Nein, das möchten wir nicht, aber wenn wir am Mühlenteich vorbei dürften . . .»

«Aber gewiß doch. Fischen Sie, Herr Morel?»

«Nein», sagte Paul.

«Wenn Sie gern mal fischen wollen», sagte Fräulein Limb, «besuchen Sie uns doch. Wir sehen kaum eine Menschenseele vom Anfang bis zum Ende der Woche. Ich würde mich sehr freuen.»

«Was für Fische sind denn in dem Teich?» fragte er.

Sie schritten durch den Vorgarten, über das Wehr und das steile Ufer des Teiches hinauf, der mit seinen beiden Inselchen im Schatten lag. Paul ging neben Fräulein Limb.

«Hier möchte ich gerne mal baden», sagte er.

«Tun Sie das!» erwiderte sie. «Besuchen Sie uns, wann Sie wollen. Mein Bruder wird gern mal mit Ihnen plaudern. Er ist so still, weil er niemanden hat, mit dem er sprechen kann. Baden Sie doch mal hier!»

Clara kam näher. «Er ist schön tief», sagte sie, «und so klar.»

«Ja», sagte Fräulein Limb.

«Schwimmen Sie?» fragte Paul. «Fräulein Limb sagt gerade, wir dürften kommen, wann wir wollten.»

«Wir haben aber natürlich Knechte», meinte Fräulein Limb.

Sie plauderten noch ein paar Augenblicke, gingen dann den wilden Hügel hinauf und ließen die einsame Frau mit dem verstörten Blick allein am Ufer stehen.

Der Hügelhang lag in hellster Sonne. Er war wild und mit buschigem Gras bewachsen; hier hausten die Kaninchen. Schweigend setzten die drei ihren Weg fort. Dann sagte Paul:

«Ich fühle mich nicht besonders wohl in ihrer Nähe.»

«Meinst du Fräulein Limb?» fragte Miriam.

«Ja.»

«Was ist mit ihr los? Die Einsamkeit macht sie wohl ein wenig seltsam?»

«Ja», sagte Miriam. «Das ist für sie hier nicht das richtige Leben. Ich halte es für grausam, sie hier zu begraben. Ich muß sie wirklich öfter besuchen. Aber — sie fällt mir immer so auf die Nerven.»

«Ich habe Mitleid mit ihr — und doch langweilt sie mich», entgegnete er.

«Ich glaube», platzte Clara los, «sie braucht einen Mann.»

Die beiden andern schwiegen einige Augenblicke.

«Die Einsamkeit macht sie kaputt», sagte Paul.

Clara antwortete nicht, schritt den Hügel hinauf. Sie ging mit gesenktem Kopf, schwang die Beine, während sie durch die toten Disteln und Grasbüschel trat; lose hingen ihr die Arme am Leibe herab. Ihr

schöner Körper schien eher den Hügel hinaufzustolpern als zu gehen. Eine heiße Welle flutete über Paul. Sie erregte seine Neugierde. Vielleicht hatte ihr das Leben grausam mitgespielt. Er vergaß Miriam, die neben ihm herging und zu ihm sprach. Als sie merkte, daß er ihr nicht antwortete, sah sie ihn an. Seine Augen hingen an Clara.

«Hältst du sie immer noch für unfreundlich?» fragte sie. Die Plötzlichkeit der Frage fiel ihm gar nicht auf. Sie paßte so ganz in seine Gedanken. «Etwas stimmt bei ihr nicht», sagte er.

«Ja», antwortete Miriam.

Oben auf dem Hügel fanden sie ein einsames, wildes Feld; auf zwei Seiten war es vom Walde begrenzt, während auf den beiden andern Seiten hohe, lichte Weißdornhecken und Erlenbüsche standen. Zwischen diesen hohen Büschen waren Lücken, durch die wohl das Vieh gebrochen wäre, wenn es hier Vieh gegeben hätte. Hier war der Rasen sammetweich und von Kaninchen durchlöchert und unterhöhlt. Das Feld selbst war unbebaut und mit großen, dicken Schlüsselblumen dicht bewachsen, die nie geschnitten worden waren. Überall wucherten Büschel kräftiger Blumen zwischen dem buschigen Grase. Es sah aus wie eine von schönen großen Schiffen bevölkerte Reede.

«Ach!» rief Miriam; sie sah Paul an, und ihre schwarzen Augen weiteten sich. Er lächelte. Zusammen freuten sie sich über das Blumenfeld. Verdrießlich sah Clara, die ein wenig von ihnen entfernt war, auf die Schlüsselblumen. Paul und Miriam standen dicht nebeneinander, sprachen leise. Er kniete nieder, pflückte schnell die schönsten Blumen, rutschte ruhelos von Busch zu Busch, sprach die ganze Zeit über leise. Miriam pflückte die Blumen voller Liebe, zögerte über ihnen. Er schien ihr immer zu schnell und fast wissenschaftlich. Aber seine Sträuße hatten größere natürliche Schönheit als ihre. Er liebte sie, aber so, als gehörten sie ihm, als hätte er ein Anrecht auf sie. Sie hatte ihnen gegenüber mehr Achtung: sie enthielten etwas, was ihr fehlte.

Die Blumen waren so frisch und süß. Er hätte sie am liebsten getrunken. Während er sie pflückte, aß er die kleinen gelben Trompeten. Immer noch ging Clara mißmutig weiter. Er ging zu ihr, sagte: «Warum pflücken Sie denn keine?»

«Ich mache mir nichts draus, und dazu sehen sie auf der Wiese viel schöner aus.»

«Möchten Sie nicht einige?»

«Sie stehen lieber da, wo sie sind.»

«Das glaube ich nicht.»

«Ich will keine Blumenleichen um mich», sagte sie.

«Das ist so eine alberne Redensart», sagte er. «Im Wasser sterben sie nicht schneller als auf ihren Wurzeln. Und außerdem sehen sie in einer Vase schön aus. Lustig sehen sie aus. Und Sie nennen etwas nur Leiche, weil es wie eine Leiche aussieht.»

«Wer will das entscheiden?» entgegnete sie.

«Für mich ist es keine. Eine tote Blume ist keine Blumenleiche.»

Clara nahm keinerlei Kenntnis von ihm.

«Und wenn auch — welches Recht haben Sie, sie abzupflücken?» fragte sie.

«Weil ich sie gern habe und sie haben will — und weil so viele von ihnen hier stehen.»

«Und das genügt?»

«Ja. Warum nicht? Sie würden in Ihrem Zimmer in Nottingham herrlich duften.»

«Und ich hätte dann das Vergnügen, sie sterben zu sehen.»

«Aber es ist doch ganz einerlei, ob sie sterben.»

Er ließ sie stehen und bückte sich wieder über die Haufen wirrer Blumen, die das Feld wie blasse, leuchtende Schaumflocken dicht sprenkelten. Miriam war näher gekommen. Clara kniete nieder, sog etwas ein von dem Duft der Schlüsselblumen.

«Wenn man sie mit Achtung behandelt», sagte Miriam, «tut man ihnen sicher nicht weh. Auf den Geist, in dem man sie pflückt, kommt es an.»

«Ja», meinte er. «Nein, man pflückt sie, weil man sie haben will, weiter nichts.» Er hielt den Strauß von sich ab.

Miriam sagte nichts. Er pflückte weiter.

«Sieh mal diese», fuhr er fort, «stark und saftig wie kleine Bäume oder Jungens mit strammen Beinen.»

Claras Hut lag in der Nähe im Grase. Sie lag immer noch auf den Knien, beugte sich vor und roch immer noch an den Blumen. Ihr Nakken verursachte ihm plötzlich stechende Qual; er war so schön und in diesem Augenblick gar nicht stolz. Leicht schwangen ihre Brüste in der Bluse. Die Biegung ihres Rückens war schön und stark; sie trug kein Mieder. Plötzlich streute er, ohne daß er es wollte, eine Handvoll Schlüsselblumen ihr über Haar und Nacken und sagte dabei:

«Asche zu Asche und Staub zu Staub,
Will dich der Herr nicht, wirst Teufels Raub.»

Die kühlen Blumen fielen auf ihren Nacken. Sie sah zu ihm auf mit fast klagenden, furchtsamen, grauen Augen; sie war erstaunt über das, was er tat. Blumen fielen ihr ins Gesicht, und sie schloß die Augen.

Und während er so über ihr stand, befiel ihn plötzlich Verlegenheit. «Ich dachte, Sie wollten begraben werden», sagte er verlegen.

Clara lachte seltsam und stand auf, nahm die Schlüsselblumen aus dem Haar. Sie hob den Hut auf und steckte ihn mit der Hutnadel fest. Eine Blume blieb im Haar hängen. Er sah das wohl, wollte es ihr aber nicht sagen. Er hob die Blumen auf, die er über sie gestreut hatte.

Am Waldesrande waren die Glockenblumen auf das Feld hinübergeflutet und standen hier nun wie ein kleiner See. Aber sie verwelkten schon. Clara schlenderte zu ihnen hin. Er folgte ihr langsam. Die Glokkenblumen gefielen ihm. «Sehen Sie mal, wie die aus dem Walde herausgekommen sind», sagte er. Da wandte sie sich um, Wärme und Dankbarkeit strahlten in ihren Augen.

«Ja», lächelte sie.

Sein Blut begann zu rasen. «Ich denke dabei an die wilden Männer des Waldes; wie erschrocken die wohl waren, als sie auf einmal die weite Ebene vor sich hatten.»

«Glauben Sie wirklich?» fragte sie.

«Ich möchte doch wissen, welche der alten Stämme erschrockener waren, die, die aus ihrer Waldesdunkelheit in die Lichtweite brachen, oder die, die furchtsam in die Wälder drangen.»

«Ich glaube, die letzteren», antwortete sie.

«Ja, Sie gehören zu denen, die in der Weite leben und versuchen, gewaltsam in das Dunkel zu dringen, nicht wahr?»

«Wie kann ich das wissen?» fragte sie langsam.

Ihr Gespräch verstummte.

Immer tiefer senkte sich der Abend über die Erde. Schon war das Tal voller Schatten. Drüben auf dem Crossleigh Bank-Hof stand ein kleines Lichtviereck. Helle schwamm über den Gipfeln der Hügel. Langsam kam Miriam näher, verbarg ihr Gesicht in dem großen, losen Blumenstrauß, knöcheltief watete sie durch den Schaum der Schlüsselblumen. Hinter ihr formten sich dunkel die Bäume.

«Wollen wir gehen?» fragte sie.

Und die drei machten sich auf den Heimweg. Sie schwiegen. Als sie den Pfad hinabgingen, sahen sie rechts vor sich das Licht des Hauses und auf dem Kamme des Hügels, wo das Bergmannsdorf den Himmel berührte, einen dunklen Streifen mit kleinen Lichtern.

«Es war schön, nicht wahr?» fragte er.

Miriam stimmte leise zu. Clara sagte nichts.

«Meinen Sie nicht auch?» fragte er sie.

Aber sie ging mit stolz erhobenem Kopf weiter und antwortete wieder nicht. Trotz ihres gleichgültigen Ganges erkannte er, daß sie litt.

Um diese Zeit fuhr Paul mit seiner Mutter nach Lincoln. Sie war heiter und begeistert wie immer; aber als er ihr im Eisenbahnwagen gegenüber saß, sah sie doch hinfällig aus. Er hatte einen kleinen Augenblick das Gefühl, als entglitte sie ihm. Da wollte er sie fassen, sie halten, sie an sich ketten. Er fühlte, daß seine Hand sie halten müßte.

Sie näherten sich der Stadt. Beide standen am Fenster, hielten Ausschau nach dem Dom.

«Da ist er, Mutter», rief er.

Sie sahen den großen Dom massig über der Ebene liegen.

«Ah!» rief sie. «Da steht er!»

Er sah die Mutter an. Ruhig betrachteten ihre blauen Augen den Dom. Wieder schien sie ihm so fern. Etwas von der ewigen Ruhe des aufragenden Domes, der so blau und edel gegen den Himmel stand, spiegelte sich in ihr, etwas Schicksalhaftes. Was war, das war. All sein junger Wille konnte das nicht ändern. Er sah ihr Gesicht. Die Haut war immer noch frisch und rosig und weich, aber viele kleine Runzeln waren um die Augen, deren Lider sich schon ein wenig müde senkten; ihr Mund war immer enttäuscht geschlossen; immer hatte man das Gefühl, als wenn sie längst ihr Schicksal kenne. Und er wehrte sich dagegen mit der ganzen Kraft seiner Seele.

«Sieh nur, Mutter, wie groß er über der Stadt steht! Denke mal, die vielen Straßen, die unter ihm liegen. Er wirkt größer als die ganze Stadt.»

«Das tut er», rief die Mutter und brach wieder hell ins Leben hinein.

Aber er hatte wohl gesehen, wie sie mit starrem Gesicht und starren Augen, die die Unbarmherzigkeit des Lebens widerspiegelten, aus dem Fenster auf den Dom schaute. Und die kleinen Runzeln um ihre Augen und der hart geschlossene Mund erweckten in ihm ein Gefühl, als müsse er wahnsinnig werden. Sie aßen, und sie hielt die Mahlzeit für viel zu üppig.

«Glaube nur nicht, daß mir das Freude macht», sagte sie, während sie ihr Kotelett aß. «Ich mag das nicht, wirklich nicht. Denk nur an dein schönes Geld!»

«Mein Geld geht dich gar nichts an», entgegnete er. «Du vergißt ganz, daß ich ein junger Mann bin, der mit seinem Mädchen ausgeht.»

Und er kaufte ihr ein paar blaue Veilchen.

«Jetzt aber Schluß!» befahl sie. «Was soll ich damit?»

«Das wird sich schon finden. Bleib mal stehen!» Und mitten auf der High Street steckte er ihr die Blumen an den Mantel.

«So eine Alte wie ich!» sagte sie und rümpfte die Nase.

«Die Leute sollen dich für was ganz Besonderes halten», meinte er. «Benimm dich also dementsprechend!»

«Ich geb' dir gleich eine», lachte sie.

«Nun pluster dich mal auf wie ein Pfauenschwänzchen!» befahl er.

Eine Stunde verging, ehe sie durch die Straßen gegangen waren. Über dem Glory Hole, vor dem Stone Bow, überall blieb sie mit erstaunten Ausrufen stehen.

Ein Mann kam auf sie zu, zog den Hut und verbeugte sich vor ihr. «Kann ich Ihnen die Stadt zeigen?»

«Nein, danke», antwortete sie. «Ich bin mit meinem Sohn.»

Paul ärgerte sich über sie, weil sie nicht würdevoll geantwortet hatte.

«Laß mich endlich in Ruh!» rief sie. «Ah! Da ist das Jew's House. Weißt du noch, der Vortrag, Paul...»

Aber sie konnte den Domhügel kaum hinauf. Er sah es nicht. Dann merkte er plötzlich, daß ihr das Sprechen schwerfiel. Er ging mit ihr in ein kleines Gasthaus, wo sie sich ausruhte.

«Es ist nicht schlimm», sagte sie. «Mein Herz ist ein bißchen alt, damit muß man rechnen.»

Er antwortete nicht, sah sie an. Wieder krampfte sich ihm das Herz zusammen. Er hätte am liebsten aufgeschrien, hätte in seiner Wut am liebsten etwas zerschlagen.

Langsam gingen sie dann weiter, ganz langsam. Und jeder Schritt legte sich ihm wie eine Zentnerlast auf die Brust. Er meinte, das Herz müsse ihm zerspringen.

Endlich waren sie oben. Voller Entzücken stand sie da, sah nach dem Schloßtor, sah nach der Domfront. Sie hatte sich ganz vergessen. «So schön hatte ich es mir nicht vorgestellt!» rief sie.

Aber er haßte dies alles. Nachdenklich folgte er ihr überallhin. Sie saßen zusammen im Dom. Sie wohnten einem kleinen Gottesdienst im Chor bei. Sie war ängstlich.

«Hoffentlich darf jeder rein?» fragte sie ihn.

«Ja», erwiderte er. «Glaubst du denn, sie hätten die verdammte Dreistigkeit, uns wieder rauszuschicken?»

«Wenn sie dich reden hörten, ganz gewiß», rief sie.

Während des Gottesdienstes leuchteten wieder Freude und Friede auf ihrem Gesicht. Und die ganze Zeit über hätte er am liebsten gewütet, geschrien und etwas zerschlagen.

Als sie sich dann später über die Mauer lehnten und auf die Stadt unter sich herabsahen, platzte er plötzlich los: «Warum hat denn ein Mann keine junge Mutter? Weshalb ist sie alt?»

«Ja», lachte die Mutter, «daran kann sie nun mal nichts ändern.»

«Und warum war ich nicht der Älteste? Man sagt immer, die jüngsten Kinder hatten es am besten – aber die ältesten hatten die jüngere Mutter. Ich hätte dein ältester Sohn sein sollen.»

«Ich hab's nicht so eingerichtet», entgegnete sie. «Wenn man's genau überlegt, hast du genausoviel Schuld wie ich.» Blaß, mit wütenden Augen wandte er sich zu ihr. «Warum bist du alt?» rief er in ohnmächtiger Wut. «Warum kannst du nicht laufen? Warum kannst du nicht mit mir hierhin oder dorthin?»

«Es gab mal eine Zeit», erwiderte sie, «da konnte ich diesen Hügel besser hinauf als du.»

«Was nützt mir das heute?» schrie er und schlug mit der Faust auf

die Mauer. Dann fing er an zu klagen. «Es ist gar nicht nett von dir, mein Kleines, daß du krank bist, es ist . . .»

«Krank!» rief sie. «Ich bin ein bißchen alt, und damit mußt du dich abfinden, weiter ist es nichts.»

Sie schwiegen. Aber es war auch alles, was sie ertragen konnten. Beim Tee wurde sie wieder froh. Als sie in der Nähe von Brayford saßen und die Boote beobachteten, erzählte er ihr von Clara. Tausenderlei fragte ihn die Mutter.

«Mit wem lebt sie denn eigentlich zusammen?»

«Mit ihrer Mutter, in Bluebell Hill.»

«Und haben sie genug zum Leben?»

«Ich glaube nicht. Ich glaube, sie arbeiten Spitzen.»

«Und worin liegt denn ihr Reiz, mein Junge?»

«Ich weiß nicht, ob sie reizvoll ist, Mutter. Aber hübsch ist sie. Und dabei ist sie so geradeaus — aber tief ist sie nicht, kein bißchen.»

«Aber sie ist doch älter als du.»

«Sie ist dreißig, und ich werde dreiundzwanzig.»

«Warum du sie leiden magst, hast du mir noch nicht gesagt.»

«Weil ich das selbst nicht weiß — sie hat so etwas Herausforderndes, Drohendes.»

Frau Morel überlegte. Sie wäre froh gewesen, wenn ihr Sohn jetzt eine Frau geliebt hätte, die etwas tun würde, sie wußte nicht, was. Aber er zerquälte sich so, wurde plötzlich wütend und war dann wieder niedergeschlagen. Sie wünschte, er kennte irgendeine hübsche Frau. Sie wußte nicht, was sie wünschte, ließ das auch ganz unbestimmt. Auf jeden Fall lehnte sie den Gedanken an Clara nicht ab. Auch Annie wollte nun heiraten. Leonard arbeitete in Birmingham. Als er einmal zum Wochenende nach Hause kam, sagte sie zu ihm: «Du siehst nicht besonders aus, Junge.»

«Ich weiß nicht», sagte er. «Ich fühle mich auch nicht so recht, Ma.»

In seiner jungenhaften Art nannte er sie schon Ma.

«Bist du auch gut untergebracht?» fragte sie.

«Ja — ja. Aber es ist 'ne Biesterei — wenn man sich selbst den Tee aufgießen muß und niemand einen ausschimpft, wenn man ihn in die Untertasse gießt und dann daraus trinkt. Kurzum, er schmeckt dann einfach nicht.»

Frau Morel lachte. «Und das macht dich also krank?» sagte sie.

«Ich weiß es nicht. Ich möchte heiraten», platzte er raus, drehte an den Fingern und sah auf seine Schuhe. Beide schwiegen.

«Ich dachte, ihr wolltet noch ein Jahr warten», meinte sie.

«Ha, das habe ich wohl mal gesagt», erwiderte er eigensinnig.

Wieder überlegte sie. «Annie ist ein bißchen verschwenderisch», sagte sie. «Sie hat erst elf Pfund gespart. Und du, mein Junge, hast auch noch nicht viel auf die hohe Kante legen können.»

Er errötete bis an die Ohren. «Ich habe dreiunddreißig Pfund», sagte er.

«Damit kommt ihr nicht weit», antwortete sie.

Er sagte nichts, drehte wieder an den Fingern.

«Ich habe nichts, das weißt du ja», sagte sie.

«Darauf wollte ich auch nicht hinaus, Ma», rief er; er war ganz rot, widersprach gequält.

«Das weiß ich, mein Junge. Ich wollte nur, ich hätte was. Für die Hochzeit und das Drum und Dran gehen fünf Pfund drauf, und dann bleiben nur noch achtundzwanzig. Damit kommt ihr nicht weit.»

Immer noch drehte er an den Fingern, ohnmächtig, eigensinnig, sah nicht auf.

«Aber willst du wirklich heiraten?» fragte sie. «Hast du ein Gefühl, als wenn du müßtest?»

Er sah sie mit seinen blauen Augen gerade an. «Ja», sagte er.

«Dann», sagte sie, «müssen wir alle helfen, daß die Sache in Ordnung kommt, Junge.»

Als er wieder aufblickte, schimmerten ihm Tränen in den Augen. «Annie soll aber selbst entscheiden», sagte er gequält.

«Junge», meinte sie, «du bist fleißig, hast eine gute Stelle. Hätte mich ein Mann nötig gehabt, ich hätte ihn auf seinen letzten Wochenlohn hin geheiratet. Es wird ihr vielleicht ein wenig schwer, so bescheiden anzufangen. Junge Mädchen sind immer so. Die denken nur an ihr zukünftiges Heim. Ich hatte eine teure Aussteuer. Aber das ist nicht die Hauptsache.»

Kurz darauf fand die Hochzeit statt.

Arthur kam nach Hause, sah in seiner Uniform herrlich aus. Annie stand das taubengraue Kleid, das sie später auch sonntags tragen konnte, sehr gut. Morel nannte sie verrückt, daß sie heiratete, und war dem Schwiegersohn gegenüber kühl. Frau Morels Hut war mit Weiß garniert, auch trug sie etwas Weiß an der Bluse, und ihre beiden Söhne neckten sie, weil sie sich so großartig vorkam. Leonard war froh und herzlich, erschien sich aber selbst ziemlich närrisch. Paul konnte es nicht recht begreifen, warum Annie heiraten wollte. Er hatte sie gern und sie ihn auch. Er war ganz traurig und hoffte nur, daß alles gutging. Arthur sah erstaunlich gut aus in seiner rot-gelben Uniform und wußte das auch, wenn er sich heimlich auch seiner Uniform schämte. Annie weinte sich in der Küche die Augen aus, als sie von der Mutter Abschied nahm. Frau Morel weinte nur wenig, klopfte ihr leicht auf den Rücken und sagte: «Wein doch nicht, Kind, er wird gut zu dir sein.» Morel stampfte auf den Boden, sagte, sie wäre schön verrückt, daß sie sich so bände. Leonard sah blaß und überarbeitet aus. Frau Morel sagte zu ihm: «Ich vertraue sie dir an, mein Junge, und du bist mir für sie verantwortlich.»

«Das kannst du», sagte er, halbtot nach all den Umständen. Und dann war alles vorbei.

Als Morel und Arthur zu Bett waren, saßen Paul und die Mutter, wie sie das oft taten, noch zusammen und plauderten.

«Tut es dir nicht leid, Mutter, daß sie geheiratet hat?» fragte er.

«Nein, daß sie heiratet, tut mir nicht leid – aber es ist so seltsam, daß sie mich nun verläßt. Es bedrückt mich fast, daß sie lieber mit ihrem Leonard geht. Aber so sind die Mütter; ich weiß, daß es albern ist.»

«Und wirst du dir ihretwegen Sorge machen?»

«Wenn ich an meinen eigenen Hochzeitstag denke», antwortete die Mutter, «kann ich nur wünschen, daß ihr Leben anders verläuft.»

«Aber bist du überzeugt, daß er gut zu ihr sein wird?»

«Ja, ja. Man sagt ja, er wäre nicht gut genug zu ihr. Aber wenn ein Mann so ehrlich ist wie er und ein Mädchen ihn lieb hat – dann klappt es. Sie passen ganz gut zusammen.»

«Dann bist du also ganz einverstanden?»

«Nie hätte ich meine Tochter einen Mann heiraten lassen, von dessen Ehrlichkeit ich nicht ganz überzeugt wäre. Und doch ist nun, wo sie weg ist, die große Lücke da.»

Beiden war elend zumute, und beide wünschten sie sich zurück. Paul kam es vor, als sähe die Mutter in der neuen, schwarzen Bluse mit dem bißchen weißen Besatz so einsam aus.

«Ich heirate jedenfalls nie, Mutter», meinte er.

«Das sagen sie alle, mein Junge. Du hast die Richtige noch nicht gefunden. Warte nur mal ein oder zwei Jahre!»

«Aber ich heirate nicht, Mutter. Ich bleibe bei dir, und wir nehmen uns dann ein Dienstmädchen.»

«Ach, mein Junge, das sagt man so. Wollen uns mal wieder sprechen, wenn die Zeit kommt.»

«Welche Zeit? Ich bin fast dreiundzwanzig.»

«Du gehörst nicht zu denen, die jung heiraten. Aber in drei Jahren...»

«Bin ich immer noch bei dir.»

«Wollens abwarten, mein Junge, wollens abwarten.»

«Aber willst du denn, daß ich heirate?»

«Der Gedanke, daß du durch das Leben gehst, ohne daß jemand für dich sorgt...»

«Dann meinst du also, daß ich heiraten sollte?»

«Später oder früher sollte das jeder Mann.»

«Aber du möchtest doch, daß es recht spät wäre.»

«Es wird schwer, sehr schwer werden – aber es ist doch so, wie man sagt:

Ein Sohn ist mein Sohn, bis er ein Weib sich nimmt,
Aber meine Tochter ist meine Tochter, solange sie lebt.»

«Und glaubst du denn, ein Weib könnte mich von dir trennen?»

«Nun, du wirst ja nicht von ihr verlangen können, daß sie auch die Mutter heiratet.»

«Sie könnte tun, was sie wollte; aber zwischen uns beide dürfte sie sich nicht drängen.»

«Das täte sie auch nicht – bis sie dich hätte – und dann sollst du mal sehen.»

«Nie will ich das sehen. Ich will nie heiraten – weil ich dich habe – ich will nicht.»

«Aber ich möchte dich nicht einsam zurücklassen, mein Junge», rief sie.

«Du verläßt mich sobald nicht; was denn? Dreiundfünfzig bist du alt. Fünfundsiebzig wirst du sicher. Ja, dann bin ich vierundvierzig. Bin ein ruhiger, gesetzter Mann, siehst du?»

Seine Mutter lachte. «Geh zu Bett!» sagte sie. «Geh zu Bett.»

«Und wir beide haben ein nettes Häuschen und ein Dienstmädchen, und alles wird wunderschön. Vielleicht habe ich bis dahin durch meine Malerei viel Geld verdient.»

«Nun geh doch zu Bett!»

«Und dann bekommst du einen Ponywagen. Stell dir das vor – kutschierst rum wie die Königin Victoria.»

«Nun geh doch zu Bett!» lachte sie.

Er küßte sie und ging. Seine Zukunftspläne waren immer die gleichen.

Frau Morel saß in Nachdenken versunken da, dachte nach über ihre Tochter, über Paul, über Arthur. Es grämte sie, daß sie Annie verlor. Die Familienmitglieder hingen sehr aneinander. Und sie fühlte, sie müßte jetzt leben, mit ihren Kindern zusammen sein. Das Leben war für sie so reich. Paul brauchte sie und Arthur auch. Arthur wußte nie, wie tief er sie liebte. Er war ein Augenblicksmensch. Noch nie war er zur Selbsterkenntnis gezwungen worden. Beim Militär hatte man seinen Körper, aber nicht seine Seele in Zucht gebracht. Er war ganz gesund und sehr hübsch. Sein dunkles, starkes Haar saß dicht an dem kleinen Kopf. Etwas Kindliches lag um seine Nase, etwas fast Mädchenhaftes um seine dunkelbraunen Augen. Aber unter dem braunen Schnurrbart hatte er einen vollen, roten Männermund, und seine Kiefer waren stark. Er hatte den Mund des Vaters; die Nase und die Augen waren die der Verwandten ihrer Mutter – gutaussehende Menschen mit schwachen Grundsätzen. Frau Morel machte sich seinetwegen Sorge. Hatte er sich erst mal die Hörner abgelaufen, dann war alles gut. Aber wie lange würde das noch dauern? Der Dienst beim Heere hatte ihm in Wirklichkeit nicht besonders gut getan. Er ärgerte sich bitter über die Macht der Unteroffiziere. Es war ihm verhaßt, daß er gehorchen mußte, als wäre er ein Tier. Aber er war zu schlau, sich offen dagegen aufzulehnen. So bemühte er sich, der Sache die beste Seite

abzugewinnen. Er konnte singen, war ein fröhlicher Kamerad. Er hatte wohl oft seine ‹Geschichten›, aber diese waren so ‹männlich›, daß man sie leicht verzieh. Er genoß, was zu genießen war, aber seine Selbstachtung litt doch sehr. Er verließ sich auf sein gutes Aussehen und seine schöne Figur, seine Bildung, seine gute Erziehung, durch die er das zu erreichen hoffte, was er wollte, und er war nicht enttäuscht. Aber er fand keine Ruhe. Etwas in seinem Innern schien an ihm zu nagen. Nie war er ruhig, nie war er allein. Der Mutter gegenüber war er bescheiden. Paul bewunderte und liebte er, verachtete ihn ein wenig. Und Paul bewunderte und liebte ihn und verachtete ihn auch ein wenig. Frau Morel hatte von ihrem Vater ein paar Pfunde geerbt, und sie beschloß, ihren Sohn aus der Armee loszukaufen. Er war außer sich vor Freude. Er war jetzt wie ein Junge, dem Ferien winken. Er hatte Beatrice Wild immer gut leiden mögen und bändelte während seines Urlaubs wieder mit ihr an. Sie war jetzt kräftiger, und gesundheitlich ging es ihr besser. Die beiden machten oft lange Spaziergänge, und Arthur führte sie nach Soldatenart ziemlich steif am Arm. Und sie besuchte ihn, spielte Klavier, während er sang. Dann hakte Arthur den Uniformkragen auf. Er wurde rot, seine Augen leuchteten, er sang einen männlichen Tenor. Hinterher saßen sie zusammen auf dem Sofa. Er schien mit seinem Körper zu prunken: und sie sah ihn so — die starke Brust, die Seiten, die Schenkel in der stramm sitzenden Hose.

Er verfiel in seine Mundart, wenn er mit ihr sprach. Manchmal rauchten sie zusammen. Manchmal sog sie auch nur ein paarmal an seiner Zigarette.

«Ne», sagte er eines Abends zu ihr, als sie wieder nach seiner Zigarette griff. «Ne, kriegst sie nicht. 'nen Rauchkuß kannst du kriegen, wenn du Lust hast.»

«Ich will mal ziehen und keinen Kuß», antwortete sie.

«Kriegst den Zug auch, aber mit dem Kuß», sagte er.

«Ich will aber an deinem Glimmstengel ziehen», rief sie und griff nach der Zigarette zwischen seinen Lippen.

Er saß neben ihr, seine Schulter berührte sie. Sie war klein und schnell wie der Blitz. Er entwischte ihr eben noch.

«Den Rauchkuß kriegste doch», sagte er.

«Du bist ein ganz frecher Patron, Arty Morel», sagte sie und lehnte sich zurück.

«Einen Rauchkuß?» Lächelnd beugte sich der Soldat zu ihr hin. Sein Gesicht war dem ihren nahe.

«Laß doch!» erwiderte sie und wandte den Kopf ab.

Er sog an der Zigarette, spitzte den Mund und hielt ihr die Lippen ganz dicht hin. Wie eine Bürste sah sein dunkelbrauner, gestutzter Schnurrbart aus. Sie sah auf die gekräuselten, roten Lippen, riß ihm plötzlich die Zigarette aus den Fingern und lief davon. Er jagte hinter

ihr her, faßte den Kamm, der hinten im Haar stak. Sie wandte sich um, warf ihm die Zigarette hin.

Er hob sie auf, steckte sie in den Mund, setzte sich.

«Fieser Kerl!» rief sie. «Gib mir den Kamm wieder!»

Sie fürchtete, daß ihre Frisur, die sie für ihn besonders fein gemacht hatte, sich löste. Sie stand da, hielt mit den Händen den Kopf.

Er versteckte den Kamm zwischen den Knien. «Den hab' ich doch nicht», sagte er. Während er sprach, bebte die Zigarette zwischen seinen Lippen, so mußte er lachen.

«Lügner», sagte sie.

«So wahr ich hier sitze», sagte er und zeigte ihr die Hände.

«Du Scheusal», rief sie und balgte sich mit ihm um den Kamm, den er unter den Knien hielt. Während sie mit ihm rang, an den glatten Knien in der engen Hose riß, lachte er, lachte, bis er vor Lachen lang auf dem Sofa lag. Die Zigarette fiel ihm aus dem Munde, verbrannte ihm fast den Hals. Unter seiner weichen, braunen Haut schoß ihm das Blut empor, und er lachte, bis er vor Tränen nicht mehr sehen konnte, bis er fast erstickte. Dann richtete er sich auf.

Beatrice steckte sich den Kamm ins Haar.

«Du hast mich aber gekitzelt, Beat», sagte er heiser.

Wie der Blitz sauste ihre kleine, weiße Hand vor und schlug ihn ins Gesicht. Er fuhr auf, starrte sie an. Sie starrten einander an. Langsam stieg ihr die Röte ins Gesicht, sie senkte die Augen, dann den Kopf. Ärgerlich setzte er sich. Sie ging in die Spülküche, wollte ihr Haar in Ordnung bringen. Als sie hier allein war, vergoß sie ein paar Tränen, warum, das wußte sie nicht. Als sie wiederkam, tat sie sehr zurückhaltend. Aber ihre Glut war nur leicht zugedeckt. Ärgerlich saß er mit wirrem Haar auf dem Sofa. Sie setzte sich ihm gegenüber in den Schaukelstuhl; keiner sprach ein Wort. Wie Schläge fiel das Ticken der Uhr in das Schweigen.

«Du bist 'ne kleine Katze, Beat», sagte er endlich, halb entschuldigend.

«Brauchst ja auch nicht so frech zu sein», erwiderte sie.

Wieder schwiegen beide lange. Er pfiff sich ein Liedchen, erregt herausfordernd. Plötzlich kam sie zu ihm und küßte ihn.

«Da hast du ihn, mein Kleiner», spottete sie.

Er hob das Gesicht, lächelte seltsam.

«Küssen?» forderte er sie auf.

«Darf ich?» fragte sie.

«Los!» sagte er, hielt ihr den Mund hin.

Langsam und mit seltsam bebendem Lächeln, das sich über ihren ganzen Körper zu breiten schien, legte sie ihren Mund auf den seinen. Sofort schloß er sie in die Arme. Nach dem langen Kuß bog sie den Kopf zurück, faßte mit ihren weichen Fingern durch den offenen Kragen an

seinen Hals. Dann schloß sie die Augen, versank wieder in einem langen Kuß.

Sie handelte aus eigenem freiem Willen. Was sie wollte, tat sie und machte niemanden verantwortlich.

Paul merkte wohl, daß sich das Leben um ihn änderte. Die Jugendzeit war vorüber. Es war jetzt ein Heim erwachsener Menschen. Annie war verheiratet. Arthur ging seinem Vergnügen nach, wie, das wußten seine Angehörigen nicht. Bis jetzt hatten sie alle zu Hause gelebt, waren nur zum Vergnügen mal von Hause weg gewesen. Aber für Annie und Arthur lag das Leben jetzt außerhalb des Hauses ihrer Mutter. An den Feiertagen und wenn sie sich ausruhen wollten, kamen sie nach Hause. So füllte denn ein seltsames, halbleeres Gefühl das Haus, als hätten die Vögel das Nest verlassen. Paul wurde immer rastloser. Annie und Arthur waren nun weg. Es drängte ihn, ihnen zu folgen. Aber für ihn gab es nur ein Heim an der Seite der Mutter. Und doch gab es noch ein anderes, draußen lag es, etwas, das er wollte.

Er wurde immer ruheloser. Miriam befriedigte ihn nicht. Seine alte, irre Sucht, mit ihr zusammen zu sein, wurde schwächer. Manchmal traf er Clara in Nottingham, manchmal ging er mit ihr in Versammlungen, manchmal traf er sie auf dem Willey-Hof. Aber hier wurde die Lage fast peinlich. Paul, Clara und Miriam bildeten ein Dreieck voller Feindschaft. Clara gegenüber schlug er einen flotten, anzüglichen, spöttischen Ton an, den Miriam nicht leiden konnte, einerlei, was vorausgegangen sein mochte. Sie konnte vertraulich und traurig mit ihm sein. Sobald Clara erschien, verflog alles, und für ihn gab es nur noch die eben Gekommene.

Miriam verlebte mit ihm einen schönen Abend in der Zeit der Heuernte. Er hatte mit den Pferden ein Feld geeggt, und als er damit fertig war, kam er zu ihr, half ihr beim Aufhäufen des Heus. Er sprach mit ihr über seine Hoffnungen und Nöte, und seine ganze Seele schien offen vor ihr zu liegen. Sie hatte ein Gefühl, als sähe sie den lebendigen Lebensstoff in ihm. Der Mond ging auf; sie schlenderten zusammen nach Hause; er schien zu ihr gekommen zu sein, weil er sie so sehr nötig hatte, und sie hörte ihm zu, gab ihm ihre ganze Liebe und ihren Glauben. Es schien ihr, als brächte er ihr das Beste seines Wesens, damit sie es behielte, und sie würde es ihr Leben lang behüten. Nein, der Himmel hegte die Sterne nicht treuer und ewiger, als sie das Gute in Paul Morels Seele behüten würde. Zu Hause, als sie allein war, lebte sie immer noch in dieser Gehobenheit, war froh in ihrem Glauben.

Und dann kam am nächsten Tage Clara. Sie wollten auf der Heuwiese Tee trinken. Miriam beobachtete, wie der Abend golden und schattig wurde. Und die ganze Zeit über scherzte Paul mit Clara. Er machte immer höhere Heuhaufen, über die sie sprangen. Miriam

machte sich nichts aus diesem Spiel und stand abseits. Edgar, Gottfried, Moritz, Clara und Paul sprangen. Paul gewann, weil er leicht war. Claras Blut war in Wallung. Sie konnte laufen wie eine Amazone. Paul liebte die Entschlossenheit, mit der sie auf den Heuhaufen zurannte und sprang, auf der anderen Seite landete; ihre Brüste zitterten, das dichte Haar löste sich.

«Sie haben berührt!» rief er. «Sie haben berührt!»

«Nein», blitzte sie und wandte sich nach Edgar um. «Ich habe doch nicht berührt? Das konnte man doch deutlich sehen.»

«Ich kanns nicht sagen», lachte Edgar. Keiner von ihnen konnte es genau sagen.

«Sie haben berührt», sagte Paul, «und sind besiegt.»

«Ich habe nicht berührt!» rief sie.

«Aber ganz deutlich», rief Paul.

«Hau ihm doch mal ein paar!» rief sie Edgar zu.

«Nein», lachte Edgar. «Ich wage das nicht. Tu es doch selbst!»

«An der Tatsache, daß Sie berührt haben, ist nun mal nichts zu ändern», lachte Paul.

Sie war wütend auf ihn. Mit ihrem kleinen Triumph vor diesen Jungen und Männern war es vorbei. Sie hatte sich auf das Spiel eingelassen. Nun wollte er sie demütigen.

«Sie sind ein ganz ekelhafter Kerl», sagte sie.

Und wieder lachte er, sein Lachen quälte Miriam.

«Ich wußte doch, daß Sie nicht über den Haufen kamen», neckte er sie.

Sie wandte ihm den Rücken zu. Und doch merkte jeder, daß er der einzige war, den sie hörte oder von dem sie sich bewußt war, daß nur sie für ihn da war. Die Männer hatten ihre Freude an diesem Streit zwischen den beiden. Miriam aber quälte er.

Paul konnte das Niedrige an Stelle des Höheren wählen, das sah sie jetzt. Er konnte untreu gegen sich selbst, untreu gegen den wirklichen, tiefen Paul Morel sein. Es bestand die Gefahr, daß er leichtfertig wurde, daß er seiner Befriedigung nachlief wie irgendein Arthur oder wie sein Vater. Der Gedanke, daß er seine Seele für dieses oberflächliche Getändel mit Clara wegwarf, füllte sie mit tiefer Bitterkeit. Während die beiden andern sich weiter neckten und Paul scherzte, ging sie allein in bitterem Schweigen.

Nachher wollte er es nicht zugeben, aber er schämte sich, bat Miriam um Verzeihung. Dann wieder begehrte er auf.

«Fromm sein, ist nicht fromm», sagte er. «Für mich ist eine Krähe fromm, wenn sie durch die Lüfte segelt. Sie tut es nur, weil sie sich dahin getragen fühlt, wohin sie will, nicht weil sie glaubt, es wäre ewig.»

Aber Miriam wußte, daß man in allem fromm sein, in allem Gott gegenwärtig haben muß, was Gott auch immer sein mag.

«Ich glaube nicht, daß Gott so viel über sich weiß», rief er. «Gott weiß keine Dinge, Gott ist die Dinge. Und er ist ganz gewiß nicht seelenvoll.»

Und dann hatte sie das Gefühl, als argumentierte Paul Gott auf seine Seite, weil er nun mal seinen eigenen Weg gehen, sein eigenes Vergnügen haben wollte. Ein langer Kampf tobte zwischen ihm und ihr. Selbst in ihrer Gegenwart war er ihr treulos. Dann schämte er sich, war voller Reue; dann haßte er sie und lief wieder davon. So war immer wieder der Ablauf ihrer Beziehung zueinander. Sie zerquälte ihn bis in den Grund seiner Seele. Dort blieb sie dann – traurig, nachdenklich, anbetend. Und er machte ihr Sorge. Die halbe Zeit sehnte er sich nach ihr – die halbe Zeit haßte er sie. Sie war sein Gewissen: und er fühlte, daß er ein Gewissen hatte, das für ihn zu stark war. Er konnte sie nicht verlassen, weil sie in einer Weise sein Bestes in den Händen hielt. Er konnte nicht mit ihr zusammen bleiben, weil sie die übrgen drei Viertel nicht haben wollte. Und so zermarterte, zerquälte er sich ihretwegen.

Als sie einundzwanzig alt wurde, schrieb er ihr einen Brief, der nur an sie geschrieben werden konnte:

«Laß mich noch einmal von unserer alten, erschöpften Liebe sprechen. Auch sie wird anders, nicht wahr? Sage, ist der Leib dieser Liebe nicht tot, und ließ er dir nicht seine unverwundbare Seele? Sieh, eine geistige Liebe kann ich dir geben und habe sie dir auch lange Zeit über gegeben: aber keine körpergewordene Leidenschaft. Sieh, du bist eine Nonne. Ich gab dir, was ich einer frommen Nonne gäbe – als mystischer Mensch einer mystischen Nonne. Gewiß magst du das am liebsten. Und doch sehnst du dich – nein, hast dich gesehnt nach dem andern. In all unsere Beziehung kommt nichts Körperliches hinein. Ich spreche zu dir nicht durch die Sinne – sondern durch den Geist. Deshalb können wir nicht lieben in gewöhnlichem Sinne. Unsere Zuneigung ist nicht alltäglich. Und doch sind wir sterblich, und Seite an Seite miteinander zu leben, wäre furchtbar, denn ich kann nicht lange mit dir alltäglich sein, und du weißt, immer jenseits aller Sterblichkeit sein, heißt sie verlieren. Wenn Menschen sich heiraten, müssen sie zusammenleben wie Menschen, die sich lieben, die ohne Verlegenheit alltäglich miteinander sein können – und nicht wie zwei Seelen. So empfinde ich es.

Soll ich dir diesen Brief schicken – ich bezweifle es. Aber – einander verstehen, ist das beste. Au revoir.»

Zweimal las Miriam diesen Brief, dann versiegelte sie ihn.

Ein Jahr später brach sie das Siegel auf und zeigte ihrer Mutter den Brief.

«Du bist eine Nonne – du bist eine Nonne.» Wieder und wieder tönten ihr diese Worte im Herzen. Nichts von dem, was er je zu ihr

sagte, war so tief, so fest in ihre Seele gedrungen, wie eine todbringende Wunde.

Zwei Tage nach der Feier antwortete sie ihm.

«Unsere Gemeinschaft wäre so wunderschön gewesen, wenn wir den einen Fehler nicht gemacht hätten», zitierte sie. «Habe ich den Fehler gemacht?»

Fast sofort antwortete er ihr aus Nottingham, sandte ihr gleichzeitig einen kleinen Omar-i-Khajjam.

«Ich freue mich, daß du geantwortet hast; du bist so ruhig und natürlich, und ich schäme mich. Ich Schwätzer! Wir sind oft anderer Meinung; aber ich glaube, daß unsere Grundanschauungen dieselben sind.

Ich muß dir für dein Verständnis meinen Zeichnungen und meiner Malerei gegenüber danken. Manche Skizze ist dir gewidmet. Ich sehe weiter deiner Kritik entgegen, die, zu meiner Scham und meiner Freude, immer so anerkennend ist. Das ist ein herrlicher Spaß. Au revoir!»

Und damit schloß die erste Phase von Pauls Liebesgeschichte. Er war jetzt ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt, und wenn er auch noch unschuldig war, wurde der Geschlechtstrieb, den Miriam so lange überfeinert hatte, besonders stark. Wenn er mit Clara Dawes sprach, wurde sein Blut oft schwerer, floß schneller, er fühlte das seltsame Zusammenziehen in der Brust, als lebte dort etwas, ein neues Selbst oder ein neues Bewußtseinszentrum, das ihn warnte, er müsse früher oder später doch die eine oder andere Frau fragen. Aber er gehörte Miriam. Daß er ihr recht gab, dessen war sie ganz sicher.

10

Clara

Als Paul dreiundzwanzig Jahre alt war, schickte er eine Landschaft in die Winterausstellung in Nottingham Castle. Fräulein Jordan interessierte sich sehr für ihn; sie hatte ihn in ihr Haus eingeladen, wo er andere Künstler kennenlernte. Er begann ehrgeizig zu werden. Eines Morgens, als er sich gerade in der Spülküche wusch, kam der Postbote. Plötzlich hörte er die Mutter lärmen. Er eilte in die Küche, wo sie auf dem Kaminteppich stand; sie schwenkte aufgeregt einen Brief und rief «Hurra!», als wäre sie von Sinnen. Er erschrak, bekam Angst.

«Was ist los, Mutter?» rief er.

Sie flog auf ihn zu, schlang einen Augenblick die Arme um ihn, schwenkte dann wieder den Brief und rief: «Hurra, mein Junge! Ich wußte, daß wir es schafften!» Er hatte Angst um sie, war erschrocken

darüber, daß die kleine, strenge Frau mit dem ergrauenden Haar plötzlich so außer sich war. Der Postbote kam zurück, fürchtete, es wäre etwas geschehen. Sie sahen seine Mütze über dem kurzen Fenstervorhang. Frau Morel lief an die Tür.

«Sein Bild hat den ersten Preis bekommen, Fred», rief sie, «und ist für zwanzig Guineen verkauft!»

«Das ist ja herrlich!» sagte der junge Postbote, den sie von Kind auf kannten.

«Und Major Moreton hat es gekauft», rief sie.

«Das ist aber fein für den Anfang, Frau Morel», sagte der Postbote, und seine blauen Augen leuchteten. Er freute sich, daß er einen solchen Glücksbrief ins Haus gebracht hatte. Frau Morel ging wieder hinein, setzte sich zitternd nieder. Paul fürchtete, sie hätte sich verlesen und würde hinterher um so enttäuschter sein. Er las den Brief noch einmal, zweimal, ganz genau. Ja, er war nun überzeugt, daß alles stimmte. Dann setzte er sich, vor Freude schlug ihm das Herz schneller. «Mutter!» rief er.

«Habe ich es nicht immer gesagt, daß wir es schafften!» erwiderte sie und tat so, als ob sie nicht weinte.

Er nahm den Kessel vom Feuer und goß den Tee auf.

«Aber du hast doch nicht geglaubt, Mutter...», begann er tastend.

«Nein, mein Junge, so viel nicht, aber allerhand erwartete ich doch.»

«Aber so viel nicht», sagte er.

«Nein, nein, aber ich wußte, daß wir es schafften.»

Und dann gewann sie, wenigstens äußerlich, ihre Fassung wieder. Er saß mit offenem Hemde da; man sah seine junge, fast mädchenhafte Kehle; das Handtuch hatte er noch in der Hand, das nasse Haar stand aufrecht.

«Zwanzig Guineen, Mutter. So viel brauchst du gerade, um Arthur loszukaufen. Jetzt brauchst du dir nichts zu leihen. Das genügt gerade.»

«Wirklich! Aber ich brauche so viel gar nicht», sagte sie.

«Aber warum nicht?»

«Weil ich's nicht brauche.»

«Na, dann bekommst du zwölf und ich acht Pfund.»

Spitzfindig erörterten sie die Teilung der zwanzig Guineen. Sie wollte nur die fünf Pfund annehmen, die sie brauchte. Aber davon wollte er nichts wissen. Ihre Streiterei half ihnen über die stärkste Erregung hinweg.

Abends kam Morel von der Grube nach Hause und sagte:

«Man hat mir erzählt, Paul hätte für sein Bild den ersten Preis gekriegt und es an Lord Henry Bentley für fünfzig Pfund verkauft.»

«Nein, was die Leute alles reden!» rief sie.

«Na», antwortete er. «Ich hab' doch gleich gesagt, das wäre alles

Kohl. Aber sie behaupteten, du hättest es selbst Fred Hodgkisson erzählt.»

«Als ob ich dem so was erzählte.»

«Na also!» stimmte der Bergmann bei. Aber er war doch enttäuscht.

«Daß er den ersten Preis bekommen hat, stimmt schon», sagte Frau Morel.

Schwer setzte sich der Bergmann in seinen Stuhl. «Wirklich!» rief er. Er starrte durch das Zimmer.

«Aber die fünfzig Pfund, das ist Unsinn!» Sie schwieg einen Augenblick. «Major Moreton kaufte es für zwanzig Guineen.»

«Zwanzig Guineen! Tatsächlich!» rief Morel.

«Ja, und die war es auch wert.»

«Ja! Das bezweifle ich nicht!» meinte er. «Aber zwanzig Guineen für so'n Bildchen, das er in ein bis zwei Stunden so hinlegt.»

Er war so stolz auf seinen Sohn, daß er kein weiteres Wort sagen konnte. Frau Morel rümpfte die Nase, als wäre das alles gar nichts.

«Und wann kriegt er das Geld?» fragte der Bergmann.

«Das kann ich dir nicht sagen. Vermutlich, wenn das Bild zugeschickt wird.»

Sie schwiegen. Morel starrte auf die Zuckerdose, anstatt zu essen. Auf dem Tisch ruhte sein schwarzer Arm mit der zerarbeiteten Hand. Seine Frau tat so, als sähe sie nicht, wie er sich mit dem Handrücken über die Augen fuhr, als sähe sie nicht die schmutzig-hellen Streifen in seinem schwarzen Gesicht.

«Ja, und der andere Junge hätte es gerade so weit gebracht, wenn sie uns den nicht totgemacht hätten», sagte er ruhig.

Wie ein kaltes Messer durchfuhr Frau Morel der Gedanke an William. Sie hatte auf einmal ein Gefühl der Müdigkeit und ein Bedürfnis nach Ruhe.

Paul wurde von Herrn Jordan zum Essen eingeladen. Später erklärte er: «Mutter, ich muß einen Abendanzug haben.»

«Ja, das habe ich schon befürchtet», sagte sie.

Sie war froh. Einen oder zwei Augenblicke schwiegen sie.

«Williams hängt noch oben», fuhr sie fort. «Der kostete, soviel ich weiß, vier Pfund und zehn, und er hat ihn nur dreimal getragen.»

«Wär es dir recht, wenn ich ihn trüge, Mutter?» fragte er.

«Ja. Ich glaube, er paßt dir – wenigstens der Rock. Die Hose muß kürzer gemacht werden.» Er ging hinauf, zog Rock und Weste an. Als er wieder herunter kam, sah er, mit Flanellkragen und flanellener Hemdbrust im Abendanzug, seltsam aus. Der Rock war ziemlich weit.

«Den kann der Schneider in Ordnung bringen», sagte sie und strich ihm mit der Hand über die Schulter. «Es ist ein schöner Stoff. Ich konnte es nie übers Herz bringen, Vater die Hose tragen zu lassen, und jetzt freue ich mich darüber.» Und während sie mit der Hand leicht

über den seidenen Kragen fuhr, dachte sie an ihren ältesten Sohn. Aber dieser Sohn in den Kleidern des andern war lebendig. Sie strich ihm mit der Hand über den Rücken, wollte ihn fühlen. Er lebte und gehörte ihr. Der andere war tot.

Öfters ging er in seinem Abendanzug, der früher William gehört hatte, zum Essen. Jedesmal war das Herz der Mutter stark vor Stolz und Freude. Er war jetzt auf dem richtigen Weg. Die Knöpfe, die sie und die Kinder für William gekauft hatten, staken in seiner Hemdbrust, er trug eins von Williams Hemden mit steifer Brust. Er hatte eine elegante Figur. Sein Gesicht war hart, aber warm und einnehmend. Er sah nicht gerade aus wie ein Gentleman, aber nach ihrer Meinung durchaus wie ein Mann.

Alles, was sich ereignete, was gesprochen wurde, erzählte er ihr. Es war ihr, als wäre sie selbst dabei gewesen. Und er wollte sie durchaus diesen neuen Freunden vorstellen, die abends um halb acht zu Mittag aßen.

«Red doch nicht!» sagte sie. «Wozu brauchen die mich denn kennenzulernen?»

«Sie sollen es aber», rief er empört. «Wenn sie mich kennenlernen wollen — und das behaupten sie ja —, dann sollen sie auch dich kennenlernen, weil du genauso nett bist wie ich.»

«Nun höre doch endlich damit auf, Junge», lachte sie.

Aber sie fing doch an, ihre Hände zu schonen. Auch ihre Hände waren jetzt sehr zerarbeitet. Von dem vielen heißen Wasser glänzte die Haut, die Knöchel waren geschwollen. Aber sie mied jetzt die Sodalauge. Mit Bedauern dachte sie daran, wie sie früher gewesen waren, so klein und zart. Und als Annie darauf bestand, sie solle modischere Blusen tragen, die zu ihrem Alter besser paßten, gab sie nach. Sie ließ sich sogar eine schwarze Samtschleife ins Haar stecken. Dann rümpfte sie wohl spöttisch die Nase und meinte bestimmt, sie sähe verboten aus. Aber Paul erklärte, sie sähe aus wie eine Dame, genausogut wie Frau Major Moreton, viel, viel hübscher als diese. Mit der Familie ging es bergauf. Nur Morel blieb derselbe, oder besser, er sank langsam tiefer.

Paul und seine Mutter führten jetzt lange Gespräche über das Leben. Die Religion verschwand im Hintergrund. Er hatte allen Glauben, mit dem er nicht fertig werden konnte, über Bord geworfen, hatte den Boden gesäubert und war mehr oder weniger zu der festen Überzeugung gelangt, man müsse innerlich ein Gefühl für Gut und Böse haben, müsse geduldig warten, bis man seinen Gott erkannte. Das Leben interessierte ihn jetzt stärker.

«Du weißt», sagte er zu der Mutter, «daß ich dem wohlhabenden Mittelstand gar nicht angehören will. Meine Arbeiterklasse gefällt mir am besten. Ich gehöre nun mal zu den Arbeitern.»

«Wenn das ein anderer sagte, mein Sohn, möchte ich dich mal sehen. Du weißt, daß du dich für genauso viel hältst wie jeder Gentleman.»

«Innerlich wohl», antwortete er, «aber nicht nach Herkunft, Erziehung oder Benehmen. Innerlich ganz gewiß.»

«Warum redest du also von den Arbeitern?»

«Weil – der Unterschied zwischen den Menschen nicht durch ihre Herkunft bedingt wird, sondern in ihnen selbst liegt. Aus dem Mittelstande schöpft man nur Gedanken, aus der Arbeiterklasse aber Leben und Wärme. Man erlebt ihren Haß und ihre Liebe.»

«Das ist alles ganz schön und gut, mein Junge. Aber warum sprichst du dann nicht mit deines Vaters Arbeitskollegen?»

«Weil die wieder ganz anders sind.»

«Durchaus nicht. Sie sind Arbeiter. Mit wem verkehrst du denn jetzt aus der Arbeiterklasse? Mit denen, die Gedankenaustausch pflegen wie die Mittelklasse. Die anderen interessieren dich nicht.»

«Aber bei ihnen ist Leben . . .»

«Ich glaube nicht, daß du bei Miriam auch nur ein Jota mehr Leben findest als bei jedem anderen guterzogenen Mädchen, etwa bei Fräulein Moreton. Du bist es, der auf Herkunft so eingebildet ist.»

Sie wollte ganz einfach, daß er in die Mittelklasse aufstieg, und das war, wie sie wußte, gar nicht so besonders schwer. Auch wollte sie, daß er dann eine wirkliche Dame heiratete. Jetzt nahm sie den Kampf gegen seine innere Unzufriedenheit auf. Er hielt die Verbindung mit Miriam immer noch aufrecht, konnte weder mit ihr brechen noch sich endgültig mit ihr verloben. Und an dieser Unentschlossenheit schien seine innere Kraft zu verbluten. Außerdem vermutete die Mutter, daß er sich unbewußt zu Clara hingezogen fühlte, und da diese verheiratet war, wünschte sie sehnlichst, er verliebte sich in ein Mädchen aus besseren Verhältnissen. Aber er war ja so albern und würde nie ein Mädchen lieben oder auch nur bewundern, das gesellschaftlich über ihm stand.

«Junge», sagte die Mutter zu ihm, «anscheinend bringt dir all deine Klugheit, deine Abkehr von allem Überlieferten, dein Wille, das Leben selbst in die Hand zu nehmen, nicht viel Glück.»

«Was ist Glück!» rief er. «Ich mache mir gar nichts daraus! Wie soll ich glücklich werden?»

Die offene Frage beunruhigte sie. «Das mußt du selbst entscheiden, mein Junge. Wenn du eine gute Frau fändest, die dich glücklich macht, und wenn du, sobald du die nötigen Mittel hast, daran dächtest, dein Leben so zu gestalten, daß du frei von dieser quälenden Unzufriedenheit arbeiten könntest, wäre das viel besser für dich.»

Er runzelte die Stirn. Seine Mutter rührte an die offene Wunde, die Miriam ihm schlug. Er schob das wirre Haar aus der Stirn, seine Augen waren voller Feuer und Qual.

«Du glaubst, das wäre so leicht, Mutter», rief er. «Das ist die ganze Lebensregel einer Frau: Seelenruhe und körperliches Wohlbehagen. Und beides verachte ich.»

«So!» erwiderte die Mutter. «Und ist deine Unzufriedenheit denn so herrlich?»

«Ja. Um deine Herrlichkeit kümmere ich mich nicht. Aber der Teufel hole dein Glück! Solange das Leben nur voll ist, ist es doch ganz einerlei, ob es glücklich ist oder nicht. Ich fürchte, mir hinge dein Glück bald zum Halse heraus.»

«Du hast ihm noch nie die Hand geboten», sagte sie. Dann brach plötzlich all ihr leidenschaftlicher Kummer über ihn los. «Es ist gar nicht einerlei!» rief sie. «Und du solltest glücklich sein, solltest versuchen, glücklich zu werden, so zu leben, daß du glücklich wirst. Wie könnte ich den Gedanken, daß dein Leben nicht glücklich ist, ertragen!»

«Deins war schlecht genug, Mama, und doch bist du vielleicht besser damit fertig geworden als die, die glücklicher waren. Ich meine, daß du es geschafft hast. Und ich bin genauso. Geht es mir nicht ganz gut?»

«Nein, mein Sohn! Kampf — Kampf und Leid. Soweit ich es erkenne, bestimmen beide alles, was du tust.»

«Aber warum nicht, Liebe? Ich sage dir, es ist das Beste...»

«Das ist es nicht. Man muß glücklich sein, ja, das muß man.»

Um diese Zeit befiel Frau Morel oft heftiges Zittern. Solche Kämpfe, in denen sie gegen seinen Willen zu sterben, um sein Leben zu kämpfen schien, tobten häufig zwischen ihr und ihrem Sohn. Er nahm sie in die Arme. Sie war krank und elend.

«Laß gut sein, Kleine», sagte er leise. «Solange dir das Leben nicht als Gemeinheit und Jämmerlichkeit erscheint, spielt das übrige, sei es Glück oder Unglück, keine Rolle.»

Sie drückte ihn an sich. «Aber du sollst glücklich werden», sagte sie schmerzlich.

«Ach, meine Liebe, sage lieber, ich soll leben.»

Frau Morel meinte, ihr müßte seinetwegen das Herz brechen. So konnte er nicht leben, das wußte sie. Er hatte sich selbst, seinem Leid und Leben gegenüber jene beißende Sorglosigkeit, die eine Art langsamen Selbstmordes ist. Und das brach ihr fast das Herz. Mit der ganzen Leidenschaft ihrer starken Natur haßte sie Miriam, weil sie seine Freude so schlau untergraben hatte. Daß Miriam nichts dazu konnte, war ihr gleichgültig. Miriam hatte es getan, und sie haßte sie.

Sie wünschte von Herzen, er verliebte sich in ein gebildetes und kräftiges Mädchen, das seine Gefährtin werden könnte. Aber er würde ja nie nach einer ausschauen, die über ihm stand. Er schien Frau Dawes gern zu haben. Dieses Gefühl war auf jeden Fall gesund. Immer wieder betete die Mutter, daß er nicht verdürbe. Das war ihr einziges Gebet — nicht für seine Seele oder seine Rechtschaffenheit, son-

dern, daß er nicht verdürbe. Und während er schlief, dachte sie stundenlang an ihn, betete für ihn.

Ganz langsam löste er sich von Miriam, ohne daß er es eigentlich merkte. Als Arthur den Heeresdienst verlassen hatte, heiratete er gleich. Sechs Monate nach der Hochzeit wurde das Kind geboren. Frau Morel besorgte ihm bei der alten Firma wieder Arbeit, er verdiente wöchentlich einundzwanzig Schilling. Mit Hilfe von Beatrices Mutter richtete sie ihm ein kleines Häuschen mit zwei Zimmern ein. Nun war er gefangen. Alles Sichwehren und Sichsträuben half nichts, er war gefangen. Eine Zeitlang tobte er, war eklig zu seiner jungen Frau, die ihn liebte; er raste fast, wenn das Kind, das zart war, schrie oder irgendwelche Unruhe verursachte. Stundenlang knurrte er der Mutter was vor. Sie sagte nur: «Ja, mein Junge, das alles ist deine eigene Schuld, nun sieh zu, wie du zurechtkommst.» Dann faßte er auf einmal Mut. Er machte sich eifrig an die Arbeit, nahm seine Verantwortung auf sich, erkannte, daß er seinem Weibe und seinem Kinde gehörte, und war ganz zufrieden. Er hatte nie sehr an seiner Familie gehangen. Jetzt war jede Verbindung mit ihr gelöst.

Langsam vergingen die Monate. Durch seine Bekanntschaft mit Clara war Paul mehr oder weniger mit den Sozialisten, Frauenrechtlerinnen, Unitariern in Nottingham in Berührung gekommen. Eines Tages bat ihn eine Freundin in Bestwood, die auch Clara kannte, dieser eine Bestellung auszurichten. Am Abend ging er über den Sneinton Market nach Bluebell Hill. Er fand das Haus in einer kleinen elenden Straße, die mit granitnen Flußsteinen gepflastert war und deren Trottoire aus dunkelblauen, ausgetretenen Klinkern bestanden. Die Haustür lag eine Stufe höher als dieses rohe Pflaster, über das die Füße der Vorbeigehenden schlurrten und klapperten. Die braune Farbe auf der Tür war so alt, daß zwischen den Rissen das nackte Holz sichtbar wurde. Er blieb unten auf der Straße stehen und klopfte. Ein schwerer Schritt wurde hörbar, vor ihm stand wie ein Turm eine große, starke, etwa sechzigjährige Frau. Vom Pflaster aus sah er zu ihr hinauf. Sie hatte ein ziemlich strenges Gesicht. Sie führte ihn in das Wohnzimmer, das auf die Straße hinausging. Es war ein kleiner Raum, dumpf wie eine Gruft, mit Mahagonimöbeln und Photographien Verstorbener, die auf den Kohlevergrößerungen der Bilder wie Tote wirkten. Frau Radford ließ ihn allein. Sie war stattlich, fast martialisch. Kurz darauf kam Clara. Sie errötete tief, und er wurde ganz verlegen. Es schien ihr unangenehm, daß man sie in ihrer Häuslichkeit entdeckte.

«Ich hätte nicht geglaubt, daß das Ihre Stimme wäre», sagte sie. Aber das war ja auch ganz einerlei. Sie bat ihn, ihr aus dem mausoleumähnlichen Wohnzimmer in die Küche zu folgen.

Auch diese war ein kleiner, dunkler Raum, aber sie erstickte gerade-

zu in weißer Spitze. Die Mutter hatte sich wieder neben die Anrichte gesetzt und zog Fäden aus einem großen Spitzengewebe. Ein Haufen Flaum und ein Gewirr von Baumwollfäden lagen rechts, ein Haufen drei Viertel Zoll breiter Spitze lag links von ihr, während sich vor ihr auf dem Kaminteppich ein Berg Spitzengewebe auftürmte. Krause Baumwollfäden, die sie aus den abgepaßten Längen der Spitze herausgezogen hatte, bedeckten das Herdgitter und die Feuerstelle. Paul blieb stehen, weil er fürchtete, er könne auf die weißen Haufen treten.

Auf dem Tisch stand eine Maschine, mit der die Spitze auf Karton gewickelt wurde. Er sah einen Pack brauner, viereckiger Kartons, einen Pack aufgewickelter Spitze, eine kleine Schachtel mit Nadeln; auf dem Sofa lag ein Haufen Spitze, aus der die Fäden schon gezogen waren.

Der ganze Raum war Spitze, und er war so dunkel und warm, daß der weiße schneeige Stoff um so deutlicher erkennbar war.

«Wenn Sie uns besuchen, darf unsere Arbeit Sie nicht stören», sagte Frau Radford. «Wir kriegen kaum noch Luft. Setzen Sie sich!»

Clara war sehr verlegen, sie gab ihm einen Stuhl, der an der Wand, dem weißen Haufen gegenüber, stand. Dann setzte sie sich verlegen auf das Sofa.

«Trinken Sie eine Flasche Stout?» fragte Frau Radford. «Clara, hole ihm doch eine Flasche Stout!»

Er wollte nicht, aber Frau Radford bestand darauf.

«Sie sehen aus, als könnten Sie die wohl gebrauchen», sagte sie. «Sehen Sie immer so schlecht aus?»

«Ich habe ein dickes Fell, durch das das Blut nicht so leicht durchscheinen kann», antwortete er.

Beschämt und verlegen holte Clara für ihn eine Flasche Stout und ein Glas. Er goß sich etwas von dem schwarzen Zeug ein.

«Na», sagte er, «dann auf Ihr Wohl!»

«Danke», sagte Frau Radford.

Er nahm einen Schluck.

«Und wenn Sie das Haus nicht in Brand stecken, dürfen Sie auch rauchen», sagte Frau Radford.

«Danke», erwiderte er.

«Sie brauchen mir nicht zu danken», antwortete sie. «Ich rieche ganz gern mal ein bißchen Tabak im Hause. Nach meiner Meinung ist ein Haus mit Frauen genauso tot wie ein Haus ohne Feuer. Ich bin keine Spinne, die aus ihrer Ecke nicht raus will. Ich habe gern einen Mann um mich, und wenn ich mich auch nur mit ihm herumzanke.»

Clara begann zu arbeiten. Leise surrte ihre Maschine; aus ihren Fingern ruckte die weiße Spitze auf den Karton. Er war jetzt voll; sie schnitt das Stück ab und steckte das Ende mit einer Nadel an der aufgewickelten Spitze fest. Dann tat sie einen neuen Karton in die Maschine. Paul beobachtete sie. Gewichtig und großartig saß sie da. Hals

und Arme waren nackt. Unter den Ohren wallte immer noch leicht das Blut; sie senkte den Kopf, da sie sich ihrer Armut schämte. Sie hob das Gesicht nicht von der Arbeit. Neben der weißen Spitze wirkten ihre starken Arme gelblich; ihre großen, gepflegten Hände arbeiteten mit regelmäßiger Bewegung, als könne nichts sie zur Eile antreiben. Unbewußt beobachtete er sie die ganze Zeit über. Er sah die geschwungene Linie ihres Nackens von der Schulter an, als sie den Kopf senkte; er sah den Kranz ihres dunkelbraunen Haares; er beobachtete ihre sich bewegenden, leuchtenden Arme.

«Clara hat mir schon von Ihnen erzählt», fuhr die Mutter fort. «Sie arbeiten doch bei Jordan?» Unaufhörlich zog sie die Fäden aus der Spitze.

«Ja.»

«Ich erinnere mich noch ganz gut an die Zeit, als Thomas Jordan mich um einen Zuckerbonbon bat.»

«So?» lachte Paul. «Und bekam er ihn?»

«Manchmal, manchmal auch nicht – aber das war erst später. Er ist einer von denen, die alles nehmen und nichts geben, ja, so einer ist er – oder war er.»

«Ich finde ihn sehr nett», sagte Paul.

«Na, freut mich, das zu hören.»

Frau Radford ließ ihn nicht aus den Augen. Sie hatte etwas Entschlossenes, das ihm gefiel. Ihr Gesicht war wabbelig, aber ihre Augen waren ruhig, und es war etwas Starkes in ihr, so daß sie gar nicht alt wirkte; nur die Runzeln und die wabbeligen Backen paßten nicht so recht zu ihr. Sie hatte die Kraft und Kaltblütigkeit einer Frau in den besten Jahren. Mit langsamen, würdevollen Bewegungen zog sie die Fäden aus der Spitze. Immer wieder kroch ihr das große Gewebe über die Schürze; immer wieder fiel die abgepaßte Spitze neben ihr auf den Boden. Ihre Arme waren schön geformt, aber glänzend und gelb wie altes Elfenbein. Sie hatten nicht das sonderbare, matte Leuchten, durch das Claras Arme ihn so fesselten.

«Sie sind mit Miriam Leivers gegangen?» fragte ihn die Mutter.

«Ja . . .», antwortete er.

«Sie ist ein nettes Mädchen», fuhr sie fort. «Sie ist sehr hübsch, aber für meinen Geschmack schwebt sie ein bißchen zu sehr über dieser Welt.»

«Ja, das tut sie wohl», stimmte er ihr zu.

«Die ist erst zufrieden, wenn ihr Flügel wachsen und sie über alle wegfliegen kann», sagte sie.

Clara unterbrach sie, und er richtete aus, was er ihr zu bestellen hatte. Sie antwortete mit einer gewissen Ergebenheit. Er hatte sie bei ihrer niedrigen Arbeit überrascht. Und ihre Ergebenheit gab ihm das Gefühl, er dürfe erwartungsvoll den Kopf heben.

«Arbeiten Sie gern an der Maschine?» fragte er.

«Was soll eine Frau denn sonst tun?» erwiderte sie bitter.

«Werden Sie ausgebeutet?»

«Mehr oder weniger. Aber das wird ja alle Frauenarbeit. Das ist wieder ein Streich, den uns die Männer gespielt haben, seit wir uns auf den Arbeitsmarkt drängen.»

«Nun schimpf nur nicht auf die Männer», sagte die Mutter.

«Wären die Weiber nicht so verrückt, dann wären die Männer nicht so schlecht, das ist meine Meinung. Und war mal ein Mann schlecht zu mir, so hat er's von mir zurückgekriegt. Aber deswegen sind sie doch eine Lausebande, daran ist nicht zu rütteln.»

«Aber in Wirklichkeit sind sie doch ganz annehmbar?» fragte er.

«Na ja, ein bißchen anders als die Weiber sind sie schon», antwortete sie.

«Wären Sie gern wieder bei Jordan?» fragte er Clara.

«Ich glaube nicht», erwiderte sie.

«Natürlich wäre sie das», rief die Mutter. «Könntest deinem Schöpfer danken, wenn du wieder da wärest. Hören Sie nicht auf sie. Ewig sitzt die auf ihrem hohen Roß, und das hat einen so mageren und scharfen Rücken, daß er sie eines Tages noch in zwei Stücke schneidet.»

Clara litt sehr unter ihrer Mutter. Paul hatte ein Gefühl, als öffneten sich seine Augen weit. Brauchte er schließlich Claras Ausfälle gar nicht so ernst zu nehmen? Sie arbeitete fleißig weiter. Freude durchzuckte ihn bei dem Gedanken, sie könne seiner Hilfe bedürfen. Sie schien auf soviel verzichten, sich so manches versagen zu müssen. Ganz mechanisch bewegte sich ihr Arm, der nie eine mechanische Arbeit hätte verrichten sollen, und ihr Kopf, der sich nie hätte beugen sollen, beugte sich über die Spitze. Während sie an ihrer Maschine arbeitete, schien sie zwischen den Schlacken, die das Leben auswarf, gestrandet. Es war für sie bitter, vom Leben beiseite geschoben zu werden, als hätte es für sie keine Verwendung. Kein Wunder, daß sie sich dagegen wehrte.

Sie begleitete ihn bis an die Tür. Er stand unten in der gemeinen Straße, sah zu ihr hinauf. Sie war in ihrer Gestalt und Haltung so schön, daß sie ihn an eine entthronte Juno erinnerte. Während sie in der Tür stand, fuhr sie gleichsam vor der Straße, vor ihrer Umgebung zurück.

«Dann kommen Sie also mit Frau Hodgkisson nach Hucknall?»

Er wußte gar nicht, was er sagte, beobachtete nur sie. Endlich begegneten ihre Augen den seinen. Sie blickten stumm in Demut und flehten wie in großer Not. Er war erschüttert und wußte nicht, was er tun sollte. Er hatte immer geglaubt, sie wäre so stolz und stark.

Als er sie verließ, wäre er am liebsten gelaufen. Wie im Traum ging

er zum Bahnhof und war zu Hause, ohne gemerkt zu haben, daß er ihre Straße verlassen hatte.

Er vermutete, daß Susanna, die Aufseherin der Arbeiterinnen in der Strumpfabteilung, heiraten wollte. Am nächsten Tage fragte er sie: «Sagen Sie mal, Susanna, ich habe so was läuten hören, daß Sie heiraten wollen. Stimmt das?» Susanna wurde rot. «Wer hat Ihnen das erzählt?» erwiderte sie.

«Niemand. Ich habe nur so tuscheln hören, daß Sie vielleicht daran dächten...»

«Ja, ich habe es vor, aber das brauchen Sie niemandem zu erzählen. Große Lust habe ich ganz gewiß nicht.»

«Na, Susanna, das erzählen Sie lieber jemand anders.»

«So? Sie können es aber trotzdem glauben. Tausendmal lieber bliebe ich hier.»

Paul war ganz starr. «Weshalb denn, Susanna?»

Das Mädchen war hochrot geworden, ihre Augen funkelten.

«Deshalb.»

«Sie müssen?»

Als Antwort sah sie ihn an. Er war so lieb und freundlich, daß das Mädchen ihm vertraute. Er verstand.

«Das tut mir aber leid», sagte er.

Ihr kamen die Tränen in die Augen.

«Es wird schon alles gut werden. Sie werden es schon schaffen», fuhr er nachdenklich fort.

«Mir bleibt ja auch nichts andres übrig.»

«Wenn Sie so sprechen, schaffen Sie es gewiß nicht. Versuchen Sie doch, auf anständige Weise damit fertig zu werden.»

Bald hatte er einen neuen Grund, Clara zu besuchen.

«Möchten Sie gern wieder zu Jordan?» fragte er.

Sie legte ihre Arbeit hin, legte ihre schönen Arme auf den Tisch, sah ihn einige Augenblicke an, antwortete nicht. Langsam kroch ihr die Röte ins Gesicht. «Wieso?» fragte sie.

Paul war ziemlich verlegen. «Susanna will aufhören», sagte er.

Clara nahm ihre Arbeit an der Maschine wieder auf. Mit kleinen, ruckenden Sprüngen sprang die Spitze auf den Karton. Er wartete auf ihre Antwort. Endlich sprach sie, ohne den Kopf zu heben, mit seltsam leiser Stimme: «Haben Sie schon mit jemandem darüber gesprochen?»

«Außer mit Ihnen mit niemandem.»

Wieder schwiegen beide.

«Ich will mich bewerben, wenn die Anzeige in der Zeitung steht.»

«Sie müssen sich schon vorher melden. Ich sage Ihnen noch, wann.»

Sie arbeitete weiter, widersprach ihm nicht.

Clara kam wieder zu Jordan. Einige der älteren Arbeiterinnen, un-

ter diesen Fanny, erinnerten sich ihres früheren Regiments und dachten nur sehr ungern an diese Zeit zurück. Clara war immer zurückhaltend und stolz gewesen. Nie hatte sie mit den Mädchen als ihresgleichen verkehrt. Falls sie etwas zu tadeln hatte, tat sie es kühl und durchaus höflich, und der Schuldige empfand das als beleidigender als eine Grobheit. Gegen Fanny, die arme verarbeitete Bucklige, war Clara immer mitleidig und freundlich, weshalb Fanny mehr bittere Tränen vergoß, als sie bei den rohen Worten der anderen Aufseherinnen je vergossen hatte.

Etwas an Clara gefiel Paul nicht, und viel an ihr reizte ihn. War sie in seiner Nähe, betrachtete er immer ihren Nacken mit dem weit hinabreichenden, weichen Nackenhaar. Auf der Haut ihrer Arme und ihres Gesichts lag ein feiner, fast unsichtbarer Flaum, und nachdem er den einmal bemerkt hatte, sah er ihn immer wieder.

Wenn er nachmittags malte, kam sie und stellte sich dicht neben ihn, rührte sich nicht. Dann fühlte er sie, wenn sie auch nichts sagte, ihn nicht berührte. Wenn sie auch einen Meter von ihm entfernt war, hatte er doch ein Gefühl, als berühre er sie. Dann war es mit dem Malen vorbei. Er warf die Pinsel hin, wandte sich ihr zu, plauderte mit ihr.

Manchmal lobte sie seine Arbeit; manchmal war sie kritisch und kalt. «Diese Arbeit wirkt etwas gekünstelt», sagte sie wohl, und da ihr Urteil ein Körnchen Wahrheit enthielt, kochte er innerlich vor Ärger.

Ein anderes Mal fragte er begeistert: «Was halten Sie von diesem?»

«Hm», antwortete sie leise, zweifelnd. «Interessiert mich nicht besonders.»

«Weil Sie's nicht verstehen», entgegnete er.

«Warum fragen Sie mich denn?»

«Weil ich glaubte, Sie würden es verstehen.»

Verächtlich zuckte sie über seine Arbeit die Achseln. Sie machte ihn wahnsinnig. Er war wütend. Dann schmähte er sie, erklärte leidenschaftlich seine Arbeit. Das machte ihr Freude und regte sie an. Aber nie gab sie zu, daß sie unrecht hatte.

In den zehn Jahren, während deren sie der Frauenbewegung angehörte, hatte sie allerlei gelernt, und da sie wie Miriam einen großen Wissensdrang besaß, hatte sie ohne Lehrer Französisch gelernt und las die Sprache mit einiger Mühe. Sie hielt sich für eine Frau, die ganz abseits ihrer Klasse stand. Die Mädchen in der Strumpfabteilung stammten alle aus anständigen Familien. Ihre Arbeit galt einem kleinen, besonderen Erwerbszweig, der eine gewisse Vornehmheit hatte. Beide Arbeitsräume wirkten fein. Aber Clara verkehrte nicht mit ihren Arbeitskolleginnen.

Von all diesem verriet sie Paul nichts. Sie gehörte nicht zu denen, die sich aus der Hand geben. Es war eine Art Geheimnis um sie. Sie

war so zurückhaltend, und er fühlte, daß sie wohl allen Grund hierzu hatte. Oberflächlich lag ihre Geschichte offen zutage, aber ihre innere Bedeutung war jedem verborgen. Das war aufregend. Und dann überraschte er sie manchmal, wie sie ihn heimlich unter den Brauen her düster, forschend betrachtete; dann wandte er sich schnell ab. Oft begegnete sie seinem Blick. Aber dann war der ihre gleichsam verdeckt, verriet nichts. Sie lächelte ihm milde zu. Sie war ihm gegenüber außerordentlich herausfordernd, wohl wegen der Kenntnisse, die sie zu besitzen schien, und der mannigfachen Erfahrung, an die er nicht heranreichen konnte.

Eines Tages nahm er von ihrem Arbeitstisch eine Ausgabe der «Lettres de mon moulin».

«Sie lesen Französisch?» rief er.

Lässig sah Clara sich um. Sie arbeitete an einem Gummistrumpf aus heliotropfarbener Seide, drehte die Maschine mit langsamer, ausgeglichener Regelmäßigkeit, beugte sich manchmal prüfend über die Arbeit oder befestigte die Nadel wieder; dann hob sich ihr herrlicher Nacken mit dem flaumigen, feinen Haar weiß ab gegen die lavendelfarbene, glänzende Seide. Sie arbeitete ein wenig weiter, machte dann eine Pause.

«Wie meinen Sie?» fragte sie und lächelte süß.

Pauls Augen funkelten wegen ihrer frechen Gleichgültigkeit ihm gegenüber. «Ich wußte nicht, daß Sie Französisch lesen», sagte er sehr höflich.

«So?» erwiderte sie mit kaum merkbarem, spöttischem Lächeln.

«Dummes Frauenzimmer», meinte er, aber so leise, daß sie es kaum hören konnte. Wütend biß er sich auf die Lippen, während er sie betrachtete. Sie schien ihre mechanische Arbeit zu verachten. Und doch waren die Strümpfe, die sie arbeitete, so vollkommen wie nur möglich.

«Gefällt Ihnen Ihre Arbeit nicht?» sagte er.

«Arbeit ist Arbeit», antwortete sie wegwerfend.

Er wunderte sich über ihre Ruhe. Er arbeitete immer in einer gewissen Erregung. Sie war sicher etwas Besonderes.

«Was täten Sie denn lieber?» fragte er.

Sie lachte ihn nachsichtig an und sagte: «Daß ich mir mal meine Arbeit aussuchen könnte, ist so unwahrscheinlich, daß mir die Zeit, darüber auch nur nachzudenken, viel zu schade ist.»

«Pah!» sagte er jetzt verächtlich. «Sie sagen das ja nur, weil Sie zu stolz sind, das einzugestehen, was Sie gern möchten und nicht erreichen können.»

«Sie kennen mich ja ganz genau», sagte sie kühl.

«Ich weiß, daß Sie sich für etwas ganz Großes halten und in der Fabrikarbeit eine dauernde Entwürdigung sehen.»

Er war sehr aufgebracht und sehr grob. Sie wandte sich verächt-

lich ab. Pfeifend ging er durch den Raum, scherzte mit Hilde. Später fragte er sich: ‹Warum war ich so frech gegen Clara?› Er ärgerte sich über sich, freute sich aber auch. ‹Geschieht ihr ganz recht; die stinkt ja förmlich vor dummem Stolz›, sagte er sich verächtlich.

Im Laufe des Nachmittags ging er wieder hinunter. Wie eine Last lag es ihm auf dem Herzen, und die wollte er los werden. Er dachte, durch Schokolade alles wieder gutzumachen.

«Wollen Sie?» fragte er. «Ich habe mir eine Handvoll gekauft, um mich schmackhafter zu machen.»

Zu seiner großen Erleichterung nahm sie sie an. Er setzte sich auf den Arbeitstisch neben die Maschine, wickelte sich ein Stückchen Seide um die Finger. Sie liebte ihn wegen seiner schnellen, unerwarteten Bewegungen, die denen eines jungen Tieres glichen. Er baumelte mit den Beinen, während er nachdachte. Die Bonbons lagen auf dem Tisch, sie beugte sich über ihre Maschine, drehte sich rhythmisch, beugte sich herab, betrachtete den Strumpf, der, vom eigenen Gewicht heruntergezogen, nach unten hing. Er beobachtete die schöne Wölbung ihres Rückens und die Schürzenbänder, die auf den Boden hinabhingen.

«Wie Warten liegt es immer um Sie», sagte er. «Was Sie auch tun, nie sind Sie wirklich dabei: Sie warten — wie Penelope, als sie ihr Tuch webte.» Er konnte aufblitzende Bosheit nicht unterdrücken. «Ich werde Sie Penelope nennen», sagte er.

«Würde es dadurch anders?» sagte sie und zog sorgfältig eine ihrer Nadeln heraus.

«Das spielt keine Rolle, solange es mir Spaß macht. Sie scheinen übrigens ganz zu vergessen, daß ich hier Ihr Vorgesetzter bin. Das fällt mir gerade ein.»

«Und was bedeutet das?» fragte sie kalt.

«Daß ich Ihnen Vorschriften machen kann.»

«Haben Sie sich über etwas zu beklagen?»

«Na, Sie brauchen nicht gleich so eklig zu werden», sagte er ärgerlich.

«Was wollen Sie denn eigentlich?» fragte sie und arbeitete weiter.

«Sie sollen mich nett und mit Achtung behandeln.»

«Soll ich Sie vielleicht mit ‹Herr› anreden?» fragte sie ruhig.

«Ja, das hätte ich gern. Reden Sie mich mit ‹Herr› an!»

«Dann gehen Sie, bitte, hinauf, Herr!»

Er schloß den Mund, sein Gesicht wurde böse. Plötzlich sprang er vom Tisch. «Sie sind ja verdammt aufgeblasen», sagte er.

Und er ging zu den andern Mädchen. Er fühlte, daß er ärgerlicher war als eigentlich nötig. Er war sich nicht ganz klar, ob er sich nicht doch nur hatte großtun wollen. Wenn ja, nun dann war es auch gut. Clara hörte ihn mit den Mädchen im nächsten Raum lachen, und sie haßte sein Lachen.

Als er nach Feierabend, die Mädchen waren fort, durch die Abteilung ging, sah er seine Bonbons unberührt vor Claras Maschine liegen. Er ließ sie liegen. Am nächsten Morgen lagen sie noch da, Clara arbeitete. Später rief ihm Mimmie, eine kleine Brünette, die sie Pussy nannten, zu: «Haben Sie ein paar Bonbons für uns?»

«Tut mir leid, Pussy», erwiderte er. «Ich wollte welche mitbringen, hab's dann aber doch vergessen.»

«Glaub's gern», antwortete sie.

«Heute nachmittag bring ich welche mit. Wenn sie so herumgelegen haben, magst du sie auch nicht mehr?»

«Das ist mir ganz einerlei», lächelte Pussy.

«Nicht doch», sagte er. «Die sind ganz staubig.»

Er ging an Claras Platz. «Schade, daß ich die hier vergessen habe», sagte er.

Sie wurde purpurrot. Er raffte sie zusammen. «Jetzt sind sie drekkig», sagte er. «Sie hätten sie doch nehmen sollen. Warum haben Sie es nicht getan? Ich sagte Ihnen doch, Sie sollten das tun.»

Er warf sie durch das Fenster in den Hof. Er sah sie an. Ängstlich wich sie seinem Blick aus.

Am Nachmittag brachte er eine neue Schachtel. «Wollen Sie welche?» fragte er und bot sie zuerst Clara an.

«Diese sind frisch.» Sie nahm einen und legte ihn auf den Tisch.

«Nehmen Sie doch noch ein paar», sagte er.

Sie nahm noch einige und legte sie auch auf den Tisch. Dann nahm sie verwirrt die Arbeit wieder auf. Er ging durch den Raum. «Hier, Pussy», sagte er. «Sei aber bescheiden!»

«Sind die alle für sie?» riefen die andern und kamen herbei.

«Natürlich nicht», sagte er.

Die Mädchen lärmten durcheinander.

Pussy ließ ihre Gefährtinnen stehen. «Laßt mich», rief sie.

«Ich darf mir doch zuerst welche nehmen, nicht wahr, Paul?»

«Sei nett zu den andern», sagte er und ging.

«Bist ein lieber Kerl», riefen ihm die Mädchen nach.

«Zehn Pence», antwortete er.

Er ging an Clara vorbei, sprach nicht mit ihr. Sie hatte ein Gefühl, als würden die drei Bonbons sie verbrennen, wenn sie sie anrührte. Sie mußte ihren ganzen Mut aufbieten, sie in die Tasche ihrer Schürze zu stecken.

Die Mädchen hatten ihn gern und fürchteten ihn. Wenn er nett war, war er es wirklich, aber wenn er böse war, war er so fern, behandelte sie, als wären sie Luft oder nicht mehr als die Garnröllchen. Und wenn sie mal frech wurden, sagte er ruhig: «Solltet lieber arbeiten», und blieb dann da und paßte auf.

Als er seinen dreiundzwanzigsten Geburtstag feierte, war zu Hau-

se große Aufregung. Arthurs Hochzeit stand damals gerade bevor. Der Mutter ging es nicht gut. Der Vater wurde alt, litt unter den Folgen seiner vielen Unfälle, hatte jetzt nur eine armselige, kleine Arbeit. Miriam war ein ewiger Vorwurf. Er fühlte, daß er ihr verpflichtet war, und konnte sich ihr doch nicht geben. Außerdem verlangte der Haushalt seine Hilfe. Alles zerrte an ihm. Er freute sich nicht über seinen Geburtstag. Er fühlte sich nur noch verbitterter.

Um acht Uhr ging er zur Arbeit. Die meisten Gehilfen waren noch nicht da. Die Mädchen kamen erst um 8.30. Als er den Rock wechselte, hörte er hinter sich ein Stimme:

«Paul, Paul, ich möchte dich mal sprechen.»

Es war die bucklige Fanny; sie stand auf der Treppe, geheimnisvoll strahlte ihr Gesicht. Paul sah sie erstaunt an.

«Ich muß dich sprechen», sagte sie.

Er blieb verlegen stehen.

«Komm doch mal», schmeichelte sie. «Komm, ehe du mit den Briefen anfängst.»

Er ging das halbe Dutzend Stufen hinunter in ihren trockenen, engen Arbeitsraum.

Fanny lief vor ihm her: ihr schwarzes Mieder war kurz – die Taille saß unter der Achsel –, und der grünschwarze Kaschmirrock wirkte sehr lang, als sie mit langen Schritten vor dem so schmucken jungen Mann herging. Sie begab sich an ihren Platz am schmalen Ende des Raumes, wo man durch das Fenster die Kaninaufsätze sah. Paul beobachtete ihre dünnen Hände und ihre flachen, roten Handgelenke, als sie jetzt aufgeregt an ihrer weißen Schürze zupfte, die auf dem Tisch vor ihr ausgebreitet lag. Sie zögerte.

«Du glaubst doch nicht, daß wir dich vergessen haben?» fragte sie vorwurfsvoll.

«Wieso?» fragte er. Er dachte gar nicht mehr an seinen Geburtstag.

«Wieso, sagt er. Wieso! Nun, sieh mal hier!»

Sie zeigte auf den Kalender, und er sah um die große, schwarze Zahl Hunderte von kleinen Bleistiftkreuzen.

«Lauter Geburtstagsküsse», lachte er. «Wie habt ihr denn das erfahren?»

«Das möchtest du gern wissen, was?» spottete Fanny erfreut. «Von jeder einen – nur nicht von Lady Clara –, von manchen auch zwei. Wieviel von mir, das sage ich dir nicht.»

«Ich weiß Bescheid, du bist verliebt», meinte er.

«Da irrst du dich ganz gewaltig», rief sie empört. «So was liegt mir gar nicht.» Ihre Altstimme klang hart.

«Du tust immer so hartherzig», lachte er, «und bist so weich . . .»

«Lieber weich als so gefrorenes Fleisch», platzte Fanny los.

Paul wußte, daß sich das auf Clara bezog, und er lächelte.

«Meinst du etwa mich?» lachte er.

«Nein, mein Herzchen», antwortete die Bucklige besonders zärtlich. Sie war neununddreißig.

«Nein, mein Herzchen; du bildest dir ja auch nicht ein, du wärest aus allerfeinstem Marmor und wir nur Dreck. Ich bin genausoviel wie du auch, was, Paul?»

Und diese Frage machte ihr Freude.

«Wir sind doch nicht besser als die andern?» erwiderte er.

«Aber ich bin doch so gut wie du?» bestand sie mutig.

«Natürlich. Wenn's auf die Güte ankommt, bist du viel besser.»

Ihr wurde Angst in dieser ungewöhnlichen Lage. Vielleicht mußte sie gleich wieder weinen.

«Ich dachte, ich käme früher als die andern — hoffentlich sagen die nicht, ich wäre verliebt. Nun mach mal die Augen zu!»

«Und den Mund auf und sieh, was der liebe Gott dir beschert», fuhr er fort, ließ den Worten die Tat folgen und erwartete ein Stück Schokolade. Er hörte das Rascheln der Schürze und ein leichtes metallisches Klingen.

«Ich mache jetzt die Augen auf», sagte er.

Er öffnete die Augen. Fanny sah ihn an.

Ihre langen Backen waren rot, ihre blassen Augen funkelten. Auf dem Tisch vor ihm lag ein kleiner Haufen Tuben mit Farben. Er wurde blaß.

«Nein, Fanny», sagte er schnell.

«Von uns allen», antwortete sie hastig.

«Nein, aber!»

«Sind es die richtigen?» fragte sie und konnte vor Freude kaum stillstehen.

«Bei Gott, es sind die allerbesten im ganzen Katalog.»

«Aber sind's auch die richtigen?» rief sie.

«Die wollte ich mir kaufen, wenn mein Goldschiff mal ankäme.» Er biß sich auf die Lippen.

Fanny war außer sich vor Aufregung. Sie mußten von was anderm sprechen. «Sie brannten alle darauf; jede bezahlte ihren Anteil, nur nicht die Königin von Saba.» Die Königin von Saba war Clara.

«Sie wollte nicht mittun?» fragte Paul.

«So weit haben wir es gar nicht kommen lassen; wir haben ihr nichts davon gesagt; diesmal sollte sie nicht die erste sein. Wir wollten sie gar nicht dabei haben.»

Paul lachte die Frau an. Er war ganz ergriffen. Endlich mußte er gehen. Sie stand dicht neben ihm. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn stürmisch.

«Heute darf ich dich küssen?» sagte sie entschuldigend. «Du sahst so blaß aus, mir blutete ordentlich das Herz.»

Paul küßte sie und ging dann. Ihre Arme waren so erbärmlich dünn, daß auch ihm das Herz blutete.

Als er an diesem Tage gegen Mittag hinunterlief, um sich die Hände zu waschen, begegnete er Clara.

«Haben Sie hier gegessen?» rief er. Sie tat das sonst nicht.

«Ja; und ich habe das Gefühl, als hätte ich alte Bandagen gegessen. Ich muß jetzt mal raus, wenn ich nicht ganz zu Gummi werden soll.» Sie zögerte.

Er begriff gleich, was sie wollte.

«Gehen Sie irgendwohin?» fragte er.

Sie gingen zusammen nach dem Schloß hinauf.

Für die Straße zog sie sich sehr einfach, fast häßlich an; zu Hause sah sie immer nett aus. Zögernd ging sie neben Paul her, beugte sich vor, wandte sich ab von ihm. In ihrer nachlässigen Kleidung, mit ihrer schlechten Haltung wirkte sie sehr unvorteilhaft.

Er erkannte kaum ihre starke Gestalt wieder, in der so viel Kraft zu schlummern schien. Sie sah fast unscheinbar aus, und während sie dem Blick der Menschen auswich, ertränkte sie sozusagen ihre Gestalt in ihrer schlechten Haltung.

Der Schloßpark war sehr grün und frisch. Während sie den steilen Hang hinaufkletterten, lachte und plauderte er, sie aber war still, schien über etwas zu grübeln. Sie hatten kaum Zeit, in das massige, viereckige Gebäude hineinzugehen, das den schroffen Felsen krönt. Sie lehnten sich über die Mauer, wo der Fels steil abfällt nach dem Park. Unter ihnen putzten sich einige Tauben in ihren Löchern im Sandstein, gurrten leise. Auf der breiten Straße am Fuße des Felsens standen kleine Bäume in ihrem Schattentümpel, und kleine Menschen eilten in fast lächerlicher Wichtigkeit einher.

«Man meint geradezu, man könnte die Menschen wie Kaulquappen fangen und sich eine Handvoll mitnehmen», sagte er.

Sie lachte, antwortete: «Ja, man braucht gar nicht so hoch zu steigen, um zu sehen, wie wir eigentlich sind. Die Bäume sind viel bedeutender.»

«Nur groß sind sie», sagte er.

Sie lachte zynisch.

In der Ferne, jenseits der breiten Straße, zeigten dünne Metallstreifen, wo die Eisenbahn herlief; kleine Holzstapel lagen in der Nähe, neben denen Spielzeugmaschinen qualmten. Das silberne Band des Kanals lag irgendwo zwischen den schwarzen Haufen. Am flachen Flußufer standen dicht gedrängt die Häuser, sahen aus wie schwarze, giftige Pflanzen, deren dichte, gerade Reihen auf vollen Beeten hier und da durch größere Pflanzen unterbrochen werden, zogen sich bis an den Fluß, der wie ein seltsames Schriftzeichen durch die Landschaft leuchtete. Die steilen, jähen Abhänge auf der andern Seite des

Flusses wirkten winzig. Weite Strecken Landes, mit dunklen Bäumen und schwach leuchtenden Kornfeldern, zogen hin in den Dunst, wo hinter dem Grau die Hügel blau aufragten.

«Daß die Stadt nicht weiter reicht, ist wirklich ein tröstlicher Gedanke», sagte Frau Dawes. «Bis jetzt ist sie nur eine kleine Wunde in der Landschaft.»

«Etwas Grind», sagte Paul.

Sie schauderte zusammen. Sie haßte die Stadt. Als sie traurig, mit starrem, bleichem, feindlichem Gesicht in das Land hinaussah, das ihr versagt war, erinnerte sie Paul an einen der verbitterten, reuigen Engel.

«Die Stadt ist gut so, wie sie ist», sagte er, «aber doch nur ein Übergang, nur ein roher, plumper Notbehelf, an dem wir uns versuchen müssen, bis wir das Richtige gefunden haben. Die Stadt wird sich schon machen.»

In den Felslöchern, zwischen dem dort wachsenden Gebüsch, gurrten voller Behagen die Tauben. Links strebte als treue Gefährtin des Schlosses die große Marienkirche über dem angehäuften Gemäuer der Stadt in den Raum. Während Frau Dawes in das Land hinausblickte, lächelte sie hell.

«Es geht schon besser», sagte sie.

«Danke sehr», erwiderte er. «Ein großes Kompliment.»

«Du lieber Gott», lachte sie.

«Hm. Das heißt doch zweifellos mit der linken Hand nehmen, was man mit der rechten gab», sagte er.

Sie lachte ihn vergnügt aus.

«Was hatten Sie denn nun?» fragte er. «Ich weiß doch, daß Sie was ganz Besonderes quälte. Das sehe ich Ihrem Gesicht ganz deutlich an.»

«Das möchte ich Ihnen lieber nicht erzählen», sagte sie.

«Na, dann werden Sie glücklich damit», antwortete er.

Sie wurde rot, biß sich auf die Lippen. «Nein», sagte sie, «es war wegen der Mädchen.»

«Was ist denn mit denen los?» fragte Paul.

«Seit ungefähr einer Woche haben sie was vor, und heute scheint es sie ganz besonders zu beschäftigen. Alle; ihre Geheimnistuerei ist beleidigend.»

«So?» fragte er teilnahmsvoll.

«Es wäre mir ja ganz einerlei», fuhr sie mit harter, ärgerlicher Stimme fort, «wenn sie mir die Tatsache, daß sie ein Geheimnis haben, nicht geradezu ins Gesicht schleuderten.»

«So sind die Frauen», sagte er.

«Ihre Blicke sind gemein», sagte sie nachdrücklich.

Paul sagte nichts. Er wußte, worüber die Mädchen sich freuten. Es tat ihm leid, daß er der Grund dieses neuen Streites war.

«Sie können meinetwegen so viele Geheimnisse haben, wie sie wollen», fuhr sie, mit bitteren Gedanken beschäftigt, fort, «aber sie sollen sich nicht damit brüsten, es nicht so weit treiben, daß ich mich noch einsamer fühle. Das ist – das ist fast unerträglich.»

Paul überlegte ein paar Minuten. Er war sehr verwirrt.

«Ich will Ihnen sagen, worum es sich handelt», sagte er blaß und nervös. «Ich habe heute Geburtstag, und alle Mädchen zusammen haben mir eine ziemliche Menge Farben geschenkt. Sie sind auf Sie eifersüchtig.» Er fühlte, wie sie sich bei dem Worte ‹eifersüchtig› kalt aufrichtete. «Und zwar nur, weil ich Ihnen manchmal ein Buch bringe», fügte er langsam hinzu. «Wie Sie sehen, es ist nur eine Kleinigkeit. Ärgern Sie sich doch nicht darüber, denn ...» er lachte schnell, «was würden die wohl sagen, wenn sie uns trotz ihres Sieges hier zusammen sähen.»

Sie ärgerte sich über ihn und seine plumpe Anspielung auf ihr augenblickliches Zusammensein. Das war fast unverschämt von ihm. Aber er war so ruhig, sie vergab ihm, wenn es ihr auch nicht leicht fiel.

Sie hatten beide ihre Hände auf die rohe Brüstung der Schloßmauer gelegt. Er hatte von der Mutter den feinen Körperbau geerbt, und so waren seine Hände klein und kräftig, warm. Ihre waren groß, paßten zu ihren großen Gliedern, waren aber weiß und sahen kräftig aus. Als Paul sie betrachtete, wußte er, wer sie war. ‹Sie braucht jemanden, der ihre Hände nimmt – obwohl sie uns so verachtet›, sagte er sich.

Und sie sah nur seine beiden warmen, lebendigen Hände, die für sie zu leben schienen. Er war jetzt nachdenklich, sah unter düsteren Brauen hinaus ins Land. Die kleinen, interessanten Verschiedenheiten seines Bildes waren jetzt verschwunden; es war nur noch der große, dunkle Nährboden für Sorgen und Trauerspiele: die allein sah er in allen Häusern, auf den Flußufern, in Menschen und Vögeln; nur andere Gestalt hatten sie. Als jetzt die verschiedenen Formen verschwunden zu sein schienen, blieb nur das eine, aus dem die ganze Leidenschaft bestand: dunkler Kampf und dunkle Qual. Die Fabrik, die Mädchen, seine Mutter, die große, aufragende Kirche, das Dickicht der Stadt, alles, alles versank in eine gleiche, dunkle, brütende, sorgenschwere Atmosphäre.

«Schlägt es da schon zwei?» fragte Frau Dawes überrascht. Paul fuhr auf, und plötzlich hatte alles seine alte Gestalt wieder, gewann seine Eigenheit, Vergessenheit und Freude wieder. Sie eilten an die Arbeit.

Als er eifrig alles für die Abendpost erledigte, die Arbeit aus Fannys Abteilung prüfte, die noch nach dem Bügeleisen roch, kam der Briefträger herein.

«Herrn Paul Morel», sagte er lächelnd und reichte Paul ein Paket. «Eine Damenhandschrift. Daß die Mädchen das nur nicht sehen.»

Der Briefträger, der selbst von den Mädchen gern gesehen war, machte sich einen Spaß daraus, über die Zuneigung der Mädchen zu Paul zu scherzen.

Es war ein Band Gedichte und dazu ein kurzes Begleitschreiben: «Gestatten Sie mir, Ihnen dieses zu senden und auf diese Weise in meiner Abgesonderheit zu bleiben. Auch ich nehme Anteil und wünsche Ihnen alles Gute. – C. D.»

Paul schoß das Blut heiß ins Gesicht. ‹Lieber Gott! Frau Dawes! Das kann sie sich ja gar nicht leisten. Lieber Gott, wer hätte je daran gedacht!›

Er war plötzlich tief ergriffen. Ihre Wärme erfüllte ihn. In der Glut fühlte er sie fast, als wäre sie gegenwärtig – ihre Arme, ihre Schultern, ihren Busen, sah sie, fühlte sie, faßte sie beinahe.

Dieser Einfall Claras gestaltete ihre Beziehungen enger. Die andern Mädchen bemerkten, daß Pauls Augen, wenn er Frau Dawes traf, mit jenem besonderen, leuchtenden Gruß aufblickten, dessen Bedeutung sie wohl kannten. Und da Clara wußte, daß er unachtsam war, gab sie ihm keinerlei Zeichen, sondern wandte manchmal das Gesicht ab, wenn er zu ihr kam.

Um die Mittagszeit gingen sie jetzt öfters zusammen spazieren; das geschah ganz offen, ganz frei. Jeder schien zu fühlen, daß er sich des Zustandes seiner Empfindungen gar nicht bewußt war, daß so nichts Unrechtes geschah. In seine Gespräche mit ihr kam jetzt etwas von dem alten Eifer, mit dem er zu Miriam gesprochen hatte, aber er machte sich weniger aus den Gesprächen; er zerquälte sich nicht wegen des Ausgangs.

Eines Oktobertages gingen sie nach Lambley zum Tee. Plötzlich machte sie oben auf dem Hügel halt. Er kletterte auf ein Tor, auf das er sich setzte, sie setzte sich auf den Zauntritt. Der Nachmittag war ganz still; es war dunstig, und durch den Dunst schimmerten gelbe Garben. Sie war ganz still.

«Wie alt waren Sie, als Sie heirateten?» fragte er ruhig.

«Zweiundzwanzig.»

Ihre Stimme klang leise, fast unterwürfig. Jetzt würde sie ihm alles erzählen.

«Es ist acht Jahre her?»

«Ja.»

«Und wann verließen Sie ihn?»

«Vor drei Jahren.»

«Fünf Jahre! Liebten Sie ihn, als Sie ihn heirateten?»

Sie schwieg kurze Zeit; dann sagte sie langsam: «Ich dachte, ich

täte es – mehr oder weniger. Ich habe nicht viel darüber nachgedacht. Und er wollte mich. Ich war damals sehr zimperlich.»

«Und da rannten Sie fast gedankenlos hinein?»

«Ja. Mein ganzes Leben schien ich geschlafen zu haben.»

«Schlafwandlerin! Aber – wann wachten Sie denn auf?»

«Ich weiß nicht, ob ich das je tat oder je getan habe, seit ich Kind war.»

«Sie schliefen, als Sie Weib wurden? Wie seltsam! Und er weckte Sie nicht?»

«Nein; so weit kam er nie», erwiderte sie eintönig.

Die braunen Vögel flitzten über die Hecken, an denen nackt und scharlachrot die Hagebutten hingen.

«Wie weit?»

«Zu mir. Ich habe mir in Wirklichkeit nie etwas aus ihm gemacht.» Der Nachmittag war so weich, warm und dunstig. In den blauen Dunst brannten rote Hüttendächer. Er liebte den Tag. Was Clara sagte, konnte er fühlen, aber nicht verstehen.

«Aber warum verließen Sie ihn? War er roh zu Ihnen?»

Sie schauderte leicht zusammen. «Er – er erniedrigte mich. Er wollte mich einschüchtern, weil er nicht zu mir konnte. Und da hatte ich das Gefühl, als müßte ich davonlaufen, als wäre ich gebunden, gefesselt. Und er kam mir gemein vor.»

«Ich verstehe.» Er verstand aber gar nicht. «Und war er immer gemein?» fragte er.

«Ein wenig», erwiderte sie langsam. «Und dann schien es, als könne er wirklich nicht zu mir. Und da wurde er brutal – er war brutal.»

«Und warum verließen Sie ihn schließlich?»

«Weil – weil er mich betrog.»

Beide schwiegen einige Zeit. Ihre Hand, mit der sie sich hielt, lag auf dem Torpfosten. Er legte seine Hand auf die ihre. Wild klopfte sein Herz.

«Aber waren Sie – gaben Sie ihm je eine Möglichkeit?»

«Möglichkeit? Wieso?»

«Ihnen nahe zu kommen.»

«Ich heiratete ihn, und ich wollte . . .»

Beide bemühten sich, ihre Stimme wie sonst auch klingen zu lassen.

«Ich glaube, er liebt Sie», sagte er.

«Es sieht so aus», erwiderte sie.

Er wollte die Hand wegnehmen und konnte es nicht. Sie erlöste ihn, zog die ihre weg. Nach kurzem Schweigen begann er wieder: «Haben Sie ihn für immer verlassen?»

«Er verließ mich», sagte sie.

«Vermutlich brachte er es nicht so weit, daß er Ihnen alles bedeutete.»

«Er versuchte es dadurch, daß er mich einschüchterte.»

Die Unterhaltung hatte beide sehr erregt. Plötzlich sprang Paul auf die Erde. «Kommen Sie», sagte er. «Wir wollen gehen und irgendwo Tee trinken.»

Sie fanden ein Landhaus, in dessen kaltem Gastzimmer sie sitzen konnten. Sie goß ihm den Tee ein. Sie war ganz ruhig. Er fühlte, daß sie sich wieder von ihm zurückgezogen hatte. Nach dem Tee starrte sie nachdenklich in ihre Tasse, drehte die ganze Zeit über ihren Ehering. In ihrer Versunkenheit zog sie den Ring vom Finger, stellte ihn auf den Tisch und versetzte ihn in drehende Bewegung. Das Gold wurde eine durchsichtige, funkelnde Kugel. Der Ring fiel wackelnd auf den Tisch. Immer wieder versetzte sie ihn in drehende Bewegung. Gebannt sah Paul zu.

Aber sie war eine verheiratete Frau, und er glaubte an einfache Freundschaft. Und er dachte, er verhielte sich ihr gegenüber durchaus anständig. Es war nur eine Freundschaft zwischen Mann und Frau, wie sie jeder gebildete Mensch haben konnte. Er war wie so viele junge Männer seines Alters. Das Geschlechtsleben war für ihn so schwierig geworden, daß er ein Verlangen nach Clara, Miriam oder einer anderen Frau, die er kannte, stets geleugnet hätte. Geschlechtliche Begierde war gleichsam etwas für sich, das mit einer Frau nichts zu tun hatte. Er liebte Miriam mit seiner Seele. Warm durchströmte ihn der Gedanke an Clara, er kämpfte mit ihr, er kannte die Linien ihrer Brust und Schultern, als wären sie in ihm geformt worden; und doch begehrte er sie in Wirklichkeit nicht. Das hätte er immer wieder geleugnet. Er glaubte sich wirklich mit Miriam verbunden. Sollte er einmal in ferner Zukunft heiraten, wäre es seine Pflicht, Miriam zu heiraten. Das gab er Clara zu verstehen, und sie sagte nichts, sondern ließ ihn ganz in Ruhe. Er kam zu ihr, zu Frau Dawes, wann er konnte. Er schrieb oft an Miriam, besuchte das Mädchen auch gelegentlich. So verbrachte er den Winter; aber er schien innerlich ruhiger geworden. Seine Mutter machte sich seinetwegen weniger Sorgen. Sie dachte, er löse sich von Miriam.

Miriam wußte jetzt, welche Anziehungskraft Clara auf ihn ausübte; aber immer noch war sie sicher, daß das Beste in ihm triumphieren würde. Seine Gefühle Frau Dawes gegenüber – die außerdem eine verheiratete Frau war – waren im Vergleich zu denen ihr gegenüber flach, vergänglich. Er kam ganz sicher wieder zu ihr zurück; vielleicht mit etwas weniger jugendlicher Frische, aber von seiner Begierde nach den niedrigeren Dingen geheilt, die andere Frauen als sie ihm geben konnten. Sie konnte alles ertragen, wenn er ihr innerlich nur treu blieb; er mußte wieder zu ihr kommen.

Das Unnatürliche seiner Lage erkannte er nicht. Miriam war seine alte Freundin, Geliebte; sie gehörte zu Bestwood, war ein Teil seiner

Heimat, seiner Jugend. Clara war eine neuere Freundin, sie gehörte zu Nottingham, gehörte dem Leben, der Welt. Das schien ihm alles ganz klar. Oft war das Verhältnis zwischen ihm und Frau Dawes recht kühl, dann sahen sie sich nur selten; aber immer wieder kamen sie zusammen.

«Waren Sie nicht abscheulich gegenüber Baxter Dawes?» fragte er sie. Das schien ihn besonders zu beschäftigen.

«Wieso?»

«Ich weiß es nicht. Aber waren Sie nicht abscheulich ihm gegenüber? Taten Sie nie etwas, das ihn aus der Haut fahren ließ?»

«Was, bitte?»

«Daß er sich so ganz klein vorkam, das war's sicher», erklärte Paul.

«Wie schlau Sie sind, mein Freund», sagte sie kühl.

Hier brach das Gespräch ab. Nach dieser Unterhaltung war sie ihm gegenüber einige Zeit sehr kühl.

Sie besuchte Miriam jetzt sehr selten. Die Freundschaft zwischen den beiden Frauen bestand wohl noch, war aber viel weniger innig.

«Kommen Sie Sonntagnachmittag ins Konzert?» fragte ihn Clara kurz nach Weihnachten.

«Ich habe versprochen, nach dem Willey-Hof zu kommen», erwiderte er.

«Na, schön.»

«Sie haben doch nichts dagegen?» fragte er.

«Wie sollte ich?» antwortete sie.

Das ärgerte ihn fast. «Sie dürfen nicht vergessen, daß Miriam und ich uns seit meinem sechzehnten Lebensjahr viel gewesen sind — das ist jetzt sieben Jahre her.»

«Das ist eine lange Zeit», erwiderte Clara.

«Ja, aber irgendwie ist sie — etwas stimmt da nicht . . .»

«Wieso?» fragte Clara.

«Sie scheint mich zu sich zu ziehen, immer wieder, und jedes Haar, das mir ausfiele und wegwehen wollte — würde sie verwahren.»

«Und das haben Sie doch ganz gern?»

«Nein», sagte er. «Das tue ich nicht. Ich wollte, ich könnte sein wie sonst auch, könnte geben und nehmen — wie ich und Sie. Gewiß will ich einer Frau gehören, aber sie soll mich nicht verwahren wie ein kleines Kind.»

«Aber wenn Sie sie lieben, ist es eben anders als sonst, ist es anders als zwischen mir und Ihnen.»

«Ja; ich würde sie dann tiefer lieben; sie aber will mich auf ihre Art so sehr, daß ich mich nicht geben kann.»

«Aber wie denn?»

«Sie will meine Seele; immer weiche ich vor ihr zurück.»

«Und doch lieben Sie sie!»

«Nein, ich liebe sie nicht. Ich küsse sie nie.»
«Warum nicht?» fragte Clara.
«Ich weiß es nicht.»
«Ich glaube, Sie haben Angst», sagte sie.
«Nein. Etwas in mir weicht vor ihr zurück wie vor der Hölle – sie ist so gut, wenn ich nicht gut bin.»
«Wie wissen Sie denn, wie sie ist?»
«Ich weiß es. Ich weiß, sie will so etwas wie Seelengemeinschaft.»
«Aber woher wissen Sie, was sie will?»
«Sieben Jahre habe ich mit ihr verkehrt.»
«Und haben das Einfachste noch nicht erkannt.»
«Und das wäre?»
«Daß sie Ihre Seelengemeinschaft gar nicht will. Das bilden Sie sich ein. Sie will Sie.»
Er dachte über ihre Worte nach. Vielleicht hatte er unrecht.
«Aber sie scheint . . .» begann er.
«Sie haben es ja noch nie versucht», antwortete sie.

11

Miriams Feuerprobe

Als der Frühling ins Land zog, befiel ihn wieder die alte Unruhe, wieder begann der Kampf. Jetzt wußte er, daß er zu Miriam gehen mußte. Aber warum sträubte er sich dagegen? Er meinte, es wäre nur eine Art übertriebener Jungfräulichkeit, die sie beide nicht überwinden konnten. Er hätte sie heiraten können, aber die häuslichen Verhältnisse machten das schwierig, und außerdem wollte er nicht heiraten. Eine Ehe galt fürs ganze Leben, und er sah nicht ein, daß sie beide nun unbedingt Mann und Frau werden sollten, weil sie enge Freunde geworden waren. Er hatte nicht das Gefühl, daß er eine Ehe mit Miriam ersehnte. Und doch wäre es ihm lieb gewesen, wenn er sich danach gesehnt hätte. Seinen Kopf hätte er gegeben für das Gefühl der frohen Sehnsucht nach einer Ehe mit ihr, nach ihrem endgültigen Besitz. Warum war ihm das denn unmöglich? Irgendwas stellte sich ihm hindernd in den Weg; aber was? Es war die Verpflichtung durch den Körper. Er hatte Angst vor der körperlichen Berührung. Aber warum? Nur innerlich fühlte er sich ihr verbunden. Er konnte nicht hin zu ihr. Etwas in ihm kämpfte, aber er konnte nicht zu ihr. Warum? Sie liebte ihn; Clara sagte, sie wollte ihn sogar; aber warum konnte er dann nicht zu ihr, warum konnte er sie nicht lieben, sie nicht küssen? Warum hatte er, wenn sie auf ihren Spaziergängen schüchtern ihren Arm in den seinen legte, immer ein Gefühl, als müsse er weg von ihr, als

müsse er sich gewaltsam losmachen? Und doch gestand er sich, daß er ihr gehörte; er wollte ihr gehören. Vielleicht war dieses Zurückschrekken, dieses Zurückweichen vor ihr Liebe in ihrer ersten wilden Scheu. Er hatte keine Abneigung gegen sie. Nein, das Gegenteil war der Fall; eine starke Sehnsucht rang mit noch stärkerer Scheu und Jungfräulichkeit. Es sah aus, als wäre die Jungfräulichkeit eine positive Kraft, die in beiden kämpfte und den Sieg gewann. Und ihr gegenüber war sie so schwer zu überwinden, das fühlte er wohl; aber niemand stand ihm so nahe wie sie, und nur durch sie konnte er sie überwinden. Und wieder sagte er sich, daß er ihr gehörte. Konnten sie dieses zwischen sich in Ordnung bringen, dann konnten sie heiraten; aber nie, nie würde er heiraten, könnte er sich nicht stark fühlen in der Freude über diese Heirat. Er hätte die Mutter nicht mehr ansehen können. Er meinte, es würde ihn erniedrigen, wenn er sich in einer nicht ersehnten Ehe opferte, würde sein ganzes Leben vernichtet, es wertlos machen. Er wollte versuchen, was er tun könnte.

Und er war Miriam unendlich zugetan. Sie war immer traurig, träumte ihren frommen Glauben; und er war fast frommer Glaube für sie. Sie betrügen, das konnte er nicht ertragen. Alles würde schon gut werden, wenn sie es nur versuchten.

Er sah um sich. Sehr viele der nettesten Menschen, die er kannte, waren wie er; ihre eigene Jungfräulichkeit schlug sie in Fesseln, aus denen sie sich nicht befreien konnten. Sie waren ihren Geliebten gegenüber so feinfühlig, daß sie lieber immer auf sie verzichtet hätten, als sie zu verletzen, ihnen ein Unrecht zuzufügen. Sie waren die Söhne von Müttern, durch deren heilige Weiblichkeit ziemlich rohe Männer getappt waren, und deshalb waren sie zu mißtrauisch, zu scheu. Lieber wollten sie sich selbst verleugnen, als sich von einer Frau einen Vorwurf zuzuziehen; denn eine Frau war wie ihre Mutter, und starke Gefühle lebten in ihnen der Mutter gegenüber. Lieber wollten sie die Qual der Ehelosigkeit ertragen, als die andere auch nur in Gefahr bringen. Er kehrte zu ihr zurück. Wenn er sie ansah, trieb etwas in ihr ihm fast die Tränen in die Augen. Eines Tages stand er hinter ihr, als sie sang, Annie spielte ein Lied auf dem Klavier. Als Miriam sang, wirkte ihr Mund so hoffnungslos. Sie sang wie eine Nonne, die den Himmel ansingt. Es erinnerte ihn so stark an den Mund und die Augen einer jener Gestalten, die neben einer Madonna Botticellis singen, so geistig. Wie glühender Stahl durchbohrte ihn wieder die Qual. Warum mußte er sie um das andere bitten? Warum kämpfte sein Blut mit ihr? Seine rechte Hand hätte er darum gegeben, hätte er nur immer freundlich, zärtlich zu ihr sein können, hätte er mit ihr die Luft der Träumerei und der frommen Träume atmen können. Es war so unrecht, daß er sie verletzte. Wie ewige Mädchenschaft lag es um sie und dachte er an ihre Mutter, sah er die großen braunen Augen eines

Mädchens, das trotz ihrer sieben Kinder nicht ganz aus ihrer jungfräulichen Mädchenschaft verjagt und verstoßen war. Sie waren zur Welt gekommen, fast ohne daß sie eine Rolle dabei spielte, nicht aus ihr, sondern einfach durch sie. So konnte sie sie auch nie verlassen, weil sie sie nie besessen hatte.

Frau Morel sah ihn jetzt wieder oft zu Miriam gehen, und das wunderte sie. Er sagte seiner Mutter nichts. Er gab ihr keine Erklärung, entschuldigte sich nicht. Kam er spät nach Hause, und machte sie ihm Vorwürfe, so runzelte er die Stirn und wandte sich anmaßend zu ihr: «Ich komme nach Hause, wann ich will. Ich bin alt genug.»

«Muß sie dich denn so lange festhalten?»

«Ich bleibe so lange», antwortete er.

«Und sie duldet das? Na, dann gut», sagte sie.

Und sie ging zu Bett, ließ die Tür für ihn offen; aber lauschend lag sie im Bett, bis er kam, fand auch oft nachher noch keinen Schlaf. Daß er zu Miriam zurückgekehrt war, quälte sie sehr. Aber sie erkannte wohl, wie zwecklos für sie jede weitere Einmischung war. Er ging jetzt als Mann und nicht mehr als Jüngling nach dem Willey-Hof. Sie hatte kein Recht über ihn. Wie Kälte lag es jetzt zwischen ihm und ihr. Er erzählte ihr kaum noch etwas. Sie war abgetan; aber immer noch sorgte sie für ihn, kochte für ihn, quälte sich ab für ihn; aber ihr Gesicht wurder wieder hart wie eine Maske. Für sie gab es jetzt nur noch die Hausarbeit; alles andere brachte er Miriam. Das konnte sie ihm nicht verzeihen. Miriam tötete in ihm Freude und Wärme. Er war ein so fröhlicher Bursche gewesen, den allerwärmste Zuneigung ganz füllte; jetzt wurde er kälter, wurde immer reizbarer, immer düsterer. Das alles erinnerte sie an William; aber bei Paul war es schlimmer. Er tat alles gründlicher, erkannte klarer, was er wollte. Seine Mutter wußte, daß er sich nach dem Weibe verzehrte, sah, daß er zu Miriam ging. Hatte er einen Entschluß gefaßt, dann konnte nichts in der Welt ihn davon abbringen. Frau Morel war müde. Sie gab es auf; mit ihr war es aus. Sie stand im Wege. Entschlossen ging er seinen Weg. Mehr oder weniger erkannte er, was seine Mutter empfand. Aber das verhärtete nur seine Seele. Er wurde bewußt gefühllos ihr gegenüber; aber das wirkte zurück auf seine Gesundheit. Es untergrub sie schnell; aber er gab nicht nach.

Eines Abends saß er auf dem Willey-Hof zurückgelehnt im Schaukelstuhl. Schon einige Wochen lang hatte er mit Miriam gesprochen, aber die Hauptsache noch nicht berührt. Jetzt sagte er plötzlich: «Ich bin fast vierundzwanzig Jahre alt.»

Sie hatte in Gedanken versunken dagesessen. Jetzt sah sie plötzlich überrascht zu ihm auf. «Ja. Warum sagst du das?»

In der überladenen Atmosphäre lag etwas, das sie fürchtete.

«Sir Thomas Moore sagt, man könne mit vierundzwanzig heiraten.»

Sie lachte seltsam, fragte: «Ist dazu Sir Thomas Moores Genehmigung notwendig?»

«Nein, aber um diese Zeit sollte man heiraten.»

«Ja», antwortete sie nachdenklich; dann wartete sie.

«Ich kann dich nicht heiraten», fuhr er langsam fort, «jetzt nicht, weil wir kein Geld haben und man zu Hause ohne mich nicht fertig wird.»

Sie wußte ungefähr, was jetzt kam.

«Aber ich will jetzt heiraten...»

«Du willst heiraten?» wiederholte sie.

«Ein Weib – du weißt, was ich meine.»

Sie schwieg.

«Jetzt endlich muß ich», sagte er.

«Ja», antwortete sie.

«Und du liebst mich?»

Sie lachte bitter.

«Warum schämst du dich?» antwortete er. «Vor deinem Gott würdest du dich nicht schämen, warum vor den Menschen?»

«Nein», antwortete sie versunken, «ich schäme mich nicht.»

«Doch», erwiderte er bitter; «und es ist meine Schuld. Aber du weißt doch, ich kann nichts dafür, daß ich so bin, wie ich bin.»

«Das weiß ich», erwiderte sie.

«Ich liebe dich sehr – aber etwas fehlt.»

«Wo?» antwortete sie und sah ihn an.

«Nun, in mir. Ich sollte mich schämen – wie ein geistiger Krüppel. Und das tue ich. Es ist eine Qual. Warum aber?»

«Das weiß ich nicht», erwiderte Miriam.

«Ich weiß es auch nicht», sagte er. «Glaubst du nicht auch, daß wir beide in dem, was man Reinheit nennt, zu streng waren? Glaubst du nicht, daß diese große Angst, diese Abneigung eine Art Schmutz ist?»

Sie sah ihn mit bangen, dunklen Augen an.

«Vor all diesem wichest du zurück, und ich ließ mich von dir mitreißen, wich auch zurück und vielleicht noch mehr als du.» Kurze Zeit herrschte Schweigen im Zimmer.

«Ja», sagte sie, «du hast recht.»

«Zwischen uns stehen die vielen Jahre unserer Vertrautheit», sagte er. «Wehrlos stehe ich vor dir. Verstehst du?»

«Ich glaube», antwortete sie.

«Und du liebst mich?»

Sie lachte.

«Sei nicht so bitter», bat er.

Sie sah ihn an, und er tat ihr leid; Qual verdunkelte seine Augen. Er tat ihr leid; für ihn war diese abwegige Liebe schlimmer als für

sie, für die es eine Ehe eigentlich nicht gab. Er war ruhelos, drängte immer voran, versuchte, einen Ausweg zu finden. Er sollte nun tun, wie er es wollte, und von ihr haben, was er wollte.

«Nein», sagte sie sanft, «ich bin nicht bitter.»

Sie fühlte, daß sie für ihn alles ertragen könnte; sie würde seinetwegen leiden. Als er sich im Stuhl vorbeugte, legte sie ihre Hand auf seine Knie. Er ergriff sie und küßte sie; aber es schmerzte, als er das tat. Er fühlte, daß er sich aufgab. Er saß hier als Opfer ihrer Reinheit, die ihm jetzt so wertlos schien. Wie konnte er ihre Hand leidenschaftlich küssen, wenn das sie vertrieb und nichts als Qual zurückließ? Und doch zog er sie langsam an sich, küßte sie.

Sie kannten sich beide zu gut, als daß sie sich etwas vorgemacht hätten. Als sie ihn küßte, beobachtete sie seine Augen; sie starrten ins Zimmer, in ihnen leuchtete eine sonderbare, dunkle Glut, die sie bannte. Er war ganz still. Sie fühlte das schwere Klopfen seines Herzens.

«Woran denkst du?» fragte sie.

Die Glut in seinen Augen flackerte, wurde unsicher. «Ich dachte die ganze Zeit, daß ich dich liebe. Nur das.»

Sie legte ihren Kopf an seine Brust. «Ja», antwortete sie.

«Weiter nichts», fuhr er fort, und seine Stimme klang sicher, und sein Mund küßte ihre Kehle.

Dann hob sie den Kopf, sah ihn an mit einem Blick voller Liebe.

Die Glut zuckte auf, schien sie fliehen zu wollen, erlosch. Schnell wandte er den Kopf. Es war ein Augenblick der Angst.

«Küsse mich!» flüsterte sie.

Er schloß die Augen, küßte sie, und immer fester umschlangen sie seine Arme.

Als sie mit ihm durch die Felder nach Hause ging, sagte er: «Ich bin so froh, daß ich zu dir zurückkehrte. Bin ich mit dir zusammen, ist alles so klar — als wäre nichts zu verbergen. Wir werden glücklich sein.»

«Ja», sagte sie leise, und Tränen füllten ihre Augen.

«Irgend etwas Verkehrtes in unserer Seele», sagte er, «läßt uns gerade das, was wir wollen, nicht wollen, hält uns fern von ihm. Dagegen müssen wir ankämpfen.»

«Ja», sagte sie und fühlte sich wie betäubt.

Unter dem Dornbusch mit den hängenden Zweigen, der in der Dunkelheit am Wege stand, küßte er sie, und leicht glitten seine Finger über ihr Gesicht. In der Dunkelheit, in der er sie nicht sehen, nur fühlen konnte, flutete seine Leidenschaft über ihn hin. Er umschlang sie eng.

«Willst du mich einmal?» fragte er leise, verbarg sein Gesicht an ihrer Schulter. Es war so schwer.

«Nicht jetzt», sagte sie.

Seine Hoffnungen und sein Mut zerbrachen. Trauer überkam ihn. «Nein», sagte er. Seine Umarmung löste sich langsam.

«Da fühle ich gern deinen Arm», sagte sie und preßte seinen Arm gegen ihren Rücken, wo er ihre Hüfte umschlang.

«Das stützt so schön.»

Sein Arm umfaßte ihre Hüfte fester, wollte sie so stützen.

«Wir gehören einander», sagte er.

«Ja.»

«Warum sollen wir uns da nicht ganz gehören?»

«Aber . . .» stotterte sie.

«Ich weiß, es ist eine große Bitte», sagte er, «aber du gerätst wirklich nicht ins Unglück — nicht wie Gretchen. Kannst du mir hierin vertrauen?»

«Das kann ich.» Schnell und klar kam die Antwort. «Das ist es auch nicht, gar nicht, sondern . . .»

«Was?»

Sie verbarg ihr Gesicht an seinem Halse, schrie gequält auf.

«Ich weiß es nicht», rief sie. Sie schien etwas hysterisch, aber in dieser Hysterie bebte das Entsetzen.

Ihm stand das Herz still. «Hältst du es für häßlich?» fragte er.

«Nein, jetzt nicht mehr. Du hast mich gelehrt, daß es das nicht ist.»

«Hast du Angst?»

Sie faßte sich schnell. «Ja, ich habe nur Angst», sagte sie.

Er küßte sie zärtlich. «Laß es gut sein», sagte er. «Du sollst es machen, wie du willst.»

Plötzlich faßte sie seine Arme, straffte sich. «Du sollst mich haben», sagte sie durch die geschlossenen Zähne.

Da loderte sein Herz wieder auf wie eine wilde Flamme. Er umschlang sie fest, und sein Mund lag auf ihrer Kehle. Sie konnte das nicht ertragen. Sie wandte sich ab. Da ließ er sie los.

«Wird es nicht zu spät für dich?» fragte sie freundlich.

Er seufzte, hörte kaum, was sie sagte. Sie wartete, wollte, daß er ging. Schließlich küßte er sie schnell und kletterte über den Zaun. Als er sich umsah, sah er in der Dunkelheit unter dem Baum mit den hängenden Zweigen den fahlen Flecken ihres Gesichtes. Bis auf diesen fahlen Fleck war sie vergangen.

«Auf Wiedersehen!» rief sie leise. Sie hatte keinen Körper mehr, hatte nur eine Stimme und ein fahles Gesicht. Er wandte sich um, rannte den Weg hinab, ballte die Fäuste; und als er die Mauer oberhalb des Sees erreichte, lehnte er sich halbbetäubt gegen sie, sah auf das schwarze Wasser. Miriam ging durch die Wiesen nach Hause. Was die Leute sagten, davor hatte sie keine Angst, wohl aber davor, wie alles enden würde. Ja, er sollte sie besitzen, wenn er darauf bestand;

als sie aber hieran dachte, verließ sie aller Mut. Er würde enttäuscht sein, er würde keine Befriedigung finden, würde sie dann verlassen. Und doch drängte er so; aber hieran – es schien ihr gar nicht so besonders wichtig – mußte ihre Liebe zerbrechen. Schließlich war er genau wie die andern Männer, suchte seine Befriedigung. Aber etwas mehr war in ihm, etwas Tieferes! Trotz aller Begierde konnte sie diesem trauen. Er sagte, Besitzen sei ein großer Augenblick im Leben. Darin vereinigten sich alle starken Gefühle. Vielleicht war dem so. Etwas Göttliches läge darin; dann wollte sie fromm das Opfer auf sich nehmen. Er sollte sie besitzen. Und bei dem Gedanken straffte sich unwillkürlich ihr ganzer Körper, als müsse sie sich gegen etwas wehren; aber das Leben zwang auch sie durch dieses Tor des Leidens, und sie wollte sich fügen. Auf alle Fälle sollte er haben, was er wollte; das war ihr tiefster Wunsch. So grübelte, grübelte, grübelte sie sich ihm entgegen.

Wie ein Liebhaber machte er ihr jetzt den Hof. Oft, wenn er hitzig wurde, schob sie sein Gesicht von dem ihren, hielt es zwischen den Händen, sah ihm in die Augen. Er konnte ihren Blick nicht aushalten. Vor ihren dunklen, ernsten, forschenden Augen, die so voller Liebe waren, mußte er den Blick senken. Keinen Augenblick lang sollte er vergessen. Er mußte sich immer wieder in seine und ihre Verantwortung zurückquälen. Nie das geringste Nachlassen, nie ein Sichhingeben an den großen Hunger und das Unpersönliche der Leidenschaft, er mußte wieder das überlegende, nachdenkliche Geschöpf werden. Es war, als riefe sie ihn zurück aus der alles vergessenden Leidenschaft in die Kleinheit, in ihre persönliche Beziehung. Er konnte das nicht ertragen. «Laß mich in Ruhe – laß mich in Ruhe!» hätte er am liebsten geschrien; aber er sollte sie mit Augen voller Liebe anschauen. Seine Augen aber, in denen das dunkle, unpersönliche Feuer der Begierde brannte, gehörten ihr nicht.

Auf dem Hof war große Kirschenernte. Unter den dunklen Blättern der weiten, großen Bäume vor der Hinterseite des Hauses hingen scharlachrote und karminrote Tropfen. Eines Abends pflückten Paul und Edgar die Früchte. Es war ein heißer Tag gewesen, und jetzt zogen Wolken über den Himmel, dunkel und warm. Paul kletterte in die Spitze des Baumes, war höher als die roten Dächer der Gebäude. Der stöhnende Wind ließ den ganzen Baum in leichter, das Blut aufreizender Bewegung schwanken. Der junge Mann, der unsicher in den schlanken Zweigen saß, schwang hin und her, bis er ein Gefühl leichter Trunkenheit hatte, zog die Zweige, an denen die roten, perligen Kirschen hingen, herab und riß immer wieder Händevoll der glatten, kühlfleischigen Früchte ab. Kirschen berührten seine Ohren und seinen Hals, wenn er den Arm ausstreckte, die Berührung ihrer kühlen Fingerspitzen fuhr ihm wie ein Blitz ins Blut. Alle Schattie-

rungen des Rot, vom goldenen Zinnober bis zum reichen Karmin, glühten und begegneten unter Blätterdunkelheit seinen Blicken.

Die untergehende Sonne packte plötzlich die zerrissenen Wolken. Im Südosten loderten bis in den Himmel weich, glühendgelb, ungeheure Goldhaufen. Die Welt, die bis jetzt dämmrig und grau gewesen war, strahlte staunend die goldene Glut wider.

Überall schienen die Bäume, das Gras und das ferne Wasser aus dem Zwielicht aufzufahren und leuchteten.

Miriam kam voller Verwunderung hinaus.

«Oh!» hörte Paul ihre weiche Stimme, «ist das nicht herrlich?»

Er sah herab zu ihr. Leichter Goldschimmer lag auf ihrem weichen Gesicht, das sich ihm zuwandte.

«Wie hoch du bist!» sagte sie.

Neben ihr lagen auf den Rhabarberblättern vier tote Vögel, Diebe, die erschossen worden waren. Paul sah einige Kirschsteine, die ganz gebleicht, wie Skelette, ohne alles Fleisch am Baum hingen.

Er sah wieder hinab auf Miriam. «Die Wolken brennen», sagte er.

«Herrlich!» rief sie.

Sie sah so klein, so sanft, so zart aus, als sie so unter ihm stand. Er warf eine Handvoll Kirchen nach ihr. Sie fuhr erschrocken zusammen. Er lachte mit tiefem, glucksendem Laut und warf wieder nach ihr. Sie suchte Schutz, hob ein paar Kirschen auf. Zwei schöne, rote Paare hängte sie sich über die Ohren, dann blickte sie wieder auf. «Hast du noch nicht genug?» fragte sie.

«Bald. Hier oben ist es wie auf einem Schiff.»

«Wie lange bleibst du noch oben?»

«Bis die Sonne untergegangen ist.»

Sie ging an den Zaun, setzte sich, sah, wie die goldenen Wolken zerfielen und in dem großen, roten Verfall in die Dunkelheit übergingen. Gold wurde flammendes Scharlach, wie Qual in ihrer äußersten Schärfe. Dann wurde das Scharlach rosa, das Rosa karmin, und rasch verschwand alle Leidenschaft aus dem Himmel. Die ganze Welt war dunkelgrau. Schnell kletterte Paul mit seinem Korb herab und zerriß sich hierbei den Hemdärmel.

«Sie sind herrlich», sagte Miriam und berührte die Kirschen.

«Ich habe mir den Ärmel zerrissen», antwortete er.

Sie faßte den Winkelriß, sagte: «Ich muß ihn flicken.» Er war in der Nähe der Schulter. Sie steckte ihre Finger durch den Riß. «Wie warm», sagte sie.

Er lachte. Etwas Neues, Seltsames klang in seiner Stimme, vor dem ihr fast der Atem verging. «Bleiben wir noch draußen?» fragte er.

«Wird es nicht regnen?» fragte sie.

«Nein, wir wollen ein wenig spazierengehen.»

Sie gingen über die Felder in die dichte Kiefern- und Fichtenschonung.

«Wollen wir mal zwischen die Bäume hineingehen?» fragte er.

«Möchtest du?»

«Ja.»

Unter den Fichten war es sehr dunkel, und die scharfen Nadeln stachen ihr ins Gesicht. Sie hatte Angst. Paul war so still und seltsam.

«Ich liebe die Dunkelheit», sagte er. «Ich möchte, sie wäre dichter, gute, dichte Dunkelheit.»

Er schien sich ihrer als Person gar nicht mehr bewußt; sie war für ihn jetzt nur noch Weib. Sie hatte Angst.

Er stand an eine Fichte gelehnt, nahm sie in seine Arme. Sie überließ sich ihm, aber es war ein Opfer, in dem sie leichtes Entsetzen empfand. Dieser Mann mit der schweren Stimme, der alles andere vergaß, war ihr so fremd.

Später begann es zu regnen. Die Kiefern dufteten sehr stark. Paul lag mit dem Kopfe auf dem Boden, auf den toten Kiefernadeln, hörte das scharfe Zischen des Regens — ein stetiges, scharfes Geräusch. Sein Herz war bedrückt, war so schwer. Jetzt bemerkte er, daß sie die ganze Zeit über nicht bei ihm gewesen, daß ihre Liebe in einer Art Entsetzen allein geblieben war. Körperlich war er ruhig, aber das war auch alles. Er war sehr bekümmert, sehr traurig und sehr zärtlich; seine Finger glitten mitleidig über ihr Gesicht. Jetzt liebte sie ihn wieder tief. Er war zärtlich und schön.

«Der Regen», sagte er.

«Ja — wirst du naß?»

Sie hielt die Hände über ihn, betastete sein Haar, seine Schultern, wollte fühlen, ob die Regentropfen auf ihn fielen. Sie liebte ihn von Herzen. Während er so mit dem Gesicht auf den toten Kiefernnadeln lag, fühlte er sich unendlich ruhig. Es kümmerte ihn nicht, ob er naß wurde. Er wäre liegengeblieben, und wenn er bis auf die Haut durchnäßt worden wäre; er hatte ein Gefühl, als wäre alles gleichgültig, als zerränne sein Leben in das nahe, liebliche Jenseits. Dieses seltsame, weiche Hineinreichen in den Tod war ihm ganz neu.

«Wir müssen gehen», sagte Miriam.

«Ja», antwortete er, rührte sich aber nicht.

Ihm kam das Leben jetzt vor wie ein Schatten, der Tag wie ein weißer Schatten; Nacht und Tod und Stille und Untätigkeit schienen ihm das Sein. Lebendig sein, drängen, treiben — das war das Nichtsein. Das Allerhöchste war das Vergehen in die Dunkelheit, in der man schwang, eins mit dem Sein.

«Es regnet durch», sagte Miriam.

Er stand auf, half ihr. «Schade», sagte er.

«Was?»

«Daß wir gehen müssen. Ich fühle mich so ruhig.»

«Ruhig!» wiederholte sie.

«Ruhiger als je in meinem Leben.»

Hand in Hand gingen sie zurück. Sie drückte seine Finger, fühlte eine leichte Angst. Jetzt schien er so fern von ihr; sie fürchtete, sie würde ihn verlieren.

«Wie Gespenster stehen die Kiefern in der Dunkelheit; jede ein Gespenst.»

Sie hatte Angst, sagte nichts.

«Wie stille: die ganze Nacht staunt und schläft: Ich glaube, das tun wir im Tode — staunend schlafen.»

Vorhin hatte sie vor dem Tier in ihm Angst gehabt, jetzt vor dem Mystischen. Schweigend ging sie neben ihm her.

Mit schwerem Rauschen fiel der Regen auf die Bäume.

Endlich erreichten sie den Wagenschuppen.

«Hier wollen wir eine Weile bleiben», sagte er.

Überall klang der Regen, erstickte jeden andern Laut.

«Ich fühle mich so seltsam ruhig», sagte er, «wie alles andere auch.»

«Ja», antwortete sie geduldig. Wieder schien er sie ganz zu vergessen, wenn er auch fest ihre Hand hielt.

«Von unserer Individualität, die unser Wille ist, die unsere Anstrengung ist, frei sein, anstrengungslos leben, eine Art bewußten Schlafes, das ist sehr schön, glaube ich; das ist unser Leben nach dem Tode — unsere Unsterblichkeit.»

«Ja?»

«Ja — und die zu haben, ist wunderschön.»

«Für gewöhnlich sprichst du nicht so.»

«Nein.»

Bald gingen sie ins Haus. Alle sahen sie neugierig an. In seinen Augen lag noch der ruhige schwere Blick, in seiner Stimme noch die Stille. Unwillkürlich ließen ihn alle in Ruhe.

Um diese Zeit wurde Miriams Großmutter, die in einem kleinen Häuschen in Woodlinton wohnte, krank, und das Mädchen mußte ihr den Haushalt führen. Es war ein schöner, kleiner Ort. Vor dem Häuschen war ein großer Garten mit roten Backsteinmauern, an denen Pflaumenbäume standen. Auf der Hinterseite trennte eine große, alte Hecke einen anderen Garten von den Feldern. Es war alles so hübsch. Miriam hatte nicht viel zu tun, so fand sie Zeit zu ihrem geliebten Lesen und zum Schreiben kleiner, beschaulicher Abhandlungen.

Während der Festzeit brachte man die Großmutter, der es besser ging, für einen oder zwei Tage nach Derby zu einer Tochter. Sie war eine nörgelige alte Dame, die vielleicht schon am zweiten oder dritten Tag wieder nach Hause wollte; Miriam war allein in dem Häuschen, und das gefiel ihr ganz gut.

Oft kam Paul auf dem Rad herüber, und meist verbrachten die beiden friedliche, glückliche Stunden miteinander. Er machte ihr nicht viel Umstände; aber den Festmontag sollte er den ganzen Tag bei ihr bleiben.

Es war herrliches Wetter. Er verließ die Mutter, sagte ihr, wohin er führe. Sie war nun den ganzen Tag allein. Das trübte seine Freude; aber er hatte drei Tage, die ihm gehörten, an denen er tun wollte, was ihm gefiel. Es war so herrlich, auf dem Rade über die morgendlichen Wege zu fahren.

Gegen elf Uhr erreichte er das Häuschen. Miriam bereitete gerade das Essen. Ihr Gesicht war gerötet; in ihrer Geschäftigkeit paßte sie so gut in die kleine Küche. Er küßte sie, setzte sich und beobachtete sie. Der Raum war klein und gemütlich. Das Sofa war mit rotblau kariertem, altem, aber hübschem Leinen überzogen, das schon oft gewaschen worden war. Über der Anrichte in der Ecke stand in einem Kasten eine ausgestopfte Eule. Durch die Blätter der duftenden Geranien auf der Fensterbank fiel die Sonne. Miriam briet ihm zu Ehren ein Hühnchen. Für diesen Tag war es ihr Häuschen, und sie waren Mann und Frau. Er schlug die Eier und schälte die Kartoffeln. Er dachte bei sich, daß sie, genau wie die Mutter, ein Gefühl der Gemütlichkeit um sich verbreitete; und niemand konnte schöner aussehen als sie mit den wirren Locken, als der Feuerschein auf sie fiel.

Das Mittagessen war ein großer Erfolg. Er zerlegte das Hühnchen wie ein junger Ehemann. Sie sprachen die ganze Zeit mit nicht nachlassendem Vergnügen. Dann trocknete er die Teller ab, die sie gespült hatte, und sie gingen hinaus in die Felder. Ein heller, kleiner Bach floß in einen Sumpf am Fuße eines sehr steilen Hanges. Hierhin wanderten sie, pflückten ein paar Sumpfdotterblumen und viele große, blaue Vergißmeinnicht. Dann setzten sie sich auf den Hang, hatten die Hände voll Blumen, hauptsächlich goldene Sumpfdotterblumen. Als sie ihr Gesicht in den Sumpfdotterblumenstrauß steckte, strahlte es gelb.

«Wie verklärt leuchtet dein Gesicht», sagte er.

Sie sah ihn fragend an. Er lachte sie flehend an, legte seine Hand auf die ihre. Dann küßte er ihre Finger, dann ihr Gesicht.

Die Welt war in Sonne getaucht und ganz ruhig, aber sie schlief noch nicht, bebte wie in Erwartung.

«Etwas Schöneres habe ich nie gesehen», sagte er. Die ganze Zeit über hielt er ihre Hand.

«Und das rauschende Wasser singt sich ein Liedchen — gefällt es dir?»

Sie sah ihn voller Liebe an. Seine Augen waren sehr dunkel, leuchteten.

«Ist das nicht ein herrlicher Tag?» fragte er.

Sie stimmte leise zu. Sie war glücklich, und das sah er.

«Und unser Tag – unser eigenster Tag», sagte er.

Sie blieben noch ein wenig. Dann erhoben sie sich aus dem süßen Thymian, und er sah einfach zu ihr herab.

«Kommst du mit?» fragte er.

Hand in Hand gingen sie schweigend wieder nach Hause. Über den Pfad eilten die Hühner. Er schloß die Türe zu, und sie hatten das kleine Haus ganz für sich.

Nie vergaß er den Anblick, als sie auf dem Bett lag, während er seinen Kragen losmachte. Zuerst sah er nur ihre Schönheit, die ihn blendete. Sie hatte den wunderbarsten Körper, den er sich je vorgestellt hatte. Er konnte weder sprechen noch sich bewegen; er sah sie an, und sein Gesicht lächelte halb vor Staunen. Und dann begehrte er sie; aber als er auf sie zuging, hoben sich ihre Hände mit einer kleinen, flehenden Bewegung, und da sah er ihr ins Gesicht, blieb stehen. Ihre großen, braunen Augen beobachteten ihn ruhig, ergeben und liebend; sie lag da, als wäre sie zum Opfer bereit: hier lag ihr Körper für ihn; aber der Blick tief in ihre Augen war wie der eines Geschöpfes, das den Opfertod erwartet, er hielt ihn zurück, und sein Blut erstarrte.

«Willst du mich auch wirklich?» fragte er, als legte sich ein kalter Schatten über ihn.

«Ja, wirklich.»

Sie war ganz still, ganz ruhig. Sie wußte nur, daß sie etwas für ihn tat. Er konnte es kaum ertragen. Sie lag da, wollte sich für ihn opfern, weil sie ihn so sehr liebte. Und er mußte sie opfern. Eine Sekunde lang wünschte er, er wäre geschlechtslos oder tot. Dann schloß er die Augen vor ihr, und wieder raste das Blut.

Und dann liebte er sie – liebte sie bis in die letzte Fiber seines Wesens. Er liebte sie. Aber trotzdem hätte er am liebsten geschrien. Etwas konnte er ihretwegen nicht ertragen. Bis spät in die Nacht blieb er bei ihr. Als er nach Hause fuhr, fühlte er, daß er endlich eingeweiht war. Er war kein Jüngling mehr. Aber warum nur hatte er den dumpfen Schmerz in der Seele? Warum war ihm der Gedanke an Tod, an Leben nach dem Tode so süß und so tröstend?

Er verbrachte die Woche bei Miriam und quälte sie mit seiner Leidenschaft, noch ehe sie vergangen war. Er mußte sie, fast wissentlich, ganz außer acht lassen und aus der rohen Kraft seines eigenen Gefühls heraus handeln. Und das konnte er nicht oft, und immer blieb das Gefühl des Mißlingens und des Todes. War er wirklich mit ihr zusammen, so mußte er sich von sich selbst und seiner Begierde befreien; wollte er sie besitzen, so durfte er nicht an sie denken.

«Willst du mich auch wirklich, wenn ich zu dir komme?» fragte er sie mit Scham und qualdunklen Augen.

«Doch!» antwortete sie schnell.

Er sah sie an. «Nein», sagte er.

Sie begann zu zittern. «Sieh», sagte sie und nahm sein Gesicht und verbarg es an ihrer Schulter, «sieh — wie wir miteinander sind — wie kann ich mich da an dich gewöhnen? Alles wäre gut, wenn wir verheiratet wären.»

Er hob den Kopf und sah sie an. «Du meinst, jetzt ist es jedesmal eine zu große Erschütterung?»

«Ja und . . .»

«Ganz starr liegst du immer neben mir.»

Sie zitterte vor Aufregung. «Sieh», sagte sie, «ich bin an den Gedanken nicht gewöhnt.»

«Aber seit einiger Zeit doch», sagte er.

«Aber mein ganzes Leben! Mutter sagte zu mir: In der Ehe ist etwas, was immer furchtbar ist, aber du mußt es ertragen. Und ich glaube es.»

«Und glaubst es noch?» fragte er.

«Nein», schrie sie schnell. «Ich glaube wie du, daß Liebe, selbst in dieser Weise, das Höchste des Lebens ist.»

«Das ändert nichts an der Tatsache, daß du es nie willst.»

«Nein», sagte sie, nahm seinen Kopf in ihre Hände und wiegte sich verzweifelt hin und her. «Sage das nicht! Du verstehst nicht.»

Sie bewegte sich qualvoll hin und her. «Will ich denn deine Kinder nicht?»

«Aber nicht mich.»

«Wie kannst du das sagen? Aber wir müssen verheiratet sein, um Kinder zu haben.»

«Sollen wir denn heiraten? Ich will, daß du meine Kinder bekommst.»

Andächtig küßte er ihre Hand. Traurig dachte sie nach, beobachtete ihn. «Wir sind zu jung», sagte sie schließlich.

«Vierundzwanzig und dreiundzwanzig . . .»

«Noch nicht», flehte sie, wiegte in ihrer Not hin und her.

«Wann du willst», sagte er.

Ernst senkte sie den Kopf. Er sagte diese Dinge so hoffnungslos, und das bekümmerte sie tief. Immer war zwischen ihnen alles mißlungen. Schweigend stimmte sie dem zu, was er empfand.

Nach einer Woche voll Liebe sagte er eines Sonntagabends plötzlich zu seiner Mutter, als sie gerade zu Bett gehen wollte:

«Ich gehe jetzt nicht mehr so oft zu Miriam, Mutter.»

Sie war überrascht, wollte ihn aber nicht fragen.

«Wie du willst», entgegnete sie.

Er ging zu Bett. Aber eine neue Ruhe war über ihn gekommen, über die sie sich wunderte. Sie ahnte, was vor sich ging. Doch wollte sie ihn ganz in Ruhe lassen. Überstürzung konnte alles verderben. Sie

beobachtete ihn in seiner Einsamkeit, fragte sich verwundert, wo er wohl enden würde. Er war krank und viel zu ruhig. Immer runzelte er die Brauen, wie sie es bei ihm gesehen hatte, als er noch ein kleines Kind war. Seit vielen Jahren hatte er es nicht mehr getan. Jetzt war das Brauenrunzeln wieder da. Und sie konnte nichts für ihn tun. Er mußte allein seinen Weg gehen.

Er blieb Miriam treu. Einen Tag lang hatte er sie heiß geliebt. Aber das kam nie wieder. Das Gefühl des Mißlingens wurde stärker. Zuerst war es nur Traurigkeit. Dann begann er zu fühlen, daß er nicht weiter konnte. Er wollte laufen, wollte fort, etwas unternehmen. Langsam hörte er auf, von ihr zu verlangen, daß sie ihn haben möchte. Anstatt sie einander näherzubringen, entfernte es sie voneinander. Und dann erkannte er bewußt, daß alles keinen Sinn hatte. Jeder Versuch war zwecklos: zwischen ihnen würde es nie zu einem Gelingen kommen.

Einige Monate hatte er Clara sehr wenig gesehen. Gelegentlich waren sie während der Mittagspause eine halbe Stunde spazierengegangen. Aber er bewahrte sich immer für Miriam. Wenn er mit Clara zusammen war, hellte sich sein Gesicht auf, er war wieder fröhlich. Sie behandelte ihn nachsichtig, als wäre er ein Kind. Er dachte, das wäre ihm einerlei. Aber tief unter der Oberfläche verletzte es ihn doch.

Manchmal fragte Miriam: «Wie geht's Clara? Ich höre in letzter Zeit gar nichts mehr von ihr.»

«Gestern bin ich zwanzig Minuten mit ihr spazierengegangen», erwiderte er.

«Und was hat sie gesagt?»

«Das weiß ich nicht. Ich glaube, ich habe allein geschwatzt — wie ich das immer tue. Ich glaube, ich habe ihr von dem Streik erzählt — und wie die Frauen dazu stünden.»

«Ja.»

So legte er Rechenschaft ab über sich selbst.

Aber im geheimen zog ihn, ohne daß er es wußte, die Wärme, die er für Clara empfand, von Miriam weg, für die er sich verantwortlich fühlte und der er, das fühlte er, gehörte. Es ist nicht leicht, genau die Kraft und Wärme seiner Gefühle einer Frau gegenüber abzuschätzen, ehe sie nicht mit einem durchgegangen sind.

Er widmete jetzt seinen neuen Freunden mehr Zeit.

Da waren Jessop von der Kunstschule; Swain, der Assistent im chemischen Laboratorium der Universität; Newton, der Lehrer; dazu noch Edgar und Miriams jüngere Brüder. Arbeit vorschützend, skizzierte und arbeitete er mit Jessop; er holte Swain in der Universität ab, und beide gingen zusammen in die Stadt. Wenn er mit Newton nach Hause gefahren war, kehrte er noch im «Moon and Stars» ein

und spielte Billard. Wenn er Miriam gegenüber seine Freunde als Entschuldigung anführte, fühlte er sich durchaus gerechtfertigt. Seine Mutter war wie erlöst. Er erzählte ihr immer, wo er gewesen war.

Während des Sommers trug Clara manchmal ein Kleid mit weiten Ärmeln aus weicher Baumwolle. Wenn sie die Hände hob, glitten die Ärmel zurück, und dann leuchteten ihre schönen, starken Arme.

«Eine halbe Minute», rief er. «Halten Sie den Arm ganz ruhig.»

Er machte Skizzen von ihrer Hand und ihrem Arm, und in der Zeichnung lag etwas von dem Zauber, den das wirkliche Ding für ihn hatte.

Miriam, die immer ängstlich seine Bücher und Papiere durchstöberte, sah die Zeichnungen.

«Clara hat doch wunderbare Arme», sagte er.

«Ja! Wann hast du sie gezeichnet?»

«Am Dienstag im Arbeitsraum. Du weißt doch, daß ich da eine Ecke für mich habe, in der ich arbeiten kann. Oft habe ich alles, was in der Abteilung zu erledigen ist, schon vor Mittag fertig. Am Nachmittag arbeite ich dann für mich und prüfe abends noch einmal, ob alles in Ordnung ist.»

«Ja», sagte sie und wandte die Blätter seines Skizzenbuches um. Oft haßte er Miriam. Er haßte sie, wenn sie sich vorbeugte und seine Arbeiten aufmerksam betrachtete. Er haßte es, wie sie ihn geduldig musterte, als wäre er eine endlose, psychologische Aufgabe. War er mit ihr zusammen, haßte er sie, weil sie ihn hatte und doch nicht hatte, und er quälte sie. Er gäbe alles und sie nichts, sagte er. Wenigstens gab sie keine lebendige Wärme. Sie war nie lebendig, strömte kein Leben aus. Sie suchen, hieß etwas suchen, das nicht vorhanden war. Sie war nur sein Gewissen, nicht seine Gefährtin. Er haßte sie wild und war grausamer gegen sie. So schleppten sie sich weiter bis zum nächsten Sommer. Immer öfter sah er jetzt Clara.

Endlich sprach er. Eines Abends hatte er zu Hause gesessen und gearbeitet. Er und seine Mutter standen miteinander wie Menschen, die sich ganz offen sagen, was sie denken. Frau Morel stand wieder auf festen Füßen. Er würde nun doch nicht an Miriam hängen bleiben. Gut so; sie würde warten, bis er etwas sagte. Es hatte lange gedauert, bis dieser Sturm in ihm losbrach und er wieder zu ihr kam. An diesem Abend lag es wie seltsame Erwartung zwischen ihnen. Er arbeitete fieberhaft und mechanisch, wollte sich entrinnen. Es wurde spät. Durch die offene Tür schlich sich der Duft der weißen Lilien, der draußen gleichsam umherstreifte. Plötzlich stand er auf und ging hinaus.

Die Schönheit der Nacht hätte ihn fast aufschreien lassen. Ein dämmrig-goldener Halbmond versank hinter dem schwarzen Ahorn am Ende des Gartens, färbte den Himmel mit seinem Glanz dunkel-purpurn. In seiner Nähe zog sich ein kaum sichtbarer Zaun aus Lilien durch den Garten, und die ganze Luft schien vor Duft zu beben, als wäre

sie lebendig. Er schritt durch das Nelkenfeld, dessen starker Duft den schweren Lilienduft langsam durchdrang; neben dem weißen Blumenzaun blieb er stehen. Sie ließen die Köpfe hängen, als bekämen sie keine Luft. Der Duft machte ihn trunken. Er ging hinab bis ans Feld, wollte sehen, wie der Mond unterging.

Unten in der Wiese rief immer wieder eine Wiesenralle.

Ganz schnell versank der Mond, sein Rot wurde immer dunkler. Hinten standen die großen Blumen, als riefen sie. Und dann empfand er plötzlich einen anderen Duft, roh war er und gemein. Er suchte, fand die purpurnen Iris, berührte ihre fleischigen Kehlen und ihre dunklen greifenden Hände. Auf jeden Fall hatte er etwas gefunden. Steif standen sie in der Dunkelheit da. Ihr Duft war aufdringlich. Der Mond verging oben auf dem Kamm des Hügels. Jetzt war er verschwunden; alles war dunkel. Immer noch rief die Wiesenralle.

Er pflückte eine Nelke, ging dann plötzlich ins Haus.

«Komm, Junge», sagte die Mutter, «du mußt nun zu Bett.»

Er stand da, hielt die Nelke an die Lippe. «Ich mache mit Miriam Schluß, Mutter», sagte er ruhig.

Sie sah ihn über die Brille weg an.

Er sah sie wieder an, unerschütterlich. Einen Augenblick begegneten sich ihre Blicke, dann nahm sie die Brille ab.

Er war blaß. Der Mann in ihm war erwacht, beherrschend. Sie wollte ihn nicht zu deutlich sehen.

«Aber ich dachte ...» begann sie.

«Ich liebe sie nicht», antwortete er. «Ich will sie nicht heiraten, und darum Schluß.»

«Aber», rief die Mutter erstaunt. «Ich dachte doch, du hättest die Absicht, sie zu nehmen, und deshalb sagte ich nichts.»

«Ich hatte – ich wollte – aber jetzt will ich nicht mehr. Es hat keinen Sinn. Sonntag mache ich Schluß. Ich muß es, oder nicht?»

«Das weißt du selbst am besten. Jedenfalls habe ich das schon lange gesagt.»

«Ich kann jetzt nichts mehr daran ändern. Am Sonntag mache ich Schluß.»

«Ja», erwiderte die Mutter, «ich glaube, es ist das beste. Aber kürzlich war ich der festen Meinung, du hättest dich entschlossen, sie zu nehmen, deshalb sagte ich nichts und hätte auch nie etwas gesagt. Aber ich wiederhole, was ich schon immer gesagt habe, ich glaube nicht, daß sie zu dir paßt.»

«Sonntag mache ich Schluß», wiederholte er und roch an der Nelke. Er steckte die Blume in den Mund. Gedankenlos entblößte er die Zähne, schloß sie langsam über der Blume und hatte den Mund voll Blumenblätter. Die spuckte er ins Feuer; dann küßte er die Mutter und ging zu Bett.

Am Sonntag ging er früh am Nachmittag nach dem Hof hinaus. Er hatte Miriam geschrieben, sie wollten durch die Felder nach Hucknall wandern. Seine Mutter war sehr lieb zu ihm. Er sagte nichts. Aber sie sah, welche Anstrengung ihn das kostete. Der sonderbare, ruhige Gesichtsausdruck aber beruhigte sie.

«Laß nur gut sein, mein Sohn», meinte sie, «du wirst dich wohler fühlen, wenn alles aus ist.»

Paul sah seine Mutter überrascht und ärgerlich an. Er wollte kein Mitleid.

Miriam traf ihn am Ende des Pfades. Sie trug ein neues Kleid aus bedrucktem Musselin mit kurzen Ärmeln. Diese kurzen Ärmel und Miriams braunhäutige Arme, diese bemitleidenswerten, ergebenen Arme, verursachten ihm solche Qual, daß sie dazu beitrugen, ihn grausam zu machen. Seinetwegen hatte sie sich so fein und frisch gemacht. Nur für ihn schien sie zu blühen. Jedesmal, wenn er sie, die jetzt eine reife junge Frau war und in ihrem neuen Kleid so schön aussah, anblickte, tat das so weh, daß ihm fast das Herz unter dem Zwang, den er ihm auferlegte, zersprang. Aber er war fest entschlossen, unwiderruflich.

Auf den Hügeln setzten sie sich, und er lag da mit dem Kopf in ihrem Schoß, während sie mit seinem Haar spielte. Sie wußte, daß ‹er nicht da war›, wie sie es nannte. Oft, wenn sie mit ihm zusammen war, suchte sie ihn und konnte ihn nicht finden. Aber an diesem Nachmittag war sie nicht vorbereitet.

Es war ungefähr fünf Uhr, als er es ihr sagte. Sie saßen am Ufer eines Flusses, wo der Rasen über ein hohles, gelberdiges Ufer überhing; er schlug dauernd mit einem Stocke, wie er es tat, wenn er unruhig oder grausam war.

«Ich habe es mir überlegt», sagte er, «wir sollten Schluß machen.»

«Warum?» rief sie überrascht.

«Weil es keinen Zweck mehr hat.»

«Warum denn nicht?»

«Ich will nicht heiraten. Ich will überhaupt nicht heiraten. Und wenn wir doch nicht heiraten, hat es keinen Zweck mehr.»

«Aber warum sprichst du jetzt so?»

«Weil ich es mir überlegt habe.»

«Und diese letzten Monate, und alles, was du mir sagtest?»

«Ich kann nichts daran ändern; ich will nicht mehr.»

«Du willst mich nicht mehr?»

«Wir müssen Schluß machen — du sollst von mir, ich will von dir frei sein.»

«Und diese letzten Monate?»

«Ich weiß es nicht. Ich habe dir immer nur gesagt, was ich für wahr hielt.»

«Warum bist du denn auf einmal so ganz anders?»

«Das bin ich nicht —ich bin genau wie früher — nur weiß ich jetzt, daß wir Schluß machen müssen.»

«Aber weshalb, hast du mir noch nicht gesagt.»

«Weil ich Schluß machen will, weil ich nicht heiraten will.»

«Wie oft hast du mir angeboten, mich zu heiraten, als ich nicht wollte?»

«Ich weiß; aber ich will, daß jetzt alles aufhört.»

Sie schwiegen kurze Zeit, während er böse in die Erde stach. Nachdenklich senkte sie den Kopf. Er war ein unvernünftiges Kind. Er war wie ein Kind, das sich satt getrunken hat und den Becher wegwirft und zerschmeißt. Sie sah ihn an, fühlte, daß sie ihn halten, etwas Beständigkeit aus ihm herauswringen konnte. Aber sie war so hilflos. Dann rief sie: «Ich habe dir gesagt, du wärest wie ein Vierzehnjähriger, du bist wie ein Vierjähriger.»

Immer noch stach er böse in die Erde. Er hörte zu.

«Du bist ein vierjähriges Kind», wiederholte sie böse.

Er antwortete nicht, sagte sich: ‹Dann schön, wenn ich ein vierjähriges Kind bin, was willst du denn mit mir? Ich brauche keine zweite Mutter.› Aber er sagte nichts, und wieder herrschte Schweigen.

«Und hast du zu Hause was gesagt?» fragte sie.

«Ich habe es meiner Mutter erzählt.»

Wieder folgte langes Schweigen.

«Was willst du also?» fragte sie.

«Ich will, daß wir uns trennen. Wir haben alle diese Jahre voneinander gelebt; jetzt wollen wir aufhören. Ich will meinen eigenen Weg ohne dich gehen; und du sollst deinen ohne mich gehen. Du wirst dann ein eigenes, unabhängiges Leben führen.» In dem, was er sagte, lag etwas Wahres, das mußte sie trotz ihrer Bitterkeit zugeben. Sie wußte, daß sie sich ihm gegenüber hörig fühlte, und das haßte sie, weil sie keine Macht darüber hatte. Sie hatte ihre Liebe zu ihm von dem Augenblick an gehaßt, in dem sie zu stark für sie wurde. Und im tiefsten Innern haßte sie ihn, weil sie ihn liebte und er sie beherrschte. Gegen diese Beherrschung hatte sie sich gewehrt. Sie hatte immer danach gestrebt, im letzten von ihm frei zu bleiben. Und sie war frei von ihm, mehr sogar als er von ihr.

«Immer werden wir mehr oder weniger einer des andern Werk sein», fuhr er fort. «Du hast viel für mich getan und ich für dich. Jetzt wollen wir anfangen, für uns zu leben.»

«Was hast du vor?» fragte sie.

«Nichts — nur frei will ich sein», antwortete er.

Sie aber wußte in ihrem Herzen, daß Claras Einfluß über ihm war, ihn frei haben wollte. Aber sie schwieg davon.

«Und was soll ich meiner Mutter sagen?» fragte sie.

«Ich habe meiner Mutter klipp und klar gesagt, daß ich Schluß machen wollte», entgegnete er.

«Ich werde zu Hause nichts sagen.»

Er runzelte die Stirn: «Wie du willst.»

Er wußte, daß er sie in eine peinliche Lage gebracht hatte und sie nun in der Patsche sitzen ließ. Das wurmte ihn.

«Sage ihnen, du wolltest nicht mehr, hättest keine Lust, mich zu heiraten, hättest Schluß gemacht», meinte er.

«Wahr ist es schon.»

Nachdenklich biß sie an ihrem Finger. Sie überdachte alles noch einmal. Sie hatte gewußt, daß es so enden würde; das hatte sie schon immer vorausgesehen. Es paßte so ganz zu dem, was sie voll Bitterkeit erwartet hatte.

«Immer — ist es so gewesen!» rief sie. «Immer war es ein langer Kampf zwischen uns — immer wolltest du los von mir.»

Unerwartet, wie ein Blitz, brachen diese Worte aus ihr.

Dem Mann stand das Herz still. So also sah sie es? «Aber wir hatten doch ein paar schöne Stunden, manchmal war es doch unendlich schön, wenn wir zusammen waren», flehte er.

«Nein», rief sie, «nie, immer wolltest du weg von mir.»

«Nicht immer — zuerst nicht», flehte er wieder.

«Immer, von Anfang an — immer war es so.»

Sie schwieg. Aber sie hatte auch genug gesagt. Entgeistert saß er da. Gern hätte er gesagt: Es war schön, aber nun ist es zu Ende. Und sie — sie, an deren Liebe er geglaubt hatte, wenn er sich selbst verachtete, leugnete, daß ihre Liebe je Liebe war. Immer hatte er von ihr weg gewollt. Dann war alles ja ungeheuerlich gewesen. Dann hatte in Wirklichkeit nie etwas zwischen ihnen bestanden. Immer hatte er etwas gesehen, was nie da war. Und sie hatte das gewußt. Sie hatte so viel gewußt — und ihm so wenig gesagt. Sie hatte es die ganze Zeit über gewußt. Die ganze Zeit über hatte sie das in ihrem Innern gedacht.

In bitterm Schweigen saß er da. Schließlich erschien ihm die ganze Sache einfach gemein. Sie hatte mit ihm gespielt, nicht er mit ihr. Daß sie alles verwarf, hatte sie vor ihm verborgen, hatte ihm geschmeichelt und ihn verachtet. Sie verachtete ihn jetzt. Da wurde er ganz und gar Verstand und grausam.

«Du solltest einen Mann heiraten, der dich anbetet», sagte er, «mit dem könntest du dann machen, was du willst. Viele Männer werden dich anbeten, mußt sie nur richtig zu nehmen wissen. So einen solltest du heiraten. Die würden immer bei dir bleiben.»

«Danke», sagte sie. «Ich habe von deinen Ratschlägen, wen ich heiraten soll, genug. Einmal hast du mir ja geraten.»

«Schon gut», sagte er, «ich sage nichts mehr.»

Er saß ganz ruhig da und hatte ein Gefühl, als hätte er einen Schlag erhalten, anstatt ihn zu versetzen. Die acht Jahre ihrer Freundschaft und Liebe, diese acht Jahre seines Lebens, waren ausgelöscht.

«Wann bist du zu diesem Entschluß gekommen?» fragte sie.

«Endgültig am Donnerstagabend.»

«Ich wußte, daß alles so käme», sagte sie.

Das erfüllte ihn mit bitterer Freude. ‹Na, schön. Wenn sie das wußte, überraschte es sie wenigstens nicht›, dachte er.

«Hast du Clara etwas erzählt?» fragte sie.

«Nein; aber das will ich jetzt.»

Wieder herrschte Schweigen.

«Weißt du noch, was du vor einem Jahre im Hause meiner Großmutter sagtest – selbst noch vergangenen Monat sagtest?»

«Ja», sagte er. «Das weiß ich. Und damals glaubte ich es. Ich kann nichts dazu, daß alles nun anders kommt.»

«Anders ist es gekommen, weil du was anderes willst.»

«Es wäre ja doch so gekommen. Nie hast du an mich geglaubt.» Sie lachte seltsam.

Schweigend saß er da. Ihn erfüllte ganz das Gefühl, daß sie ihn getäuscht hatte. Sie hatte ihn verachtet, als er glaubte, sie betete ihn an. Sie hatte ihn Falsches sagen lassen, hatte ihm nicht widersprochen. Sie hatte ihn allein kämpfen lassen. Aber er konnte es nicht verwinden, daß sie ihn verachtet hatte, während er glaubte, sie betete ihn an. Sie hätte es ihm sagen müssen, wenn etwas an ihm ihr nicht paßte. Sie hatte nicht ehrlich gehandelt. Er haßte sie. All die Jahre hindurch hatte sie ihn behandelt, als wäre er ein Held, und ihn im geheimen für ein Kind, ein törichtes Kind gehalten. Aber warum hatte sie das törichte Kind in seiner Torheit gelassen? Hart wurde sein Herz gegen sie. Voll Bitterkeit saß sie da. Sie hatte alles gewußt, oh, nur zu gut hatte sie alles gewußt. All die Zeit, die er fern von ihr war, hatte sie gleichsam die Summe aus ihm gezogen, hatte seine Kleinheit, seine Gemeinheit und seine Narrheit erkannt. Sie hatte sogar ihre Seele gegen ihn geschützt. So war sie jetzt nicht überrascht, nicht zu Boden geworfen, nicht einmal besonders verletzt. Sie hatte es gewußt. Aber warum hatte er nur, während er hier saß, noch diese seltsame Herrschaft über sie? Sogar seine Bewegungen fesselten sie, als würde sie durch ihn hypnotisiert. Doch er war verächtlich, falsch, unbeständig und gemein. Warum war sie ihm hörig? Warum erregte sie die Bewegung seines Armes stärker als alles andere auf der Welt? Warum war sie an ihn gefesselt? Warum mußte sie jetzt noch, wenn er sie ansah und ihr befahl, gehorchen? Sie würde seinen geringsten Befehlen gehorchen. Aber hatte sie gehorcht, dann hatte sie ihn in ihrer Gewalt, das wußte sie, konnte ihn dann führen, wohin sie wollte. Ihrer selbst war sie sicher. Nur dieser neue Einfluß! Ach, er war kein Mann! Er war

ein kleines Kind, das ein neues Spielzeug haben will. Alle Anhänglichkeit seiner Seele würde ihn nicht halten. Dann mußte er eben gehen. Aber er würde schon wiederkommen, wenn er des Neuen überdrüssig war.

Er stach in die Erde, bis sie es nicht mehr ertragen konnte. Sie stand auf. Er blieb sitzen, warf Erdklumpen in den Fluß.

«Wollen wir hier irgendwo Tee trinken?» fragte er.

«Ja», antwortete sie.

Während des Tees plauderten sie über gleichgültige Dinge. Er sprach über die Liebe zum Schmuck – das Wohnzimmer des Hauses veranlaßte ihn hierzu – und ihre Verbindung mit der Ästhetik. Sie war kühl und ruhig. Als sie nach Hause gingen, fragte sie: «Und wir sehen uns nicht wieder?»

«Nein – oder nur selten», antwortete er.

«Schreiben uns auch nicht?» fragte sie fast spöttisch.

«Wie du willst», antwortete er. «Wir sind uns nicht fremd, werden das nie sein, auch was kommen mag. Ich werde dir dann und wann schreiben. Du kannst es halten, wie du willst.»

«Ich verstehe schon», antwortete sie schneidend.

Aber er befand sich in dem Zustande, in dem nichts mehr verletzt. Er hatte einen tiefen Einschnitt in sein Leben gemacht. Er war erschüttert gewesen, als sie ihm sagte, ihre Liebe wäre immer nur ein Kampf gewesen. Alles andere war jetzt belanglos. Wenn sie schon nie viel gewesen war, wozu sich dann jetzt groß aufregen, daß sie zu Ende war. Am Ende des Pfades verließ er sie. Als sie einsam in ihrem neuen Kleide nach Hause ging, am anderen Ende des Weges ihren Angehörigen gegenübertreten mußte, blieb er beschämt und gequält auf der Straße stehen und dachte an das Leid, das er ihr antat.

Um seine Selbstachtung zu heben, ging er in den Willow Tree, wollte ein Glas trinken. Hier saßen vier Mädchen, die einen Ausflug gemacht hatten und ein bescheidenes Glas Portwein tranken. Auf dem Tisch lagen einige Schokoladenbonbons. Paul saß mit seinem Whisky in ihrer Nähe. Er sah, wie die Mädchen flüsterten und sich heimlich anstießen. Jetzt beugte sich ein hübsches, dunkles Mädchen zu ihm hin und fragte: «Wollen Sie ein Bonbon?»

Die andern lachten laut über ihre Frechheit.

«Gern», sagte Paul. «Geben Sie mir aber ein hartes mit Nuß! Weiche mag ich nicht.»

«Hier», sagte das Mädchen. «Hier ist eins mit Mandeln für Sie.»

Sie hielt das Bonbon zwischen den Fingern hin. Er öffnete den Mund. Sie steckte es ihm hinein und wurde rot.

«Sie sind nett!» sagte er.

«Wir dachten», antwortete sie, «Sie sähen so ärgerlich aus, und die andern meinten, ich hätte Angst, Ihnen ein Bonbon anzubieten.»

«Ich nehme auch noch was – was anderes», sagte er.

Und jetzt lachten sie alle zusammen.

Es war neun Uhr, als er nach Hause kam, es dunkelte schon. Er trat in das schweigende Haus. Seine Mutter, die gewartet hatte, stand ängstlich auf.

«Ich habe es ihr gesagt», sagte er.

«Das freut mich», erwiderte die Mutter erlöst.

Müde hängte er die Mütze auf. «Ich sagte ihr, wir wären miteinander fertig.»

«Das ist gut, mein Sohn», sagte die Mutter. «Es ist jetzt hart für sie, aber auf die Dauer doch das beste. Ich weiß es. Du paßtest nicht zu ihr.»

Er lachte unsicher, als er sich setzte. «Ich habe mit ein paar Mädchen im Wirtshaus viel Spaß gehabt.»

Seine Mutter sah ihn an. Er hatte Miriam jetzt vergessen. Er erzählte ihr von den Mädchen im Willow Tree. Frau Morel sah ihn an. Seine Fröhlichkeit schien so unwirklich. Hinter ihr lag zuviel Entsetzen und Not.

«Nun iß mal erst etwas», sagte sie sehr freundlich.

Später sagte er nachdenklich: «Sie hat nie daran gedacht, daß sie mich bekommen würde, Mutter, von vornherein nicht, und deshalb ist sie auch nicht enttäuscht.»

«Ich fürchte», entgegnete die Mutter, «daß sie die Hoffnung auf dich auch jetzt noch nicht aufgegeben hat.»

«Nein», sagte er. «Vielleicht nicht.»

«Du wirst schon erkennen, daß es besser war, mit dieser Geschichte Schluß zu machen», antwortete sie.

«Ich weiß es nicht», sagte er verzweifelt.

«Laß sie doch», erwiderte die Mutter.

So verließ er sie, und sie war allein.

Sehr wenig Menschen kümmerten sich um sie und sie sich um sehr wenig Menschen. Sie blieb mit sich allein, wartete.

12

Leidenschaft

Allmählich brachte er es soweit, daß er durch seine Kunst allerlei verdiente. Liberty hatte mehrere seiner auf Stoff gemalten Entwürfe angenommen, und es gelang ihm, an einer oder zwei Stellen Entwürfe für Stickereien, Altardecken und ähnliche Dinge zu verkaufen. Was er auf diese Weise verdiente, war noch nicht sehr viel, aber es konnte leicht mehr werden. Er hatte auch mit dem Zeichner einer Fayence-

Fabrik Freundschaft geschlossen und lernte so etwas von der Kunst seines neuen Bekannten kennen. Die angewandten Künste interessierten ihn sehr. Gleichzeitig arbeitete er langsam an seinen Bildern weiter. Gern malte er große Gestalten voller Licht, aber sie bestanden nicht, wie die der Impressionisten, nur aus Licht und Schatten; es waren vielmehr ganz klare Gestalten, die in sich leuchteten wie gewisse Gestalten des Michelangelo. Und die stellte er in einem ihm wahr dünkenden Verhältnis in die Landschaft hinein. Er arbeitete sehr viel aus dem Gedächtnis, jeder, den er kannte, war ihm Modell. Er glaubte unbedingt an das, was er schuf, glaubte, es sei gut und wertvoll. Wenn ihn auch manchmal Niedergeschlagenheit befiel und er sich dann ängstlich in sich zurückzog, glaubte er doch an sein Werk. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als er seiner Mutter zum ersten Mal voller Vertrauen sagte: «Mutter, ich werde mal ein Maler, auf den alle achten werden.»

Sie rümpfte in ihrer seltsamen Weise die Nase. Es war wie ein halbfrohes Achselzucken. «Ja, mein Junge, das müssen wir mal abwarten», sagte sie.

«Sollst es schon erleben, mein Täubchen, sollst man sehen, wie stolz du eines Tages wirst.»

«Ich bin schon so zufrieden, mein Junge», lächelte sie.

«Aber du sollst anders werden. Wie verhältst du dich zum Beispiel der Minnie gegenüber!» Minnie war das kleine Dienstmädchen, ein vierzehnjähriges Kind.

«Wieso?» fragte Frau Morel würdevoll.

«Ich habe sie heute morgen sagen hören: ‹Frau Morel, das wollte ich doch tun›, als du bei dem Regen hinausgingst, um Kohlen zu holen. Das sieht wirklich nicht so aus, als könntest du ein Dienstmädchen richtig behandeln.»

«Das tat ich doch nur, weil das Kind so lieb ist», erklärte Frau Morel.

«Und du entschuldigst dich noch bei ihr: ‹Zweierlei auf einmal kannst du nicht tun, oder etwa doch?›»

«Sie war doch gerade beim Aufwaschen», erwiderte Frau Morel.

«Und was sagte sie? ‹Das war doch nicht so eilig. Nun sehen Sie mal, wie naß Ihre Füße sind.›»

«Ja – frech ist die Jugend heute», sagte Frau Morel lächelnd.

Lachend sah er die Mutter an. Ihre Liebe zu ihm durchströmte sie wieder, machte sie wieder ganz warm und rosig. Es sah aus, als läge einen Augenblick aller Sonnenschein über ihr. Froh arbeitete er weiter. Wenn sie glücklich war, schien es ihr gut zu gehen, daß er ihr graues Haar vergaß.

In diesem Jahr fuhr sie mit ihm zur Erholung nach der Insel Wight. Das war für beide so aufregend und herrlich! Frau Morel war voller Freude und Staunen. Aber er wollte mit ihr größere Ausflüge machen,

als sie konnte. Sie hatte einen schlimmen Ohnmachtsanfall. Ihr Gesicht wurde grau und der Mund ganz blau. Er litt Todesqual. Er hatte ein Gefühl, als stieße ihm jemand ein Messer in die Brust. Dann erholte sie sich und vergaß den Vorfall. Aber die Angst verließ ihn nicht, war wie eine Wunde, die sich nicht schloß.

Nachdem er Miriam verlassen hatte, wandte er sich Clara zu. An dem Montag, der auf den Bruch folgte, ging er in den Arbeitsraum. Sie sah zu ihm auf, lächelte. Ohne daß sie es eigentlich merkten, waren sie sehr vertraut miteinander geworden. Sie sah, daß neue Helle ihn umgab.

«Na, Königin von Saba!» sagte er lachend.

«Wieso?» fragte sie.

«Paßt schon für Sie. Sie haben ja einen neuen Rock an.»

Sie errötete, fragte: «Und weiter?»

«Steht Ihnen gräßlich. Ich will Ihnen mal ein Kleid entwerfen.»

«Und wie soll es werden?»

Er stand vor ihr, und während er es ihr erklärte, funkelten seine Augen. Er ließ ihre Augen nicht los. Dann faßte er sie plötzlich an. Sie fuhr halb zurück. Er spannte den Stoff ihrer Bluse, glättete ihn über ihrer Brust. «Mehr so!» erklärte er.

Aber sie glühten beide in heißem Erröten, und er lief gleich darauf davon. Er hatte sie berührt. Und dieses Gefühl durchbebte seinen ganzen Körper.

Schon bestand zwischen ihnen etwas wie geheimes Einvernehmen. Am nächsten Abend ging er mit ihr für die kurze Zeit bis zur Abfahrt des Zuges in ein Kino. Während sie hier saßen, sah er ihre Hand dicht neben sich liegen. Einige Augenblicke wägte er nicht, sie zu berühren. Die Bilder tanzten und flimmerten. Dann nahm er ihre Hand in die seine. Sie war groß und stark; sie fühlte seinen Griff. Er hielt sie fest. Sie bewegte sich nicht, gab keinerlei Zeichen. Als sie das Kino verließen, war es allerhöchste Zeit, der Zug fuhr gleich ab. Er zögerte.

«Gute Nacht», sagte er. Dann jagte er durch die Straße.

Am nächsten Tage kam er wieder, sprach wieder mit ihr. Sie behandelte ihn etwas von oben herab.

«Wollen wir Montag spazierengehen?» fragte er.

Sie wandte das Gesicht ab. «Werden Sie es auch Miriam erzählen?» erwiderte sie spöttisch.

«Ich habe mit ihr Schluß gemacht», sagte er.

«Wann?»

«Vergangenen Sonntag.»

«Haben Sie sich gezankt?»

«Nein! Ich war fest entschlossen. Ich habe ihr ganz unzweideutig gesagt, daß ich mich für frei hielte.»

Clara antwortete nicht, und er ging wieder an seine Arbeit. Sie war so ruhig und stolz.

Am Samstagabend bat er sie, mit ihm in einer Gaststätte Kaffee zu trinken, wo sie sich nach der Arbeit treffen wollten. Sie kam, sah sehr zurückhaltend und kühl aus. Bis zur Abfahrt des Zuges hatte er noch drei Viertelstunden.

«Wir wollen noch ein bißchen gehen», meinte er.

Sie war damit einverstanden, und sie schlenderten am Schloß vorüber in den Park. Er hatte Angst vor ihr. Mürrisch ging sie neben ihm her, und ihr Gang war ärgerlich, zögernd, verstimmt. Er wagte es nicht, ihre Hand zu fassen.

«Welchen Weg wollen wir gehen?» fragte er, während sie durch die Dunkelheit gingen.

«Ist mir ganz gleichgültig.»

«Dann gehen wir die Treppe hinauf.»

Plötzlich machte er kehrt.

Sie waren schon an der Treppe vorbei. Sie blieb stehen, ärgerte sich, daß er sie so plötzlich verließ. Er sah jetzt nach ihr. Sie stand etwas von ihm entfernt. Er nahm sie plötzlich in die Arme, preßte sie einen Augenblick an sich und küßte sie. Dann ließ er sie los. «Komm!» sagte er reumütig.

Sie folgte ihm. Er nahm ihre Hand, küßte die Fingerspitzen. Schweigend schritten sie dahin. Als sie wieder ins Licht kamen, ließ er ihre Hand los. Bis an den Bahnhof sprachen sie kein Wort. Dann sahen sie einander in die Augen.

«Gute Nacht!» sagte sie.

Er ging auf den Bahnsteig. Sein Körper handelte ganz mechanisch. Leute redeten ihn an. Er hörte seine Antworten wie ein schwaches Echo. Er war wie im Fieber. Er hatte ein Gefühl, als müsse er wahnsinnig werden, wenn es nicht sofort Montag würde. Montag würde er sie wiedersehen. Sein ganzes Wesen war mit dieser nahen Zukunft verbunden. Aber der Sonntag lag dazwischen. Das konnte er nicht aushalten. Erst am Montag konnte er sie wiedersehen. Und der Sonntag lag dazwischen — viele qualvolle Stunden. Am liebsten wäre er mit dem Kopf gegen die Wagentür gerannt. Aber er rührte sich nicht. Auf dem Nachhauseweg trank er ein Glas Whisky, aber dadurch wurde es nur schlimmer. Die Mutter durfte er nicht aufregen, das war die Hauptsache. Er ließ sich nichts merken und ging schnell zu Bett. Angekleidet blieb er auf dem Bett sitzen, stützte das Kinn in die Hände und starrte aus dem Fenster auf den fernen Hügel mit den wenigen Lichtern. Er dachte nicht, er schlief nicht, saß nur ganz still, starrte hinaus. Und als er schließlich so ruhig geworden war, daß er wieder zu sich kam, stellte er fest, daß seine Uhr um halb drei stehengeblieben war. Es war nach drei. Er war erschöpft; aber immer noch lebte

in ihm der quälende Gedanke, daß es erst Sonntagmorgen war. Er ging nun zu Bett, schlief. Dann fuhr er den ganzen Tag Rad, bis er nicht mehr konnte. Und er wußte kaum, wo er gewesen war. Aber der kommende Tag war Montag. Er schlief bis vier Uhr. Dann lag er wach im Bett, dachte nach. Er kam sich selbst wieder näher — irgendwo vor sich konnte er sich, sein wirkliches Ich sehen. Sie würde mit ihm am Nachmittag spazierengehen. Nachmittag! Ganze Jahre schienen ihn von diesem Augenblick zu trennen.

Langsam krochen die Stunden dahin. Der Vater stand auf; er hörte, wie er herumwirtschaftete. Dann ging der Bergmann nach der Grube, seine schweren Stiefel schlurrten durch den Hof. Hähne krähten noch. Über die Straße fuhr ein Wagen. Die Mutter stand auf. Sie schürte das Feuer. Jetzt rief sie ihn leise. Er antwortete verschlafen. Dieses Sichverbergen tat so gut.

Er ging zum Bahnhof — noch eine Meile. Der Zug war in der Nähe von Nottingham. Ob er wohl vor dem Tunnel hielt? Aber das war ja ganz einerlei. Vor Mittag würde er sein Ziel schon erreichen. Jetzt war er bei Jordan. In einer halben Stunde kam sie. Auf jeden Fall würde sie in seiner Nähe sein. Er hatte die Briefe erledigt. Jetzt mußte sie da sein. Vielleicht war sie nicht gekommen. Er eilte hinunter. Ah! Er erblickte sie durch die Glastür. Als er ihre Schultern sah, die sich leicht über die Arbeit beugten, meinte er, er könne nicht weiter; er konnte es nicht mehr aushalten. Er ging hinein. Er war blaß, nervös, verlegen und ganz zurückhaltend. Würde sie ihn mißverstehen? Dieses Sichverbergen war für ihn doch nicht das Richtige.

«Und heute nachmittag», stieß er hervor, «kommen Sie doch mit?»

«Ich denke», antwortete sie leise.

Er stand vor ihr, konnte kein Wort sagen. Sie wandte das Gesicht ab. Wieder hatte er ein Gefühl, als schwänden ihm die Sinne. Er biß die Zähne zusammen und ging hinauf. Bis jetzt hatte er alles sorgfältig erledigt und würde das auch fernerhin tun. Den ganzen Morgen über schien ihm alles so fern wie einem Menschen, der unter der Einwirkung des Chloroforms steht. Er hatte ein Gefühl, als wäre er durch irgend etwas behindert, das ihn nicht losließ aus seinem festen Griff. In der Ferne sah er sein anderes Ich, das verrichtete allerlei Arbeit, machte Eintragungen in das Kommissionsbuch, und dieses ferne Ich beobachtete er genau, damit es nur keinen Fehler machte. Aber die beengende Qual durfte nicht mehr lange dauern. Er arbeitete, ohne aufzublicken. Aber es war erst zwölf Uhr. Als wäre er mit den Kleidern an den Tisch genagelt, stand er da, arbeitete, kämpfte mit seinem Innern um jede Bewegung. Es war ein Viertel vor eins, jetzt konnte er aufräumen. Dann lief er hinunter.

«Um zwei Uhr treffen wir uns am Brunnen», sagte er.

«Ich kann erst um halb drei da sein.»

«Ja», sagte er.

Sie sah seine dunklen, irren Augen.

Und er mußte sich zufrieden geben. Er aß irgendwo zu Mittag. Immer noch war er wie betäubt, und jede Minute wurde ihm zur Ewigkeit. Er lief durch die Straßen, viele Meilen. Dann dachte er, er käme zu spät am Treffpunkt an. Fünf Minuten nach zwei war er am Brunnen. Unendlich quälend war die nächste Viertelstunde. Es war die Qual, das lebendige Selbst mit dem Sichverbergen zu verbinden. Dann sah er sie.

Sie kam! Und er war da!

«Sie kommen spät», sagte er.

«Nur fünf Minuten», antwortete sie.

«Ich hätte Ihnen das nie angetan», lachte er.

Sie trug ein dunkelblaues Kostüm. Er betrachtete ihre herrliche Gestalt.

«Sie müssen ein paar Blumen haben», sagte er und ging zu dem nächsten Blumenhändler.

Schweigend folgte sie ihm. Er kaufte für sie einen Strauß scharlachroter, backsteinroter Nelken. Errötend steckte sie sie an.

«Eine herrliche Farbe», sagte er.

«Ich hätte lieber etwas weniger Auffallendes», entgegnete sie.

Er lachte. «Wie ein Zinnoberfleck gehen Sie jetzt durch die Straßen», sagte er.

Sie senkte den Kopf, hatte Angst vor den Menschen, denen sie begegnete. Während sie weitergingen, sah er sie von der Seite an. Auf ihrem Gesicht, in der Nähe des Ohres, war ein wundervoller, dichter Flaum, den er so gern berührt hätte. Und eine gewisse Schwere, die Schwere einer ganz vollen Ähre, die leicht im Winde schwankt, lag um sie, machte ihn schwindelig. Er hatte ein Gefühl, als taumele er schwindelig durch die Straße, als drehe sich alles. Als sie in der Straßenbahn saßen, lehnte sie ihre schwere Schulter gegen ihn, und er ergriff ihre Hand. Er fühlte, wie er aus der Betäubung erwachte, wie er anfing zu atmen. Ihr Ohr, das halb verborgen in ihrem blonden Haar lag, war ihm ganz nahe. Die Versuchung, es zu küssen, war fast zu groß. Aber oben auf dem Wagen saßen noch andere Leute. Doch er würde es noch küssen. Schließlich war er nicht er selbst, war nur noch, was ihr gehörte, wie der Sonnenschein, der auf sie fiel.

Schnell sah er weg. Es hatte geregnet. Der schroffe Schloßfelsen war vom Regen gestreift, wie er sich da über der Stadt erhob. Sie durchfuhren den weiten, schwarzen Raum der Midland-Bahn und dann an den weißen Viehhürden vorbei. Dann fuhren sie die schmutzige Wilford Road hinunter.

Sie schwang leicht mit der Bewegung des Wagens, und da sie sich gegen ihn lehnte, schwang sie gegen ihn. Er war ein starker, schlanker

Mann mit unerschöpflicher Energie. Sein Gesicht war grob, er hatte grobe Züge wie ein Arbeiter, aber die Augen unter den tiefen Brauen waren so voller Leben, daß sie sie fesselten. Sie schienen zu tanzen und waren doch so ruhig, bebten vor leicht verhaltenem Lachen. Auch sein Mund sah aus, als wolle er sieghaft auslachen, und tat es doch nicht. Alles war bei ihm in der Schwebe. Ärgerlich biß sie an ihren Lippen. Fest hielt seine Hand die ihre.

Am Drehkreuz bezahlten sie ihre beiden Halfpennies und gingen dann über die Brücke. Der Trent hatte Hochwasser. Schweigend und heimtückisch wälzte er seine weiche Masse unter der Brücke her. Es hatte viel geregnet. In den Sümpfen am Fluß schimmerten seichte Lachen, die das Hochwasser hier zurückgelassen hatte. Der Himmel war grau, funkelte hier und da silbern. Auf dem Wilforder Kirchhof waren die Dahlien vom Regen verdorben — nasse schwarzrote Kugeln. Kein Mensch war auf dem Weg, der an der grünen Flußwiese unter den Ulmenkolonnaden hinführte. Ganz feiner Dunst lag über dem silberdunklen Wasser, dem grünen Wiesenufer und den golden flimmernden Ulmen. Ganz still und schnell glitt der Fluß vorbei, sich in sich selbst verflechtend wie ein feines, verwickeltes Wesen. Mürrisch ging Clara neben ihm her. Endlich fragte sie in ziemlich schroffem Ton: «Warum haben Sie Miriam verlassen?»

Er runzelte die Brauen. «Weil ich sie verlassen wollte», sagte er.

«Warum?»

«Weil ich mit ihr nicht weiter verkehren wollte. Und weil ich sie nicht heiraten wollte.»

Einen Augenblick schwieg sie. Langsam gingen sie über den schlammigen Pfad. Von den Ulmen tropfte das Wasser.

«Wollten Sie Miriam nicht heiraten, oder wollen Sie überhaupt nicht heiraten?» fragte sie.

«Beides —» antwortete er — «beides.»

Wegen der Wasserlachen war es nicht leicht, den Zauntritt zu erreichen.

«Und was sagte sie?» fragte Clara.

«Miriam? Sie sagte, ich wäre ein vierjähriges Kind und hätte immer von ihr weg gewollt.»

Hierüber dachte Clara kurze Zeit nach.

«Aber eine Zeitlang sind Sie doch mit ihr gegangen?»

«Ja.»

«Und jetzt wollen Sie nichts mehr mit ihr zu tun haben?»

«Nein. Ich weiß, daß es zwecklos ist.»

Wieder versank sie in Nachdenken.

«Glauben Sie nicht auch, daß Sie sie ziemlich schlecht behandelt haben?»

«Ja. Ich hätte schon vor Jahren aufhören sollen. Aber es wäre sinn-

los gewesen, die Sache weiter fortzusetzen. Zwei Irrtümer ergeben nicht eine Wahrheit.»

«Wie alt sind Sie?» fragte Clara.

«Fünfundzwanzig.»

«Und ich bin dreißig», sagte sie.

«Das weiß ich.»

«Ich werde bald einunddreißig — oder bin ich es schon?»

«Das weiß ich nicht, und das kümmert mich auch nicht. Was liegt daran?»

Sie waren am Eingang des Hains. Der nasse, rote, feuchte Weg mit den abgefallenen Blättern führte zwischen den Wiesen das steile Ufer hinauf. Auf beiden Seiten standen die Ulmen wie Säulen in einem großen Kirchenschiff, wölbten sich oben und bildeten in der Höhe ein Dach, aus dem die welken Blätter herabfielen. Alles war leer und still und naß. Sie stand oben auf dem Zauntritt, und er hielt ihre beiden Hände. Lachend sah sie ihm in die Augen. Dann sprang sie. Ihre Brust berührte die seine, er hielt sie und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Sie gingen den schlüpfrigen, steilen, roten Pfad hinauf. Sie ließ jetzt seine Hand los und legte sie sich um die Hüfte.

«Sie drücken mir die Ader am Arm ab, wenn Sie ihn so fest halten», sagte sie.

Sie gingen weiter. Seine Fingerspitzen fühlten das Auf und Ab ihrer Brust. Alles war so still und verlassen. Links sahen sie durch die Lücken zwischen den Stämmen der Ulmen und ihren Zweigen das rote, nasse Ackerland. Rechts erblickten sie in der Tiefe die Gipfel der Ulmen, hörten dann und wann das Gurgeln des Flusses. Manchmal leuchtete tief unten der volle, sanft dahingleitende Trent auf, und sie sahen die Flußwiese mit den Farbflecken kleinen Viehes.

«Es ist kaum anders geworden, seit die kleine Kirke White hierherzukommen pflegte», meinte er.

Aber er beobachtete ihren Hals unter dem Ohr, wo das Rot in Honigweiß überging, und ihren Mund, dessen Lippen mürrisch aufgeworfen waren. Als sie neben ihm ging, drängte sie sich an ihn, und sein Körper war wie eine straffe Saite.

Halbwegs der großen Ulmenkolonnade, da, wo sich der Hain am höchsten über den Fluß erhob, zögerten sie taumelnd, weiterzugehen. Er führte sie auf den Rasen, unter die Bäume am Rande des Pfades. Die rote Klippe fiel hier durch die Bäume und Büsche steil ab bis an den schimmernden, dunklen Fluß, den man durch die Blätter der Bäume sah. Die tief unten liegenden Rieselwiesen waren sehr grün. Sie standen aneinandergelehnt da, still, voller Angst, ihre Körper berührten sich. Aus dem Fluß scholl schnelles Gurgeln zu ihnen hinauf.

«Warum haßten Sie Baxter Dawes?» fragte er endlich.

Mit einer großartigen Bewegung wandte sie sich ihm zu. Ihren Mund

bot sie ihm und auch ihren Hals; ihre Augen waren halb geschlossen; ihre Brust neigte sich ihm gleichsam verlangend zu. Er lachte kurz auf, schloß die Augen und begegnete ihr in einem langen Kuß. Ihr Mund und seiner verschmolzen; ihre beiden Körper waren eins, standen in Flammen. Es dauerte einige Minuten, ehe sie sich trennten. Sie standen neben dem öffentlichen Weg.

«Wollen wir mal runter an den Fluß gehen?» fragte er.

Sie sah ihn an, überließ sich ihm ganz. Er ging über den Rand des Abhanges und begann hinabzuklettern.

«Es ist schlüpfrig», sagte er.

«Schadet nichts», erwiderte sie.

Der rote Lehm fiel fast senkrecht ab. Er rutschte, ging von einem Grasbüschel zum andern, hielt sich an den Büschen fest, suchte am Fuße eines Baumes eine kleine, ebene Stelle zu erreichen. Da wartete er auf sie, lachte aufgeregt. Rote Erde klebte an ihren Schuhen. Es war schwer für sie. Er runzelte die Brauen. Endlich faßte er ihre Hand, und nun stand sie neben ihm. Über ihnen ragte die Klippe in die Höhe und fiel unter ihnen ab. Ihr Gesicht glühte, ihre Augen blitzten. Er blickte hinab in die Tiefe unter ihnen.

«Es ist gefährlich», sagte er, «oder auf jeden Fall dreckig; wollen wir umkehren?»

«Meinetwegen nicht», sagte sie schnell.

«Gut. Ich kann dir aber nicht helfen; ich wäre dir nur hinderlich. Gib mir das kleine Paket und die Handschuhe! Deine armen Schuhe.»

Sie standen unmittelbar auf dem steilen Hang, unter den Bäumen. «Dann also weiter!» sagte er.

Er ging, rutschte, stolperte, glitt bis an den nächsten Baum, gegen den er mit einem solchen Ruck prallte, daß ihm fast der Atem verging. Vorsichtig kam sie hinterher, hielt sich an den Zweigen und dem Grase fest. So kamen sie langsam hinunter, bis an den Rand des Flusses. Hier hatte zu seinem Ärger das Hochwasser den Pfad weggefressen, und der rote Abhang fiel steil ab in den Fluß. Er bohrte die Absätze in die Erde und brachte sich so mit Gewalt zum Stehen. Der Bindfaden des Paketes riß plötzlich; das braune Paket sprang hinunter, dann in das Wasser und segelte ruhig davon.

Er hielt sich an einem Baum fest.

«Verdammt noch mal!» rief er ärgerlich. Dann lachte er.

Unter allerlei Gefahren kam sie hinunter.

«Achtung!» warnte er sie. Er lehnte mit dem Rücken gegen den Baum, wartete.

«Komm jetzt!» rief er und öffnete die Arme.

Sie ließ sich laufen. Er fing sie auf, und zusammen standen sie da, beobachteten, wie das dunkle Wasser an dem rauhen Uferrande fraß. Das Paket war nicht mehr zu sehen.

«Ist nicht schlimm», sagte sie.

Er umschlang sie fester und küßte sie. Ihre vier Füße fanden hier gerade Platz.

«So ein Reinfall!» sagte er. «Aber da ist eine Spur, ein Mann ist hier gegangen; wenn wir weitergehen, finden wir den Pfad vermutlich wieder.»

Der Fluß glitt dahin, wirbelte seine große Wassermasse. An dem andern Ufer weidete Vieh auf den öden Wiesen. Rechts ragte hoch über Paul und Clara die Klippe. Eingehüllt vom Schweigen des Wassers standen sie an den Baum gelehnt.

«Wir wollen versuchen weiterzukommen», sagte er; und sie stapften weiter durch die rote Erde, über die Spur, die die genagelten Schuhe eines Mannes hier getreten hatten. Sie waren erhitzt und rot. Schwer hingen die erdigen Schuhe an ihren Füßen. Endlich fanden sie den Weg wieder. Flußgeröll bedeckte ihn, aber es ging sich jetzt leichter. Sie säuberten die Schuhe mit Zweigen. Schwer und schnell schlug ihm das Herz.

Als sie wieder ebenen Weg unter den Füßen hatten, sah er plötzlich zwei männliche Gestalten still am Rande des Wassers stehen. Sein Herz hüpfte vor Freude. Sie fischten. Er wandte sich um, hob warnend nach Clara die Hand. Sie zögerte, knöpfte die Jacke zu. Zusammen gingen die beiden weiter.

Neugierig wandten sich die Fischer um, wollten sehen, wer in ihre Stille und Einsamkeit eindrang. Sie hatten ein Feuer angemacht, aber es war fast erloschen. Keiner sagte ein Wort. Die Männer sahen wieder auf ihre Angel, standen wie Statuen über dem grau glitzernden Fluß. Clara ging mit gesenktem, hochrotem Kopf; er lachte vor sich hin. Kurz darauf verschwanden sie hinter den Weiden.

«Jetzt müßten sie ertrinken», sagte Paul leise.

Clara antwortete nicht. Über einen schmalen Pfad am Rande des Flusses schritten sie mühsam weiter. Plötzlich hörte er auf. Vor ihnen war das Ufer reiner, roter, fester Lehm, der senkrecht in den Fluß abfiel. Er blieb stehen und fluchte vor sich hin, biß die Zähne aufeinander.

«Es ist unmöglich», sagte Clara.

Aufrecht stand er da, sah um sich.

Gerade vor ihnen lagen im Fluß zwei kleine Inseln, die mit Weiden bewachsen waren. Aber sie waren unerreichbar. Wie eine etwas schräge Mauer kam die Klippe hoch über ihren Köpfen herab. Hinter ihnen waren in nicht gar zu weiter Ferne die Fischer. Auf der andern Flußseite weidete still im öden Nachmittag das ferne Vieh. Wieder fluchte er vor sich hin. Er sah das hohe, steile Ufer hinauf. War das Hinaufklettern die einzige Hoffnung, wieder auf den richtigen Weg zu kommen?

«Warte mal eine Minute», sagte er, bohrte seine Absätze seitlich in das steile Ufer aus roter Erde und begann schnell hinaufzuklettern.

Er hielt Ausschau nach jeder Baumwurzel. Schließlich fand er, was er suchte. Zwei nebeneinander stehende Buchen bildeten oberhalb zwischen ihren Wurzeln eine kleine ebene Fläche. Sie war mit feuchten Blättern überstreut, aber sie genügte. Die Fischer waren vielleicht genügend außer Sicht. Er warf den Regenmantel hin und winkte ihr zu, zu kommen. Sie arbeitete sich zu ihm hinauf. Als sie endlich neben ihm stand, sah sie ihn schwer, schweigend an und legte ihren Kopf auf seine Schulter. Er hielt sie fest, während er um sich blickte. Sie waren vor allem sicher, nur die kleinen, einsamen Kühe auf der andern Seite des Flusses konnten sie sehen. Er senkte seinen Mund auf ihren Hals, fühlte ihren schweren Puls unter seinen Lippen schlagen. Alles war vollkommen still. Nur sie standen in dem Nachmittag. Als sie sich aufrichtete, sah er, der die ganze Zeit über auf den Boden gesehen hatte, plötzlich auf den schwarzen, nassen Buchenwurzeln viele scharlachrote Nelkenblätter, wie verspritzte Blutstropfen sahen sie aus; und kleine rote Tropfen fielen von ihrem Busen, strömten über ihr Kleid zu ihren Füßen.

«Deine Blumen sind zerdrückt», sagte er.

Schwer sah sie ihn an, während sie das Haar zurückstrich. Plötzlich legte er seine Fingerspitzen auf ihre Backe.

«Warum blickst du so schwer?» fragte er vorwurfsvoll.

Sie lächelte traurig, als fühlte sie sich innerlich einsam.

Er streichelte ihre Backe mit seinen Fingern und küßte sie.

«Nein», sagte er, «quäle dich nicht.»

Sie faßte hart seine Finger und lachte unsicher. Dann ließ sie die Hand wieder sinken. Er strich ihr das Haar aus der Stirn, fuhr ihr leicht über die Schläfen, küßte sie leicht.

«Du sollst dir keine Sorgen machen», sagte er sanft, bittend.

«Nein, das tue ich auch nicht!» lachte sie zärtlich und ergeben.

«Das tust du doch! Nun mache dir doch keine Sorgen», flehte er schmeichelnd.

«Nein», beruhigte sie ihn, küßte ihn.

Sie mußten tüchtig klettern, bis sie wieder hinauf kamen. Es dauerte eine Viertelstunde. Als er den ebenen Rasen endlich erreichte, riß er die Mütze ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn und seufzte. «Jetzt haben wir endlich wieder ebenen Boden unter den Füßen», sagte er.

Keuchend setzten sie sich in das buschige Gras. Ihre Backen waren hochrot. Er küßte sie, und sie wurde wieder froh.

«Und jetzt mache ich deine Schuhe sauber, damit du dich wieder unter anständigen Menschen sehen lassen kannst», sagte er. Er kniete zu ihren Füßen nieder, arbeitete mit einem Stock und Grasbüschel. Sie legte ihre Finger in sein Haar, zog seinen Kopf zu sich und küßte ihn.

«Was tue ich denn nun eigentlich», sagte er und sah sie lachend an, «Stiefel putzen oder poussieren? Darauf antworte doch mal.»

«Was mir gerade Freude macht», erwiderte sie.

«Augenblicklich bin ich nur dein Stiefelputzer und nichts anderes.» Aber sie sahen einander in die Augen, lachten. Dann küßten sie sich mit kleinen, leichten Küssen.

«Tz-tz-tz», machte er mit der Zunge, genau wie die Mutter.

«Ich sag's ja, mit nichts wird man fertig, wenn Weiber dabei sind.»

Und er machte sich wieder an die Reinigung der Schuhe, sang leise. Sie faßte in sein dichtes Haar, und er küßte ihre Finger. Er arbeitete weiter an ihren Schuhen. Schließlich waren sie einigermaßen in Ordnung.

«So», sagte er. «Habe ich dich nicht wieder fein und anständig gemacht? Steh auf! Siehst so makellos aus wie Britannia selbst.» Er säuberte seine eigenen Schuhe ein wenig, wusch sich die Hände in einer Pfütze und sang. Sie gingen in das Dorf Clifton. Er war rasend in sie verliebt, jede Bewegung, die sie machte, jede Falte ihres Kleides jagte ihm einen heißen Schauer durch den Leib und schien anbetungswürdig.

Die alte Frau, in deren Haus sie Tee tranken, wurde von ihrer Fröhlichkeit angesteckt. «Wenn Sie nur besseres Wetter gehabt hätten», sagte sie und machte sich in ihrer Nähe zu tun.

«Ach was», antwortete er, «wir fanden es herrlich.»

Die alte Frau sah ihn neugierig an. Ein eigenartiges Glühen, ein besonderer Zauber lagen über ihm. Seine Augen waren dunkel und lachten. Mit froher Bewegung strich er sich den Schnurrbart.

«Wirklich!» rief sie, und in ihren alten Augen erwachte ein Licht.

«Ganz sicher», lachte er.

«Dann kann ich ja beruhigt sein», sagte die alte Frau. Sie kramte weiter, wollte sie nicht verlassen. «Möchten Sie wohl ein paar Radieschen?» sagte sie zu Clara; «ich habe welche im Garten — und auch eine Gurke.»

Clara errötete. Sie sah sehr hübsch aus.

«Ein paar Radieschen möchte ich wohl», antwortete sie.

Vergnügt wackelte die alte Frau davon.

«Wenn sie wüßte!» sagte Clara ruhig zu ihm.

«Sie weiß es aber nicht, und auf alle Fälle machen wir beide einen guten Eindruck. Ein Erzengel hätte seine Freude an dir, und ich komme mir ganz harmlos vor — und — wenn dies alles dich so schön und uns und andere Menschen, mit denen wir zusammenkommen, glücklich macht, dann betrügen wir sie schon nicht zu sehr.»

Sie tranken ihren Tee. Als sie gingen, kam die alte Frau schüchtern mit drei kleinen, sauberen, voll erblühten, rot und weiß gefleckten Dahlien. Zufrieden trat sie vor Clara und sagte: «Ich weiß nicht, ob . . .», und ihre alte Hand hielt ihr die Blumen hin.

«Oh, wie schön!» rief Clara und nahm die Blumen.

«Soll sie sie denn alle haben?» fragte Paul vorwurfsvoll die alte Frau.

«Ja, sie soll sie alle haben», erwiderte sie freudestrahlend. «Sie haben doch schon, was Sie brauchen.»

«Aber ich werde sie bitten, mir eine abzugeben», neckte er.

«Das kann sie machen, wie sie will», sagte die alte Frau lächelnd. Und sie machte vor ihnen einen kleinen, lustigen Knicks.

Clara war ziemlich still und verlegen. Als sie weiter gingen, sagte er: «Du kommst dir doch nicht irgendwie schuldbewußt vor?»

Sie sah ihn mit erstaunten, grauen Augen an.

«Schuldbewußt?» fragte sie. «Nein.»

«Aber du siehst so aus, als fühltest du dich schuldig.»

«Nein», sagte sie. «Ich denke nur, wenn sie wüßten.»

«Und wenn sie wüßten, würden sie nicht verstehen. Wie es ist, verstehen sie es und mögen es. Was gehen die uns an? Hier, nur mit den Bäumen und mir, fühlst du dich nicht im geringsten schuldig?»

Er faßte ihren Arm, hielt sie, daß sie ihn ansehen mußte, und seine Augen ließen die ihren nicht los. Etwas quälte sie.

«Wir tun doch nichts Böses?» fragte er mit leichtem, ängstlichem Stirnrunzeln.

«Nein», erwiderte sie.

Lächelnd küßte er sie. «Ich glaube, dir gefällt dein bißchen Schuld», sagte er. «Ich glaube, auch Eva freute sich, als sie gesenkten Hauptes das Paradies verließ.»

Aber dies Erglühen und die Stille, die über ihr lagen, machten ihn froh. Als er allein im Eisenbahnabteil saß, empfand er wildes Glück, fand die Menschen so nett und die Nacht herrlich und alles gut.

Als er nach Hause kam, las Frau Morel. Gesundheitlich ging es ihr jetzt nicht gut, und ihr Gesicht zeigte die elfenbeinerne Blässe, auf die er nie achtete und die er später nie vergaß. Sie erwähnte ihm gegenüber nichts über ihr schlechtes Befinden. Sie legte ihm wirklich keine große Bedeutung bei.

«Du kommst spät», sagte sie und sah ihn an.

Seine Augen leuchteten; sein Gesicht schien zu glühen. Er lächelte sie an.

«Ja. Ich war mit Clara im Clifton-Hain.»

Wieder sah die Mutter ihn an. «Werden die Leute auch nicht reden?» bemerkte sie.

«Warum? Sie wissen doch, daß sie Frauenrechtlerin ist und sonst noch was. Und wenn auch...»

«Natürlich, es mag nichts Unrechtes dabei sein», meinte die Mutter. «Aber du weißt ja, wie die Leute sind, und wenn erst mal über sie geredet wird...»

«Dann kann ich auch nichts daran ändern. Und schließlich kann einem das ganze Gerede ja auch einerlei sein.»

«Ich meine, du solltest an sie denken.»

«Das tue ich auch! Was können denn die Leute reden? Daß wir zusammen spazierengehen. Ich glaube, du bist eifersüchtig.»

«Du weißt, daß ich mich freuen würde, wenn sie nicht verheiratet wäre.»

«Sie lebt von ihrem Mann getrennt und redet in öffentlichen Versammlungen. Also ist sie schon von den Schafen geschieden und hat, soweit ich das beurteile, nicht viel zu verlieren. Nein, aus ihrem Leben macht sie sich nichts. Was ist also der Wert dieses Nichts. Sie geht mit mir, da wird es etwas. Dann muß sie bezahlen – wir beide müssen bezahlen. Vor dem Bezahlen haben die Menschen alle Angst; sie sterben lieber vor Hunger.»

«Na, gut, mein Sohn. Wir wollen abwarten, wie es endet.»

«Ja, Mutter, das Ende will ich abwarten.»

«Wollen mal sehen.»

«Und sie ist so – sie ist so furchtbar nett, wirklich. Das weißt du ja gar nicht.»

«Das ist aber ganz was anderes, als sie heiraten.»

«Es ist vielleicht besser.»

Eine Zeitlang schwiegen beide. Er hätte die Mutter gern etwas gefragt, hatte aber Angst davor.

«Möchtest du sie mal kennenlernen?» Er zögerte.

«Ja», sagte Frau Morel kühl, «ich möchte schon gern wissen, wie sie ist.»

«Nett ist sie, Mutter, bestimmt! Und kein bißchen gewöhnlich.»

«Das habe ich auch nie vermutet.»

«Aber du scheinst doch anzunehmen, daß sie – nicht so gut ist wie... Sie ist besser als neunundneunzig von hundert, das sage ich dir. Sie ist besser. Sie ist ehrlich, anständig, aufrecht. Sie hat nichts Heimliches oder Stolzes. Denke nicht kleinlich über sie.»

Frau Morel errötete. «Das tue ich gewiß nicht. Sie mag schon so sein, wie du sagst, aber...»

«Du bist nicht einverstanden», endete er.

«Und erwartest du das denn von mir?» antwortete sie kalt.

«Ja – ja – wenn du nur etwas finden könntest, wärest du froh. Willst du sie also kennenlernen?»

«Das habe ich dir schon gesagt.»

«Dann bringe ich sie mit – soll ich sie mit hierher bringen?»

«Ganz, wie du willst.»

«Dann bringe ich sie eines Sonntags mit zum Tee. Wenn du was Schlechtes über sie denkst, verzeihe ich dir das nie.»

Die Mutter lachte. «Als ob es dadurch anders würde», sagte sie.

Er wußte, daß er gewonnen hatte. «Ach, Mutter, es wird herrlich, wenn sie mal hier ist. Sie ist in ihrer Weise wie eine Königin.»

Gelegentlich ging er nach dem Gottesdienst mit Edgar und Miriam ein Stück Wegs. Nach dem Hof ging er nicht. Miriam aber war ihm gegenüber wie früher, und er fühlte sich in ihrer Gegenwart durchaus nicht verlegen. Eines Abends war sie allein, als er sie begleitete. Sie sprachen zuerst über Bücher; das war immer wieder ihr Gesprächsstoff. Frau Morel hatte gesagt, seine und Miriams Geschichte sei ein mit Büchern genährtes Feuer, und das Feuer würde erlöschen, wenn keine Bücher mehr da wären.

Miriam ihrerseits rühmte sich, sie könne in ihm wie in einem Buch lesen, könne jede Minute ihren Finger auf das Kapitel und die Zeile legen. Er, der so leicht überlistet wurde, glaubte, Miriam wisse mehr über ihn als jeder andere. So machte es ihm Freude, ihr wie der einfältigste Egoist von sich zu erzählen. Sehr bald drehte sich die Unterhaltung um das, was er tat. Es schmeichelte ihm ungeheuer, daß er so interessant war.

«Und was hast du in letzter Zeit gearbeitet?»

«Ich — oh — nicht viel. Eine Skizze von Bestwood, vom Garten aus, die endlich bald fertig ist. Es ist der hundertste Versuch.»

In dieser Weise unterhielten sie sich weiter. Dann sagte sie: «Bist du denn kürzlich nicht aus gewesen?»

«Doch; Montagnachmittag war ich mit Clara draußen im Clifton-Hain.»

«Das Wetter war aber nicht besonders?» fragte Miriam.

«Ich wollte mal raus, und es war schon ganz nett. Der Trent hat Hochwasser.»

«Und gingt ihr bis nach Barton?» fragte sie.

«Nein, wir haben in Clifton Tee getrunken.»

«So? Das war sicher nett.»

«Ja. Eine sehr lustige, alte Frau! Sie gab uns mehrere wunderschöne Pompom-Dahlien.»

Miriam senkte den Kopf, versank in Nachdenken. Er dachte gar nicht daran, ihr etwas zu verbergen.

«Weshalb gab sie euch die denn?» fragte sie.

Er lachte.

«Weil sie uns so gern mochte, weil wir so lustig waren, glaube ich.»

Miriam steckte den Finger in den Mund.

«Kamt ihr spät nach Hause?» fragte sie.

Er ärgerte sich doch langsam über ihren Ton. «Ich erreichte noch den Zug sieben Uhr dreißig.»

«Hm!»

Schweigend gingen sie weiter, er war böse.

«Und wie geht es Clara?» fragte Miriam.

«Ganz gut, glaube ich.»

«Das freut mich», sagte sie mit leichtem Spott. «Was macht denn eigentlich ihr Mann? Von dem hört man ja gar nichts mehr.»

«Der lebt jetzt mit einer anderen Frau zusammen, und es geht ihm auch ganz gut», erwiderte er. «Wenigstens glaube ich das.»

«Bestimmt weißt du es also nicht. Meinst du nicht auch, daß eine derartige Lage für eine Frau sehr schwer ist?»

«Scheußlich schwer.»

«Und ungerecht dazu!» sagte Miriam. «Der Mann kann tun und lassen, was er will...»

«Dann soll das die Frau auch», sagte er.

«Wie kann sie das? Und wenn sie es doch tut, denke doch mal an ihre Lage.»

«Wieso?»

«Nun, die ist doch ganz unmöglich! Du begreifst nicht, was eine Frau verliert...»

«Nein, das begreife ich nicht. Aber wenn eine Frau nichts anderes zum Leben hat als nur ihren guten Ruf, ist das verdammt wenig, und ein Esel ginge dabei sogar drauf.»

So erkannte sie wenigstens seine moralische Auffassung, und sie wußte, daß er dementsprechend handeln würde.

Als er später Miriam wieder einmal traf, kamen sie auf die Ehe und damit auch auf Claras Ehe mit Dawes zu sprechen. «Nie hatte sie den furchtbaren Ernst einer Ehe begriffen», sagte er. «Sie dachte, das wäre nun mal so der Lauf der Dinge – es müßte so kommen – und Dawes – ja, viele Frauen hätten ihre Seelen darum gegeben, wenn sie ihn bekommen hätten, warum also nicht ihn? Dann wurde sie langsam die ‹unverstandene Frau› und behandelte ihn schlecht, darauf möchte ich wohl wetten.»

«Und sie verließ ihn, weil er sie nicht verstand?»

«Das nehme ich an. Ich nehme an, daß sie es mußte. Es ist nicht nur eine Frage des gegenseitigen Verstehens; es ist eine Frage des Lebens. Mit ihm lebte sie nur halb; der Rest schlief, war tot. Und die schlafende Frau war die ‹unverstandene Frau›, und die mußte geweckt werden.»

«Ja, und er?»

«Das weiß ich nicht. Ich glaube fast, er liebt sie, sosehr er nur kann, aber er ist ein Narr.»

«Es war wohl ungefähr so wie zwischen deiner Mutter und deinem Vater», sagte Miriam.

«Ja; aber ich glaube, daß meine Mutter zuerst wirkliche Freude und Befriedigung durch meinen Vater hatte. Ich glaube, sie empfand Leidenschaft für ihn; deshalb blieb sie auch bei ihm. Schließlich waren sie miteinander verheiratet.»

«Ja», sagte Miriam.

«Und das muß man haben, glaube ich», fuhr er fort, «echtes, echtes, warmes Gefühl durch einen andern Menschen – einmal, nur einmal, und wenn es nur drei Monate dauert. Sieh, meine Mutter macht den Eindruck, als hätte sie alles, was für ihr Leben und ihre Entwicklung nötig war, gehabt. Nie hat man bei ihr auch nur das geringste Gefühl einer Leere.»

«Nein», sagte Miriam.

«Und mein Vater war für sie zuerst, das glaube ich bestimmt, der, den sie brauchte. Das weiß sie; sie hat es erlebt. Das fühlt man um sie und um ihn und um Hunderte von Menschen, denen man täglich begegnet; und wenn einem das einmal widerfahren ist, kommt man auch mit allem weiter, wird reif.»

«Was ist denn nun eigentlich geschehen?» fragte Miriam.

«Das ist so schwer zu sagen, aber das Große und Starke, das einen verändert, wenn man wirklich mit jemand anders zusammen kommt. Es sieht fast so aus, als befruchte es einem die Seele, daß man vorwärts kommt und reifen kann.»

«Und das erlebte deine Mutter mit deinem Vater?»

«Ja; und im Grunde ihres Herzens ist sie ihm dankbar, daß er es ihr gab, selbst heute noch, wo doch Meilen zwischen ihnen liegen.»

«Und Clara, meinst du, hat das nie erlebt?»

«Sicher nicht.»

Miriam dachte über die Worte nach. Sie war, was er suchte – eine Art Feuertaufe in Leidenschaft, wie ihr schien. Ehe er die nicht erlebte, würde er nicht befriedigt sein, das erkannte sie wohl. Vielleicht war es wesentlich für ihn, sich, wie andere Männer auch, erst auszutoben, und wenn er dann befriedigt war, würde er nicht mehr ruhelos rasen, sondern würde ruhig sein Leben in ihre Hände geben. Wenn er also gehen mußte, sollte er gehen und alles genießen – etwas Großes und Starkes nannte er es. Hatte er das, würde er es doch nicht lange wollen – das sagte er selbst. Er wollte dann das andere, das sie ihm geben konnte. Er wollte besessen werden, damit er arbeiten konnte. Es schien ihr so bitter, daß er gehen mußte; aber sie konnte ihn ja in ein Wirtshaus zum Glase Whisky gehen lassen, so konnte sie ihn auch zu Clara gehen lassen, solange dies ein Bedürfnis in ihm befriedigte; dann war er wieder frei, und sie konnte ihn besitzen.

«Hast du deiner Mutter von Clara erzählt?» fragte sie.

Sie wußte, daß dies eine Probe auf die Ernsthaftigkeit seiner Gefühle für eine andere Frau sein würde; sie wußte, daß er bei Clara etwas Lebendiges suchte – nicht wie jemand, der zum Vergnügen zu einer Dirne geht –, wenn er es der Mutter erzählte.

«Ja», sagte er, «und Sonntag kommt sie zum Tee.»

«Zu euch?»

«Ja; Mutter soll sie kennenlernen.»

Sie schwiegen. Alles hatte sich doch schneller entwickelt, als sie dachte. Sie empfand eine plötzliche Bitterkeit, daß er sich so bald und so ganz von ihr lösen konnte. Und wie würden seine Angehörigen, die immer so feindlich gegen sie gewesen waren, Clara aufnehmen?

«Ich könnte eben mal reinkommen, wenn ich zur Kirche gehe», sagte sie. «Ich habe Clara so lange nicht gesehen.»

«Schön», sagte er erstaunt und ärgerlich, ohne daß er es wußte. Am Sonntagnachmittag ging er nach Keston, um Clara vom Bahnhof abzuholen. Während er auf dem Bahnsteig stand, versuchte er, sich darüber klar zu werden, ob er irgendeine böse Ahnung hatte.

«Fühle ich, daß sie kommt?» fragte er sich und versuchte, das herauszufinden. Er hatte ein seltsam beklemmendes Gefühl. Das schien etwas zu bedeuten. Dann hatte er also die Ahnung, daß sie nicht käme. Sie würde nicht kommen, und anstatt mit ihr über die Felder nach Hause zu gehen, wie er sich das ausgemalt hatte, würde er allein gehen müssen. Der Zug hatte Verspätung, der Nachmittag würde verdorben sein und auch der Abend. Er haßte sie, weil sie nicht kam. Warum hatte sie es dann versprochen, wenn sie ihr Versprechen nicht halten konnte? Vielleicht hatte sie den Zug verpaßt — er verpaßte ja auch immer den Zug —, aber das war doch kein Grund, daß sie gerade diesen verpassen mußte. Er war böse auf sie, er war wütend.

Plötzlich sah er den Zug heran kriechen, sah, wie er um die Ecke bog. Der Zug war also da, aber sie war natürlich nicht gekommen. Die grüne Maschine zischte den Bahnsteig entlang, die Reihe brauner Wagen kam heran, mehrere Türen öffneten sich. Nein, sie war nicht gekommen! Nein! Doch! Da war sie! Sie trug einen großen, schwarzen Hut! Im nächsten Augenblick stand er neben ihr.

«Ich dachte schon, du wärest nicht gekommen», sagte er.

Sie lachte ziemlich außer Atem, als sie ihm die Hand reichte; ihre Augen begegneten sich. Schnell führte er sie über den Bahnsteig, sprach viel und rasch, um seine Aufregung zu verbergen. Sie sah prachtvoll aus. Auf ihrem Hut waren große, seidene, mattgoldene Rosen. Ihr dunkles Tuchkleid saß ihr herrlich über Brust und Schultern. Stolz ging er neben ihr her. Er fühlte, daß die Beamten, die ihn kannten, sie mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachteten.

«Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß du nicht kämest», lachte er unsicher.

Als Antwort lachte sie, es klang fast wie ein leichter Schrei. «Und während ich im Zuge saß, dachte ich immer nur, was ich anfangen sollte, wenn du nicht da wärest», sagte sie.

Unwillkürlich faßte er ihre Hand, und sie gingen über den schmalen Weg. Sie schlugen den Weg nach Nuttall und über den Recko-

ning-House-Hof ein. Es war ein blauer, milder Tag. Überall lagen verstreut die braunen Blätter; viele scharlachrote Hagebutten leuchteten auf der Hecke neben dem Walde. Er pflückte ein paar, die sollte sie tragen.

«Wenn du auch eigentlich wegen der Vögel», sagte er, als er sie an den Ausschnitt ihres Kleides steckte, «dagegen sein solltest, daß ich sie pflücke. Aber in dieser Gegend machen sie sich nicht viel aus Hagebutten, hier finden sie genug anderes zu fressen. Im Frühling verfaulen oft die Beeren an den Büschen.» So schwatzte er, wußte kaum, was er sagte, wußte nur, daß er ihr Beeren an den Ausschnitt des Kleides steckte und sie es geduldig geschehen ließ. Und sie beobachtete seine schnellen, lebendigen Hände und meinte, erst jetzt beginne sie wirklich zu sehen. Bis jetzt war alles undeutlich gewesen.

Sie kamen in die Nähe des Bergwerks. Ganz ruhig und schwarz stand es in den Kornfeldern, und es sah aus, als wüchse seine große Schlackenhalde aus dem Hafer hervor.

«Wie schade, daß hier, wo es doch so schön ist, ein Bergwerk steht!» sagte Clara.

«Meinst du?» antwortete er. «Sieh, ich bin so daran gewöhnt, daß es mir geradezu fehlen würde. Nein; ich mag die Bergwerke hier und da gern. Ich liebe die Reihen der Zechenwagen und die Fördertürme, den Rauch am Tage und die Lichter am Abend. Als ich noch ein Junge war, dachte ich immer, ein Bergwerk mit seinem Rauch und seinen Lichtern und den brennenden Halden wäre eine Wolkensäule bei Tag und eine Feuersäule bei Nacht – und der liebe Gott säße immer oben im Förderschacht.»

Als sie sich dem Hause näherten, wurde sie schweigsam, schien sie zu zögern. Er drückte ihre Finger in den seinen. Sie wurde rot, antwortete aber nicht.

«Kommst du nicht gern zu uns?» fragte er.

«Doch, ich komme gern», erwiderte sie.

Ihm kam gar nicht der Gedanke, daß sie in seinem Hause in eine ziemlich sonderbare und schwierige Lage kommen mußte. Ihm war es genauso, als machte er die Mutter mit einem seiner Freunde – allerdings einem schöneren – bekannt.

Morels wohnten in einem Hause einer häßlichen Straße, die einen steilen Hang hinabführte. Die Straße selbst war scheußlich. Das Haus aber war doch netter als die meisten andern. Es war alt, schmutzig, hatte ein großes Erkerfenster und stand halb für sich, aber es wirkte düster. Jetzt öffnete Paul die Tür nach dem Garten, und alles war auf einmal anders. Hier lag sonnig der Nachmittag, hier war gleichsam anderes Land. Neben dem Weg wuchsen Rainfarn und kleine Bäume. Vor dem Fenster war ein sonniger Rasenplatz, um den alte Fliederbäume standen. Und in der Sonne erstreckte sich der Garten

mit den vielen erblühten Chrysanthemen bis an den Ahorn und das Feld, und dann sah man über ein paar Häuschen mit roten Dächern bis nach den Hügeln, auf denen der reiche Glanz des Herbstnachmittags lag.

Frau Morel saß in ihrem Schaukelstuhl, trug ihre schwarze, seidene Bluse. Von der hohen Stirn und den glatten Schläfen war ihr graubraunes Haar schlicht nach hinten gekämmt. Ihr Gesicht war ziemlich blaß. Clara folgte Paul bedrückt in die Küche. Frau Morel stand auf. Clara hielt sie für eine Dame, eine ziemlich steife Dame. Die junge Frau war sehr nervös. Sie sah fast ernst, fast ergeben aus.

«Mutter – Clara», sagte Paul.

Frau Morel reichte ihr lächelnd die Hand. «Er hat mir sehr viel von Ihnen erzählt», sagte sie.

Clara schoß das Blut ins Gesicht. «Hoffentlich stört Sie mein Besuch nicht», entgegnete sie stockend.

«Ich habe mich gefreut, als er mir sagte, er wolle Sie mitbringen», erwiderte Frau Morel.

Paul, der sie beobachtete, fühlte, wie sich ihm das Herz vor Schmerz zusammenkrampfte. Seine Mutter sah neben der üppigen Clara so blaß, so klein, so verbraucht aus.

«Es ist draußen herrlich, Mutter», sagte er. «Und wir haben Häher gesehen.»

Die Mutter sah ihn an; er hatte sich ihr zugewandt. Sie dachte, wie männlich er in seinem dunklen, gut sitzenden Anzug aussähe. Aber er war so blaß, so fern, für jede Frau würde es schwer sein, ihn zu halten. Ihr Herz glühte; dann tat ihr Clara leid.

«Vielleicht legen Sie im Wohnzimmer ab», sagte Frau Morel freundlich zu der jungen Frau.

«Danke», erwiderte sie.

«Komm», sagte Paul und führte sie in das kleine Vorderzimmer mit dem alten Klavier, den Mahagonimöbeln, dem Kaminsims aus gelblichem Marmor. Ein Feuer brannte. Überall lagen Bücher, standen Zeichenbretter.

«Ich lasse meine Sachen herumliegen», sagte er. «Das ist viel einfacher.»

Ihr gefielen seine Künstlerutensilien, die Bücher und die Photographien. Bald erklärte er ihr: das war William, das war Williams junge Braut im Abendkleid, dies waren Annie und ihr Mann, dies Arthur mit Frau und Kind. Sie hatte ein Gefühl, als würde sie in die Familie aufgenommen. Er zeigte ihr Photos, Bücher, Skizzen, und sie plauderten kurze Zeit. Dann gingen sie wieder in die Küche. Frau Morel legte ihr Buch weg. Clara trug eine feine seidene Chiffonbluse mit schmalen, schwarzweißen Streifen; ihre Frisur war einfach, der Knoten lag auf dem Kopf. Sie sah fast stolz und zurückhaltend aus.

«Sie wohnen jetzt Sneinton Boulevard?» fragte Frau Morel.

«Als ich noch Mädchen war – Mädchen sage ich! als ich junge Frau war, wohnten wir Minerva Terrace.»

«So?» meinte Clara. «Eine Freundin von mir wohnt Nummer sechs.» Die Unterhaltung war im Gange. Sie sprachen über Nottingham und Leute, die in Nottingham wohnten; das interessierte beide. Clara war immer noch ziemlich nervös; Frau Morel tat immer noch würdevoll; sie sprach sehr klar und deutlich. Aber Paul merkte, daß sie ganz gut miteinander fertig wurden.

Frau Morel maß sich mit der Jüngeren und erkannte leicht, daß sie die Stärkere war. Clara war voller Ehrerbietung. Sie kannte Pauls überraschende Ehrfurcht seiner Mutter gegenüber und hatte diese Begegnung gefürchtet, denn sie war auf jemanden gefaßt, der ziemlich hart und kalt war. Sie war erstaunt, diese kleine, interessierte Frau zu finden, die so bereitwillig plauderte; und dann fühlte sie, was sie auch Paul gegenüber fühlte, daß sie Frau Morel lieber nicht im Wege stehen möchte. Es war etwas so Hartes und Sicheres in seiner Mutter, als hätte sie nie in ihrem Leben Angst gehabt.

In diesem Augenblick kam Morel unordentlich und gähnend von seinem Nachmittagsschlaf herunter. Er kratzte sich den grauen Kopf, lief in Strümpfen herum, die offene Weste hing über dem Hemd. Er schien hier nicht hinzupassen.

«Dies ist Frau Dawes, Vater», sagte Paul.

Da riß Morel sich zusammen. Clara bemerkte, daß er sich wie Paul verbeugte und die Hand gab.

«Oh! Wirklich!» rief Morel. «Freut mich, Sie zu sehen – freut mich wirklich. Aber lassen Sie sich nicht stören! Nein, nein, tun Sie, als wären Sie zu Hause, und seien Sie willkommen!» Clara war über diese Flut von Gastfreundlichkeit des alten Bergmanns erstaunt. Er war so höflich, so galant! Er gefiel ihr ausgezeichnet.

«Und kommen Sie von weither?» fragte er.

«Nur aus Nottingham», sagte sie.

«Aus Nottingham! Sie hatten ja herrliches Reisewetter.»

Dann schlurfte er in die Spülküche, um sich die Hände und das Gesicht zu waschen und kam aus alter Gewohnheit mit dem Handtuch vor den Herd, wo er sich abtrocknete. Beim Tee spürte Clara die kluge Lebensart und Gleichmütigkeit der Menschen dieser häuslichen Gemeinschaft.

Frau Morel fühlte sich durchaus als Hausherrin. Das Eingießen des Tees und die Bedienung vollzog sie ganz unbewußt, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen. An dem ovalen Tisch war viel Platz; das Porzellan mit dem dunkelblauen Zwiebelmuster sah auf dem glänzenden Tischtuch hübsch aus. In einer kleinen Vase standen kleine, gelbe Chrysanthemen. Clara fühlte, daß sie den Kreis vervollständigte,

und das machte ihr Freude. Aber sie hatte doch Angst vor der Selbstbeherrschung der Morels, des Vaters und aller. Deshalb war sie wie sie; alles war hier so ausgeglichen. Es war eine kühle, klare Welt, wo jeder er selbst und doch in Harmonie mit den andern war. Das freute Clara, aber in ihrem Innern pochte die Angst.

Während die Mutter und Clara sich unterhielten, räumte Paul den Tisch ab; als er hin und her ging, sah Clara seinen schnellen, kräftigen Körper, wie von schnellem Winde bei der Arbeit getrieben. Es war fast wie das Hierhin und Dorthin eines Blattes, das unerwartet kommt. Ihr Inneres ließ ihn fast nie los. An der Art, wie sie sich vorbeugte, als höre sie zu, konnte Frau Morel erkennen, daß etwas anderes sie hielt, daß sie nicht bei dem war, was sie sprach, und wieder hatte die ältere Frau Mitleid mit ihr. Als er fertig war, ging er in den Garten, ließ die beiden Frauen sich weiter unterhalten. Es war ein dunstiger, sonniger, milder, weicher Nachmittag. Clara sah durch das Fenster hinter ihm her, sah, daß er bei den Chrysanthemen stehenblieb. Sie hatte ein Gefühl, als fessele sie etwas fast Greifbares an ihm; und doch schien er so leicht in seiner anmutigen, lässigen Bewegung, so losgelöst, als er jetzt die zu schweren Blütenzweige an ihre Stöcke band, daß sie in ihrer Hilflosigkeit am liebsten aufgeschrien hätte. Frau Morel erhob sich.

«Darf ich Ihnen aufwaschen helfen?» fragte Clara.

«Ist ja nur so wenig, ich bin gleich fertig», sagte die andere. Clara trocknete das Teegeschirr ab und freute sich, daß sie sich mit seiner Mutter so gut verstand; aber es war eine Qual für sie, daß sie ihm nicht in den Garten folgen konnte. Schließlich ging sie doch; sie hatte ein Gefühl, als würde ihr eine Fessel vom Fuß genommen.

Über den Derbyshire-Hügeln lag golden der Nachmittag. Er stand drüben in dem andern Garten, neben einem Busch blasser Herbstmaßliebchen, beobachtete, wie die letzten Bienen in den Bienenkorb krochen. Als er sie kommen hörte, wandte er sich ihr mit leichter Bewegung zu: «Mit diesen armen Kerlchen ist es nun auch bald vorbei.»

Clara stand neben ihm. Jenseits der niedrigen, roten Mauer lagen dunkelgolden das Land und die fernen Hügel.

In diesem Augenblick kam Miriam durch das Gartentor. Sie sah, wie Clara auf ihn zuging, wie er sich umwandte, sah, wie sie sich nicht mehr bewegten. Etwas in ihrem vollkommenen Miteinander-Alleinsein ließ sie ahnen, daß zwischen ihnen alles vollendet war, daß sie, wie sie es nannte, verheiratet waren. Ganz langsam ging sie über den Aschenweg den langen Garten hinab.

Clara hatte die Schote einer Stockrose gepflückt und wollte sie gerade öffnen, um den Samen zu betrachten. Über ihrem gesenkten Kopf starrten die roten Blumen, als wollten sie sie verteidigen.

Die letzten Bienen krochen in den Bienenkorb.

«Zähle dein Geld!» lachte Paul, als sie die flachen Samen einen nach dem andern aus der Rolle brach. Sie sah ihn an.

«Mir geht's gut», sagte sie lächelnd.

«Wieviel! Pf!» Er schnackelte mit den Fingern. «Kann ich die in Gold verwandeln?»

«Ich fürchte, nicht», lachte sie.

Lachend sahen sie sich in die Augen. In diesem Augenblick bemerkten sie Miriam. Als wäre eine Feder eingeschnappt, hatte alles sich verändert.

«Hallo, Miriam!» rief er. «Richtig, du wolltest ja kommen!»

«Ja, hattest du es vergessen?»

Sie schüttelte Clara die Hand, sagte: «Es ist so seltsam, dir hier zu begegnen.»

«Ja», erwiderte die andere, «es ist seltsam, daß ich hier bin.» Sie verstummten.

«Ist doch nett hier, nicht wahr?» fragte Miriam.

«Es gefällt mir sehr», erwiderte Clara.

Da merkte Miriam, daß Clara aufgenommen worden war, wie sie nie.

«Bist du allein gekommen?» fragte Paul.

«Ja. Ich war bei Agathe zum Tee. Wir wollen gleich zur Kirche. Ich wollte nur Clara eben begrüßen.»

«Hättest doch auch bei uns Tee trinken können», sagte er.

Miriam lachte kurz auf. Clara wandte sich ungeduldig zur Seite.

«Gefallen dir die Chrysanthemen?» fragte er.

«Ja, sie sind sehr schön», erwiderte Miriam.

«Welche Sorte gefällt dir am besten?» fragte er.

«Ich weiß es nicht. Ich glaube, die bronzefarbenen.»

«Ich glaube, du hast noch nicht alle Sorten gesehen. Komm mal mit und sieh sie dir an! Komm mit, Clara, wollen doch mal feststellen, welche dir am besten gefallen.»

Er führte die Frauen in seinen eigenen Garten, wo die zerzausten Blumenbüsche in allen Farben kunterbunt längs des Weges bis an das Feld standen.

Die Lage war ihm, soweit er es merkte, gar nicht peinlich.

«Sieh, Miriam, das sind die weißen aus eurem Garten. Hier sind sie nicht so schön, was?»

«Nein», sagte Miriam.

«Aber sie sind stärker. Geschützt seid ihr hier. Dinge werden groß und zart und sterben dann. Die kleinen gelben mag ich gern. Willst du ein paar?»

Während sie hier draußen waren, fingen die Kirchenglocken an zu läuten, klangen über die Stadt und das Feld. Miriam sah nach dem Turm, der sich stolz aus dem Gewirr der Dächer erhob, und dachte an die Skizzen, die er ihr gebracht hatte. Damals war alles anders ge-

wesen, aber er hatte sie auch jetzt noch nicht verlassen. Sie bat ihn um ein Buch. Er lief ins Haus.

«Was? Miriam?» sagte die Mutter kalt.

«Sie wollte eben Clara begrüßen.»

«Hast du es ihr denn gesagt?» klang die höhnische Antwort.

«Ja; warum nicht?»

«Es ist gewiß kein Grund vorhanden, weshalb du es nicht hättest tun sollen», meinte Frau Morel und kehrte zu ihrem Buch zurück. Er zuckte zusammen unter dem Spott der Mutter, runzelte gereizt die Stirn, dachte: ‹Warum kann ich nicht tun, was ich will?›

«Siehst du Frau Morel heute zum ersten Mal?» sagte Miriam zu Clara.

«Nein, aber sie ist so nett.»

«Ja», erwiderte Miriam und senkte den Kopf, «in gewisser Beziehung ist sie wirklich sehr nett.»

«Das glaube ich auch.»

«Hatte Paul dir viel von ihr erzählt?»

«Ja, sehr viel.»

«Hm!»

Sie schwiegen, bis er mit dem Buch zurückkam.

«Wann mußt du es wieder haben?» fragte Miriam.

«Wann du willst», antwortete er.

Clara wandte sich um, wollte ins Haus, während er Miriam bis ans Tor begleitete.

«Wann kommst du mal nach dem Willey-Hof?» fragte Miriam.

«Das kann ich nicht sagen», erwiderte Clara.

«Mutter läßt dir sagen, sie würde sich sehr freuen, dich einmal wiederzusehen, du könntest kommen, wann du wolltest.»

«Danke; ich käme gern einmal, aber wann, kann ich nicht sagen.»

«Na, dann gut», rief Miriam ziemlich bitter und wandte sich ab.

Sie ging den Pfad hinab, und ihr Mund berührte die Blumen, die er ihr gegeben hatte.

«Willst du nicht eben mit reinkommen?» fragte er.

«Nein, danke.»

«Wir gehen auch in die Kirche.»

«Dann werde ich euch ja sehen!» Miriam war sehr verbittert.

«Ja.»

Sie trennten sich. Er fühlte sich ihr gegenüber schuldig. Sie war verbittert und verachtete ihn. Sie glaubte, daß er immer noch ihr gehöre, und doch konnte er Clara haben, sie mit nach Hause bringen, neben ihr mit der Mutter in der Kirche sitzen, ihr dassselbe Gesangbuch geben, das er vor Jahren ihr gegeben hatte. Sie hörte, wie er schnell ins Haus lief.

Aber er ging nicht sofort hinein. Auf dem Rasen blieb er stehen,

hörte die Stimme der Mutter, dann Claras Antwort: «Was ich an Miriam hasse, ist der Bluthund in ihr.»

«Ja», sagte die Mutter rasch, «ja, und deswegen muß man sie doch selbst hassen.»

Da faßte ihn die Wut, und er war böse auf sie, daß sie so über das Mädchen sprachen. Welches Recht hatten sie, so etwas über sie zu reden? Etwas in den Worten erweckte in ihm lodernden Haß gegen Miriam. Dann bäumte sich sein Inneres dagegen auf, daß Clara es sich herausnahm, so über Miriam zu sprechen. Wenn es darauf ankommt, ist im Grunde das Mädchen die Bessere von den beiden, dachte er. Er ging ins Haus. Die Mutter sah aufgeregt aus. Mit der Hand klopfte sie rhythmisch auf die Sofalehne, wie Frauen das tun, die am Ende ihrer Kraft sind. Nie konnte er diese Bewegung ertragen. Es herrschte Schweigen; dann fing er an zu sprechen.

In der Kirche sah Miriam, wie er für Clara im Gesangbuch das Lied aufschlug, genau wie er es für sie getan hatte. Und während der Predigt konnte er das Mädchen auf der andern Seite der Kirche sehen; ihr Hut warf einen dunklen Schatten auf ihr Gesicht. Was dachte sie wohl, als sie Clara neben ihm sitzen sah? Immer wieder kam ihm dieser Gedanke. Er fühlte, wie grausam er gegen Miriam war.

Nach dem Gottesdienst ging er mit Clara über Pentrich. Es war ein dunkler Herbstabend. Sie hatten sich von Miriam verabschiedet, und es gab ihm einen Stich ins Herz, als er das Mädchen so allein gehen ließ. ‹Aber es geschieht ihr ganz recht›, sagte er sich, und es bereitete ihm fast Freude, vor ihren Augen neben der andern schönen Frau herzugehen.

In der Dunkelheit hing der Duft von feuchten Blättern. Während sie weitergingen, lag Claras Hand warm und schlaff in der seinen. Er war voller Widerstreit. Der Kampf, der in ihm tobte, machte ihn ganz verzweifelt.

Als sie den Pentrich-Hügel hinaufgingen, lehnte sich Clara gegen ihn. Er legte den Arm um ihre Hüfte. Als er beim Gehen die starke Bewegung ihres Körpers unter seinem Arm fühlte, löste sich die Spannung in seiner Brust, die er Miriams wegen empfand, und heiß durchwallte ihn sein Blut. Immer fester hielt er sie.

Da sagte sie ganz ruhig:

«Du hältst es ja doch noch mit Miriam.»

«Wir sprechen nur miteinander. Mehr als Gespräche hat es nie zwischen uns gegeben», sagte er bitter.

«Deine Mutter mag sie nicht», versetzte Clara.

«Nein, sonst hätte ich sie geheiratet. Aber es ist alles aus, wirklich.» Plötzlich wurde seine Stimme leidenschaftlich vor Haß. «Wäre ich jetzt mit ihr zusammen, schwatzten wir über das ‹christliche Geheimnis› oder sonst welchen Kohl. Gott sei Dank, daß ich das nicht tue.»

Schweigend gingen sie weiter.

«Aber du kannst sie in Wirklichkeit gar nicht aufgeben», sagte Clara.

«Ich gebe sie nicht auf, weil nichts aufzugeben ist», sagte er.

«Für sie aber doch.»

«Ich sehe nicht ein, warum wir beide nicht, solange wir leben, Freunde sein sollten», meinte er. «Es wird immer nur Freundschaft sein.»

Clara rückte etwas von ihm ab, wich einer Berührung mit ihm aus.

«Warum rückst du denn weg?» fragte er.

Sie antwortete nicht, ging noch weiter von ihm weg.

«Warum willst du denn allein gehen?» fragte er.

Wieder antwortete sie nicht. Verdrießlich ging sie weiter, ließ den Kopf hängen.

«Weil ich sagte, ich würde Miriams Freund bleiben!» rief er.

Sie wollte ihm nicht antworten.

«Ich sage dir doch, zwischen uns beiden handelt es sich nur um Worte», beharrte er und versuchte, sie wieder an sich zu ziehen. Sie widerstand. Plötzlich stellte er sich vor sie, versperrte ihr den Weg. «Verdammt!» rief er. «Was willst du denn?»

«Lauf doch lieber hinter deiner Miriam her!» spottete Clara. Da flammte es heiß in ihm auf. Er zeigte die Zähne. Sie ließ verdrießlich den Kopf hängen. Der Weg war dunkel, ganz einsam. Plötzlich riß er sie in die Arme und küßte ihr Gesicht mit wildem Kuß. Sie wand sich wie wahnsinnig, wollte ihm entgehen. Aber er hielt sie fest. Hart und unbarmherzig suchte sie sein Mund. Ihre Brüste stießen sich weh an der Mauer seiner Brust. Hilflos versank sie in seine Arme, und er küßte sie, küßte sie.

Er hörte, daß Leute den Hügel herunterkamen.

«Nimm dich zusammen! Nimm dich zusammen!» sagte er leise, griff ihren Arm, bis es sie schmerzte. Hätte er das nicht getan, sie wäre auf die Erde gesunken.

Sie seufzte, ging benommen neben ihm her. Schweigend gingen sie weiter.

«Wir wollen jetzt über die Felder gehen», rief er; da wurde sie wach.

Aber er mußte ihr beim Übersteigen des Zauntritts helfen, und schweigend ging sie neben ihm über das erste dunkle Feld. Es war der Weg nach Nottingham und dem Bahnhof, sie kannte ihn. Er schien etwas zu suchen. Sie kamen auf die kahle Höhe eines Hügels, wo die dunkle Gestalt der verfallenen Windmühle stand. Hier machten sie halt. Sie standen zusammen in der Dunkelheit, sahen hinab auf die Lichter, die vor ihnen in der Nacht zerstreut lagen, viele, viele glitzernde Punkte, Dörfer, die hoch und tief hier und da in der

Dunkelheit lagen. «Als gingen wir mitten durch die Sterne», sagte er mit schwammigem Lachen.

Dann nahm er sie wieder in die Arme und hielt sie fest.

Sie wandte den Mund zur Seite, fragte verbissen und leise:

«Wie spät ist es?»

«Das ist doch ganz einerlei», flehte er leise.

«Das ist es nicht – nein! Ich muß fort.»

«Es ist doch noch so früh», sagte er.

«Wieviel Uhr ist es?» fragte sie wieder.

Um sie lag die schwarze Nacht, mit Lichtern war sie funkelnd gesprenkelt.

«Ich weiß es nicht.»

Sie legte die Hand auf seine Brust, fühlte nach seiner Uhr. Er spürte es wie heißes Feuer in allen Gliedern. Sie suchte in der Tasche seiner Weste, während er lachend dastand. In der Dunkelheit konnte sie wohl das runde, fahle Ziffernblatt der Uhr, aber nicht seine Zahlen erkennen.

Sie beugte sich über die Uhr. Er keuchte, bis er sie wieder in seine Arme schließen konnte.

«Ich kann's nicht sehen», sagte sie.

«Dann laß es doch auch.»

«Ja. Ich gehe jetzt», sagte sie und wandte sich ab.

«Warte! Ich sehe nach.» Aber er konnte es auch nicht sehen. «Ich stecke ein Streichholz an.»

Im geheimen hoffte er, es wäre zu spät, den Zug noch zu erreichen. Sie sah die glühende Laterne seiner Hände; als er das Licht schützte, fiel der Schein auf sein Gesicht, seine Augen starrten auf die Uhr. Gleich darauf war alles wieder dunkel. Alles war schwarz vor ihren Augen, neben ihren Füßen lag nur ein rotglühendes Streichholz. Wo war er?

«Wieviel Uhr ist es?» fragte sie erschrocken.

«Du erreichst ihn doch nicht mehr», antwortete seine Stimme aus der Dunkelheit.

Sie schwiegen. Sie fühlte sich in seiner Gewalt. Sie hatte das Klingen in seiner Stimme wohl vernommen. Sie hatte Angst. «Wieviel Uhr ist es?» fragte sie ruhig, entschieden, hoffnungslos.

«Zwei Minuten vor neun», erwiderte er und sagte mit einiger Anstrengung die Wahrheit.

«Kann ich von hier in vierzehn Minuten den Bahnhof erreichen?»

«Nein. Auf jeden Fall ...»

Sie konnte seine dunkle Gestalt erkennen, die etwa ein Meter von ihr entfernt war. Sie wollte weg.

«Ist das wirklich nicht möglich?» flehte sie.

«Wenn du dich beeilst», sagte er hart. «Aber du könntest auch zu

Fuß gehen, Clara; bis zur Straßenbahn sind es nur sieben Meilen. Ich begleite dich.»

«Nein, ich will den Zug erreichen.»

«Aber warum?»

«Ich will – ich will den Zug erreichen.»

Plötzlich klang seine Stimme anders.

«Schön», sagte er verbissen und hart. «Dann los!»

Und er rannte voraus in die Dunkelheit. Sie rannte hinter ihm her, hätte am liebsten geweint. Jetzt war er hart und grausam gegen sie. Sie lief über die roten, dunklen Felder hinter ihm her, atemlos, war jeden Augenblick nahe daran, zu fallen. Aber die doppelte Lichterreihe des Bahnhofs kam immer näher. Plötzlich rief er, indem er schneller lief: «Da ist er.»

Man vernahm ein schwaches Rattern. Rechts in der Ferne zog sich der Zug wie eine leuchtende Raupe durch die Nacht. Das Rattern hörte auf.

«Er ist jetzt auf dem Viadukt. Du erreichst ihn eben noch.» Clara lief, sie war ganz außer Atem, fiel endlich in den Zug. Die Pfeife erscholl. Er war weg. Weg – und sie saß in einem Wagen voller Menschen. Sie fühlte, wie grausam das alles war. Er wandte sich um und raste nach Hause. Bevor er noch wußte, wo er war, stand er zu Hause in der Küche. Er war sehr blaß. Seine Augen waren dunkel und böse, als wäre er betrunken. Die Mutter sah ihn an.

«Deine Schuhe sehen ja fein aus», sagte sie.

Er sah hinab auf seine Füße. Dann zog er den Mantel aus. Seine Mutter fragte sich, ob er betrunken wäre.

«Hat sie den Zug noch erreicht?» fragte sie.

«Ja.»

«Hoffentlich waren ihre Schuhe nicht so schmutzig. Wo bist du denn nur gewesen?»

Eine Zeitlang schwieg er, bewegte sich nicht. «Gefiel sie dir?» fragte er schließlich verdrießlich.

«Ja, sie gefiel mir schon. Aber, mein Sohn, die bist du bald leid, und das weißt du auch selbst.»

Er antwortete nicht. Sie bemerkte, wie schwer ihm das Atmen wurde.

«Bist du gelaufen?» fragte sie.

«Wir mußten laufen, um den Zug zu erreichen.»

«Du machst dich noch kaputt. Trink mal schnell etwas heiße Milch!»

Das war sicher das beste für ihn. Aber er schlug es aus und ging zu Bett. Hier lag er mit dem Gesicht auf der Bettdecke und vergoß Tränen der Wut und der Qual. Er empfand so starken körperlichen Schmerz, daß er sich die Lippen blutig biß, und der Aufruhr seines Innern machte ihn unfähig, zu denken, fast zu fühlen.

So also behandelt sie mich, sagte er sich in seinem Herzen immer wieder und preßte sein Gesicht in die Bettdecke. Und er haßte sie. Noch einmal überdachte er alles, und wieder haßte er sie.

Am nächsten Tag zeigte er eine neue Teilnahmslosigkeit.

Clara war sehr freundlich, fast lieb. Aber er behandelte sie von oben herab, mit leichter Verachtung. Sie seufzte, war weiter freundlich. Da wurde er anders.

An einem Abend dieser Woche spielte Sarah Bernhardt im Royal Theatre in Nottingham die «Kameliendame». Paul wollte diese alte und berühmte Schauspielerin sehen und bat Clara, ihn zu begleiten. Er sagte der Mutter, sie solle für ihn den Schlüssel auf die Fensterbank legen.

«Soll ich Karten besorgen?» fragte er Clara.

«Ja. Und zieh deinen Abendanzug an! Ich habe dich noch nie darin gesehen.»

«Lieber Gott, Clara! Das stelle dir mal vor, ich im Abendanzug im Theater», widersprach er.

«Tust du es nicht gern?» fragte sie.

«Wenn du es willst, natürlich, aber ich werde mir ziemlich albern vorkommen.»

Sie lachte ihn an. «Dann komme dir meinetwegen mal ein bißchen albern vor.»

Diese Bitte jagte ihm das Blut ins Gesicht. «Dann muß ich ja wohl.»

«Warum nimmst du den Handkoffer mit?» fragte seine Mutter.

Er wurde ganz rot. «Clara bat mich», sagte er.

«Und was für Plätze habt ihr?»

«Rang – dreieinhalb Schilling der Platz.»

«Na, so was!» rief die Mutter spöttisch.

«Es ist nur einmal im blausten der blauen Monde», lachte er. Bei Jordan kleidete er sich um, zog seinen Überzieher an und setzte seine Mütze auf; er traf Clara in einem Kaffeehaus. Sie war mit einer befreundeten Frauenrechtlerin zusammen. Sie trug einen alten, langen Mantel, der ihr nicht stand, und hatte ein kleines Tuch um den Kopf, das er haßte. Die drei gingen zusammen ins Theater.

Auf der Treppe zog Clara den Mantel aus, und er entdeckte, daß sie eine Art kleines Abendkleid trug, das Arme, Hals und einen Teil ihrer Brust frei ließ. Sie war modern frisiert. Das einfache, grüne Kreppkleid stand ihr gut. Er fand, daß sie vornehm wirkte. Das Kleid ließ ihre Gestalt erkennen, als wäre es eng um sie geschlungen. Als er sie anblickte, fühlte er sozusagen die Festigkeit und Weichheit ihres aufrechten Körpers. Er ballte die Fäuste.

Und den ganzen Abend mußte er neben ihren schönen, nackten Armen sitzen, mußte sehen, wie sich der starke Hals aus der starken Brust erhob, mußte die Brüste sehen unter dem grünen Stoff, die Li

nien ihrer Glieder in dem engen Kleid. Etwas in ihm haßte sie wieder, weil sie ihn dieser Qual der Nähe unterwarf. Und er liebte sie, als sie den Kopf wiegte, geradeaus sah mit aufgeworfenem Munde, nachdenklich, unbeweglich, als ergäbe sie sich ihrem Schicksal nur, weil es für sie zu stark war. Sie konnte nicht anders; etwas hielt sie gepackt, das größer war als sie. Etwas Ewiges lag um sie, als wäre sie eine wissende Sphinx, und da mußte er sie küssen. Er ließ seinen Theaterzettel fallen, bückte sich, um ihn wieder aufzuheben, so daß er ihre Hand und ihr Handgelenk küssen konnte. Ihre Schönheit war für ihn Qual. Sie saß ganz unbeweglich. Nur, wenn die Lichter erloschen, sank sie ein wenig gegen ihn, und dann streichelte er ihre Hand und ihren Arm mit den Fingern. Er roch ihren zarten Duft. Die ganze Zeit über raste sein Blut in weißglühenden Wogen, die für Augenblicke sein Bewußtsein ertöteten.

Das Drama ging weiter. Er sah es wie aus weiter Ferne, als geschähe das alles woanders; er wußte nicht wo, aber wohl tief in seinem Innern. Er sah Claras weiße, schwere Arme, ihren Hals, den wogenden Busen. Das schien er selbst. Irgendwo in der Ferne spielte das Spiel, und auch mit dem war er eins. Ein eigenes Ich hatte er nicht mehr. Die grauschwarzen Augen Claras, ihre Brust, die ihm so nahe war, ihr Arm, den er fest gefaßt hielt, das allein war vorhanden. Da kam er sich so klein und hilflos vor, während sie sich in ihrer Kraft über ihm erhob.

Nur die Pausen, wenn die Lichter wieder brannten, taten ihm weh. Er wäre am liebsten sonstwohin gelaufen, bis es wieder dunkel war. Wie betäubt ging er hinaus, wollte etwas trinken. Dann erloschen die Lichter, und die seltsame, wahnwitzige Wirklichkeit Claras und des Dramas packten ihn wieder.

Das Spiel ging weiter. Aber er war besessen von der Begierde, die kleine blaue Ader in der Biegung ihres Armes zu küssen. Er konnte sie fühlen. Er lebte nicht eher wieder, bis er seine Lippen auf diese Stelle gedrückt hatte. Er mußte es tun. Und die andern Leute! Schließlich beugte er sich schnell herab und berührte die Ader mit den Lippen.

Sein Schnurrbart streifte das empfindliche Fleisch. Clara erbebte, zog den Arm weg.

Als das alles zu Ende war, die Lichter wieder brannten und die Zuschauer klatschten, kam er wieder zu sich, sah auf die Uhr. Sein Zug war fort.

«Jetzt muß ich zu Fuß nach Hause», sagte er.

Clara sah ihn an. «Ist es zu spät?» fragte sie.

Er nickte. Dann half er ihr in den Mantel.

«Ich liebe dich. Herrlich siehst du in dem Kleid aus», sagte er leise über ihre Schulter, mitten im Gedränge der lärmenden Menschen.

Sie blieb ganz ruhig. Sie verließen zusammen das Theater. Er sah die wartenden Wagen, die vorbeigehenden Menschen. Er hatte ein Gefühl, als begegneten ihm ein Paar braune Augen, die ihn haßten. Aber das drang ihm nicht ins Bewußtsein. Er und Clara gingen mechanisch in der Richtung auf den Bahnhof zu.

Der Zug war fort. Er mußte die zehn Meilen nach Hause zu Fuß gehen.

«Schadet nichts», sagte er, «das tut mir ganz gut.»

«Willst du nicht bei uns schlafen?» fragte sie errötend. «Ich schlafe dann bei Mutter.»

Er sah sie an. Ihre Augen begegneten sich.

«Was wird deine Mutter sagen?»

«Die hat sicher nichts dagegen.»

«Bestimmt?»

«Sicher.»

«Soll ich kommen?»

«Wenn du willst.»

«Dann gut.»

Sie gingen zurück. An der ersten Haltestelle nahmen sie die Straßenbahn. Ein frischer Wind blies ihnen ins Gesicht. Die Stadt war dunkel. Der Wagen schwankte in schneller Fahrt. Er saß da, hielt ihre Hand fest. «Ist deine Mutter schon zu Bett?» fragte er.

«Vielleicht. Hoffentlich nicht.»

Schnell gingen sie durch die stille, dunkle, kleine Straße; sie waren die einzigen, die noch draußen waren. Eilig trat Clara ins Haus. Er zögerte.

«Nun komm!» sagte sie.

Er sprang die Stufe hinauf und stand im Zimmer. Groß und feindlich erschien im Türrahmen ihre Mutter.

«Wen hast du denn da mitgebracht?» fragte sie.

«Herrn Morel; er hat den Zug verpaßt. Ich dachte, er könnte die Nacht bei uns schlafen, dann braucht er nicht zehn Meilen bis nach Haus zu laufen.»

«Hm», machte Frau Radford. «Das meinst du. Wenn du ihn eingeladen hast, ist er, soweit das mich angeht, sehr willkommen. Du führst ja den Haushalt.»

«Wenn es Ihnen lästig ist, geh ich lieber», sagte er.

«Nein, nein, das nicht. Kommen Sie rein! Ich weiß freilich nicht, ob Ihnen das Abendessen gefällt, das ich für sie gemacht habe.»

Es bestand aus wenigen Scheibenkartoffeln und einem Stück Schinken. Der Tisch war unordentlich für einen gedeckt.

«Schinken ist noch da», sagte Frau Radford, «Kartoffeln nicht.»

«Es ist wirklich unverantwortlich, daß ich Ihnen diese Umstände mache», sagte er.

«Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen! Bei mir ist das nicht nötig. Sie haben sie doch ins Theater eingeladen?»

Die letzte Frage klang so höhnisch.

«Ja, und?» lachte Paul unbehaglich.

«Was ist da ein Stückchen Schinken? Ziehen Sie den Mantel aus!»

Die große, aufrechte Frau versuchte, die Lage zu überschauen. Sie machte sich an der Anrichte zu tun. Clara nahm seinen Mantel. Das Zimmer war sehr warm und gemütlich beim Licht der Lampe.

«Meine Herrschaften!» rief Frau Radford. «Ihr beide seht mir ja großartig aus! Wozu denn all das Getue?»

«Ich glaube, das wissen wir selbst nicht», sagte er und kam sich vor wie ein Opfertier.

«In diesem Haus ist für zwei so Feine kein Platz. Ja, wenn ihr so hoch hinaus wollt!» spottete sie. Das war ein ganz gemeiner Hieb.

Er in seinem Abendanzug und Clara in ihrem grünen Kleid und den nackten Armen waren ganz verwirrt. Sie fühlten, sie mußten einander in der kleinen Küche schützen.

«Und sieh mal einer diese Blüte!» fuhr Frau Radford fort und zeigte auf Clara. «Was die sich wohl dabei gedacht hat?»

Paul sah Clara an. Sie war rot geworden; warme Röte lag auf ihrem Hals. Einen Augenblick herrschte Schweigen.

«Sie sehen so was doch gern?» fragte er.

Die Mutter hatte sie in ihrer Gewalt. Die ganze Zeit über schlug sein Herz wild, die Angst hielt ihn gepackt, aber er wollte gegen sie kämpfen.

«Ich so was gern sehen!» rief die alte Frau. «Weshalb sollte ich es wohl gern sehen, daß sie sich zur Närrin macht?»

«Ich habe schon Leute gesehen, die größere Närrinnen waren», sagte er. Jetzt stand Clara unter seinem Schutz.

«So? Und wann denn?» lautete die höhnische Antwort.

«Wenn sie Vogelscheuchen aus sich machten», antwortete er. Groß und drohend stand Frau Radford mit der Gabel in der Hand auf dem Kaminteppich, war verdutzt.

«Närrinnen sind sie alle beide, so oder so», antwortete sie schließlich und wandte sich dem kleinen Bratofen zu.

«Nein», sagte er, tapfer kämpfend. «Die Menschen sollten so gut wie nur möglich aussehen.»

«Und das nennen Sie gut aussehen!» rief die Mutter und zeigte verächtlich mit der Gabel auf Clara. «Die da sieht aus, als wäre sie nicht anständig angezogen.»

«Ich glaube, Sie sind eifersüchtig, weil Sie sich nicht so anziehen können», sagte er lachend.

«Ich! Ich hätte wie jede andere Abendkleider tragen können, wenn ich nur gewollt hätte», lautete die verächtliche Antwort.

«Und warum wollten Sie denn nicht?» fragte er treffend. «Oder trugen Sie doch welche?»

Es folgte ein langes Schweigen. Frau Radford legte den Schinken in den Bratofen. Das Herz schlug ihm vor Angst, er hätte sie beleidigt.

«Ich!» rief sie schließlich. «Nein, ich nicht! Und als ich in Stellung war, wußte ich gleich, was das für eine war, die mit bloßen Schultern zum Tanze ging.»

«Waren Sie denn zu gut dazu, zum Tanz zu gehen?» fragte er. Clara saß mit gesenktem Kopf da. Seine Augen waren dunkel und funkelten. Frau Radford stellte den Bratkasten beiseite, stand jetzt neben ihm, legte kleine Schinkenstückchen auf seinen Teller.

«Da ist ein schönes, knusperiges Stück», sagte sie.

«Geben Sie mir nicht das Beste», erwiderte er.

«Sie hat, was sie wollte», lautete die Antwort.

In dem Ton, in dem die Frau sprach, lag etwas wie verächtliche Nachsicht, und Paul erkannte daran, daß sie besänftigt war.

«Nimm doch etwas», sagte er zu Clara.

Sie sah ihn mit ihren grauen Augen bedrückt und verlassen an.

«Nein, danke», sagte sie.

«Warum denn nicht?» fragte er schmeichelnd.

Wie Feuer brannte ihm das Blut in den Adern. Frau Radford setzte sich wieder, groß, eindrucksvoll, unnahbar. Er beschäftigte sich nicht mehr mit Clara, sondern nur mit der Mutter.

«Sarah Bernhardt soll fünfzig Jahre alt sein», sagte er.

«Fünfzig! Sie ist sechzig geworden!» lautete die verächtliche Antwort.

«Das sollte man kaum glauben», meinte er. «Ich möchte am liebsten jetzt noch heulen.»

«Ich möchte es mal erleben, daß mich so eine alte Schachtel zum Heulen bringt», sagte Frau Radford. «Sie sollte lieber mal dran denken, daß sie Großmutter ist und kein quiekender Katamaran . . .»

Er lachte. «Ein Katamaran ist ein Boot, wie es die Malaien benutzen», sagte er.

«Und ein Wort, das ich benutze», entgegnete sie.

«Meine Mutter tut das auch manchmal, und ich darf nichts dagegen sagen», versetzte er.

«Hoffentlich haut sie Ihnen ein paar hinter die Ohren», sagte Frau Radford gut gelaunt.

«Das täte sie gern, und sie droht auch immer damit, und dann gebe ich ihr einen kleinen Schemel, auf den sie sich stellen soll.»

«Das ist das Schlimmste bei Mutter, die braucht nie zu irgend etwas einen Schemel», sagte Clara.

«Und an die Dame da reicht sie oft nicht mal mit einer Stange heran», sagte Frau Radford zu Paul.

«Ich glaube, sie legt auch keinen Wert darauf», lachte er. «Ich täte es jedenfalls nicht.»

«Man sollte euch beiden damit auf den Kopf hauen, das täte euch gut», sagte die Mutter plötzlich lachend.

«Warum sind Sie denn so rachsüchtig gegen mich?» fragte er. «Ich habe Ihnen doch nichts gestohlen.»

«Nein, da passe ich schon auf», lachte die ältere Frau.

Bald war das Abendessen beendet. Frau Radford saß als Wache in ihrem Stuhl. Paul steckte sich eine Zigarette an. Clara ging hinauf, kam mit einem Schlafanzug zurück, den sie zum Anwärmen über das Herdgitter hängte.

«An den habe ich doch gar nicht mehr gedacht», sagte Frau Radford. «Wo hast du den denn gefunden?»

«In meiner Schublade.»

«Hm. Du kauftest ihn für Baxter, der wollte ihn nicht anziehen», lachte sie. «Sagte, er könne auch ohne Hose im Bett fertig werden.» Sie wandte sich vertraulich an Paul und meinte: «Er konnte diese Pyjamas nie anhaben.»

Der junge Mann saß da und blies Ringel. «Nun, jeder nach seinem Geschmack», lachte er.

Dann folgte eine kleine Unterhaltung über die Vorzüge der Pyjamas.

«Meine Mutter hat mich gern in ihnen», sagte er. «Sie sagt, ich sehe aus wie ein Pierrot.»

«Ich kann mir vorstellen, daß sie Ihnen gut stehen», sagte Frau Radford.

Nach einer Weile sah er auf die kleine Uhr, die auf dem Kamin tickte. Es war halb eins.

«Spaßig, stundenlang kann man nach dem Theater noch aufbleiben.»

«Es ist aber bald soweit, daß Sie zu Bett müssen», sagte Frau Radford und räumte den Tisch ab.

«Bist du müde?» fragte er Clara.

«Kein bißchen», antwortete sie; sie wich seinem Blick aus.

«Sollen wir ein Spielchen Cribbage machen?» fragte er.

«Ich kann es nicht mehr.»

«Ich zeige es dir. Dürfen wir Cribbage spielen, Frau Radford?» fragte er.

«Wenn es Ihnen Spaß macht», antwortete sie, «aber es ist schon ziemlich spät.»

«Ein Spiel oder so etwas macht uns müde», meinte er.

Clara brachte die Karten, und während er sie mischte, ließ sie ihren Trauring auf dem Tisch kreiseln. Frau Radford wusch in der Spülküche auf. Paul fühlte, daß die Lage um so gespannter wurde, je später es wurde.

«Fünfzehn zwei, fünfzehn vier, fünfzehn sechs und zwei ist acht.» Die Uhr schlug eins. Sie spielten weiter. Frau Radford hatte alle Arbeiten, die vor dem Zubettgehen zu erledigen waren, getan, hatte die Tür abgeschlossen und den Kessel mit Wasser gefüllt. Paul gab und zählte weiter. Er war besessen von Claras Arm und Hals. Er glaubte, er könne die Stelle erkennen, wo die Brüste begannen. Er konnte sie nicht verlassen. Sie beobachtete seine Hände und fühlte, wie ihre Glieder gleichsam schmolzen, während sie sich schnell bewegten. Sie war so nahe, es war fast, als berühre er sie, und doch nicht ganz. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr. Er haßte Frau Radford. Sie saß immer noch da, fiel fast in Schlaf, aber entschlossen und hartnäckig blieb sie in ihrem Stuhl sitzen. Paul sah sie an, dann Clara. Sie begegnete seinem Blick, und der war böse, spöttisch und stahlhart. Ihre Blicke antworteten beschämt. Er wußte, daß sie auf jeden Fall seiner Ansicht war. Er spielte weiter. Endlich stand Frau Radford steif auf und sagte: «Ist es noch nicht soweit, daß ihr beide ans Schlafengehen denkt?» Paul spielte weiter, ohne zu antworten. Er haßte sie so, daß er sie hätte ermorden können. «Noch eine kleine Minute», sagte er.

Die ältere Frau stand auf und segelte hartnäckig in die Spülküche, kam mit einer Kerze wieder, die sie auf den Kamin stellte. Dann setzte sie sich wieder. Heißer Haß gegen sie tobte in seinen Adern, er warf die Karten hin.

«Na, dann Schluß», sagte er; aber seine Stimme war immer noch eine Herausforderung.

Clara sah seinen hartgeschlossenen Mund. Wieder sah er sie an. Es schien wie Zustimmung. Sie beugte sich über die Karten, räusperte sich hustend.

«Gut, daß ihr endlich fertig seid», sagte Frau Radford.

«Hier, Ihre Sachen . . .», sie warf ihm den warmen Schlafanzug zu, «und hier Ihre Kerze. Ihr Zimmer liegt hier drüber; es sind nur zwei, irren können Sie sich nicht. Gute Nacht. Hoffentlich schlafen Sie gut.»

«Bestimmt. Das tue ich immer», sagte er.

«Ja, in Ihrem Alter muß man das auch», erwiderte Frau Radford.

Er sagte Clara gute Nacht und ging. Die gewundene Treppe aus weißem, geschrubbtem Holz krachte und knarrte bei jedem Schritt. Er ging verbissen hinauf. Die beiden Türen lagen einander gegenüber. Er ging in sein Zimmer, lehnte die Tür an, schob den Riegel nicht vor.

Es war ein kleines Zimmer mit einem großen Bette; auf dem Toilettentisch lagen einige von Claras Haarnadeln — ihre Haarbürste. Ihre Kleider und ein paar Röcke hingen hinter einem Vorhang in einer Ecke. Über einem Stuhl hing ein Paar Strümpfe. Er untersuchte das Zimmer. Auf dem Bett lagen zwei Bücher, die ihm gehörten. Er zog sich aus, legte seinen Anzug zusammen und setzte sich auf das Bett, lauschte. Dann blies er die Kerze aus, legte sich hin, und zwei Minuten

später schlief er fest. Da ging es klick – er war hell wach und wand sich in Qual. Er hatte ein Gefühl, als hätte ihn in dem Augenblick, als er fest einschlief, etwas gebissen und wahnsinnig gemacht. Er setzte sich aufrecht und starrte in das dunkle Zimmer, saß mit untergeschlagenen Beinen, vollständig regungslos, lauschend da. Irgendwo draußen hörte er eine Katze, dann den schweren, gewichtigen Schritt der Mutter, dann deutlich Claras Stimme. «Mach mir doch mal das Kleid auf!» Dann herrschte Schweigen. Endlich sagte die Mutter: «Kommst du nun mit rauf?»

«Nein, noch nicht», erwiderte die Tochter ruhig.

«Na, dann schön. Wenn's noch nicht spät genug ist, bleib noch auf. Aber mach mich nicht wach, wenn ich gerade eingeschlafen bin.»

«Ich komme schon», sagte Clara.

Gleich darauf hörte Paul, wie die Mutter langsam die Treppe heraufstieg. Das Kerzenlicht blitzte durch die Risse in der Tür. Ihr Kleid streifte die Tür, und sein Herz bebte. Dann war es dunkel, und er hörte das Klappen des Schlosses. Sie hatte es mit ihren Vorbereitungen zum Schlafengehen nicht eilig. Nach langer Zeit war es endlich ganz still. Er saß voll Erwartung im Bett, bebte leicht. Seine Tür stand einen Zoll weit offen. Wenn Clara heraufkam, wollte er sie abfangen. Er wartete. Alles war totenstill. Es schlug zwei. Dann hörte er unten das leichte Rasseln des Herdgitters. Jetzt konnte er es nicht mehr aushalten. Er war nicht mehr Herr über seine Glieder. Er fühlte, er mußte jetzt gehen oder sterben.

Er stieg aus dem Bett, blieb bebend einen Augenblick stehn. Dann ging er auf die Tür zu. Er versuchte leise zu gehn. Die erste Stufe krachte wie ein Schuß. Er lauschte. Die alte Frau bewegte sich in ihrem Bett. Die Treppe war dunkel. Am Fuße der Treppe fiel unter der Tür her, die in die Küche führte, ein Lichtstrahl. Er blieb einen Augenblick stehn. Dann ging er mechanisch weiter. Jede Stufe krachte, es rieselte ihm kalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß die alte Frau oben, hinter ihm, die Tür öffnete. Er tastete an der Tür. Mit lautem Klappen öffnete sich die Klinke. Er ging in die Küche, schloß geräuschvoll hinter sich die Tür. Jetzt würde wohl die alte Frau nicht mehr kommen.

Dann blieb er stehen, konnte nicht weiter. Clara kniete auf einem Haufen weißer Unterwäsche auf dem Kaminteppich, wandte ihm den Rücken zu, wärmte sich. Sie sah sich nicht um, hockte auf den Fersen, ihr gerundeter, schöner Rücken war ihm zugewandt, und ihr Gesicht war verborgen. Sie wärmte sich vor dem Feuer, wollte sich beruhigen. Rosige Glut lag auf der einen Seite, dunkler, warmer Schatten auf der andern. Schlaff hingen die Arme herab.

Er bebte heftig, biß die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste, wollte bei Besinnung bleiben. Dann ging er auf sie zu. Eine Hand

legte er ihr auf die Schulter, die Finger der andern unter das Kinn, hob ihr Gesicht. Krampfartiger Schauer durchlief sie, einmal, zweimal, als er sie berührte. Sie hielt den Kopf gesenkt.

«Verzeih», sagte er, als er bemerkte, daß seine Hände so kalt waren.

Da blickte sie auf zu ihm, angstvoll wie ein Wesen, das zu Tode erschrocken ist.

«Meine Hände sind so kalt», sagte er leise.

«Ich mag das gern», flüsterte sie, schloß die Augen.

Der Atem ihrer Worte lag auf seinem Mund. Ihre Arme umfaßten seine Knie. Die Kordel seines Schlafanzugs baumelte gegen sie und ließ sie erbeben. Als die Wärme in ihn drang, ließ sein Zittern nach. Er konnte es nicht mehr aushalten, hob sie auf, und sie vergrub ihren Kopf an seiner Schulter. Seine Hände glitten langsam, unendlich zart und lieb über sie. Sie drängte sich dicht an ihn, versuchte, sich an ihm zu verbergen. Er umschlang sie sehr fest. Da sah sie ihn endlich an, stumm, flehend, wollte wissen, ob sie sich schämen müßte.

Seine Augen waren dunkel, sehr tief und sehr ruhig. Als täte ihm ihre Schönheit weh, als schmerze es ihn, daß er sie nahm, als füllte es ihn mit Kummer. Mit leichter Qual sah er sie an und war erschrocken. Er war so demütig vor ihr. Glühend küßte sie seine Augen, erst das eine, dann das andere, und sie drängte sich gegen ihn. Sie gab sich hin. Er hielt sie fest. Es war ein Augenblick voller Spannung, daß sie glaubten, zu vergehen.

Sie ließ sich anbeten von ihm, ließ ihn vor Freude an ihr erbeben. Das heilte ihren verletzten Stolz. Das heilte sie; das machte sie froh. Aufrecht fühlte sie sich und stolz. Ihr Stolz war verletzt worden. Sie war erniedrigt worden. Jetzt strahlte sie wieder in Stolz und Freude. Es war ihre Wiederbelebung, ihre Wiederanerkennung. Dann sah er sie mit strahlendem Gesicht an. Sie lachten sich an, und er drückte sie an die Brust. Die Sekunden vertickten, die Minuten vergingen, und immer noch standen die beiden engverschlungen und Mund an Mund da, wie eine Statue aus einem Block.

Aber seine Finger glitten tastend über sie, ruhelos, wandernd, unzufrieden. Woge auf Woge raste das heiße Blut. Sie legte den Kopf an seine Schulter.

«Komm in mein Zimmer», sagte er leise.

Sie sah ihn an, schüttelte den Kopf, warf verzweifelt den Mund auf; ihre Augen waren schwer vor Leidenschaft. Er beobachtete sie starr.

«Doch», sagte er.

Wieder schüttelte sie den Kopf.

«Warum nicht?» fragte er.

Schwer, sorgenvoll sah sie ihn immer noch an, und wieder schüttelte sie den Kopf. Da wurden seine Augen kalt, und er ließ sie los.

Als er später wieder im Bett lag, fragte er sich, warum sie sich wohl

weigerte, zu ihm zu kommen, ganz offen, daß die Mutter es wußte. Auf alle Fälle wäre dann alles in Ordnung gewesen. Sie hätte die Nacht bei ihm bleiben können, hätte sich nicht in das Bett der Mutter zu legen brauchen. Das war so seltsam, und er verstand es nicht. Kurz darauf schlief er ein. Am nächsten Morgen wurde er dadurch wach, daß jemand ihn ansprach. Er öffnete die Augen und sah Frau Radford, groß und stattlich, die auf ihn herabblickte. Sie hielt eine Tasse Tee in der Hand.

«Wollen Sie denn bis zum Jüngsten Tag schlafen?» fragte sie.

Er lachte gleich.

«Wenn es doch erst fünf wäre», sagte er.

«Aber es ist halb sieben; hier, ich habe Ihnen eine Tasse Tee gebracht.»

Er fuhr sich übers Gesicht, schob sich das wirre Haar aus der Stirn und richtete sich auf. «Weshalb ist es denn schon so spät?» brummte er. Er ärgerte sich, daß man ihn geweckt hatte. Das machte ihr Spaß. Sie sah seinen Hals in der Schlafjacke aus Flanell, er war so weiß und rund wie der eines Mädchens. Ärgerlich fuhr er sich durchs Haar.

«Das Kopfkratzen hat keinen Zweck», sagte sie. «Dadurch wird es nicht früher. Hier! Wie lange soll ich denn noch mit der Tasse hier stehn?»

«Ach, die verdammte Tasse», sagte er.

«Sollten früher zu Bett gehen», sagte die Frau.

Er sah zu ihr auf, lachte unverfroren. «Ich ging eher zu Bett als Sie», sagte er.

«Ja, mein Bürschchen, das taten Sie», rief sie.

«Stell sich mal einer vor», sagte er und rührte im Tee, «mir wird Tee ans Bett gebracht! Meine Mutter wird glauben, ich wäre für das Leben nicht mehr zu gebrauchen.»

«Tut sie das denn nie?» fragte Frau Radford.

«Lieber stellt sie sich auf den Kopf.»

«Ja, ich habe meine immer verwöhnt. Deshalb ist auch nichts aus ihnen geworden», sagte die ältliche Frau.

«Sie haben doch nur Clara», sagte er. «Und Herr Radford ist im Himmel. Da bleiben nur Sie übrig, aus der nichts geworden ist.»

«Aus mir ist schon was geworden. Ich bin nur zu gut», sagte sie, als sie das Schlafzimmer verließ. «Eine Närrin bin ich, weiter nichts.»

Beim Frühstück war Clara sehr ruhig. Aber sie tat so, als hätte sie ein Recht auf ihn, und das füllte ihn mit großer Freude. Frau Radford hatte ihn augenscheinlich gern. Er fing an, von seinen Bildern zu sprechen.

«Was haben Sie denn von Ihrem Gekritzel und Gepinsel und all der Arbeit mit der Malerei?» rief die Mutter. «Was haben Sie denn Großes davon, das möchte ich mal wissen? Sollten lieber das Leben genießen.»

«Aber», sagte Paul, «über dreißig Guineen habe ich letztes Jahr verdient.»

«So! Na, das ist schon was! Aber im Vergleich zu der Zeit, die draufging, doch nichts!»

«Und vier Pfund ist man mir noch schuldig. Ein Mann sagte zu mir, er gäbe mir fünf Pfund, wenn ich ihn, seine Frau, den Hund und das Haus malte. Und ich ging hin und setzte die Hühner an Stelle des Hundes, und da wurde er ärgerlich, und ich mußte ein Pfund nachlassen. Ich wurde ganz krank dabei, und den Hund konnte ich nicht leiden. Ich machte ein Bild daraus. Was soll ich tun, wenn er mir die vier Pfund gibt?»

«Sie werden schon wissen, was Sie mit Ihrem Geld anfangen», sagte Frau Radford.

«Aber ich will diese vier Pfund mal springen lassen. Wollen wir mal für einen oder zwei Tage ans Meer fahren?»

«Was?»

«Sie, Clara und ich.»

«Was, mit Ihrem Geld?» rief sie halb wütend.

«Warum denn nicht?»

«Sie bringen es auch zu nichts», sagte sie.

«Wenn ich nur Spaß von meinem Gelde habe! Wollen Sie?»

«Nein, macht das zwischen euch aus.»

«Wollen Sie?» fragte er verwundert, erfreut.

«Sie tun ja doch, was Sie wollen», sagte Frau Radford, «ob ich will oder nicht.»

13

Baxter Dawes

Kurz nachdem Paul mit Clara im Theater gewesen war, saß er mit einigen Freunden in der Punch Bowl, als Dawes hereinkam. Claras Mann wurde dick; schlaff hingen die Augenlider über seine braunen Augen; er verlor die gesunde Festigkeit des Fleisches. Es ging sichtbar mit ihm abwärts. Er hatte sich mit seiner Schwester entzweit und eine billige Wohnung gemietet. Seine Geliebte hatte ihn eines anderen Mannes wegen, der sie heiraten wollte, verlassen. Wegen Trunkenheit und Schlägerei hatte er eine Nacht im Gefängnis gesessen, eine dunkle Wettgeschichte, an der er beteiligt war, war auch noch nicht erledigt.

Paul und er waren geschworene Feinde, und dennoch herrschte zwischen ihnen jenes sonderbare Gefühl der Vertrautheit, als ständen sie im geheimen einander sehr nahe, das manchmal zwischen zwei Menschen besteht, obwohl sie nie ein Wort miteinander gesprochen haben.

Oft dachte Paul an Baxter Dawes, wäre ihm gern nähergekommen, sein Freund geworden. Er wußte, daß Dawes oft an ihn dachte, daß ihn irgend etwas zu ihm hinzog. Und doch sahen sich die beiden immer nur feindselig an.

Da Paul bei Jordan eine höhere Stellung bekleidete, mußte er Dawes etwas zu trinken anbieten.

«Was soll's sein?» fragte er ihn.

«Von so 'nem Jammerlappen wie Sie nichts», erwiderte der Mann.

Mit einem sehr beleidigend wirkenden, leichten, verächtlichen Schulterzucken wandte Paul sich ab. «Die Aristokratie», fuhr er fort, «ist tatsächlich eine durchaus militärische Einrichtung. Für sie ist der Krieg die einzige Möglichkeit, vorwärtszukommen. Solange es keinen Krieg gibt, sind sie faule Nichtstuer. Bricht aber Krieg aus, dann sind sie Führer und Befehlshaber. Und deshalb wollen sie einfach den Krieg.»

Er war kein beliebter Wirtshausredner, weil er zu schnell und anmaßend war. Er reizte die Älteren durch sein zuversichtliches Wesen und seine selbstbewußte Sicherheit. Schweigend hörte man ihm zu und war froh, wenn er fertig war.

Dawes unterbrach den Redestrom des jungen Mannes durch eine laute, höhnische Frage: «Haben Sie das alles neulich im Theater gelernt?»

Paul sah ihn an, ihre Augen begegneten sich. Jetzt wußte er, daß Dawes ihn gesehen hatte, als er mit Clara das Theater verließ.

«Wieso Theater?» fragte einer von Pauls Freunden, der sich freute, dem Jüngeren eins versetzen zu können, und was Saftiges witterte.

«Er im Schoßrock und überhaupt aufgekratzt bis dorthinaus!» höhnte Dawes und bewegte verächtlich den Kopf in der Richtung auf Paul hin.

«Das ist ja großartig», sagte der gemeinsame Freund. «Mit oder ohne?»

«Mit, verdammt noch mal!» antwortete Dawes.

«Mal weiter; erzähl doch!» rief der gemeinsame Freund.

«Weißt ja schon Bescheid», sagte Dawes, «und Morelly hat sie sicher nicht laufen lassen.»

«Dafür möchte ich mich wohl hängen lassen», äußerte der gemeinsame Freund. «War's denn 'ne Feine?»

«Verdammt noch mal, 'ne Pikfeine!»

«Woher weißt du?»

«Oh», sagte Dawes, «ich vermute, daß er die Nacht . . .»

Lautes Gelächter auf Pauls Kosten brach los.

«Aber wer war es denn? Kennst du sie?» fragte der gemeinsame Freund.

«Das will ich meinen», sagte Dawes.

Wieder erscholl lautes Gelächter.

«Na, raus damit!» rief der gemeinsame Freund.

Dawes trank einen Schluck Bier und schüttelte den Kopf.

«Wundert mich nur, daß er so lange dicht gehalten hat», sagte er.

«Wird wohl bald damit überall rumprahlen.»

«Also los, Paul», meinte der Freund, «hat ja doch keinen Zweck. Sag's lieber gleich.»

«Was denn? Daß ich zufällig eine Freundin mit ins Theater nahm?»

«Und wenn weiter nichts geschah, kannst du ruhig sagen, wer es war, Junge», versetzte der Freund.

«Von ihr aus sicher nicht», erwiderte Dawes.

Paul war wütend. Höhnisch strich Dawes den goldfarbenen Schnurrbart mit den Fingern.

«Donnerwetter! So eine?» sagte der gemeinsame Freund.

«Paul, Junge, ich staune! Kennst du sie denn, Baxter?»

«So'n bißchen!»

Er zwinkerte dem andern zu.

«Na», bemerkte Paul, «ich gehe.»

Der gemeinsame Freund legte ihm die Hand auf die Schulter, hielt ihn zurück. «Ne», sagte er, «so leicht kommst du nicht davon, mein Bürschchen. Diese Geschichte wollen wir erst mal genau wissen.»

«Laß sie dir von Dawes erzählen.»

«Bereust wohl, was du getan hast?» widersprach der Freund.

Da machte Dawes eine Bemerkung, auf die hin ihm Paul ein halbes Glas Bier ins Gesicht goß.

«Aber Herr Morel!» rief das Schankmädchen und klingelte gleich nach dem Hausknecht.

Dawes spuckte und sprang auf den jungen Mann zu. In diesem Augenblick trat ein kräftiger Kerl mit aufgekrempelten Hemdsärmeln und über den Hüften stramm sitzender Hose dazwischen.

«Also los!» sagte er und schob seine Brust vor Dawes.

«Komm mit raus!» schrie Dawes.

Bleich und bebend lehnte Paul sich gegen die Messingstange des Schanktisches. Er haßte Dawes, wünschte, etwas möchte ihn sofort vernichten; doch als er das nasse Haar in der Stirn des Mannes sah, erschien er ihm sehr erbarmungswürdig. Er rührte sich nicht.

«Komm nur mal mit raus, du . . .», brüllte Dawes.

«Nun aber Schluß, Dawes!» rief das Schankmädchen.

«Los, los», sagte der Hausknecht mit freundlichem Drängen, «verduften Sie lieber!»

Er schob Dawes vorsichtig vor sich her und drängte ihn nach der Tür hin.

«Der da hat angefangen», rief Dawes halb eingeschüchtert und zeigte auf Paul Morel.

«Nein, so was, Herr Dawes!» sagte das Schankmädchen. «Sie wissen doch genau, daß Sie die ganze Zeit über stichelten.»

Immer noch drängte der Hausknecht ihm seine Brust entgegen, immer noch schob er ihn vorsichtig vor sich her, bis er in der Tür und dann draußen auf der Treppe stand; dann wandte er sich um.

«Erledigt», sagte er und nickte dem Gegner des andern zu.

Paul hatte ein seltsames Gefühl des Mitleids für den Mann; es war fast Zuneigung, aber wilder Haß mischte sich in sie. Die farbige Tür schlug zu; in der Kneipe herrschte Schweigen.

«Geschieht dem ganz recht», sagte das Schankmädchen.

«Aber einen Schoppen Bier in die Augen zu kriegen, ist auch gerade kein Vergnügen», meinte der gemeinsame Freund.

«Ich habe mich darüber gefreut, das sage ich Ihnen», entgegnete das Schankmädchen. «Nehmen Sie noch ein Glas, Herr Morel?»

Fragend hob sie Pauls Glas. Er nickte.

«Der Baxter Dawes hat so leicht vor nichts Angst», meinte einer.

«So?» sagte das Schankmädchen. «Ein Großmaul ist er, und hinter denen steckt meist nichts dahinter. Einer, der ein bißchen nett redet, und wär's auch sonst der Teufel selber, ist mir viel lieber.»

«Na, Paul, mein Junge», sagte der Freund, «jetzt kannst dich aber mal in acht nehmen.»

«Gehen Sie ihm einfach aus dem Wege, dann ist schon alles gut», sagte das Schankmädchen.

«Kannst du boxen?» fragte der Freund.

«Kein bißchen», antwortete er, immer noch sehr blaß.

«Ich will's dir schon beibringen», sagte der Freund.

«Danke, ich habe keine Zeit.» Dann verließ er das Lokal.

«Gehen Sie mit ihm, Herr Jenkinson», bat das Mädchen Herrn Jenkinson leise und zwinkerte ihm zu.

Der Mann nickte, nahm seinen Hut, sagte herzlich: «Gute Nacht zusammen!» ging hinter Paul her und rief: «Warte doch mal, ich glaube, wir haben denselben Weg.»

«Herr Morel schätzt so was nicht», sagte das Schankmädchen. «Sollen mal sehn, er kommt jetzt nicht mehr hierher. Schade; er ist immer so nett. Den Baxter Dawes sollte man wirklich einsperren.»

Paul wäre lieber gestorben, als daß er seiner Mutter von dieser Geschichte etwas erzählt hätte. Er litt wahre Qualen in seiner Demütigung, machte sich schwere Vorwürfe. Über einen großen Teil seines Lebens konnte er nun nicht mehr mit seiner Mutter sprechen. Sein Geschlechtsleben trennte ihn von ihr. Der Rest aber gehörte ihr immer noch. Aber er empfand, daß er etwas vor ihr verbergen müßte, und das tat ihm weh. Ein gewisses Schweigen stand zwischen ihnen, und er fühlte, daß er sich in diesem Schweigen gegen sie verteidigen mußte, er fühlte sich durch sie verurteilt. Dann haßte er sie manchmal

und zerrte an der Fessel, in die sie ihn schlug. Sein Leben sollte frei von ihr sein. Es war wie ein Kreis, in dem das Leben in sich selbst zurücklief und nicht weiter konnte. Sie hatte ihn geboren, liebte ihn, hielt ihn, und seine Liebe kehrte zurück zu ihr, und so konnte er nicht frei werden, sein eigenes Leben zu führen, wirklich eine andere Frau zu lieben. Ohne es eigentlich zu wissen, sträubte er sich in dieser Zeit gegen den Einfluß der Mutter. Er erzählte ihr nichts; wie Entfremdung lag es zwischen ihnen.

Clara war glücklich, war seiner fast sicher. Sie fühlte, daß sie ihn endlich für sich hatte; dann aber kam wieder die Ungewißheit. Scherzend erzählte er ihr von dem Vorfall mit ihrem Mann. Sie errötete, ihre grauen Augen blitzten.

«So ist er», rief sie, «wie ein betrunkener Seemann! Mit anständigen Menschen kann er einfach nicht zusammen sein.»

«Und doch heiratetest du ihn», sagte er.

Daß er sie daran erinnerte, machte sie böse. «Ja!» rief sie. «Aber wie konnte ich das wissen?»

«Ich glaube, er war mal ganz nett», sagte er.

«Dann habe ich ihn wohl so gemacht, wie er jetzt ist!» rief sie.

«Nein, das tat er selbst. Aber er hat doch etwas . . .»

Clara sah den Geliebten scharf an. Etwas in ihm haßte sie, seine kalte, durch nichts gehemmte Kritik an ihr, eine Kälte, die ihre Frauenseele ihm gegenüber hart werden ließ.

«Und was willst du nun unternehmen?» fragte sie.

«Wieso?»

«Gegen Baxter.»

«Nichts; was sollte ich denn unternehmen?» erwiderte er.

«Du kannst dich doch wohl mit ihm boxen, wenn's mal so weit kommen sollte?» fragte sie.

«Nein; für die Faust habe ich nichts übrig. Spaßig. Die meisten Männer müssen immer mit der Faust ran und draufhauen. Bei mir ist das anders. Ich möchte immer nur mit Messer und Pistole kämpfen.»

«Dann solltest du lieber was bei dir tragen», sagte sie.

«Nein», lachte er, «ich bin nicht so ‹dolchig›.»

«Aber er tut dir sicher was, du kennst ihn nicht.»

«Wollen mal abwarten.»

«Und das willst du dir gefallen lassen?»

«Vielleicht, wenn ich es nicht hindern kann.»

«Und wenn er dich tötet?» fragte sie.

«Das täte mir seinet- und meinetwegen leid.»

Clara schwieg einen Augenblick. «Man kann sich wirklich über dich aufregen», rief sie.

«Das ist was Altes», lachte er.

«Warum bist du denn nur so albern? Du kennst ihn nicht.»

«Und will ihn auch gar nicht kennenlernen.»

«Aber du wirst dir doch nicht einfach alles von dem Kerl gefallen lassen?»

«Was soll ich denn tun?» erwiderte er lachend.

«Ich würde einen Revolver bei mir tragen», sagte sie. «Er ist ganz sicher gefährlich.»

«Ich könnte mir damit die Finger abschießen», sagte er.

«Nein; du solltest es wirklich tun», bat sie.

«Nein.»

«Dann nimm was anderes.»

«Nein.»

«Und dann soll er dich einfach . . .»

«Ja.»

«Du bist ein Narr.»

«Richtig.»

Ärgerlich biß sie die Zähne zusammen. «Ich könnte dir an den Hals springen», rief sie, vor Leidenschaft bebend.

«Warum?»

«Daß so einer mit dir machen soll, was er will.»

«Kannst dann ja wieder zu ihm gehen, wenn er siegt», sagte er.

«Soll ich dich denn durchaus hassen?» fragte sie.

«Ich meine nur so», sagte er.

«Und dabei sagst du, du liebst mich», rief sie niedergeschlagen und empört.

«Soll ich ihn denn dir zu Gefallen totschlagen?» sagte er. «Wenn ich das täte, welche Gewalt hätte er dann über mich!»

«Hältst du mich für so verrückt?» rief sie.

«Durchaus nicht. Du verstehst mich einfach nicht.»

Sie schwiegen.

«Aber du solltest dich nicht in diese Gefahr begeben», bat sie.

Er zuckte die Achseln.

‹Wen Rechenschaft schmückt, wer rein und ohne Makel lebt,
Braucht nicht Toledos kühne Klinge,
Braucht nicht den Köcher, schwer von giftgen Pfeilen›,

zitierte er.

Sie sah ihn forschend an.

«Ich wollte nur, ich könnte dich verstehen», sagte sie.

«Da ist doch weiter nichts zu verstehen», lachte er.

Nachdenklich senkte sie den Kopf.

Mehrere Tage sah er Dawes nicht; als er dann eines Morgens aus der Strickerei eilig heraufkam, rannte er fast mit dem dicken Metallarbeiter zusammen.

«Was denn . . .!» schrie der Schmied.

«Verzeihung!» sagte Paul und ging weiter.

«Verzeihung!» höhnte Dawes.

Paul pfiff vor sich hin: ‹Unter Mädchen möcht ich sein.›

«Das Pfeifen will ich dir schon austreiben, mein Bürschchen», sagte er.

Der andere kümmerte sich um nichts.

«Jetzt wollen wir mal die Sache von neulich abends erledigen.»

Paul ging an sein Pult in der Ecke, blätterte in dem Kommissionsbuch.

«Lauf mal schnell runter zu Fanny und sage ihr, ich brauche den Auftrag 097», sagte er zu dem Lehrjungen.

Groß und drohend stand Dawes in der Tür, sah auf den Kopf des jungen Mannes herab.

«Sechs und fünf ist elf, und sieben ist eins und sechs», addierte Paul laut.

«He, du da!» sagte Dawes.

«Fünf und neun Pence», er schrieb eine Zahl. «Was wünschen Sie denn?» fragte er.

«Das will ich dir schon zeigen», sagte der Schmied.

Der andere addierte laut weiter.

«Du verdammter, kleiner ... wagst es ja nicht einmal, mich anzugucken.»

Schnell ergriff Paul das schwere Lineal. Dawes fuhr zusammen. Der junge Mann zog am Lineal ein paar Striche in seinem Kommissionsbuch. Der ältere Mann wurde wütender.

«Ich werd' dich schon noch zu packen kriegen. Da sollst du was erleben, du Schweinehund!»

«Schön», sagte Paul.

Schwer kam der Schmied aus der Tür. Da ertönte schrill eine Pfeife. Paul ging an das Sprechrohr.

«Ja», sagte er und horchte. «Ja.» Er horchte, lachte dann.

«Ich komme sofort. Habe gerade Besuch.»

An seinem Ton erkannte Dawes, daß er mit Clara sprach. Er kam nach vorn.

«Du verdammter Saukerl!» rief er. «Ich will dir schon mit deinem Besuchhaben. Jetzt wird mit dir Würstchen Schluß gemacht.»

Die anderen Gehilfen sahen auf. Der Lehrjunge kam, hatte etwas Weißes in der Hand.

«Fanny läßt bestellen, Sie hätten es auch schon gestern abend haben können, wenn Sie es ihr nur gesagt hätten», meinte er.

«Gut», antwortete Paul und besah den Strumpf. «Bring's weg!»

Dawes stand enttäuscht, in hilfloser Wut da. Morel wandte sich um. «Entschuldigen Sie einen Augenblick!» sagte er zu Dawes und wollte hinunter laufen.

«Verdammt noch mal, hier wird nicht gelaufen!» schrie der Schmied und packte ihn am Arm. Schnell wandte er sich um.

«Hoppla!» rief erschrocken der Lehrjunge.

Thomas Jordan kam schnell aus dem kleinen Glasverschlag durch den Raum gelaufen.

«Was ist denn hier los? Was ist denn hier los?» fragte der alte Mann mit scharfer Stimme.

«Ich wollte nur eben unsere Sache — und weiter nichts», sagte Dawes verzweifelt.

«Was wollten Sie?» bellte Thomas Jordan.

«Was ich gerade sagte», entgegnete Dawes verlegen.

Morel lehnte beschämt, halb grinsend am Tisch.

«Was soll das alles bedeuten?» bellte Thomas Jordan.

«Weiß nicht», sagte Paul, zuckte die Schultern und schüttelte den Kopf.

«Das weißt du nicht? Weißt du nicht?» schrie Dawes, streckte sein hübsches, wütendes Gesicht vor und ballte die Faust.

«Sind Sie nun bald fertig?» rief der Alte, der näher kam. «Scheren Sie sich an Ihre Arbeit und kommen Sie nicht schon am frühen Morgen angerissen ins Geschäft!»

Langsam wandte Dawes ihm seinen gewaltigen Körper zu.

«Angerissen?» sagte er. «Wer ist angerissen? Ich bin ebensowenig angerissen wie Sie.»

«Das kennt man ja», bellte der alte Mann. «Machen Sie, daß Sie fortkommen, und zwar etwas plötzlich. Hier Krach anzufangen!»

Verächtlich sah der Schmied auf seinen Arbeitgeber herab. Seine großen, schmutzigen und trotz seiner Arbeit schön geformten Hände arbeiteten ruhelos. Paul dachte auf einmal, es wären die Hände von Claras Mann. Wie der Blitz durchzuckte ihn der Haß.

«Verschwinden Sie, bevor Sie rausgeschmissen werden», bellte Thomas Jordan.

«Wer will mich denn hier rausschmeißen?» fragte Dawes höhnisch.

Herr Jordan fuhr auf, ging auf den Schmied zu, winkte ihm zu, daß er verschwinden sollte, drängte seine kleine, dicke Gestalt gegen den Mann, sagte: «Jetzt aber raus — raus!» Schnell packte er Dawes beim Arm.

«Loslassen!» schrie der Schmied und versetzte dem Fabrikanten mit dem Ellbogen einen Stoß, daß er zurücktaumelte. Ehe noch jemand ihm helfen konnte, flog Thomas Jordan gegen die schwache, sich selbst schließende Tür. Die Tür gab nach, und krachend flog er das halbe Dutzend Stufen hinunter in Fannys Arbeitsraum. Eine Sekunde lang war alles starr; dann kamen Mädchen und Männer gelaufen. Dawes stand einen Augenblick da, sah bitter auf das, was sich ereignet hatte, ging dann fort. Thomas Jordan war ohne ernstliche Verletzung mit dem

Schrecken und ein paar Schrammen davongekommen. Aber er war außer sich vor Wut. Er entließ Dawes und verklagte ihn wegen tätlicher Beleidigung.

Bei der Verhandlung wurde Paul als Zeuge vernommen. Auf die Frage, wie der Streit angefangen hätte, sagte er:

«Dawes beleidigte Frau Dawes und mich, weil ich eines Abends mit ihr ins Theater ging; darauf schüttete ich ihm ein Glas Bier ins Gesicht, und dafür wollte er sich rächen.»

«Cherchez la femme!» lächelte der Richter.

Die Sache wurde abgewiesen, doch sagte der Richter zu Dawes, er wäre nach seiner Meinung ein ganz gemeiner Nichtsnutz.

«Das habe ich nur Ihnen zu verdanken», schnauzte Jordan Paul an.

«Das glaube ich nicht», erwiderte dieser. «Außerdem lag Ihnen an einer Verurteilung doch auch nichts, oder doch?»

«Warum hätte ich denn sonst die Sache angezeigt?»

«Dann tut es mir leid, daß ich das Verkehrte ausgesagt habe», meinte Paul.

Auch Clara war ärgerlich. «Warum mußte mein Name denn mit hineingezogen werden?» fragte sie.

«Lieber es offen sagen, als daß heimlich darüber geschwätzt wird.»

«Das war gar nicht nötig», erklärte sie.

«Uns schadet es doch nichts», sagte er gleichgültig.

«Dir vielleicht nicht», antwortete sie.

«Und dir?»

«Ich brauchte gar nicht genannt zu werden.»

«Tut mir leid», sagte er; aber seine Worte klangen gar nicht so. Er sagte sich im stillen: ‹Sie beruhigt sich schon wieder›. Und das tat sie auch.

Er erzählte der Mutter von dem Fall des Herrn Jordan und der Verhandlung gegen Dawes. Frau Morel sah ihn scharf an.

«Und was denkst du über alles das?» fragte sie ihn.

«Daß er ein Narr ist», sagte er. Aber trotzdem war ihm nicht sonderlich behaglich zumute.

«Hast du dir jemals überlegt, wie das noch einmal enden soll?» fragte die Mutter.

«Nein», antwortete er; «die Dinge entwickeln sich immer aus sich selbst heraus.»

«Das tun sie schon, und zwar meistens so, wie man es nicht gern hat», sagte die Mutter.

«Und dann muß man eben mit ihnen fertig werden», sagte er.

«Du wirst schon noch sehen, daß dieses ‹Damitfertigwerden› für dich nicht so leicht ist, wie du glaubst», erklärte sie.

Er arbeitete eifrig an seiner Zeichnung weiter.

«Hast du sie schon mal gefragt, wie sie darüber denkt?» sagte sie schließlich.

«Worüber?»

«Über dich und die ganze Geschichte.»

«Was sie über mich denkt, ist mir ganz gleichgültig. Sie ist gewaltig in mich verliebt, aber tiefer geht es bei ihr nicht.»

«Ihre Gefühle sind sicher genau so tief wie deine.»

Er sah die Mutter neugierig an. «Ja», antwortete er. «Weißt du, Mutter, etwas ist bei mir nicht in Ordnung, ich kann einfach nicht lieben. Wenn ich mit ihr zusammen bin, liebe ich sie meistens. Manchmal, wenn ich in ihr nur das Weib sehe, liebe ich sie, und wenn sie dann anfängt zu reden und zu kritisieren, höre ich nicht einmal zu.»

«Und doch ist sie so klug wie Miriam.»

«Vielleicht; und ich habe sie auch lieber als Miriam. Aber warum fesseln sie mich nicht?»

Diese Frage klang fast wie eine Klage. Die Mutter wandte das Gesicht ab, sah ganz ruhig, ernst, entsagend in das Zimmer.

«Aber du willst Clara doch nicht heiraten?» sagte sie.

«Nein; zuerst hatte ich das vielleicht vor. Aber warum will ich weder sie noch eine andere heiraten? Ich habe oft ein Gefühl, als beginge ich an meinen Frauen ein Unrecht, Mutter.»

«Wieso Unrecht, mein Junge?»

«Ich weiß es nicht.»

Fast verzweifelt malte er weiter; er hatte seine innere Unruhe berührt, wo sie ihn am meisten schmerzte.

«Und mit dem Heiraten», meinte die Mutter, «hat es gar keine Eile.»

«Das ist es nicht, Mutter. Ich liebe Clara sogar, und auch Miriam habe ich geliebt; aber mich ihnen durch eine Heirat ganz geben, das bringe ich nicht fertig. Ich könnte ihnen nicht gehören. Es sieht so aus, als wollten sie mich, und das kann ich ihnen nie geben.»

«Du hast die richtige Frau noch nicht gefunden.»

«Und solange du lebst, treffe ich die nie», sagte er.

Sie war ganz ruhig. Jetzt überkam sie auf einmal ein Gefühl der Müdigkeit, als wäre es mit ihr zu Ende. «Wollen's abwarten, mein Junge», antwortete sie.

Das Gefühl, daß sich alles im Kreise drehte, machte ihn fast wahnsinnig.

Clara liebte ihn wirklich leidenschaftlich, und soweit es sich um Leidenschaft handelte, liebte er sie auch. Tagsüber vergaß er sie oft. Sie arbeitete in demselben Haus; aber er merkte es nicht. Er war ganz bei der Arbeit, und ihr Dasein kümmerte ihn nicht. Während sie in der Strickabteilung saß, verließ sie nie das Gefühl, daß er oben saß; sie fühlte körperlich, daß er mit ihr in demselben Hause war. Jeden Augenblick erwartete sie, daß er durch die Tür käme, und kam er dann,

erschrak sie fast. Aber er war oft kurz und abweisend ihr gegenüber. Ganz geschäftlich gab er ihr seine Weisungen, hielt sie sich fern. Was ihr dann noch an Verstand blieb, hörte zu. Sie wagte es nicht, ihn mißzuverstehen oder etwas zu vergessen; aber das alles war für sie so unendlich grausam. Sie hätte so gern seine Brust berührt. Sie wußte genau, wie seine Brust unter der Weste geformt war, und hätte sie so gern berührt. Es machte sie wahnsinnig, wenn sie hörte, wie seine Stimme ihr für ihre Arbeit ganz geschäftsmäßig Befehle erteilte. Sie wollte diesen Trug durchbrechen, die alltägliche Geschäftlichkeit zerreißen, die ihn so hart machte, wollte wieder hin zu dem Mann. Aber sie hatte Angst, und ehe sie noch einen Hauch seiner Wärme empfinden konnte, war er fort, und sie war wieder allein in ihrem Verlangen nach ihm. Er wußte, daß sie jeden Abend, an dem sie ihn nicht sah, traurig war, und deshalb widmete er ihr sehr viel von seiner Zeit. Die Tage waren für sie oft eine lange Qual, aber die Abende und die Nächte waren für beide meist hellste Freude. Dann waren sie beide ganz still. Stundenlang saßen oder gingen sie zusammen in der Dunkelheit, sprachen nur ein paar fast bedeutungslose Worte. Er hielt ihre Hand, und von ihrer Brust strömte Wärme zu ihm, und dann fühlte er sich gesund.

Eines Abends gingen sie am Kanal entlang spazieren, und irgend etwas quälte ihn. Sie wußte wohl, daß er ihr jetzt nicht gehörte. Die ganze Zeit über pfiff er leise vor sich hin. Sie lauschte, fühlte, daß sie aus seinem Pfeifen mehr erfuhr als aus seinen Worten. Die Melodie klang so traurig, unbefriedigt — und in der Melodie empfand sie, daß sie ihn bald verlieren würde. Schweigend ging sie neben ihm. Als sie an die Drehbrücke kamen, setzte er sich auf den großen Pfosten, sah auf die Sterne im Wasser. Er war weit weg von ihr. Sie war ihren Gedanken nachgegangen.

«Willst du immer bei Jordan bleiben?» fragte sie.

«Nein», antwortete er, ohne zu überlegen. «Nein, ich verlasse Nottingham bald und gehe ins Ausland.»

«Ins Ausland? Warum denn das?»

«Ich weiß es nicht. Ich finde hier keine Ruhe.»

«Aber was willst du denn machen?»

«Irgendwelche dauernde Beschäftigung als Zeichner, und dann meine Bilder verkaufen. Langsam komme ich schon voran, das weiß ich genau.»

«Und wann willst du fort?»

«Das weiß ich nicht. Jedenfalls nicht für lange Zeit, solange meine Mutter lebt.»

«Die könntest du nicht verlassen?»

«Nicht für lange.»

Sie blickte auf die Sterne in dem schwarzen Wasser. Weiß und leuch-

tend lagen sie da. Es war wie Todesqual, als sie jetzt wußte, daß er sie verlassen würde; aber ihn hier neben sich zu wissen, war die gleiche Qual.

«Und wenn du viel Geld verdienst, was tust du dann?» fragte sie.

«Dann miete ich für mich und meine Mutter in der Nähe von London ein nettes Häuschen.»

«Ich verstehe.»

Sie schwiegen.

«Ich könnte dich ja immer noch besuchen», sagte er. «Ich weiß es nicht. Frage mich nicht, was ich tun werde; ich weiß es nicht.»

Wieder schwiegen sie. Die Sterne im Wasser erbebten und zerfielen.

Ein leichter Wind kam auf. Plötzlich ging er hin zu ihr, legte ihr die Hand auf die Schulter.

«Frage mich nicht nach der Zukunft», sagte er bedrückt. «Ich weiß nichts. Bleibe jetzt bei mir, wie auch alles ist. Willst du?»

Und sie schloß ihn in die Arme. Schließlich war sie eine verheiratete Frau und hatte nicht einmal das Recht auf das, was er ihr gab. Er brauchte sie so sehr. Sie hielt ihn in ihren Armen, und er war so unglücklich. Sie hüllte ihn ein in ihre Wärme, tröstete ihn, liebte ihn. Nur der Augenblick sollte gelten. Dann hob er den Kopf, als wollte er sprechen. «Clara», sagte er gequält.

Leidenschaftlich drückte sie ihn an sich, drückte mit der Hand seinen Kopf herab an ihre Brust.

Sie konnte das Leid in seiner Stimme nicht ertragen. Ihre Seele war voller Angst. Alles sollte er von ihr haben, alles; aber wissen wollte sie nichts. Sie fühlte, daß sie das nicht ertragen könnte. Ruhe sollte er bei ihr finden — Ruhe. Sie hielt ihn umschlungen, liebkoste ihn, und er war für sie etwas Unbekanntes, etwas fast Unheimliches. Sie wollte ihn einhüllen in Vergessenheit.

Und bald zerbrach der Kampf in seiner Seele, und er vergaß. Aber jetzt war Clara für ihn nicht da, nur ein Weib war da, warm war es, etwas, das er liebte, fast anbetete, hier in der Dunkelheit. Aber Clara war es nicht, und sie unterwarf sich ihm. Der nackte Hunger und die Unentrinnbarkeit seiner Liebe zu ihr, etwas Starkes, Blindes und in seiner Urwüchsigkeit Grausames machten für sie die Stunde fast furchtbar. Sie wußte, wie unbeugsam und einsam er war, und sie fühlte die Größe, die darin lag, daß er zu ihr kam. Und sie nahm ihn einfach, weil seine Not größer war als sie oder er, und ihre Seele wurde ganz still. Sie tat dies für ihn in seiner Not, auch wenn er sie verließ, denn sie liebte ihn.

Die ganze Zeit über schrien die Kiebitze auf dem Felde. Als er wieder zu sich kam, fragte er sich, was in der Dunkelheit geschwungen und lebensvoll vor seinen Augen läge, mit welcher Stimme es sprä-

che. Dann erkannte er, daß es das Gras war, daß der Kiebitz schrie. Die Wärme war Claras bebender Atem. Er hob den Kopf und sah ihr in die Augen. Sie waren so dunkel, so leuchtend, so seltsam; ursprüngliches wildes Leben starrte in sein Leben, war ihm so fremd und begegnete ihm doch; und erschrocken legte er den Kopf an ihren Hals. Was war sie? Ein starkes, fremdes, wildes Leben, das mit dem seinen durch diese Stunde in der Dunkelheit atmete. Es war so viel größer als sie, daß er verstummte. Sie waren einander begegnet und schlossen in ihre Begegnung die vielen Grashalme, den Schrei des Kiebitzes und den Lauf der Sterne ein.

Als sie aufstanden, sahen sie andere Pärchen an der anderen Seite der Hecke dahinschleichen. Daß sie hier waren, schien ganz natürlich, sie gehörten zu der Nacht.

Und nach einem solchen Abend waren beide sehr still, denn sie hatten die Unendlichkeit der Leidenschaft kennengelernt. Sie kamen sich so klein, halb erschrocken, kindlich und erstaunt vor wie Adam und Eva, als sie ihre Unschuld verloren und die Herrlichkeit der Macht erkannten, die sie aus dem Paradiese und durch die große Nacht und den großen Tag der Menschheit trieb. Für beide war es ein weihevolles Beginnen und eine Befriedigung. Die Erkenntnis ihres eigenen Nichts und der gewaltigen, lebendigen Flut, die sie immer trug, gab ihnen inneren Frieden. Wenn eine so große, so herrliche Macht sie überwältigte, sie mit sich eins werden lassen konnte, so daß sie erkannten, daß sie nur Körner waren in dem gewaltigen Wogen, das jedem Grashalm, jedem Baum und jedem lebendigen Ding seine kleine Größe gab, wozu dann seiner selbst wegen sich zermartern? Sie konnten sich vom Leben tragen lassen, und sie fühlten etwas wie Frieden, eins im andern. Zusammen hatten sie eine Bestätigung erlebt. Und die konnte nichts vernichten, nichts konnte sie ungeschehen machen, es war fast ihr Glaube ans Leben.

Aber Clara war nicht befriedigt. Etwas Großes war da, das wußte sie; etwas Großes hüllte sie ein. Aber es hielt sie nicht. Am Morgen war es nicht dasselbe. Sie hatten den Augenblick erkannt, konnten ihn aber nicht festhalten. Sie ersehnte ihn wieder; sie wollte etwas Dauerndes. Vollständiges Erkennen war ihr versagt geblieben. Sie glaubte, er wäre es, den sie wollte. Er war ihr nicht sicher. Was zwischen ihnen gewesen war, kam vielleicht nie wieder; vielleicht verlief er sie. Sie besaß ihn nicht; sie war nicht zufrieden. Sie war wohl dabei gewesen, aber das Etwas — das Etwas — was es war, wußte sie nicht — das hatte sie nicht gefaßt — und nach ihm sehnte sie sich wie wahnsinnig.

Am Morgen war er voller Frieden und innerlich glücklich. Es sah fast so aus, als hätte er die Feuertaufe der Leidenschaft erfahren, als hätte sie ihm Ruhe gebracht. Aber Clara war es nicht. Es war etwas

das sich ihretwegen ereignete, aber sie war es nicht. Sie waren einander dann näher. Als hätten sie blindlings einer großen Macht gehorcht.

Als sie ihn an jenem Tage in der Fabrik sah, loderte es auf wie Feuer in ihrem Herzen. Es war sein Körper, waren seine Brauen. Immer stärker raste das Feuer in ihrer Brust, sie mußte ihn halten. Er aber war an diesem Morgen so ruhig, so gebändigt, gab so ruhig seine Weisungen. Sie folgte ihm in das dunkle, häßliche Erdgeschoß und hob ihm die Arme entgegen. Er küßte sie, und wieder begann starke Leidenschaft in ihm emporzulodern. Jemand war an der Tür. Er lief hinauf; sie kehrte in ihren Arbeitsraum zurück, bewegte sich wie in hypnotischem Schlaf.

Dann erlosch langsam das Feuer. Immer mehr empfand er, daß seine Erfahrung unpersönlich und nicht Clara gewesen war Er liebte sie, voll großer Zärtlichkeit, wie nach gemeinsam erlebter, starker Erregung. Aber die Ruhe konnte sie seiner Seele nicht geben. Er hatte von ihr etwas verlangt, was sie nicht sein konnte.

Und wie wahnsinnig sehnte sie sich nach ihm. Sie konnte ihn nicht sehen, ohne ihn zu berühren. Wenn er in der Fabrik mit ihr über einen Strumpf sprach, ließ sie ihre Hand heimlich über seine Seite gleiten. Sie folgte ihm in das Erdgeschoß, wo sie ihn schnell küßte; ihre stummen und sehnenden, immer von ungezügelter Leidenschaft erfüllten Augen hielt sie auf ihn gerichtet. Er fürchtete immer, sie könnte sich vor den anderen Mädchen zu offenkundig vergessen. Jeden Mittag wartete sie immer wieder auf ihn, damit er sie küßte, bevor sie ging. Er hatte ein Gefühl, als wäre sie hilflos, als wäre sie fast eine Last für ihn, und das reizte ihn.

«Warum mußt du denn immer küssen und umarmen?» sagte er. «Alles doch zu seiner Zeit.»

Sie sah zu ihm auf, und Haß kroch in ihre Augen. «Ich will dich also immer küssen?» sagte sie.

«Immer, selbst wenn ich dich irgend etwas wegen der Arbeit frage. Wenn ich arbeite, will ich mit Liebe nichts zu tun haben. Arbeit ist Arbeit...»

«Und was ist Liebe?» fragte sie. «Hat die denn ihre besonderen Stunden?»

«Ja; wenn die Arbeit erledigt ist.»

«So; dann soll sie sich also ganz nach Jordans Feierabend richten?»

«Ja; und nach unserer freien Zeit, wenn die Arbeit getan ist.»

«Dann soll es sie also nur in der arbeitsfreien Zeit geben?»

«Ganz recht, und dann auch noch nicht immer – nicht diese Art Liebe und Küssen.»

«Und das ist also deine Ansicht über sie?»

«Die ist doch ganz klar.»

«Ich freue mich, daß du so denkst.»

Und eine Zeitlang war sie ihm gegenüber kalt; sie haßte ihn; und während sie kalt und voller Verachtung war, fühlte er sich unbehaglich, bis sie ihm wieder verziehen hatte. Aber wenn sie dann wieder anfingen, kamen sie einander nicht näher. Er hielt sie, weil er sie nie befriedigte.

Im Frühjahr gingen sie zusammen an die See. In der Nähe von Theddlethorpe mieteten sie Zimmer in einem kleinen Haus und lebten hier wie Mann und Frau. Frau Radford ging manchmal mit ihnen spazieren.

Es wurde in Nottingham bekannt, daß Paul und Frau Dawes miteinander gingen; da aber alles so unauffällig verlief und Clara immer so einsam war und er so einfach und harmlos schien, war das weiter nicht schlimm.

Er liebte die Küste von Lincolnshire, und sie liebte das Meer. Am frühen Morgen gingen sie oft zum Baden. Das Grau der Dämmerung, die weiten, öden Strecken Moorland, die den Winter noch nicht ganz überwunden hatten, die Wiesen mit dem üppigen Gras, das alles war stark genug, seine Seele zu erfreuen. Wenn sie von der Bretterbrücke hinauf auf die Landstraße gingen und auf die endlose Eintönigkeit des ebenen Landes blickten, das etwas dunkler war als der Himmel, und auf das Meer, das nur leise jenseits der Dünen tönte, dann füllte sich sein Herz mit der weiten Unbarmherzigkeit des Lebens. Sie liebte ihn dann. Er war einsam und stark, und herrliches Licht leuchtete in seinen Augen.

Sie bebten vor Kälte; dann jagte er mit ihr den Weg hinab zu der grünen Rasenbrücke. Sie konnte gut laufen. Dann bekam sie schnell Farbe, ihr Hals war bloß, ihre Augen leuchteten. Er liebte sie, weil sie so üppig schwer und doch so schnell war. Er selbst war leicht; herrlich konnte sie laufen. Sie wurden warm und gingen dann weiter Hand in Hand.

Röte überzog den Himmel, der fahle Mond, der schon halb im Westen versunken war, versank ins Nichts. Auf dem dunklen Land begannen die Dinge lebendig zu werden, Pflanzen mit großen Blättern wurden erkennbar. Durch eine Schlucht in den großen, kalten Dünen kamen sie an den Strand. Stöhnend lag die große Weite des Strandes unter der Dämmerung und der See; das Meer war ein flacher dunkler Streifen mit weißem Saum. Über dem dunklen Meer wurde der Himmel rot. Schnell breitete sich das Feuer über die Wolken und zersprengte sie. Karmin brannte ins Orange, Orange ins Dunkelgold, und mit goldenem Glitzern kam die Sonne herauf, tröpfelte in kleinen Spritzern feurig über die Wogen, als ginge jemand mit einem Eimer vorbei, aus dem Feuertropfen schwappten. Die Brecher liefen mit langen, heiseren Schlägen über den Strand. Kleine Möwen fegten wie Gischt-

flocken über die Brandung dahin. Ihr Schreien schien größer als sie. Weithin erstreckte sich die Küste, verschmolz in den Morgen, und die bewachsenen Dünen versanken in den ebenen Strand. Rechts von ihnen lag klein Mablethorpe. Für sich ganz allein hatten sie den ebenen Strand, das Meer und die aufgehende Sonne, das schwache Tosen der Wogen, das scharfe Schreien der Möwen.

In den Dünen hatten sie ein warmes Loch, in das der Wind nicht kam. Er stand da, sah hinaus auf das Meer.

«Es ist so herrlich!» schwärmte er.

«Nun werde nicht sentimental», sagte sie.

Es reizte sie, als er so einsam wie ein Dichter dastand und hinaussah auf das Meer. Er lachte. Sie zog sich schnell aus.

«Herrlich sind die Wellen heute morgen», sagte sie triumphierend.

Sie schwamm besser als er; müßig stand er da, beobachtete sie.

«Kommst du nicht mit?» fragte sie.

«Sofort», antwortete er.

Weiß war ihre Haut und weich wie Samt, schwer waren ihre Schultern. Ein leichter Wind, der vom Meere kam, strich über ihren Körper, zerzauste ihr Haar.

Der Morgen war von herrlicher, durchsichtiger Goldfarbe. Nach Norden und Süden schienen Schattenschleier zu wehen. Clara bebte leicht unter der Berührung des Windes, band das Haar auf. Hinter der nackten weißen Frau stand das Seegras. Sie blickte hinaus auf das Meer, sah ihn dann an. Er beobachtete sie mit dunklen Augen, die sie so liebte und nicht verstehen konnte. Sie umschloß die Brüste mit den Armen, bückte sich tief, lachte.

«Oh, das ist aber kalt!» rief sie. Er beugte sich vor und küßte sie, umschlang sie plötzlich und küßte sie wieder. Wartend stand sie da. Er sah ihr in die Augen, dann in die Ferne auf den fahlen Sand.

«Nun geh auch», sagte er ruhig.

Sie schlang ihm die Arme um den Hals, zog ihn an sich, küßte ihn leidenschaftlich; dann ging sie und fragte: «Aber du kommst doch auch sofort?»

Schwer trabte sie durch den samtweichen Sand. Er stand oben auf der Düne, beobachtete, wie die fahle Küste sie umhüllte. Sie wurde kleiner, verlor jedes Verhältnis, sah aus wie ein großer, weißer Vogel, der vorwärts strebte. ‹Nicht viel mehr als ein großer, weißer Kiesel am Strande, nicht viel mehr als eine Schaumflocke, die heranweht und über den Sand rollt›, sagte er zu sich.

Langsam schien sie sich über den weiten, tosenden Strand zu bewegen. Während er beobachtete, verlor er sie. Das blendende Sonnenlicht hatte sie aufgesogen. Dann sah er sie wieder; nichts als ein weißer Fleck, der sich auf den weißen, brausenden Rand des Meeres zu bewegte.

‹Sieh, wie klein sie ist›, sagte er sich. ‹Sie ist verloren wie ein Sandkorn am Strande, ist nur ein hellster, sich bewegender Fleck, eine kleine, weiße Schaumblase, fast nichts in dem Morgen. Warum fesselt sie mich so?›

Nichts störte mehr den Morgen: sie war ins Wasser gegangen. Fern und weit glühten in ungeheurer, tiefster Einsamkeit der Strand, die Dünen, das leuchtende Wasser.

‹Was ist sie denn schließlich?› fragte er sich. ‹Hier ist der Morgen am Meer; groß ist er und ewig und herrlich; und dort ist sie, immer sich quälend, unzufrieden und vergänglich wie eine Schaumblase. Was bedeutet sie mir denn am Ende? Sie stellt irgend etwas dar, wie eine Schaumblase das Meer. Aber was ist sie? Sie geht mich nichts an.›

Seine eigenen, unbewußten Gedanken, die so deutlich zu sprechen schienen, daß der ganze Morgen sie hören konnte, erschreckten ihn; er zog sich aus und lief schnell den Strand hinab. Sie wartete auf ihn. Ihr Arm blitzte ihm entgegen, eine Welle hob sie, sie versank wieder, flüssiges Silber platschte um ihre Schultern. Er sprang durch die Brecher, und einen Augenblick später lag ihre Hand auf seiner Schulter.

Er war ein schlechter Schwimmer und konnte nicht lange im Wasser bleiben. Sieghaft umspielte sie ihn, prunkte mit ihrer Überlegenheit, um die er sie beneidete. Tief und schön stand die Sonne auf dem Wasser. Eine oder zwei Minuten lang lachten sie in das Meer hinaus, jagten dann zurück in die Dünen.

Als sie sich schwer keuchend abtrockneten, beobachtete er ihr lachendes, atemloses Gesicht, ihre hellen Schultern, ihre bebenden Brüste, vor denen er Angst hatte; als sie sie abrieb, dachte er: ‹Herrlich ist sie und größer als der Morgen und das Meer. Wirklich? Ist sie das?›

Als sie sah, daß seine dunklen Augen auf ihr ruhten, hörte sie lachend auf, sich abzutrocknen. «Was besiehst du denn?» fragte sie.

«Dich», antwortete er lachend.

Ihre Augen begegneten den seinen, und dann küßte er ihre weiße Gänsehautschulter und dachte dabei: ‹Was ist sie? Was ist sie?›

Am Morgen liebte sie ihn. Dann waren seine Küsse so losgelöst, hart und bestimmt, als kenne er nichts als seinen eigenen Willen, als wäre er sich ihrer und ihres Verlangens nach ihm nicht bewußt.

Spät am Tage ging er dann hinaus, um zu zeichnen. «Geh du mit deiner Mutter nach Sutton», sagte er, «ich bin so faul.»

Sie stand da und sah ihn an. Er wußte, daß sie ihn gern begleitet hätte, aber wollte lieber allein sein. Wenn sie mit ihm war, hatte er ein Gefühl, als wäre er gefangen, als könne er nicht frei atmen, als laste etwas schwer auf ihm. Und sie merkte wohl, daß er frei von ihr sein wollte. Abends kam er dann wieder zurück zu ihr. In der Dunkelheit gingen sie über den Strand, setzten sich einen Augenblick in die

schützenden Dünen. Während sie über die Dunkelheit des Meeres blickte, auf dem kein Licht zu sehen war, sagte sie: «Ich meine immer, du liebtest mich nur bei Nacht, liebtest mich nicht bei Tage.»

Er ließ den kalten Sand durch die Finger gleiten, fühlte sich schuldig, als sie ihn so anklagte. «Die Nacht ist für dich», erwiderte er. «Tagsüber will ich nur ich selbst sein.»

«Aber warum?» fragte sie. «Warum denn auch jetzt in dieser kurzen Ferienzeit?»

«Ich weiß es nicht. Tagsüber erstickt mich jedes Lieben.»

«Aber es braucht doch nicht immer aktive Liebe zu sein», meinte sie.

«Die ist es immer», antwortete er, «wenn wir beide zusammen sind.»

Mit bitteren Gefühlen saß sie da.

«Möchtest du mich wohl heiraten?» fragte er neugierig.

«Du mich?» erwiderte sie.

«Ja, ja; ich möchte, wir hätten Kinder», antwortete er langsam.

Mit gesenktem Kopf saß sie da, spielte mit den Fingern im Sand.

«Aber von Baxter willst du dich nicht scheiden lassen», sagte er.

Es vergingen einige Minuten, ehe sie antwortete. «Nein», entgegnete sie bedächtig, «ich glaube nicht, daß ich das tue.»

«Warum nicht?»

«Ich weiß es nicht.»

«Meinst du denn, du gehörtest ihm?»

«Nein, das glaube ich nicht.»

«Was denn?»

«Ich glaube, er gehört mir», erwiderte sie.

Er schwieg einige Minuten, lauschte auf den Wind, der mißtönend über die dunkle See pfiff.

«Hattest du denn nie die Absicht, mir zu gehören?» fragte er.

«Doch; ich gehöre dir», antwortete sie.

«Nein», sagte er, «denn du willst dich ja nicht scheiden lassen.»

Es war ein Knoten, den sie nicht lösen konnten; deshalb gaben sie es auf, nahmen, was sie erreichen konnten, und kümmerten sich weiter nicht um das, was für sie unerreichbar war.

«Ich glaube, du hast Baxter ganz gemein behandelt», sagte er ein anderes Mal.

Er war halb darauf gefaßt, daß Clara ihm antworten würde wie die Mutter: «Kümmere dich um deine eigenen Sachen und nicht soviel um die der anderen.» Aber sie nahm ihn, was ihn fast erstaunte, ganz ernst. «Wieso?» sagte sie.

«Ich glaube, du hieltest ihn für eine Maiblume, pflanztest ihn in einen passenden Topf und pflegtest ihn dementsprechend. Er sollte nun mal eine Maiblume sein, und daß er ganz gewöhnliches Kraut war, nützte ihm gar nichts. Du wolltest das einfach nicht.»

«Für eine Maiblume habe ich ihn nie gehalten.»

«Du liebtest etwas in ihm, was er nicht war. Das tut die Frau immer. Sie glaubt, sie wüßte, was für einen Mann gut ist, und das soll er dann auch unbedingt haben; ob er dabei verhungert, spielt keine Rolle; ruhig mag er dasitzen und nach dem pfeifen, was er braucht, wenn sie ihn nur hat und ihm das geben kann, was für ihn gut ist.»

«Und was tust du?» fragte sie.

«Ich denke darüber nach, welche Melodie ich pfeifen soll», lachte er.

Und anstatt mit Püffen über ihn herzufallen, betrachtete sie ihn ganz ernst. «Du meinst, ich wollte dir geben, was für dich gut ist?» fragte sie.

«Hoffentlich; aber Liebe sollte ein Gefühl der Freiheit, nicht des Gefangenseins geben. Bei Miriam kam ich mir vor wie ein Esel, der an einen Pfahl gebunden ist. Auf ihrem Stückchen Wiese mußte ich weiden und nirgendwo anders. Das ist zum Verrecken.»

«Und würdest du eine Frau tun lassen, was sie möchte?»

«Ja; ich will sehen, daß sie mich mit Freude liebt. Tut sie es nicht, gut, dann halte ich sie nicht.»

«Wärest du so herrlich, wie du sagst...» erwiderte Clara.

«Dann wäre ich das Wunder, das ich auch bin», lachte er.

Sie schwiegen und haßten sich, wenn sie auch lachten.

«Liebe ist neidisch», sagte er.

«Und wer von uns ist der Neidischere?» fragte sie.

«Du natürlich.»

So ging der Kampf zwischen ihnen weiter. Sie wußte, daß sie ihn nie ganz hatte. Über irgend etwas in ihm, etwas Großes und Triebhaftes, hatte sie keine Macht; sie versuchte erst gar nicht, dieses zu besitzen oder auch nur zu erkennen, was es war. Und er wußte, daß sie sich immer noch irgendwie für Frau Dawes hielt. Sie liebte Dawes nicht, hatte ihn nie geliebt, aber sie glaubte, daß er sie liebte, mindestens von ihr abhängig wäre. Aus ihm strömte eine gewisse Sicherheit, die sie nie bei Paul Morel empfand. Ihre Leidenschaft zu dem jungen Mann hatte ihre Seele gefüllt, ihr eine gewisse Befriedigung gegeben, sie von ihrem Mißtrauen, ihrem Zweifel befreit. Wie auch immer sonst sie war, innerlich war sie jedenfalls sicher. Es war fast, als hätte sie sich selbst gewonnen, als stände sie nun deutlich und vollkommen da. Sie hatte ihre Bestätigung erhalten, aber nie glaubte sie, daß ihr Leben Paul Morel oder sein Leben ihr gehörte. Schließlich würden sie sich trennen, und der Rest ihres Lebens würde eine große Sehnsucht nach ihm sein. Auf jeden Fall aber wußte sie jetzt, daß sie ihrer sicher war. Und das gleiche konnte fast von ihm gesagt werden. Zusammen hatten sie die Taufe des Lebens erhalten, jeder durch den andern; aber jetzt trennten sich ihre Sendungen. Wohin er wollte

dahin konnte sie ihn nicht begleiten. Später oder früher müßten sie sich trennen. Selbst wenn sie sich heirateten und einander treu waren, mußte er sie doch verlassen, mußte allein weiter, und wenn er wiederkam, würde sie ihn pflegen. Aber das war nicht möglich. Jeder brauchte einen Gefährten, der Seite an Seite mit ihm ging.

Clara wohnte jetzt mit der Mutter in den Mapperley Plains. Als sie und Paul eines Abends über die Woodborough Road gingen, begegneten sie Dawes. Morel erkannte wohl etwas in der Haltung des näher kommenden Mannes wieder, aber er war gerade so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß nur sein Künstlerauge die Gestalt des Fremden bemerkte. Dann wandte er sich plötzlich mit einem Lachen an Clara, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte lachend: «Wir gehen nebeneinander her, und dabei bin ich in London und spreche mit Orpen, so wie ich ihn mir vorstelle, und wo bist du?»

In diesem Augenblick ging Dawes vorbei, streifte Morel fast. Der junge Mann blickte auf und sah die dunklen, brennenden, haßerfüllten und doch so müden Augen.

«Wer war das?» fragte Clara.

«Es war Baxter», erwiderte sie.

Paul nahm die Hand von ihrer Schulter und sah sich um; dann sah er wieder deutlich des Mannes Gestalt, wie sie näher kam. Dawes ging immer noch aufrecht, die Schultern waren zurückgeworfen, das Gesicht stolz gehoben. Aber der heimliche Blick seiner Augen erweckte den Eindruck, als wolle er unbemerkt an jedem, dem er begegnete, vorbei; argwöhnisch blickte er auf, um zu sehen, was man über ihn dachte. Seine Hände schienen sich verbergen zu wollen. Er trug alte Kleider, an den Knien war die Hose zerrissen, und das Taschentuch, das er um den Hals trug, war schmutzig. Aber herausfordernd trug er die Mütze schief. Als Clara ihn sah, fühlte sie sich schuldig. Auf seinem Gesicht lagen Müdigkeit und Verzweiflung, und weil diese ihr weh taten, haßte sie ihn.

«Er sieht heruntergekommen aus», meinte Paul.

Der mitleidige Klang seiner Stimme war wie ein Vorwurf für sie; da wurde sie hart. «Seine wahre Gemeinheit kommt jetzt raus», antwortete sie.

«Haßt du ihn?» fragte er.

«Du redest», sagte sie, «über die Grausamkeit der Frauen; ich wollte nur, du kenntest die Grausamkeit der Männer in ihrer rohen Kraft. Sie wissen einfach gar nicht, daß die Frau da ist.»

«Ich auch nicht?» fragte er.

«Nein», antwortete sie.

«Weiß ich nicht, daß du da bist?»

«Nichts weißt du über mich», sagte sie bitter, «über mich.»

«Nicht mehr als Baxter?» fragte er.

«Vielleicht nicht soviel.»

Er war verwirrt, hilflos und ärgerlich. Da ging sie nun, und er kannte sie nicht, obgleich sie doch gemeinsam solche Erfahrung durchgemacht hatten. «Aber mich kennst du gut», sagte er. Sie antwortete nicht. «Kanntest du Baxter so gut wie mich?» fragte er.

«Das wollte er nicht», erwiderte sie.

«Und ich wollte, daß du mich kennenlerntest?»

«Das wollen die Männer ja nie. Sie wollen nicht, daß man ihnen wirklich näher kommt», sagte sie.

«Und ich wollte das auch nicht?»

«Doch», antwortete sie langsam, «aber mir bist du nie näher gekommen. Du kannst nicht aus dir heraus, das kannst du nicht. Das konnte Baxter besser als du.»

Nachdenklich ging er weiter. Er war böse auf sie, weil sie Baxter vor ihm den Vorzug gab. «Du fängst jetzt an, Baxter zu schätzen, wo du ihn nicht mehr hast», sagte er.

«Nein, ich sehe nur, wo er anders war als du.»

Aber er fühlte, daß sie Groll gegen ihn empfand.

Als sie eines Abends durch die Felder gingen, überraschte sie ihn durch die Frage: «Glaubst du, daß das Geschlechtliche das alles wert ist?»

«Der Liebesakt an sich?»

«Ja; ist er dir was wert?»

«Aber wie kannst du das trennen?» fragte er. «Es ist der Höhepunkt von allem. In ihm erreicht unsere Gemeinschaft ihren Höhepunkt.»

«Für mich nicht», sagte sie.

Er schwieg. Haß gegen sie zuckte in ihm auf. Am Ende war sie unzufrieden mit ihm, selbst dann, wenn er glaubte, sie erfüllten einander ganz. Aber er glaubte ihr zu unbedingt.

«Ich habe ein Gefühl», fuhr sie langsam fort, «als hätte ich dich nicht, als wäre nicht alles von dir da, als wäre ich es nicht, die du nimmst...»

«Wer denn?»

«Etwas, was nur für dich ist. Es ist schön gewesen, so daß ich nicht wage, daran zu denken. Aber willst du mich oder dieses Etwas?»

Wieder fühlte er sich schuldig. Ließ er Clara ganz außer Betracht, nahm er einfach das Weib? Aber das war ja reinste Haarspalterei.

«Als ich Baxter hatte, ihn wirklich hatte, fühlte ich, daß ich alles von ihm hatte», sagte sie.

«Und das war besser?» fragte er.

«Ja, ja; es war vollständiger. Ich meine damit aber nicht, daß du mir nicht mehr gabst, als er mir je gab.»

«Oder dir geben konnte.»

«Ja, vielleicht; aber nie gabst du dich mir.»

Ärgerlich runzelte er die Brauen.

«Wenn ich anfange, dich zu lieben», sagte er, «komme ich mir vor wie ein Blatt im Winde.»

«Und kümmerst dich dann weiter nicht um mich», sagte sie.

«Und dann ist dir das alles nichts?» fragte er fast starr vor Gram.

«Etwas ist es schon; und manchmal hast du mich auch mitgerissen — das weiß ich — und deshalb verehre ich dich — aber . . .»

«Kein Aber», sagte er, küßte sie schnell, denn Feuer brannte ihm durch den Körper.

Sie unterwarf sich und war still.

Es war schon so, wie er sagte. Wenn er anfing sie zu lieben, war die Erregung meist so stark, daß sie alles in gewaltigem Schwung mit sich riß, Vernunft, Seele, Blut, wie der Trent seine Wirbel und Strudel geräuschlos mit sich reißt. Langsam versank dann die kleinliche Kritik, versanken die kleinen Empfindungen, auch der Gedanke versank, alles wurde mitgerissen in dem einen Strom. Er wurde kein Mensch mit Verstand, wurde ein großer Trieb. Wie lebendige Wesen wurden seine Hände; seine Glieder, sein Körper war Leben und Bewußtsein, waren seinem Wollen nicht länger unterworfen, lebten in sich. Und wie er schienen die winterlichen Sterne voll starken Lebens. In ihm und ihnen schlug der gleiche Feuerpuls, und die gleiche kraftvolle Freude, die den Farnkrautwedel vor seinen Augen aufrecht hielt, hielt auch seinen Körper aufrecht. Es war, als würden er und die Sterne und die dunkle Pflanze und Clara von einer ungeheuren Flammenzunge aufgeleckt, die vorwärts und aufwärts stürmte. Alles raste voller Leben an ihm vorüber; alles war zugleich mit ihm still, vollkommen in sich. Diese wundervolle Stille in allem, die in mächtigerer Lebensfülle einherraste, schien allerhöchste Seligkeit.

Clara wußte, daß ihn dies an sie fesselte, und deshalb vertraute sie ganz seiner Leidenschaft. Aber oft versagte sie. Nicht oft erreichten sie wieder die Höhe dieses Damals, als die Kiebitze geschrien hatten. Langsam verdarb irgendwelche mechanische Anstrengung ihre Liebe; hatten sie herrliche Augenblicke, erlebte sie jeder für sich und nicht so befriedigend. So schien er denn oft allein weiterzustürmen; oft erkannten sie, daß es ein Fehlschlag war, nicht das war, was sie ersehnten. Er verließ sie, wußte, daß dieser Abend nur einen Riß zwischen ihnen geschaffen hatte. Ihre Liebe wurde mechanischer, verlor das wunderbare Leuchten. Langsam fingen sie an, Neues zu erfinden, um so wieder das alte Gefühl der Befriedigung zu erleben. Sie lagen ganz nahe, fast gefährlich nahe, am Fluß, so daß das schwarze Wasser nicht weit von seinem Gesicht dahinströmte; und das gab ihnen einen kleinen Schauer; oder manchmal liebten sie sich draußen am Rande der Stadt in einer kleinen Höhle unterhalb des Zaunes am Wege, wo gelegentlich Leute vorbeikamen, und dann hörten sie Schritte, fühlten

fast die Erschütterung durch die Schritte, und hörten, was die Vorübergehenden sagten, seltsame kleine Dinge, die niemand hören sollte. Und hinterher schämten sie sich fast, und dies alles entfernte sie voneinander. Er begann, sie ein wenig zu verachten, als hätte sie das verdient.

Eines Abends verließ er sie, wollte durch die Felder nach dem Bahnhof Daybrook gehen. Es war sehr dunkel, schneite ein wenig, obwohl der Frühling schon weit vorgeschritten war. Morel hatte nicht viel Zeit. Er eilte vorwärts. Am Rande eines steilen Abhangs hört die Stadt fast plötzlich auf; hier ragen die Häuser mit ihren gelben Lichtern gegen die Dunkelheit. Er ging über den Zauntritt und versank dann schnell in das tiefe Felderloch. Durch den Obstgarten des Swineshead-Hofes leuchtete warm ein Fenster. Paul sah um sich. Hinter ihm standen am Rande der Grube die Häuser, erhoben sich schwarz gegen den Himmel wie wilde Tiere, die neugierig mit gelben Augen in die Dunkelheit hinabschauten. Es war die Stadt, die wild und seltsam wirkte, die Wolken in seinem Rücken anstierte. Unter den Weiden am Teiche des Hofes bewegte sich etwas, es war zu dunkel, irgend etwas erkennen zu können. Er war schon ganz dicht beim nächsten Zauntritt, bevor er die dunkle Gestalt sah, die sich dagegen lehnte. Der Mann trat auf die Seite. «Guten Abend», sagte er.

«Guten Abend», erwiderte Morel, ohne weiter auf den Mann zu achten.

«Paul Morel?» fragte der Mann.

Da wußte er, daß es Dawes war. Der Mann vertrat ihm den Weg. «Hab ich dich endlich?» sagte er frech.

«Ich verpasse meinen Zug», erwiderte Paul.

Er konnte von Dawes' Gesicht nichts erkennen. Die Zähne des Mannes schienen zu klappern, während er sprach.

«Jetzt ist was fällig», sagte Dawes.

Morel wollte weitergehen, der andere stellte sich vor ihn.

«Willst du deinen Mantel ausziehen», sagte er, «oder dich mit ihm zusammen im Dreck wälzen?»

Paul befürchtete, der Mann wäre wahnsinnig.

«Aber», versetzte er, «ich habe von Boxen keine Ahnung.»

«Dann gut», antwortete Dawes, und bevor der jüngere Mann wußte, wo er war, taumelte er infolge eines Schlages ins Gesicht nach hinten.

Die ganze Nacht wurde schwarz. Er zog Mantel und Rock aus, wich einem Schlage aus und warf die Kleidungsstücke über Dawes. Der fluchte wild. In seinen Hemdsärmeln war Morel flink; er war wütend. Er hatte ein Gefühl, als führe sein ganzer Körper wie eine Kralle aus ihrer Scheide. Er konnte nicht boxen, sein Verstand sollte ihm helfen. Jetzt konnte er den andern besser erkennen; seine Hemdenbrust sah er besonders deutlich. Dawes strauchelte über Pauls Klei-

der, kam dann auf ihn zu. Der Mund des jungen Mannes blutete. Nur ein Gedanke beherrschte ihn: den Mund des anderen treffen, und dieser Wunsch war so stark, daß er schmerzte. Schnell kletterte er über den Zauntritt, und als Dawes hinter ihm herkam, schlug er ihn blitzschnell auf den Mund. Er bebte vor Freude. Langsam kam Dawes näher, spuckte. Paul hatte Angst, lief wieder an den Zauntritt. Plötzlich sauste aus dem Nichts ein wilder Schlag gegen sein Ohr, so daß er hilflos zurücktaumelte. Er hörte Dawes' schweres Keuchen, es klang wie das eines wilden Tieres; dann erhielt er einen Tritt gegen das Knie, der ihn so schmerzte, daß er wieder hochkam und blindlings seinen Feind ansprang. Er fühlte Schläge und Tritte, aber sie taten nicht weh. Wie eine Wildkatze hing er an dem größeren Mann, bis schließlich Dawes die Geistesgegenwart verlor und krachend niederfiel. Paul fiel mit ihm. Aus reinem Selbsterhaltungstrieb packte er den Hals des Mannes, und ehe sich Dawes in Wut und Todesangst von ihm befreien konnte, hatte er die Fäuste in das Halstuch verkrampft, und seine Knöchel gruben sich in die Kehle des andern. Es war reinster Trieb, ohne Vernunft oder Gefühl. Sein an sich harter und wunderbarer Körper lag fest auf dem sich wehrenden Körper des andern; kein Muskel an ihm ließ nach. Er handelte ganz unbewußt, nur sein Körper wollte diesen andern Mann töten. Er selbst hatte weder Gefühl noch Vernunft. Hart lag er an den Gegner gepreßt, sein Körper wollte nur eins: den andern vernichten; genau im richtigen Augenblick, mit genau abgepaßter Kraft leistete er den Anstrengungen des andern Widerstand, stumm, gespannt, unverändert, drückte langsam seine Knöchel immer tiefer ein, fühlte, wie die Anstrengungen des andern Körpers wilder und wahnsinniger wurden. Immer straffer wurde sein Körper, war wie eine Schraube, deren Druck immer stärker wird, bis auf einmal etwas zerbirst.

Dann hörte er plötzlich verwundert, Böses ahnend, auf. Dawes wehrte sich nicht mehr. Morel fühlte flammenden Schmerz in seinem Körper, als er merkte, was er tat; er war ganz entsetzt. Plötzlich zuckten Dawes' Anstrengungen in wildem Krampf wieder auf. Er packte Pauls Hände, riß sie los von dem Halstuch, in das sie gleichsam verknotet waren, und hilflos wurde Paul abgeworfen. Er hörte das furchtbare Keuchen des andern, aber er lag betäubt da; dann fühlte er, immer noch betäubt, die Tritte des andern und verlor das Bewußtsein.

Vor Schmerz grunzte Dawes wie ein Tier, trat den daliegenden Körper seines Gegners. Plötzlich ertönte zwei Felder weiter schrill die Pfeife des Zuges. Er wandte sich um, blickte argwöhnisch um sich. Was kam nun? Er sah vor seinen Augen die Lichter des Zuges vorbeiziehen. Er glaubte, es kämen Leute. Da verschwand er querfeldein nach Nottingham; und als er weiterging, fühlte er dumpf in seinem Bewußtsein an seinem Fuß die Stelle, wo sein Stiefel gegen einen

der Knochen des jungen Mannes getreten hatte. Der Tritt schien in seinem Innern widerzutönen; er eilte weiter, um dem zu entgehen.

Langsam kam Morel wieder zu sich. Er wußte, wo er war und was sich ereignet hatte, aber er hatte kein Verlangen, sich zu bewegen. Ruhig lag er da, und kleine Schneeflocken kitzelten ihm das Gesicht. Es war so schön, so ganz ruhig, ganz still hier zu liegen. Die Zeit verging. Die Schneeflocken weckten ihn immer wieder, und er hätte doch so gern geschlafen.

Endlich aber wurde sein Wille wach, drängte zur Tat. «Ich darf hier nicht liegen bleiben», sagte er, «das ist zu dumm.» Aber immer noch rührte er sich nicht. «Ich wollte doch aufstehen», wiederholte er; «warum tue ich es nicht?»

Und wieder verging einige Zeit, ehe er sich so weit in der Gewalt hatte, daß er sich rührte; dann stand er langsam auf. Vor Schmerz war er krank und wie betäubt, aber sein Kopf war ganz klar. Taumelnd tastete er nach seinen Kleidern und zog sie an, knöpfte den Mantel zu bis oben hin. Es dauerte einige Zeit, ehe er die Mütze fand. Er wußte nicht, ob sein Gesicht noch blutete. Er taumelte weiter, jeder Schritt tat ihm weh, er ging zurück an den Teich, wusch sich Gesicht und Hände. Das eiskalte Wasser tat weh, half aber, daß er wieder ganz zu sich kam. Er kroch mühsam den Hügel hinauf bis an die Straßenbahn. Er wollte zur Mutter – er mußte zur Mutter – nur das wollte er. Er verdeckte sein Gesicht, soweit er nur konnte, und kroch elend weiter. Während er ging, hatte er immer ein Gefühl, als wiche ihm der Boden unter den Füßen, als versänke er in den Raum, und das war ein entsetzliches Gefühl. Wie ein Alp lastete es auf ihm; endlich war auch dieser Nachhauseweg überstanden.

Alle waren schon zu Bett. Er betrachtete sich. Sein Gesicht war blaß und mit Blut beschmiert, sah aus wie das Gesicht eines Toten. Er wusch es und ging zu Bett. Im Fieberwahn verging die Nacht. Am Morgen stand die Mutter am Bett, sah auf ihn herab. Ihre blauen Augen nur wollte er sehen. Sie war da; er war in ihren Händen.

«Es ist nicht schlimm, Mutter», sagte er, «es war Baxter Dawes.»

«Wo tut es dir weh?» fragte sie ruhig.

«Ich weiß nicht, die Schulter. Sag, ich wäre mit dem Rad gestürzt, Mutter.»

Er konnte den Arm nicht bewegen. Jetzt kam Minnie, das kleine Dienstmädchen, mit Tee herauf.

«Ihre Mutter hat mir aber einen Schrecken eingejagt», sagte sie, «ist ohnmächtig geworden.»

Er fühlte, daß er das nicht ertragen könnte.

Seine Mutter pflegte ihn; er erzählte ihr alles.

«Und nun wäre ich mit ihnen allen fertig», sagte sie ruhig.

«Das bin ich, Mutter.»

Sie deckte ihn zu.

«Und denke nicht mehr daran», sagte sie, «versuche nur zu schlafen. Der Arzt kommt erst um elf.»

Die eine Schulter war ausgerenkt, und am zweiten Tage trat eine akute Bronchitis auf. Seine Mutter war jetzt totenblaß und sehr mager. Sie saß am Bett, sah ihn an, sah dann hinaus in den Raum. Etwas stand zwischen ihnen, das keiner zu erwähnen wagte.

Clara besuchte ihn. Als sie gegangen war, sagte er zur Mutter:

«Sie macht mich so müde, Mutter.»

«Ja; hoffentlich kommt sie nicht wieder», erwiderte Frau Morel.

Dann kam auch Miriam; aber sie kam ihm fast vor wie eine Fremde.

«Ich mache mir aus allen nichts mehr, Mutter», sagte er.

«Ich fürchte doch, mein Sohn», erwiderte sie traurig.

Überall wurde erzählt, er wäre mit dem Rad gestürzt. Bald konnte er wieder zur Arbeit, aber etwas nagte jetzt dauernd an seinem Herzen, machte ihn krank. Er ging zur Clara, aber er hatte ein Gefühl, als wäre sie nicht da. Er konnte nicht arbeiten. Er und die Mutter schienen sich fast zu meiden. Es lag ein Geheimnis zwischen ihnen, das sie nicht ertragen konnten. Er merkte es nicht. Er wußte nur, daß sein Leben unausgeglichen schien, als wollte er in Stücke auseinander brechen.

Clara wußte nicht, was mit ihm los war. Sie sah, daß er sie gar nicht zu bemerken schien. Selbst wenn er zu ihr kam, schien er sie nicht zu bemerken; immer war er woanders. Sie fühlte, daß sie nach ihm griff, und er war anderswo. Das quälte sie, und deshalb quälte sie ihn. Manchmal hielt sie ihn sich einen Monat fern. Er haßte sie fast und mußte doch immer wieder zu ihr. Er verkehrte jetzt hauptsächlich mit Männern, saß viel im ‹George› oder im ‹White Horse›. Seine Mutter war krank, fern, ruhig, schattenhaft. Vor etwas hatte er Angst. Er wagte nicht, sie anzusehen. Immer dunkler schienen ihre Augen zu werden, immer wächsener ihr Gesicht; aber immer noch tat sie ihre Arbeit.

Pfingsten sagte er, er wollte mit seinem Freunde Newton vier Tage nach Blackpool. Newton war ein großer, fröhlicher, etwas schlingelhafter Bursche. Paul meinte, die Mutter solle für eine Woche nach Sheffield zu Annie fahren, die jetzt dort wohnte. Vielleicht täte ihr die Veränderung gut. Frau Morel suchte in Nottingham einen Frauenarzt auf. Er sagte, Herz und Verdauung wären nicht in Ordnung. Wenn sie auch keine rechte Lust hatte, willigte sie doch ein, nach Sheffield zu fahren; sie tat jetzt eigentlich alles, was ihr Sohn von ihr wollte. Paul versprach, sie am fünften Tage zu besuchen und bis zum Schluß seines Urlaubs mit ihr zusammen in Sheffield zu bleiben. So wurde alles verabredet.

Froh zogen die beiden jungen Leute nach Blackpool. Frau Morel war

ganz munter, als Paul sie küßte und verließ. Als er erst mal am Bahnhof war, vergaß er alles. Vier Tage lagen vor ihm – ohne Sorgen, ohne Gedanken. Die beiden jungen Leute gaben sich ganz der Freude hin. Paul war wie jeder andere auch. Nichts von seinem alten Ich war mehr vorhanden. Keine Clara, keine Miriam, keine Mutter, nichts, was ihn zermarterte. An alle schrieb er, an die Mutter lange Briefe; aber es waren lustige Briefe, über die sie lachen mußte. Er verbrachte seine schöne Zeit, wie junge Leute das an einem Ort wie Blackpool tun. Unter allem aber schwelte die Sorge um sie.

Bei dem Gedanken, mit der Mutter in Sheffield sein zu können, wurde Paul ganz froh, fast aufgeregt. Newton wollte den Tag mit ihnen zusammen verbringen. Ihr Zug hatte Verspätung. Scherzend, lachend, die Pfeife zwischen den Zähnen, schwangen die jungen Männer ihr Gepäck in die Straßenbahn. Paul hatte für die Mutter einen echten Spitzenkragen gekauft, den sollte sie unbedingt tragen, und er wollte sie dann ein wenig necken. Annie bewohnte ein nettes Haus und hatte ein kleines Dienstmädchen. Froh eilte Paul die Treppe hinauf. Er erwartete, daß die Mutter lachend in der Diele stände; aber Annie öffnete ihm. Sie schien ihm so fremd. Traurig stand er einen Augenblick da, Annie ließ sich von ihm auf die Backe küssen. «Ist Mutter krank?» fragte er.

«Ja; es geht ihr nicht gut. Rege sie nur nicht auf!»

«Liegt sie zu Bett?»

«Ja.»

Und da überkam ihn das seltsame Gefühl, als verflöge aller Sonnenschein seines Innern, als würde alles dunkel. Er ließ den Koffer fallen und lief hinauf. Zögernd öffnete er die Tür. Die Mutter saß aufrecht im Bett, trug einen altrosafarbenen Morgenrock. Sie sah ihn flehend demütig an, als schämte sie sich. Er bemerkte wohl, wie aschgrau sie aussah.

«Mutter!» sagte er.

«Ich dachte schon, du kämst nicht mehr», antwortete sie fröhlich.

Aber er fiel neben dem Bett auf die Knie, vergrub sein Gesicht in den Tüchern, weinte in Todesangst und rief: «Mutter... Mutter... Mutter!»

Langsam strich sie ihm mit der mageren Hand über das Haar.

«Weine nicht», sagte sie, «weine nicht, es ist nicht schlimm.»

Aber er hatte ein Gefühl, als zerflösse sein Blut in Tränen, und er weinte auf vor Angst und Qual.

«Weine doch nicht, weine doch nicht», stammelte die Mutter.

Langsam strich sie ihm über das Haar; seiner selbst nicht mehr Herr, weinte er, und in jeder Fiber seines Leibes schmerzten ihn die Tränen. Plötzlich hörte er auf, aber er wagte es nicht, das Gesicht aus den Bettüchern zu erheben.

«Ihr kommt spät. Wo seid ihr denn so lange geblieben?» fragte die Mutter.

«Der Zug hatte Verspätung», erwiderte er, und die Tücher erstickten seine Stimme.

«Ja, diese langweilige Zentralbahn. Ist Newton mitgekommen?»

«Ja.»

«Ihr seid doch sicher hungrig; sie haben mit dem Essen gewartet.»

Jetzt sah er zu ihr auf. «Was ist es, Mutter!» fragte er geradezu.

Als sie antwortete, wandte sie die Augen ab. «Nur eine kleine Geschwulst, mein Junge. Brauchst dir keine Sorgen zu machen. Den Knoten habe ich schon lange.»

Wieder kamen ihm die Tränen. Sein Verstand war klar und hart, aber sein Körper weinte. «Wo?» fragte er.

Sie legte die Hand auf die Seite. «Hier. Aber du weißt ja, eine Geschwulst kann man wegbrennen.»

Hilflos wie ein Kind stand er da, war wie betäubt. Er dachte, es wäre vielleicht, was sie sagte. Ja; es war sicher so, beruhigte er sich. Aber die ganze Zeit über wußten sein Blut und sein Körper genau, was es war. Er setzte sich auf den Bettrand und nahm ihre Hand. Immer nur hatte sie diesen einen Ring gehabt – den Trauring.

«Wann hat's denn angefangen?» fragte er.

«Gestern», antwortete sie ergeben.

«Schmerzen?»

«Ja; aber nicht schlimmer als oft zu Hause auch. Ich glaube, Dr. Ansell sieht alles zu schwarz.»

«Du hättest nicht allein reisen sollen», sagte er mehr zu sich als zu ihr.

«Als ob das etwas damit zu tun hätte», antwortete sie schnell.

Eine Zeitlang schwiegen sie.

«Nun iß erst mal was! Du bist doch sicher hungrig.»

«Hast du schon gegessen?»

«Ja; eine herrliche Seezunge. Annie ist so lieb zu mir.»

Sie plauderten noch ein wenig; dann ging er hinunter. Er war sehr blaß und erregt. Newton saß bedrückt da, nahm teil an seinen Sorgen.

Nach dem Essen ging er in die Spülküche, half Annie beim Aufwaschen. Das kleine Dienstmädchen machte eine Besorgung.

«Ist es wirklich nur eine Geschwulst?» fragte er.

Annie fing an zu weinen. «Gestern hatte sie Schmerzen – noch nie hatte ich jemanden so leiden sehen», rief sie. «Wie verrückt lief Leonhard zu Dr. Ansell; und als sie im Bett lag, sagte sie zu mir: ‹Annie, besieh dir doch mal den Knoten an meiner Hüfte. Was das wohl sein mag?› Und da sah ich hin, und ich dachte, ich sollte zusammenbrechen. So wahr ich hier stehe, Paul, ein Knoten, doppelt so groß wie meine Faust. Ich sagte: ‹Lieber Gott, Mutter, seit wann hast du das denn?›

‹Ach Kind, den habe ich schon lange.› Ich dachte, ich sollte sterben, Paul. Seit Monaten hatte sie diese Schmerzen schon, und niemand hat sich um sie gekümmert.»

Die Tränen schossen ihm in die Augen, versiegten dann plötzlich. «Aber sie war doch beim Arzt in Nottingham, und nie hat sie mir was gesagt», entgegnete er.

«Wenn ich zu Hause gewesen wäre, ich hätte selbst mal nachgeguckt», sagte Annie.

Er kam sich vor wie jemand, der durch Unwirklichkeiten wandert.

Am Nachmittag ging er selbst zum Arzt. Der war ein kluger, liebenswürdiger Mann.

«Was ist es nun?» fragte er.

Der Arzt sah den jungen Mann an, verschränkte die Finger.

«Es kann eine starke Geschwulst im Gewebe sein», sagte er langsam, «die wir vielleicht entfernen können.»

«Können Sie nicht operieren?» fragte Paul.

«Da nicht», erwiderte der Arzt.

«Bestimmt nicht?»

«Ganz bestimmt nicht.»

Paul überlegte eine Weile.

«Sind Sie sicher, daß es sich um eine Geschwulst handelt?» fragte er. «Warum hat Dr. Jameson in Nottingham die nie festgestellt? Wochenlang ist sie bei ihm in Behandlung gewesen, und er hat sie auf Herz und Verdauung behandelt.»

«Frau Morel hat Dr. Jameson von der Geschwulst nie etwas gesagt», entgegnete der Arzt.

«Wissen Sie genau, daß es eine Geschwulst ist?»

«Nein, sicher bin ich nicht.»

«Was kann es denn sonst noch sein? Sie fragten meine Schwester, ob wir Krebs in der Familie hätten; kann es Krebs sein?»

«Ich weiß es nicht.»

«Und was werden Sie tun?»

«Ich möchte sie gern mit Dr. Jameson zusammen untersuchen.»

«Dann tun Sie das, bitte.»

«Sie müssen das Nötige veranlassen. Für die Fahrt von Nottingham hierher wird er mindestens zehn Guineen berechnen.»

«Wann paßt es Ihnen, daß er kommt?»

«Ich komme heute abend noch einmal vorüber, dann wollen wir alles besprechen.»

Paul ging, zerbiß sich die Lippen.

Der Arzt hatte gesagt, die Mutter könne zum Tee herunter kommen. Ihr Sohn ging hinauf, wollte ihr helfen. Sie trug den altrosafarbenen Morgenrock, den Leonard Annie geschenkt hatte, und sah mit dem etwas geröteten Gesicht wieder ganz jung aus.

«Nett siehst du in dem Ding aus», sagte er.

«Ja; sie machen mich so fein; ich kenne mich kaum selbst noch», antwortete sie.

Aber als sie aufstand und gehen wollte, wich alle Farbe. Paul half ihr, trug sie halb. Oben an der Treppe war sie schon ohnmächtig. Er nahm sie in die Arme und trug sie schnell hinunter, legte sie auf das Sofa. Sie war so leicht und zerbrechlich. Ihr Gesicht sah aus, als wäre sie tot, die blauen Lippen waren fest geschlossen. Ihre Augen öffneten sich – ihre blauen, nie trüben Augen –, und flehend sah sie ihn an, als solle er ihr verzeihen. Er hielt ihr Branntwein an die Lippen, aber ihr Mund öffnete sich nicht. Die ganze Zeit über beobachtete sie ihn voller Liebe. Er tat ihr so leid. Unaufhörlich rannen ihm die Tränen über die Backen, aber kein Muskel seines Gesichtes bewegte sich. Er wollte ihr durchaus etwas Branntwein einflößen. Bald konnte sie einen Teelöffel voll zu sich nehmen. Sie legte sich zurück, war so müde. Immer noch rannen ihm die Tränen über das Gesicht.

«Es geht schon vorüber», keuchte sie. «Weine doch nicht!»

«Das tue ich auch nicht», sagte er.

Bald ging es wieder besser. Er kniete neben dem Sofa. Sie sahen einander in die Augen.

«Du sollst dir keine Sorgen machen», sagte sie.

«Nein, Mutter, liege nur ganz still, dann geht es bald wieder besser.»

Aber er war bleich bis in die Lippen, und als ihre Augen sich ansahen, verstanden sie sich. Ihre Augen waren so blau – ein so herrliches Vergißmeinnichtblau! Er meinte, hätten sie eine andere Farbe gehabt, so hätte er es leichter ertragen können. Er hatte ein Gefühl, als würde ihm langsam das Herz aus der Brust gerissen. Er kniete, hielt ihre Hand, und keiner sagte etwas. Dann kam Annie herein.

«Geht's besser?» fragte sie schüchtern die Mutter.

«Natürlich», sagte Frau Morel.

Paul setzte sich und erzählte ihr von Blackpool. Sie war neugierig.

Einen Tag oder zwei Tage später fuhr er nach Nottingham zu Dr. Jameson, um mit ihm alles wegen der Untersuchung zu besprechen. Paul hatte kein Geld, aber das konnte er sich leihen.

Gewöhnlich war die Mutter am Samstagmorgen in die öffentliche Sprechstunde gegangen, in der sie den Arzt gegen Zahlung eines geringen Betrages befragen konnte. Am gleichen Tage ging nun auch ihr Sohn hin. Das Wartezimmer war voll von Frauen, die geduldig auf einer Bank längs der Wand saßen. Paul dachte an die Mutter in dem ärmlichen, schwarzen Kleid, die auch hier gesessen und gewartet hatte. Der Arzt hatte sich verspätet. Die Frauen sahen alle ziemlich verängstigt aus. Paul fragte die Schwester, ob er den Arzt wohl gleich, wenn er käme, sprechen könnte. So wurde es dann auch verein-

bart. Neugierig betrachteten die Frauen, die geduldig an den Wänden entlang saßen, den jungen Mann.

Endlich kam der Arzt. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, sah gut aus, hatte eine braune Hautfarbe. Seine Frau war gestorben, und er, der sie sehr geliebt hatte, war Spezialist für Frauenleiden geworden. Paul nannte seinen und der Mutter Namen. Der Arzt erinnerte sich nicht.

«Nummer 46 M», sagte die Schwester, und der Arzt las den Fall in seinem Buche nach.

«Es zeigt sich ein dicker Knoten, der vielleicht ein Tumor ist», sagte Paul; «Dr. Ansell wollte Ihnen besonders schreiben.»

«Richtig», erwiderte der Arzt und zog den Brief aus der Tasche. Er war sehr freundlich, liebenswürdig, geschäftig, gütig. Er würde am nächsten Tag nach Sheffield kommen.

«Was ist Ihr Vater?» fragte er.

«Bergmann», erwiderte Paul.

«Dann sind die Verhältnisse wohl nicht besonders?»

«Das — erledige ich», sagte Paul.

«Und Sie?» lächelte der Arzt.

«Gehilfe in Jordans Bandagenfabrik.»

Der Arzt lächelte ihn an.

«Nach Sheffield!» sagte er, legte die Fingerspitzen aneinander und lächelte mit den Augen. «Acht Guineen?»

«Danke», sagte Paul, errötete und stand auf. «Kommen Sie morgen?»

«Morgen — Sonntag? Ja. Wissen Sie, wann im Laufe des Nachmittags ein Zug fährt?»

«Vier Uhr fünfzehn mit der Zentral.»

«Und wie komme ich nach Hause? Muß ich gehen»? Der Arzt lächelte.

«Sie fahren am besten mit der Straßenbahn, der Western-Park-Bahn», sagte Paul.

Der Arzt schrieb es sich auf. «Danke», sagte er und reichte Paul die Hand.

Dann fuhr Paul nach Hause zu seinem Vater, für den Minnie sorgte. Walter Morel war jetzt ganz grau. Als Paul ankam, grub der Vater im Garten. Er hatte ihm einen Brief geschrieben. Er schüttelte dem Vater die Hand.

«Na, mein Junge, bist du da?» sagte der Vater.

«Ja», erwiderte der Sohn, «aber ich fahre heute abend wieder weg.»

«So was!» rief der Bergmann. «Hast du denn schon gegessen?»

«Nein.»

«Das sieht dir ähnlich», sagte Morel. «Komm mit rein!»

Der Vater hatte Angst, von seiner Frau zu sprechen. Die beiden

gingen ins Haus. Schweigend aß Paul; mit aufgekrempelten Hemdsärmeln und erdigen Händen saß der Vater ihm gegenüber im Lehnstuhl, sah ihn an.

«Und wie geht es ihr?» fragte endlich der Bergmann leise.

«Sie darf etwas auf sein. Zum Tee darf sie heruntergebracht werden», sagte Paul.

«Das ist ja ein Segen!» rief Morel. «Hoffentlich kann sie bald wieder nach Hause. Und was sagt der Arzt aus Nottingham?»

«Er will sie morgen untersuchen.»

«So! Das wird aber sicher was kosten!»

«Acht Guineen.»

«Acht Guineen!» Erschrocken wiederholte der Bergmann die Worte. «Na, die müssen wir dann eben aufbringen.»

«Ich kann sie bezahlen», sagte Paul.

Sie schwiegen eine Zeitlang.

«Sie meint, du kämest hoffentlich mit Minnie gut zurecht», fuhr Paul fort.

«Ja, mir geht's ganz gut, und ich wollte nur, ihr auch», antwortete Morel. «Die Minnie ist ein nettes, liebes Kind.»

Traurig saß er da.

«Um halb vier muß ich fahren», sagte Paul.

«Das ist auch 'ne Hatz für dich, Junge! Acht Guineen! Und wann kann sie wohl wieder nach Haus fahren?»

«Müssen erst mal abwarten, was die Ärzte morgen sagen», entgegnete Paul.

Morel seufzte tief. Das Haus schien so seltsam leer, und Paul sah, wie verlassen, einsam und alt sein Vater wirkte.

«Nächste Woche mußt du sie aber besuchen, Vater», sagte er.

«Hoffentlich ist sie bis dahin schon wieder zu Hause», entgegnete Morel.

«Wenn nicht», sagte Paul, «mußt du aber kommen.»

«Aber woher soll ich denn das Geld nehmen?» fragte Morel.

«Und ich schreibe dir, was der Arzt sagt», fuhr Paul fort.

«Aber du schreibst so, daß ich es nicht lesen kann», sagte Morel.

«Ich werde ganz deutlich schreiben.»

Morel um Antwort zu bitten, hatte keinen Zweck; denn er konnte kaum mehr als seinen Namen schreiben.

Der Arzt kam. Leonard hielt es für seine Pflicht, ihn im Wagen abzuholen. Die Untersuchung dauerte nicht lange. Voller Angst und Sorge warteten Annie, Arthur, Paul und Leonard im Wohnzimmer. Die Ärzte kamen herunter. Paul sah sie an. Er hatte nie irgendwelche Hoffnung gehabt, außer wenn er sich selbst was vorgemacht hatte.

«Es kann eine Geschwulst sein, wir müssen mal abwarten», erklärte Dr. Jameson.

«Und wenn es das ist», sagte Annie, «können Sie sie dann wegbrennen?»

«Wahrscheinlich», erwiderte der Arzt.

Paul legte acht und einen halben Sovereign auf den Tisch.

Der Arzt zählte sie, nahm einen Florin aus seiner Börse und legte ihn auf den Tisch.

«Danke», sagte er. «Es tut mir leid, daß Frau Morel so krank ist, aber wir müssen mal sehen, was wir tun können.»

«Ist eine Operation möglich?» fragte Paul.

Der Arzt schüttelte den Kopf. «Nein», sagte er, «und selbst wenn, ihr Herz würde es nicht aushalten.»

«Ist es schlimm mit dem Herzen?» fragte Paul.

«Ja; Sie müssen sehr vorsichtig sein.»

«Sehr schlimm?»

«Nein – nein – nein; nur Vorsicht.»

Und der Arzt ging.

Dann trug Paul die Mutter hinunter. Einfach wie ein Kind lag sie da. Aber als er auf der Treppe war, schlang sie ihm fest die Arme um den Hals. «Ich habe solche Angst vor dieser scheußlichen Treppe», sagte sie.

Und auch er hatte Angst. Das nächste Mal sollte Leonard es tun.

Er fühlte, daß er sie nicht tragen konnte.

«Er meint, es sei nur ein Geschwulst», rief Annie der Mutter entgegen. «Und die kann er wegbrennen.»

«Das wußte ich auch so», sagte Frau Morel verächtlich.

Sie tat so, als merkte sie nicht, daß Paul das Zimmer verlassen hatte. Er saß in der Küche und rauchte. Dann versuchte er, etwas graue Asche vom Anzug zu entfernen. Er sah wieder hin. Es war eins von den grauen Haaren der Mutter. Es war so lang! Er hielt es in die Höhe, und es wehte in den Kamin. Er ließ es los. Das lange, graue Haar flog davon und verschwand in der Schwärze des Kamins. Am nächsten Tag küßte er sie, bevor er wieder zur Arbeit ging. Es war sehr früh am Morgen, und sie waren allein.

«Mach dir keine Sorge, mein Junge», sagte sie.

«Nein, Muter.»

«Nein, das wäre wirklich zu dumm. Und nimm dich in acht.»

«Ja», antwortete er. Dann nach einer Weile: «Nächsten Samstag komme ich wieder und bringe dann Vater mit, ja?»

«Ich glaube, daß er gern mal kommt», erwiderte sie. «Auf jeden Fall laß ihn kommen, wenn er es gern will.»

Er küßte sie wieder, strich leicht und zärtlich das Haar aus den Schläfen, als wäre sie seine Geliebte.

«Kommst du auch nicht zu spät?» fragte sie leise.

«Ich gehe jetzt», antwortete er.

Aber er blieb noch ein paar Minuten sitzen, strich ihr das braungraue Haar aus den Schläfen.

«Es darf aber nicht schlimmer werden, Mutter!»

«Nein, mein Junge.»

«Versprichst du es mir?»

«Ja; ich will nicht kränker werden.»

Er küßte sie, hielt sie einen Augenblick in den Armen und ging dann. In dem frühen, sonnigen Morgen lief er zum Bahnhof, weinte die ganze Zeit, warum, wußte er nicht. Und ihre blauen Augen waren weit und starr, als sie an ihn dachte.

Am Nachmittag ging er mit Clara spazieren. Sie saßen zusammen in dem kleinen Wald, in dem die Glockenblumen blühten. Er nahm ihre Hand. «Nie wird sie wieder besser», sagte er zu Clara.

«Das weißt du doch nicht», erwiderte sie.

«Doch», sagte er.

Unwillkürlich zog sie ihn an ihre Brust: «Versuche, es zu vergessen, Liebster», sagte sie, «versuche, es zu vergessen.»

«Das will ich», antwortete er. Er fühlte ihre Brust, die ihm Wärme spendete, ihre Hände spielten in seinem Haar. Es war so tröstend, und er hielt sie umschlungen. Aber er vergaß nicht. Er sprach mit Clara nur von etwas anderem. Und so war es immer. Wenn sie fühlte, wie die Todesangst in ihm emporstieg, rief sie: «Denke nicht daran, Paul! Denke nicht daran, mein Liebling!»

Und sie drückte ihn an die Brust, wiegte ihn, beruhigte ihn wie ein Kind. Da tat er ihretwegen seine Sorge beiseite, doch wenn er allein war, kannte er nur sie. Während er arbeitete, weinte er. Sein Geist und seine Hände waren geschäftig. Er weinte und wußte nicht, warum. Sein Blut weinte. Er war immer allein; ob er nun mit Clara oder den Männern zusammen im ‹White Horse› war. Nur er und der Druck im Innern waren vorhanden. Er las manchmal. Er mußte seinen Geist beschäftigen. Und Clara bot eine Möglichkeit, seinen Geist zu beschäftigen.

Am Samstag fuhr Walter Morel nach Sheffield. Er wirkte so unglücklich, sah aus, als gehöre er niemandem.

Paul lief hinauf. «Vater kommt», sagte er und küßte die Mutter.

«So?» antwortete sie müde.

Ziemlich ängstlich kam der alte Bergmann in das Schlafzimmer. «Wie geht's denn?» fragte er, kam näher und küßte sie schnell und schüchtern.

«Na, so einigermaßen», erwiderte sie.

«Das meine ich auch», sagte er. Er stand da, sah auf sie herab. Dann wischte er sich die Augen mit dem Taschentuch. Hilflos sah er aus, als gehöre er niemandem.

«Ist alles gut gegangen?» fragte die Frau ziemlich müde, als fiele es ihr schwer, mit ihm zu sprechen.

«Ja», antwortete er. «Kannst dir ja vorstellen, daß sie dann und wann mal ein bißchen langsam ist.»

«Hat sie das Essen auch rechtzeitig fertig?» fragte Frau Morel.

«Ja, ein- oder zweimal mußte ich sie anschnauzen», sagte er.

«Und das mußt du auch, wenn sie nicht fertig ist. Sie läßt immer alles bis auf die letzte Minute kommen.»

Sie gab ihm noch ein paar Weisungen. Er saß da, sah sie an, als wäre sie eine Fremde, der gegenüber er verlegen und bescheiden war, als hätte er seine Geistesgegenwart verloren, als wollte er am liebsten wieder fort. Dieses Gefühl, daß er fort wollte, daß er wie auf glühenden Kohlen saß, bis er aus dieser so peinlichen Lage erlöst wurde, in der er des guten Eindrucks wegen doch ausharren mußte, machte seine Gegenwart so unangenehm. Vor innerer Not zog er die Augenbrauen hoch, ballte die Fäuste auf den Knien, wußte nicht, was er dieser großen Sorge gegenüber tun sollte.

In Frau Morels Zustand trat keine große Veränderung ein. Zwei Monate blieb sie in Sheffield. Schließlich ging es ihr eigentlich schlechter. Aber sie wollte nach Hause. Annie hatte ihre Kinder. Frau Morel wollte nach Hause. Sie ließen von Nottingham ein Auto kommen, denn für eine Bahnfahrt war sie zu krank; und dann fuhr sie durch den Sonnenschein. Es war jetzt August; alles war hell und warm. Unter dem blauen Himmel sahen alle, daß es mit ihr zu Ende ging. Aber sie war fröhlicher als seit Wochen. Sie alle lachten und plauderten.

«Annie», rief sie, «über den Felsen flitzte gerade eine Eidechse!» Ihre Augen waren so schnell, sie war immer noch so voller Leben.

Morel wußte, daß sie kam. Die Haustür stand offen. Alle waren voller Erwartung. Die halbe Straße war draußen. Sie hörten das Knattern des großen Autos. Frau Morel fuhr lächelnd die Straße hinunter.

«Sieh mal! Alle wollen mich sehen», sagte sie. «Aber ich hätte das auch getan. Wie geht es, Frau Matthews? Und Ihnen, Frau Harrison?»

Keiner von ihnen konnte hören, was sie sagte, aber sie sahen ihr Lächeln und Nicken. Und alle sagten, sie sähen den Tod in ihrem Gesicht. Es war ein großes Ereignis für die Straße. Morel wollte sie ins Haus tragen; aber er war zu alt. Arthur nahm sie, als wäre sie ein Kind.

Neben den Herd, wo sonst ihr Schaukelstuhl stand, hatten sie für sie einen großen, tiefen Lehnstuhl gestellt. Als sie aus den Tüchern gepackt war, im Lehnstuhl saß und ein wenig Branntwein getrunken hatte, sah sie sich im Zimmer um.

«Glaube nicht, Annie, daß es mir bei dir nicht gefällt», sagte sie, «aber ich freue mich, daß ich wieder in meinem Heim bin.»

Und Morel antwortete leise: «Da haste recht, haste recht.»

Und Minnie, das kleine, seltsame Dienstmädchen, fügte hinzu:

«Und wir freuen uns, daß Sie wieder hier sind.»

Herrliche Sonnenblumen standen in wirren Haufen im Garten. Sie sah aus dem Fenster.

«Da sind ja auch meine Sonnenblumen!» sagte sie.

14

Die Erlösung

«Übrigens», sagte Dr. Ansell eines Abends, als Morel in Sheffield war, «wurde kürzlich ein Mann aus Nottingham ins Isolierhaus eingeliefert; er heißt Dawes. Angehörige scheint der Mann nicht zu haben.»

«Baxter Dawes!» rief Paul.

«So heißt er, war früher wohl körperlich ein feiner Kerl. Ist aber letzthin etwas runtergekommen. Kennen Sie ihn?»

«Er arbeitete früher in demselben Betriebe wie ich.»

«So? Wissen Sie Genaueres über ihn? Wäre er nicht immer so teilnahmslos, so ginge es ihm längst viel besser.»

«Über seine Privatverhältnisse weiß ich nichts, außer daß er von seiner Frau getrennt lebt und es ihm nicht gerade gut geht. Erzählen Sie ihm doch, bitte, mal von mir! Sagen Sie ihm, ich würde ihn gern besuchen.»

Als Morel den Arzt wiedersah, fragte er ihn: «Und wie steht's mit Dawes?»

«Ich sagte zu ihm», antwortete der andere, «‹Kennen Sie einen Mann aus Nottingham mit Namen Morel?› Da sah er mich an, als wollte er mir an die Kehle springen. Ich sagte: ‹Ich sehe, daß Ihnen der Name bekannt ist; es handelt sich um Paul Morel.› Ich erzählte ihm auch, daß Sie ihn mal besuchen wollten. ‹Was will er denn?› sagte er, als wären Sie ein Polizist.»

«Hat er gesagt, daß ich kommen soll?» fragte Paul.

«Nichts hat er gesagt, weder was Gutes noch Schlechtes oder Gleichgültiges», erwiderte der Arzt.

«Warum nicht?»

«Das möchte ich auch wissen. Teilnahmslos liegt er tagaus, tagein da. Nichts ist aus ihm herauszubekommen.»

«Meinen Sie, ich sollte mal zu ihm gehen?»

«Tun Sie das!»

Seit sich die beiden Nebenbuhler geschlagen hatten, war das zwischen ihnen bestehende Gefühl der Verbundenheit immer stärker geworden. In gewisser Beziehung fühlte sich Morel dem andern gegenüber schuldig und mehr oder weniger verantwortlich. In seiner augenblicklichen seelischen Verfassung fühlte er sich Dawes fast qualvoll nahe, denn auch er litt und war verzweifelt. Außerdem wa-

ren sie einander in wildestem Haß begegnet, und das verband sie. Auf alle Fälle hatte das Wildeste in ihnen sich gegenübergestanden. Er ging mit Dr. Ansells Karte nach dem Isolierhaus. Die Schwester, eine gesunde, junge Irin, führte ihn durch den Krankensaal.

«Besuch für Sie, Herr Rabe», sagte sie.

Mit erschrecktem Krächzen wandte Dawes sich plötzlich um.

«Was?»

«Rab!» spottete sie. «Er kann nur krächzen. Ich habe einen Herrn mitgebracht, der Sie besuchen will. Nun sagen Sie mal danke und seien Sie mal ein wenig nett!»

Schnell sah Dawes mit seinen dunklen, erschrockenen Augen an der Schwester vorbei auf Paul. Sein Blick war voller Angst, Mißtrauen, Haß und Not. Morel begegnete den schnellen, dunklen Augen und zögerte. Die beiden Männer hatten Angst vor dem nackten Ich, das sie gewesen waren.

«Dr. Ansell erzählte mir, Sie wären hier», sagte Morel und reichte ihm die Hand.

Gedankenlos ergriff Dawes sie.

«Und da dachte ich, ich sollte Sie doch mal besuchen», fuhr Paul fort.

Der andere antwortete nicht, starrte die gegenüberliegende Wand an.

«Krächzen Sie doch was!» spottete die Schwester, «krächzen Sie doch los, Herr Rabe!»

«Geht's ihm schon besser?» sagte Paul zu ihr.

«Natürlich! Er liegt da und glaubt, er müßte sterben», erwidert die Schwester, «und vor lauter Angst kann er nichts sagen.»

«Und Sie brauchen doch jemanden, mit dem Sie reden können», lachte Morel.

«Natürlich!» lachte die Schwester. «Nur zwei alte Männer und ein Junge, der dauernd schreit. Das ist nicht so einfach. Ich möchte für mein Leben gern mal Herrn Rabes Stimme hören, aber ich höre immer nur sein dummes Krächzen.»

«Wie kann man nur so grob sein!» sagte Morel.

«Nicht wahr», sagte die Schwester.

«Ich glaube, mich hat der Himmel geschickt», lachte er.

«Wie vom Himmel gefallen», lachte die Schwester.

Sie ließ die beiden Männer allein. Dawes war magerer geworden, sah wieder besser aus, war aber sehr bedrückt. Wie der Arzt sagte, lag er teilnahmslos da und reichte der Genesung von sich aus nicht die Hand. Er schien seinem Herzen jeden Schlag zu neiden.

«Haben Sie viel durchgemacht?» fragte Paul.

Plötzlich sah Dawes ihn wieder an. «Was tun Sie in Sheffield?» fragte er.

«Meine Mutter wurde bei meiner Schwester, die in der Thurston Street wohnt, krank. Weshalb sind Sie denn hier?»

Er antwortete nicht.

«Seit wann sind Sie schon hier?» fragte Morel.

«Das weiß ich nicht genau», sagte Dawes widerwillig. Er lag da, starrte die gegenüberliegende Wand an, als versuche er zu glauben, Morel wäre nicht hier.

Paul fühlte, wie sein Herz hart und böse wurde. «Dr. Ansell sagte mir, Sie wären hier», entgegnete er kalt.

Der andere antwortete wieder nicht. «Typhus ist was Scheußliches, das weiß ich», sagte Morel wieder.

Plötzlich fragte Dawes: «Weshalb sind Sie gekommen?»

«Weil Dr. Ansell sagte, Sie kennen hier niemanden, oder doch?»

«Ich kenne nirgends jemanden», erwiderte Dawes.

«Ja», sagte Paul, «weil Sie einfach nicht wollen.»

Wieder herrschte Schweigen.

«Wir wollen meine Mutter sobald wie möglich nach Hause bringen», fuhr Paul fort.

«Was hat sie denn?» fragte Dawes mit dem Interesse eines Kranken für Krankheit.

«Sie hat Krebs.»

Wieder herrschte Schweigen.

«Wir wollen sie nach Hause bringen», sagte Paul. «Wir müssen ein Auto besorgen.»

«Warum bitten Sie denn Jordan nicht, Ihnen seins zu leihen?» fragte Drawes.

«Es ist nicht groß genug», antwortete Morel.

Dawes blinzelte mit den Augen, während er nachdenkend dalag. «Dann bitten Sie doch Jack Pilkington; der leiht es Ihnen. Sie kennen ihn doch.»

«Ich glaube, ich miete eins», sagte Paul.

«Da wären Sie schön verrückt», sagte Dawes.

Der kranke Mann war mager, sah wieder hübsch aus. Paul hatte Mitleid mit ihm, weil seine Augen so müde waren.

«Hatten Sie hier Arbeit gefunden?» fragte er.

«Ich war erst ein oder zwei Tage hier, als ich krank wurde», erwiderte Dawes.

«Sie müssen mal in ein Erholungsheim», sagte Paul.

Das Gesicht des andern verdüsterte sich wieder. «In ein Erholungsheim gehe ich nicht», erklärte er.

«Mein Vater war in dem in Seathorpe; es hat ihm dort sehr gut gefallen. Dr. Ansell würde Sie schon empfehlen.»

Nachdenkend lag Dawes da. Es war klar, daß er es nicht wagte, der Welt wieder ins Gesicht zu sehen.

«Das Meer wäre jetzt gerade das Richtige», sagte Morel. «Sonne auf den Dünen und draußen die Welle.»

Der andere antwortete nicht.

«Lieber Gott», schloß Paul, der selbst zu elend war, als daß er sich auch hierüber noch Sorgen machen konnte, «es ist schon alles in Ordnung, wenn man weiß, daß man wieder laufen und schwimmen kann.»

Dawes blickte ihn schnell an. Die dunklen Augen des Mannes hatten Angst davor, dem Blick eines andern Menschen zu begegnen. Aber die tiefe Not und Hilflosigkeit in Pauls Stimme gaben ihm ein Gefühl der Erleichterung.

«Ist's schlimm mit ihr?» fragte er.

«Sie sieht aus wie Wachs», antwortete Paul; «aber fröhlich ist sie und voller Leben.»

Er biß sich auf die Lippen. Nach einer Minute stand er auf.

«Ich muß jetzt gehen», sagte er. «Ich lasse Ihnen diese halbe Krone hier.»

«Die brauche ich nicht», murmelte Dawes.

Morel antwortete nicht, ließ die Münze auf dem Tisch liegen.

«Wenn ich wieder nach Sheffield komme, will ich versuchen, noch mal vorzusprechen. Vielleicht kann mein Schwager Sie mal besuchen. Er arbeitet bei Pyecrofts.»

«Ich kenne ihn nicht», sagte Dawes.

«Er ist sehr nett. Soll ich ihm sagen, daß er mal kommt? Er könnte Ihnen ein paar Zeitungen mitbringen.»

Der andere antwortete nicht.

Paul ging. Die starke, bisher unterdrückte Erregung, deren Ursache Dawes gewesen war, ließ ihn zusammenschaudern. Er erzählte der Mutter nichts; aber am nächsten Tage sprach er mit Clara über seinen Besuch. Es war während der Mittagspause. Die beiden gingen jetzt nicht mehr oft aus, aber heute bat er sie, mit ihm in den Schloßpark zu gehen. Hier saßen sie, während die scharlachroten Geranien und gelben Pantoffelblumen im Sonnenlicht glühten. Sie war jetzt immer sehr von oben herab und ziemlich empfindlich ihm gegenüber.

«Wußtest du, daß Baxter mit Typhus im Krankenhaus in Sheffield liegt?» fragte er.

Sie sah ihn mit erschrockenen, grauen Augen an, und ihr Gesicht wurde blaß. «Nein», sagte sie ängstlich.

«Es geht ihm schon besser. Ich habe ihn gestern besucht; der Arzt hatte es mir erzählt.»

Diese Nachricht schien Clara sehr zu erschrecken. «Ist er sehr krank?» fragte sie schuldbewußt.

«Er war es. Er ist auf dem Wege der Besserung.»

«Was hat er gesagt?»

«Oh, nichts; er scheint sehr teilnahmslos.»

Sie waren einander so fern. Er erzählte weiter über seinen Besuch.

Verschlossen und schweigsam schritten sie dahin. Als sie das nächste Mal spazieren gingen, machte sie sich von seinem Arm los und schritt in einiger Entfernung neben ihm. Und er brauchte doch gerade jetzt ihren Trost so sehr.

«Willst du nicht etwas lieb zu mir sein?» fragte er.

Sie antwortete nicht.

«Was ist los?» sagte er und legte ihr den Arm um die Schulter.

«Laß das!» sagte sie und machte sich frei.

Er ließ sie in Ruhe und versank in seine schweren Gedanken.

«Bist du wegen Baxter so eklig?» fragte er sie schließlich.

«Ich bin gemein gegen ihn gewesen!» sagte sie.

«Ich habe dir oft gesagt, daß du ihn schlecht behandelt hast», erwiderte er.

Feindschaft stand zwischen den beiden. Jeder beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken.

«Ich habe ihn – nein, schlecht habe ich ihn behandelt», sagte sie. «Und jetzt behandelst du mich schlecht. Geschieht mir schon ganz recht.»

«Wieso behandle ich dich denn schlecht?» sagte er.

«Geschieht mir schon ganz recht», wiederholte sie. «Nie dachte ich, daß er es wert wäre, daß man ihn hätte, und dasselbe denkst du jetzt von mir. Aber mir geschieht schon ganz recht. Tausendmal mehr liebte er mich als du.»

«Das tat er nicht», widersprach Paul.

«Doch! Auf alle Fälle achtete er mich, und das tust du nicht.»

«Es sah gerade so aus, als hätte er dich geachtet», sagte er.

«Doch! Und ich war es, die ihn so gemein machte – das weiß ich! Du hast mich das gelehrt. Und tausendmal mehr liebte er mich als du je!»

«Na, dann gut», sagte Paul. Er wollte jetzt nur in Ruhe gelassen werden. Er hatte seine eigene Sorge, deren Last fast zu schwer für ihn war. Clara quälte ihn nur und machte ihn so müde. Er war nicht traurig, als er sie verließ.

Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit fuhr sie nach Sheffield, um ihren Mann zu besuchen. Die Begegnung war kein Erfolg. Aber sie ließ ihm Rosen, Obst und Geld da. Sie wollte alles wieder gut machen. Nicht daß sie ihn liebte. Als sie ihn da liegen sah, wurde ihr das Herz nicht warm vor Liebe. Sie wollte sich nur vor ihm demütigen, vor ihm auf den Knien liegen. Sie wollte sich jetzt aufopfern. Schließlich war es ihr nicht gelungen, Morel dahin zu bringen, daß er sie wirklich liebte. Sie war innerlich erschrocken. Sie wollte Buße tun. Deshalb kniete sie vor Dawes und empfand dabei eine besondere Freude.

Aber die Entfernung zwischen ihnen war immer noch sehr groß – zu groß. Den Mann erschreckte sie. Der Frau gefiel sie fast. Gern empfand sie, daß sie ihm über unüberwindbare Entfernung hinweg diente. Sie war jetzt stolz. Ein- oder zweimal noch besuchte Morel Dawes. Zwischen den beiden bestand eine Art Freundschaft, und doch waren sie schlimmste Nebenbuhler. Aber nie erwähnten sie die Frau die zwischen ihnen stand. –

Frau Morel ging es langsam immer schlechter. Anfangs brachte man sie noch hinunter, oft sogar in den Garten. Von Kissen gestützt, saß sie in ihrem Stuhl, lächelte und sah recht nett aus. Der goldene Trauring glänzte an der weißen Hand; ihr Haar war sorgfältig gekämmt. Und sie beobachtete, wie die wirren Haufen Sonnenblumen starben, wie die Chrysanthemen und die Dahlien erblühten.

Paul und sie hatten voreinander Angst. Er wußte und sie wußte daß sie stürbe. Aber sie taten so, als wären sie sehr fröhlich. Jeden Morgen ging er, nachdem er aufgestanden war, im Pyjama in ihr Zimmer «Hast du gut geschlafen, Liebling?» fragte er.

«Ja», antwortete sie.

«Nicht sehr gut?»

«Doch, ganz gut.»

Dann wußte er, daß sie lange wach gelegen hatte. Er sah ihre Hand unter der Decke, die auf die Stelle in der Seite drückte, wo sie Schmerzen hatte. «War es schlimm?» fragte er.

«Nein. Es hat ein bißchen weh getan, ist aber nicht der Rede wert.» Und wie sonst rümpfte sie verächtlich die Nase. Wie sie so dalag, sah sie aus wie ein Mädchen. Und dauernd beobachteten ihn ihre blauen Augen. Aber die schwarzen Schmerzensringe quälten ihn.

«Es ist ein sonniger Tag», sagte er.

«Es ist ein herrlicher Tag.»

«Glaubst du, daß du aufstehen kannst?»

«Ich will mal sehen.»

Dann holte er ihr Frühstück. Den ganzen Tag über dachte er nur an sie. Das war eine einzige Qual, die ihn fiebern ließ. Und wenn er dann am frühen Abend nach Hause kam, blickte er durch das Küchenfenster. Sie war nicht da; sie war nicht aufgestanden.

Sofort lief er dann hinauf, küßte sie. Er hatte fast Angst, sie zu fragen. «Bist du nicht aufgestanden, mein Täubchen?»

«Nein», antwortete sie. «Das Morphium hat mich so müde gemacht.»

«Ich glaube, er gibt dir zuviel», sagte er.

«Das glaube ich auch», antwortete sie.

Er setzte sich neben das Bett, war voller Sorge. Wie ein Kind lag sie zusammengekauert auf der Seite. Über dem Ohr hing lose das graubraune Haar. «Kitzelt dich das nicht?» fragte er und strich es leicht zurück.

«Doch», erwiderte sie.

Sein Gesicht war dem ihren nahe. Ihre blauen Augen lächelten in die seinen wie die eines Mädchens — warm, lachend vor zärtlicher Liebe. Vor Angst, Qual und Liebe verging ihm fast der Atem. «Mußt dir das Haar flechten», sagte er. «Lieg mal ganz still!»

Er trat hinter sie, löste sorgfältig ihr Haar, bürstete es aus. Es war wie schöne, lange, braune und graue Seide. Warm lag der Kopf zwischen den Schultern. Während er ihr Haar vorsichtig bürstete und flocht, biß er sich auf die Lippen, hatte ein Gefühl, als wäre er betäubt. Alles schien so unwirklich, und er konnte es nicht begreifen.

Abends arbeitete er oft in ihrem Zimmer, blickte von Zeit zu Zeit auf. Und jedesmal sah er, daß ihre blauen Augen ihn ansahen. Und wenn ihre Blicke sich begegneten, lächelte sie. Mechanisch arbeitete er weiter, brachte Gutes zustande, ohne zu wissen, was er tat.

Manchmal kam er sehr blaß und still mit wachsamen, plötzlich aufblitzenden Augen herein, sah aus wie ein Mann, der fast sinnlos betrunken ist. Sie hatten beide Angst vor den Schleiern, die zwischen ihnen zerrissen.

Dann behauptete sie, es ginge ihr besser, plauderte lustig mit ihm, machte viel Aufhebens von ein paar Neuigkeiten. Denn sie waren jetzt beide so weit, daß sie Kleinigkeiten wichtig nahmen, um sich nur nicht mit dem einen Großen zu befassen, an dem ihre menschliche Kraft zerbrochen wäre. Sie hatten Angst, deshalb sahen sie die Dinge heiter an und waren froh. Manchmal, wenn sie so dalag, wußte er, daß sie an die Vergangenheit dachte. Langsam wurde ihr Mund eine harte Linie. Sie straffte sich, damit sie sterben könnte, ohne den großen Schrei auszustoßen, der aus ihr heraus wollte. Nie vergaß er dieses harte, so einsame und zähe Schließen ihres Mundes, das Wochen lang andauerte. Manchmal, wenn es erträglicher wurde, sprach sie über ihren Mann. Jetzt haßte sie ihn. Sie verzieh ihm nicht. Sie konnte seine Anwesenheit im Zimmer nicht ertragen. Und einige Vorkommnisse, die für sie besonders bitter gewesen waren, wurden auf einmal wieder so lebendig, daß sie aus ihr hervorbrachen, und sie erzählte sie ihrem Sohn. Er hatte ein Gefühl, als würde in seinem Innern sein Leben vernichtet, Stück für Stück. Oft mußte er plötzlich weinen. Er lief zum Bahnhof, die Tränen fielen auf das Pflaster. Oft konnte er nicht weiter arbeiten. Die Feder hörte auf zu schreiben. Starr sah er vor sich hin, war ganz benommen. Und wenn er wieder zu sich kam, fühlte er sich so elend und zitterte an allen Gliedern. Er fragte nie, was es war; sein Verstand versuchte nicht zu klären oder zu verstehen. Er unterwarf sich einfach und schloß die Augen; mochten die Dinge doch über ihn kommen.

Das gleiche tat auch die Mutter. Sie dachte an die Schmerzen, das Morphium, den nächsten Tag; kaum je an den Tod. Der kam, das wußte

sie. Ihm mußte sie sich unterwerfen. Aber nie würde sie ihn anflehen oder Freundschaft mit ihm schließen. Blind, mit hartem und blindem Gesicht wurde sie nach der Pforte gestoßen; die Tage vergingen, die Wochen, die Monate. Manchmal, an den sonnigen Nachmittagen, schien sie fast glücklich.

«Ich versuche, an die schöne Zeit zu denken, als wir nach Mablethorpe, Robin Hood's Bay und Shanklin gingen», sagte sie. «Schließlich hat nicht jeder so herrliche Orte gesehen. War das nicht wundervoll? Ich versuche daran zu denken, nicht an das andere.»

Dann sprach sie wieder den ganzen Abend kein Wort; auch er sprach nicht. Sie waren zusammen, starr, zähe, schweigend. Endlich ging er in sein Zimmer, wollte zu Bett; an den Türrahmen gelehnt, blieb er stehen, war wie gelähmt, konnte einfach nicht weiter. Das Bewußtsein schwand ihm. Ein wilder Sturm, er wußte nicht, was es war, schien in seinem Innern zu toben. Er stand da, unterwarf sich, fragte nie.

Am Morgen waren dann beide wie sonst auch, wenn auch ihr Gesicht grau war infolge des Morphiums und ihr Körper sich anfühlte wie Asche. Aber trotzdem waren sie wieder fröhlich. Oft, besonders wenn Annie oder Arthur da waren, vernachlässigte er sie. Clara sah er nicht oft. Meist war er mit Männern zusammen. Er war schnell, tätig und lebendig; aber wenn seine Freunde sahen, daß er plötzlich erblich, während seine Augen dunkel wurden und glitzerten, hatten sie ein gewisses Mißtrauen gegen ihn. Manchmal ging er zu Clara, aber sie war ihm gegenüber kalt.

«Nimm mich», sagte er einfach.

Manchmal tat sie es. Aber sie hatte Angst. Wenn er sie dann hatte, war etwas dabei, das sie oder ihn zurückweichen ließ, etwas Unnatürliches. Sie fing an, ihn zu fürchten. Er war so ruhig und doch so seltsam. Sie hatte Angst vor dem Mann, der nicht bei ihr war, den sie hinter diesem angeblichen Geliebten fühlte. Unheimlich war dieser und füllte sie mit Entsetzen. Sie fing an, so etwas wie Grauen vor ihm zu empfinden. Es war fast so, als wäre er ein Verbrecher. Er wollte sie — er hatte sie —, und sie hatte dabei ein Gefühl, als hielte sie der Tod in seinen Klauen. In Entsetzen lag sie da. Das war kein Mann, der sie liebte. Sie haßte ihn fast. Dann zuckte manchmal die Zärtlichkeit ein wenig auf. Aber sie wagte es nicht, Mitleid mit ihm zu haben.

Dawes war nun im Colonel Seely's Home, in der Nähe von Nottingham. Hier besuchte ihn Paul öfters, Clara aber sehr oft. Zwischen den beiden Männern hatte sich eine seltsame Freundschaft entwickelt. Dawes, der sich nur sehr langsam erholte und immer noch sehr schwach schien, überließ sich scheinbar ganz den Händen Morels.

Anfang November erinnerte Clara Paul an ihren Geburtstag.

«Den hätte ich beinahe vergessen», sagte er.

«Das dachte ich mir», erwiderte sie.

«Wollen wir das Wochenende am Meer verbringen?»

Das taten sie. Es war kalt und ziemlich öde. Sie wartete darauf, daß er warm und zärtlich mit ihr wäre, er aber schien sich ihrer Gegenwart kaum bewußt zu sein. Er saß im Eisenbahnabteil, sah aus dem Fenster und fuhr zusammen, wenn sie ihn anredete. Er dachte eigentlich nicht. Die Dinge schienen für ihn gar nicht mehr da zu sein.

Sie setzte sich neben ihn. «Was hast du denn, Liebster?» fragte sie.

«Nichts!» sagte er. «Sehen die Windmühlenflügel nicht zu öde aus?» Er saß da, hielt ihre Hand. Er konnte weder sprechen noch denken. Aber es tat doch so gut, hier zu sitzen und ihre Hand zu halten. Sie war unzufrieden, elend war ihr zumute. Er war nicht bei ihr; sie war nichts.

Und am Abend saßen sie in den Dünen, sahen hinaus auf das schwere, schwarze Meer.

«Nie gibt sie nach», sagte er ruhig.

Claras Mut sank. «Nein», erwiderte sie.

«Es gibt verschiedene Arten zu sterben. Die Verwandten meines Vaters haben Angst und müssen aus dem Leben in den Tod gezerrt werden wie Vieh, das man am Halse ins Schlachthaus schleppt. Mutters Verwandte werden von hinten gestoßen, Zoll um Zoll. Es sind zähe Menschen, die nicht sterben wollen.»

«Ja», sagte Clara.

«Und sie will auch nicht sterben. Sie kann nicht. Herr Renshaw, der Pfarrer, war kürzlich mal da. ‹Bedenken Sie doch›, sagte er, ‹in der anderen Welt werden Sie Ihre Mutter, Ihren Vater, Ihre Schwester und Ihren Sohn wiedersehen.› Und sie sagte: ‹Ich bin lange ohne sie fertig geworden und kann das auch weiter. Die Lebendigen will ich und nicht die Toten.› Sie will sogar jetzt noch leben.»

«Wie furchtbar!» sagte Clara; sie war zu erschrocken, als daß sie mehr hätte sagen können.

«Und sie sieht mich an und will bei mir bleiben», fuhr er eintönig fort. «Sie hat einen so starken Willen, es sieht so aus, als wolle sie nie – nie fort.»

«Denke nicht daran», sagte Clara.

«Und sie war fromm – sie ist auch jetzt noch fromm – aber es hat keinen Zweck. Sie will einfach nicht nachgeben. Am Donnerstag sagte ich zu ihr: ‹Mutter, wenn ich sterben müßte, würde ich sterben. Ich würde sterben wollen.› Und scharf sagte sie zu mir: ‹Glaubst du denn, das täte ich nicht? Glaubst du denn, du kannst sterben, wann du willst?›»

Seine Stimme versagte. Er weinte nicht, sprach dann ganz eintönig weiter. Clara wäre am liebsten davongelaufen. Sie blickte um sich; vor ihr war der schwarze, widertönende Strand, dicht über ihr der dunkle

Himmel. Voller Angst stand sie auf. Sie wollte dahin, wo Licht war, wo andere Menschen waren. Sie wollte weg von ihm. Mit gesenktem Kopf saß er da, bewegte keine Muskel.

«Und ich will nicht, daß sie was ißt», sagte er, «und das weiß sie. Wenn ich sie frage: ‹Willst du was?› hat sie fast Angst, ja zu sagen. ‹Ich möchte eine Tasse Brühe›, sagte sie. ‹Das hält dich nur bei Kräften›, sagte ich zur ihr. ‹Ja›, und sie weinte fast, aber wenn ich nichts esse, habe ich so ein Nagen, und das kann ich nicht aushalten.› Da ging ich dann hinunter und machte das Essen fertig. Der Krebs nagt so an ihr. Ich wollte, sie wäre tot.»

«Komm!» sagte Clara hart. «Ich gehe.»

Er folgte ihr durch die Dunkelheit des Strandes. Er kam nicht zu ihr. Er schien kaum zu merken, daß sie da war. Und sie hatte Angst vor ihm und verabscheute ihn.

In derselben schmerzlichen Betäubung fuhren sie nach Nottingham zurück. Er war immer geschäftig, tat immer etwas, ging immer von dem einen seiner Freunde zum andern.

Am Montag besuchte er Baxter Dawes. Lustlos und bleich stand der Mann auf, den andern zu begrüßen, hielt sich am Stuhl fest, als er ihm die Hand reichte.

«Sie sollten nicht aufstehen», sagte Paul.

Schwer setzte Dawes sich nieder, sah Morel argwöhnisch an.

«Verschwenden Sie doch meinetwegen Ihre Zeit nicht», sagte er, «wenn Sie was Besseres zu tun haben.»

«Ich wollte aber kommen», sagte Paul. «Da! Ich habe Ihnen ein paar Bonbons mitgebracht.»

Der Kranke legte sie beiseite.

«Das Wochenende war nichts», sagte Morel.

«Wie geht es Ihrer Mutter?» fragte der andere.

«Kaum eine Änderung.»

«Ich dachte schon, es ginge vielleicht schlechter, weil Sie am Sonntag nicht kamen.»

«Ich war in Skegneß», sagte Paul. «Ich mußte mal eine Veränderung haben.»

Der andere sah ihn mit dunklen Augen an. Er schien zu warten, wagte nicht zu fragen und war doch sicher, daß er es ihm erzählte.

«Clara war auch mit», sagte er.

«Das wußte ich», entgegnete Dawes ruhig.

«Ich hatte es ihr schon lange versprochen», sagte Paul.

«Sie können doch tun, was Sie wollen», versetzte Dawes.

Es war das erste Mal, daß Clara deutlich zwischen ihnen genannt worden war.

«Nein», sagte Morel langsam, «sie hat mich satt.»

Wieder sah Dawes ihn an.

«Seit August hat sie mich satt», wiederholte Morel.

Die beiden Männer waren ganz ruhig. Paul schlug eine Partie Dame vor. Schweigend spielten sie.

«Wenn meine Mutter tot ist, gehe ich ins Ausland», sagte Paul.

«Ins Ausland!» wiederholte Dawes.

«Ja; mir ist gleich, was ich tue.»

Sie spielten weiter. Dawes gewann.

«Ich muß irgendwie wieder neu anfangen», sagte Paul, «und das müssen Sie, glaube ich, auch.»

Er nahm einen von Dawes' Steinen.

«Ich weiß nicht, wo», sagte der andere.

«Alles geht seinen Lauf», sagte Morel. «Es hat keinen Zweck, etwas zu tun — wenigstens — nein, ich weiß es nicht. Geben Sie mir mal ein Bonbon!»

Die beiden Männer aßen Bonbons und begannen eine neue Partie.

«Woher haben Sie denn die Narbe am Munde?» fragte Dawes.

«Ich bin mit dem Rad gestürzt», sagte er.

Dawes' Hand zitterte, als er einen Stein schob.

«Sie hätten mich nicht auslachen sollen», sagte er ganz leise.

«Wann?»

«Damals abends in der Woodborough Road, als Sie mit ihr an mir vorbeigingen — Sie mit der Hand auf ihrer Schulter.»

«Ich habe Sie nie ausgelacht», erwiderte Paul.

Dawes' Finger hielten immer noch den Stein.

«Erst als Sie an uns vorbei waren, wußte ich, daß Sie es waren», sagte Morel.

«Deswegen habe ich es getan», sagte Dawes ganz leise.

Paul nahm ein Bonbon. «Ich habe nie anders gelacht», sagte er, «als ich immer lache.»

Sie beendeten das Spiel.

An diesem Abend wanderte Morel von Nottingham nach Hause, um etwas zu tun zu haben. Über Bulwell flammten in einem roten Flekken die Hochöfen; die Wolken waren wie eine niedrige Decke. Während er die zehn Meilen über die Landstraße ging, hatte er ein Gefühl, als schritte er zwischen den beiden dunklen Ebenen, der des Himmels und der der Erde, aus dem Leben hinaus. Aber am Ende war immer nur das Krankenzimmer. Wäre er gewandert, ewig weiter gewandert, immer nur würde er diesen Ort erreichen.

Als er fast zu Hause war, war er noch nicht müde; vielleicht wußte er es selbst nicht. Über das Feld weg sah er den roten Feuerschein im Fenster ihres Schlafzimmers.

«Wenn sie tot ist», sagte er sich, «erlischt das Feuer.»

Ruhig zog er die Stiefel aus und schlich hinauf. Die Tür zum Zimmer der Mutter stand weit offen, weil sie immer noch allein schlief.

Der rote Feuerschein warf seine Glut auf den Treppenabsatz. Leise wie ein Schatten sah er durch ihre Tür.

«Paul!» sagte sie leise.

Wieder schien ihm das Herz zu brechen. Er trat ins Zimmer und setzte sich neben das Bett.

«Wie spät du kommst!» sagte sie leise.

«Nicht so schlimm», meinte er.

«Wieviel Uhr ist es denn?» Klagend und hilflos klang ihre Stimme.

«Eben elf.» Das war nicht wahr; es war fast eins.

«Ach!» sagte sie, «ich dachte, es wäre später.»

Er kannte die unsagbare Qual ihrer Nächte, die nicht aufhören wollten. «Kannst du nicht schlafen, mein Täubchen?» fragte er.

«Nein», jammerte sie.

«Schadet nichts, Kleine», sagte er singend. «Schadet nichts, Liebste. Ich bleibe noch eine halbe Stunde bei dir, mein Täubchen; dann geht es vielleicht besser.»

Und er saß neben dem Bett, strich ihr langsam, rhythmisch mit den Fingerspitzen über die Stirn, über die geschlossenen Augen, beruhigte sie, hielt ihre Finger in seiner freien Hand. Sie hörten die Schläfer in den andern Zimmern atmen.

«Nun geh zu Bett», sagte sie leise, lag still unter seinen Fingern und seiner Liebe.

«Wirst du auch schlafen?» fragte er.

«Ja, ich glaube doch.»

«Geht's etwas besser, Liebe?»

«Ja», sagte sie, wie ein bekümmertes, halb beruhigtes Kind. Und immer mehr Tage und Wochen vergingen. Er besuchte Clara jetzt kaum noch. Ruhelos ging er von einem zum andern, suchte Hilfe und fand sie doch nirgends. Miriam hatte ihm lieb geschrieben. Er besuchte sie. Ihr Herz war ganz wund, als sie ihn blaß, mager, mit dunklen, verstörten Augen wiedersah. Mitleid ergriff sie, schmerzte sie so sehr, daß sie es nicht ertragen konnte. «Wie geht es ihr?» fragte sie.

«Dasselbe — immer dasselbe!» sagte er. «Der Arzt meint, es wäre bald zu Ende; aber sie will nicht. Weihnachten lebt sie auch noch.»

Miriam schauderte zusammen. Sie zog ihn an sich. Sie drückte ihn an die Brust; sie küßte ihn wieder und wieder. Er ließ es sich gefallen, aber es war eine Qual. Sie konnte seine Todesangst nicht fortküssen. Die blieb da, wich nicht. Sie küßte sein Gesicht und weckte sein Blut, während seine Seele sich allein in Todesangst wand. Und sie küßte ihn, betastete seinen Körper, bis er schließlich meinte, er würde wahnsinnig, und von ihr ging. Gerade jetzt wollte er das nicht — nicht das. Und sie dachte, sie hätte ihn beruhigt, ihm Gutes getan.

Es wurde Dezember, es schneite ein wenig. Er blieb jetzt immer zu Hause. Eine Pflegerin konnten sie sich nicht leisten. Annie kam

um die Mutter zu pflegen; die Gemeindeschwester, die sie gern hatten, kam morgens und abends. Paul teilte sich mit Annie in die Pflege. Abends, wenn sie mit Freunden zusammen in der Küche saßen, lachten sie oft alle laut, schüttelten sich vor Lachen. Das war die Reaktion. Paul war so komisch, Annie so seltsam. Die ganze Gesellschaft lachte, bis ihr die Tränen kamen, versuchte aber, den Lärm zu dämpfen. Und Frau Morel, die allein in der Dunkelheit lag, hörte sie, und in ihre Bitterkeit kam etwas Erleichterung.

Dann ging Paul sachte, schuldbewußt hinauf, wollte wissen, ob sie sie gehört hatte. «Willst du etwas Milch?» fragte er.

«Ein bißchen», erwiderte sie klagend.

Und dann tat er etwas Wasser in die Milch, damit sie sie nicht nährte. Und doch liebte er sie mehr als sein eigenes Leben.

Jede Nacht bekam sie Morphium, und ihr Herz wurde immer anfälliger. Annie schlief jetzt neben ihr. Am frühen Morgen, wenn die Schwester aufstand, kam Paul zu ihr. Die Mutter war infolge des Morphiums morgens wie tot, aschgrau. Ihre Augen wurden immer dunkler vor Qual, waren nur noch Pupillen. Morgens waren Müdigkeit und Schmerzen unerträglich. Und doch konnte sie, wollte sie nicht weinen oder viel klagen.

«Hast heute morgen ein bißchen länger geschlafen, Kleine», sagte er.

«So?» antwortete sie traurig und müde.

«Ja, es ist fast acht Uhr.»

Er stand da, sah aus dem Fenster. Das ganze Land lag bleich und blaß unter dem Schnee. Dann fühlte er ihren Puls. Ein starker Schlag, ein schwacher Schlag, wie ein Laut und sein Echo. Das galt als Zeichen für das nahende Ende. Sie ließ ihn ihr Handgelenk fühlen, wußte, was er wollte. Manchmal sahen sie einander in die Augen. Dann war es fast so, als träfen sie eine Verabredung, als stimmte er zu, auch zu sterben. Aber sie wollte nicht sterben, sie wollte nicht. Ihr Körper war nur ein Häufchen Asche. Ihre Augen waren dunkel und voller Qual.

«Können Sie ihr denn nichts geben, damit das endlich aufhört?» fragte er schließlich den Arzt.

Aber der Arzt schüttelte den Kopf. «Lange dauert es nun nicht mehr, Herr Morel», sagte er.

Paul ging ins Haus.

«Ich kann es nicht mehr ertragen; wir werden alle wahnsinnig», meinte Annie. Sie setzten sich, frühstückten. «Geh, während wir frühstücken, zu ihr, Minnie», sagte Annie. Aber das Mädchen hatte Angst.

Paul lief durch das Land, die Wälder, den Schnee. Er sah die Spuren von Kaninchen und Vögeln im weißen Schnee. Er lief viele, viele Meilen. Langsam ging rauchrot, qualvoll, zögernd die Sonne unter. Er

dachte, sie würde heute sterben. Am Waldesrand kam ein Esel au
ihn zu durch den Schnee, legte seinen Kopf an ihn und ging dann mi
ihm weiter. Er legte dem Esel die Arme um den Hals und strich sein
Backen an seine Ohren.

Die Mutter war ganz still, lebte immer noch, ihr harter Mund wa
grausam geschlossen, nur die dunklen, qualvollen Augen lebten.

Weihnachten kam näher; es schneite stärker. Annie und er hatte
ein Gefühl, als wäre es mit ihren Kräften bald zu Ende. Immer noc
lebten ihre dunklen Augen. Stumm und voller Angst verkroch sic
Morel. Manchmal ging er in das Krankenzimmer und sah nach ihr
Dann verließ er es schnell, verwirrt. Immer noch klammerte sie sic
an das Leben.

Die Bergleute hatten gestreikt und vierzehn Tage vor Weihnachte
die Arbeit wieder aufgenommen. Minnie ging mit der Schnabeltass
hinauf. Das war zwei Tage nach dem Ende des Streiks.

«Haben die Männer gesagt, ihre Hände wären wund, Minnie?»
fragte sie mit schwacher, klagender Stimme, die doch nicht nach
geben wollte. Minnie stand erstaunt da.

«Davon weiß ich nichts, Frau Morel», antwortete sie.

«Aber ich will wetten, daß sie wund sind», sagte die sterbend
Frau, während sie mit einem müden Seufzer den Kopf bewegte.

«Aber auf alle Fälle wird diese Woche ja noch etwas zum Einkau
fen da sein.»

Nichts ließ sie sich entgehen.

«Die Grubenkleider des Vaters müssen tüchtig gelüftet werde
Annie», sagte sie, als die Männer wieder zur Arbeit gingen.

«Mach dir darüber nur keine Sorgen», sagte Annie.

Eines Abends waren Paul und Annie allein, die Pflegerin war obe

«Sie lebt noch über Weihnachten hinaus», sagte Annie.

Sie waren beide voller Entsetzen.

«Das soll sie nicht», erwiderte er grausam, «ich gebe ihr Mo
phium.»

«Welches?» fragte Annie.

«Alles, das aus Sheffield kam», sagte Paul.

«Ja — tue das», sagte Annie.

Am nächsten Tage malte er im Schlafzimmer. Sie schien zu schlafe
Leise trat er während des Malens bald vor, bald zurück.

Plötzlich jammerte ihre kleine Stimme: «Bleib doch stehen, Paul!

Er sah sich um. Ihre Augen, die wie dunkle Blasen in ihrem Ge
sicht standen, sahen ihn an.

«Ja, Liebe», sagte er freundlich. Wieder schien eine Fiber seine
Herzens zu zerspringen.

An diesem Abend nahm er alle Morphiumpillen mit hinunter. Sorg
fältig zermalmte er sie zu Pulver.

«Was machst du da?» sagte Annie.

«Die tue ich in die Abendmilch.»

Dann lachten beide wie zwei sich verschwörende Kinder. Über all ihrem Entsetzen flackerte dies bißchen Verstand. An diesem Abend kam die Pflegerin nicht, um Frau Morel zurecht zu machen. Paul ging mit der Schnabeltasse voll heißer Milch hinauf. Es war neun Uhr. Sie wurde im Bett aufgerichtet, und er tat ihr die Schnabeltasse zwischen die Lippen, die er so gern vor jedem Schmerz bewahrt hätte. Sie nahm einen kleinen Schluck, schob dann den Schnabel der Tasse weg und sah ihn mit ihren dunklen Augen erstaunt an.

Er lachte sie an.

«Oh, wie bitter, Paul!» sagte sie und schnitt eine kleine Grimasse.

«Es ist ein neuer Schlaftrunk, den mir der Arzt für dich gegeben hat», sagte er. «Er meinte, du fühltest dich dann morgens nicht so elend.»

«Hoffentlich hat er recht», sagte sie wie ein Kind.

Sie trank noch etwas von der Milch.

«Aber das ist ja furchtbar», klagte sie.

Er sah ihre schwachen Finger über der Tasse, ihre Lippen, die sich leicht bewegten.

«Ich weiß es, ich habe gekostet», sagte er. «Aber ich gebe dir hinterher etwas frische Milch.»

«Ich denke auch», sagte sie und trank weiter. Sie gehorchte ihm wie ein Kind. Er fragte sich, ob sie wohl wüßte, was geschah. Er sah, wie ihr armer, magerer Hals sich bewegte, als sie mit Anstrengung weiter trank. Dann lief er hinunter, holte frische Milch. Auf dem Boden der Tasse lag kein Körnchen.

«Hat sie sie getrunken?» flüsterte Annie.

«Ja, und sie sagte, sie wäre so bitter.»

«Ah!» lachte Annie und biß sich auf die Unterlippe.

«Ich sagte ihr, es wäre ein neuer Schlaftrunk. Wo ist die Milch?»

Sie gingen beide hinauf.

«Warum nur die Pflegerin nicht gekommen ist, mich fertig zu machen?» klagte die Mutter nachdenklich wie ein Kind.

«Sie wollte heute abend ins Konzert», erwiderte Annie.

«So?»

Sie schwiegen kurze Zeit. Frau Morel trank das bißchen frische Milch.

«Annie, der Schlaftrunk war scheußlich», jammerte sie.

«Wirklich, Liebe? Denke nicht mehr daran!»

Wieder seufzte die Mutter müde. Ihr Puls ging sehr unregelmäßig.

«Wir wollen dich fertig machen», sagte Annie. «Vielleicht kommt die Pflegerin erst spät.»

«Ach», sagte die Mutter, «versucht es mal!»

Sie schlugen die Bettdecke zurück. Paul sah, daß die Mutter wie ein

Mädchen zusammengekauert in ihrem flanellenen Nachthemd dalag
Schnell machten sie die eine Hälfte des Bettes, legten sie darauf, mach
ten die andere, zogen das Nachthemd über ihre kleinen Füße und deck
ten sie wieder zu.

«So», sagte Paul und streichelte sie sanft. «So, und jetzt wirst du
schlafen.»

«Ja», sagte sie. «Ich dachte nicht, daß ihr das Bett so gut machen
könntet», fügte sie fast froh hinzu. Dann kroch sie zusammen, legte
die Backe in die Hand, zog den Kopf zwischen die Schultern. Paul legte
den langen dünnen Zopf grauen Haares über ihre Schulter und küßte sie.

«Und nun schlaf wohl, Liebste», sagte er.

«Ja», antwortete sie voller Vertrauen. «Gute Nacht.»

Sie machten das Licht aus, und es herrschte Stille.

Morel war zu Bett. Die Pflegerin kam nicht. Gegen elf sahen Paul
und Annie nach ihr. Sie schien zu schlafen wie sonst auch nach dem
Schlaftrunk. Ihr Mund war etwas geöffnet.

«Sollen wir aufbleiben?» fragte Paul.

«Ich schlafe bei ihr, wie sonst auch», sagte Annie. «Sie könnte
wach werden.»

«Gut. Und rufe mich, wenn irgend etwas anders ist als sonst.»

«Ja.»

Sie blieben vor dem Feuer im Schlafzimmer stehen, fühlten die gro
ße schwarze, schneeige Nacht draußen und ihre eigene Einsamkeit
in der Welt.

Schließlich ging er in das Nebenzimmer, legte sich schlafen. Er
schlief fast sofort ein, wurde aber immer wieder wach. Dann fiel er
wirklich in Schlaf. Er fuhr auf, als Annie «Paul, Paul», flüsterte. Er
sah die Schwester im weißen Nachthemd, mit langem, herunterhän
gendem Zopf in der Dunkelheit stehen.

«Ja?» flüsterte er und richtete sich auf.

«Komm und sieh doch mal!»

Er schlüpfte aus dem Bett. Eine ganz kleine Gasflamme brannte
im Krankenzimmer. Wie die Mutter eingeschlafen war, lag sie noch
da, zusammengekauert, die Backe in der Hand. Aber der Mund war of
fen; tief und heißer ging ihr Atem, klang wie Schnarchen, und zwi
schen den einzelnen Atemzügen lagen große Pausen.

«Sie stirbt», flüsterte er.

«Ja», sagte Annie.

«Wie lange ist sie schon so?»

«Ich bin eben erst wach geworden.»

Annie zog schnell den Morgenrock an. Paul hüllte sich in eine brau
ne Decke. Es war drei Uhr. Er schürte das Feuer. Dann setzten sich
die beiden, warteten. Tief schnarchend atmete sie ein, hielt den Atem
eine Weile an — atmete dann aus. Eine Pause — eine lange Pause

Sie fuhren zusammen. Das tiefe, schnarchende Atmen erscholl wieder. Er beugte sich tief über sie, sah sie an.

«Ist das nicht furchtbar?» flüsterte Annie.

Er nickte. Hilflos setzten sie sich wieder. Wieder erscholl der tiefe, schnarchende Atem. Wieder warteten sie voller Spannung. Wieder wurde er ausgestoßen, lang und rauh. Der unregelmäßige, in so langen Zwischenräumen immer wiederkehrende Laut tönte durchs Haus. In seinem Zimmer schlief Morel weiter. Zusammengekauert, aneinandergedrängt, bewegungslos saßen Paul und Annie da. Wieder erscholl der laute, schnarchende Ton – eine qualvolle Pause, während der der Atem angehalten wurde –, dann kam das Röcheln wieder. Minute auf Minute verrann. Wieder sah Paul nach ihr, beugte sich über sie.

«Das kann noch lange dauern», sagte er.

Sie schwiegen beide. Er sah aus dem Fenster und konnte den Schnee im Garten eben noch erkennen.

«Leg dich in mein Bett», sagte er zu Annie. «Ich bleibe auf.»

«Nein», sagte sie. «Ich bleibe auch auf.»

«Ich wollte lieber, du tätest es nicht», sagte er.

Schließlich schlich Annie aus dem Zimmer, und er war allein. Er wickelte sich fester in seine braune Decke, kauerte nieder vor der Mutter, beobachtete sie. Sie sah furchtbar aus, der Unterkiefer war herabgefallen. Er beobachtete sie. Manchmal dachte er, der tiefe Atem käme nun nicht wieder. Er konnte es nicht ertragen – das Warten.

Dann kam plötzlich der tiefe, rauhe Laut wieder, ließ ihn auffahren. Wieder schürte er geräuschlos das Feuer. Er durfte sie nicht stören. Die Minuten verrannen. Die Nacht verging, Atemzug nach Atemzug. Jedesmal, wenn der Laut kam, fühlte er, wie er ihn packte, bis er es endlich nicht mehr so sehr empfand.

Der Vater stand auf. Paul hörte, wie der Bergmann die Strümpfe anzog, gähnte. Dann kam Morel auf Strümpfen im Hemd herein.

«Pst», sagte Paul.

Morel blieb stehen, sah hin. Dann blickte er hilflos und entsetzt auf seinen Sohn.

«Soll ich lieber zu Hause bleiben?» flüsterte er.

«Nein. Geh nur zur Arbeit! Das dauert bis morgen.»

«Ich glaube nicht.»

«Doch. Geh zur Arbeit!»

Voller Angst sah der Bergmann wieder hin zu ihr, verließ dann gehorsam das Zimmer. Paul sah, wie das Band des Strumpfhalters gegen seine Beine schlug.

Nach einer halben Stunde ging Paul hinunter, trank eine Tasse Tee, kehrte dann zurück. Morel kam in Grubenkleidung nochmals herauf.

«Soll ich gehen?» sagte er.

«Ja.»

Einige Minuten später hörte Paul die schweren Schritte seines Va-
ters durch den dämpfenden Schnee stapfen. Bergleute riefen auf de
Straße, während sie in Trupps an die Arbeit gingen.

Immer noch rasselte furchtbar der Atem – keuchend – keuchend
– keuchend; dann eine lange Pause – und dann ah – ah-h-h-h! al
er ausgestoßen wurde. Fern über den Schnee tönten die Pfeifen de
Eisenwerke. Eine nach der andern krächzten und dröhnten sie, einig
klein und fern, einige nahe, das Tuten der Bergwerke und Fabriken
Dann war alles wieder still. Er schürte das Feuer. Die tiefen Atemzü-
ge zerrissen das Schweigen – sie hatte sich nicht verändert. Er öff-
nete den Fensterladen und sah hinaus. Es war noch dunkel. Vielleich
eine hellere Färbung. Vielleicht war der Schnee blauer? Er öffnet
den Laden ganz und zog sich an. Dann trank er zusammenschaudernd
einen Schluck Branntwein aus der Flasche auf dem Waschtisch. De
Schnee sah jetzt wirklich blauer aus. Er hörte einen Wagen durch di
Straße rattern. Ja, es war sieben Uhr, und es wurde ein wenig hell. E
hörte Leute rufen. Die Welt wachte auf. Graue, tödliche Dämmerung
brach über den Schnee. Ja, jetzt konnte er die Häuser erkennen. E
drehte das Gas aus. Es schien sehr dunkel. Immer noch rasselte de
Atem, aber er war jetzt daran gewöhnt, er konnte sie sehen. Sie hatt
sich nicht verändert. Er fragte sich, ob das furchtbare Atmen wohl auf
hörte, wenn er schwere Tücher auf sie häufte. Er sah hin zu ihr. Da
war sie nicht – kein bißchen. Wenn er die Decken und schweren Klei
der auf sie häufte, oh...

Plötzlich öffnete sich die Tür, und Annie trat ein. Fragend sah si
ihn an.

«Immer noch dasselbe», sagte er ruhig.

Sie flüsterten eine Minute zusammen, dann ging er hinunter zum
Frühstück. Es war zwanzig vor acht. Bald kam Annie herunter.

«Ist das nicht furchtbar! Sieht sie nicht furchtbar aus!» flüsterte si
vor Entsetzen wie betäubt.

Er nickte.

«Wenn sie so aussieht!» sagte Annie.

«Trink mal etwas Tee!» sagte er.

Sie gingen wieder hinauf. Bald kamen die Nachbarn mit der ängst
lichen Frage: «Wie geht es ihr?»

Es war immer noch dasselbe. Sie lag da, mit der Hand an der Bak
ke, mit offenem Munde, und das tiefe, furchtbare Schnarchen tönt
fort, tönte fort.

Um zehn Uhr kam die Pflegerin. Sie sah seltsam kummervoll aus
«Schwester», rief Paul, «kann das noch Tage dauern?»

«Das kann es nicht, Herr Morel», sagte die Schwester. «Das kann e
nicht.»

Alle schwiegen.

«Ist das nicht furchtbar!» jammerte die Schwester. «Wer hätte gedacht, daß sie das aushalten könnte! Gehen Sie hinunter, Herr Morel, gehen Sie hinunter!»

Endlich, gegen elf Uhr ging er hinunter, ging in das Haus des Nachbarn. Auch Annie war unten. Die Pflegerin und Arthur waren oben. Mit dem Kopf in den Händen saß Paul da. Plötzlich kam Annie halb wahnsinnig durch den Hof gelaufen, rief: «Paul – Paul – sie ist tot.»

Eine Sekunde später war er zu Hause und oben. Zusammengekauert und still lag sie da, mit dem Gesicht in der Hand; die Pflegerin wischte ihr den Mund ab. Sie alle traten zurück. Er kniete nieder, legte sein Gesicht neben das ihre, schlang seine Arme um sie: «Liebste, Liebste, meine Liebste!» sagte er ganz leise, immer wieder. «Liebste, liebste Mutter!»

Dann hörte er hinter sich die Pflegerin, die weinte und sagte: «Sie hat es jetzt besser, Herr Morel, sie hat es jetzt besser.»

Als er das Gesicht von der noch warmen, toten Mutter gehoben hatte, ging er sofort hinunter und begann, sich die Stiefel zu putzen. Es gab viel zu tun, Briefe mußten geschrieben werden und mancherlei mehr.

Der Arzt kam, sah sie an, seufzte. «Ach, – die arme Frau», sagte er und wandte sich ab. «Kommen Sie doch wegen des Totenscheins um sechs Uhr ins Sprechzimmer!»

Gegen vier Uhr kam der Vater von der Arbeit nach Hause. Stumm schleppte er sich ins Haus und setzte sich. Minnie gab ihm geschäftig das Essen. Müde legte er die schwarzen Arme auf den Tisch. Es gab gelbe Rüben, die er so gern aß. Paul fragte sich, ob er es wohl wüßte. Es verging einige Zeit, ohne daß jemand sprach. Schließlich sagte der Sohn:

«Hast du gesehen, daß die Läden vor dem Fenster sind?»

Morel blickte auf. «Nein», sagte er. «Was – ist sie tot?»

«Ja.»

«Wann war es?»

«Gegen zwölf heute mittag.»

«Hm!»

Einen Augenblick saß der Bergmann ganz ruhig da, fing dann an zu essen. Es war so, als hätte sich nichts ereignet. Schweigend aß er seine Rüben. Dann wusch er sich und ging hinauf, zog sich um.

Die Tür zu ihrem Zimmer war geschlossen.

«Hast du sie gesehen?» fragte Annie, als er herunterkam.

«Nein», sagte er.

Kurz darauf ging er aus. Annie ging auch fort; Paul besuchte den Bestatter, den Geistlichen, den Arzt und den Standesbeamten. Er hat-

te viel zu erledigen. Ungefähr gegen acht Uhr kam er zurück. Der Be
statter wollte bald kommen, um das Sargmaß zu nehmen. Das Hau
war leer, nur sie war da. Er nahm eine Kerze und ging hinauf.

Das Zimmer, das so lange warm gewesen, war kalt. Blumen, Fla
schen, Teller, der ganze Krankenzimmerkram war weggeräumt wor
den, alles war jetzt so hart und streng. Sie lag erhöht auf dem Bett
von den Fußspitzen aus schwang sich das Laken über sie wie eine sau
bere, stille, leicht gemuldete Schneedecke. Sie lag da wie ein schlafen
des Mädchen. Mit der Kerze in der Hand beugte er sich über sie. Wi
ein schlafendes Mädchen, das von seiner Liebe träumt, lag sie da. Da
Leid hatte ihren Mund in leichtem Staunen geöffnet, aber ihr Gesich
war jung, ihre Stirn klar und weiß, als hätte das Leben sie nie be
rührt.

Wieder sah er auf die Augenbrauen, auf die kleine, schöne, etwa
schiefe Nase. Sie war wieder jung. Nur das Haar mit dem herrliche
Bogen an den Schläfen war von Silberfäden durchzogen, und die be
den einfachen Zöpfe, die auf ihren Schultern lagen, waren Filigran au
Silber und Braun. Sie würde gleich aufwachen. Sie würde die Lide
öffnen. Sie war immer noch bei ihm. Er beugte sich nieder, küßte si
leidenschaftlich. Aber Kälte berührte seinen Mund. Entsetzt biß e
sich auf die Lippen. Als er sie ansah, fühlte er, daß er sie nie, nie ve
lassen konnte. Nein! Er strich ihr das Haar aus den Schläfen. Auch da
war kalt. Er sah den Mund, der so stumm war und über alle Qual staun
te. Dann kauerte er nieder auf dem Boden, flüsterte: «Mutter! Mutter!

Er war immer noch bei ihr, als die Bestatter kamen, junge Leut
die mit ihm zusammen in die Schule gegangen waren. Ehrfurchtsvo
berührten sie sie, ruhig, geschäftsmäßig. Sie sahen sie nicht an. E
paßte eifersüchtig auf. Er und Annie bewachten sie wild. Niemand
sollte sie sehen, und die Nachbarn waren beleidigt.

Kurz darauf verließ Paul das Haus, spielte bei einem Freund Ka
ten. Es war Mitternacht, als er nach Hause kam. Sein Vater erhob sic
vom Sofa, als er eintrat, sagte klagend: «Ich dachte schon, du käme
gar nicht wieder, Junge.»

«Ich wußte nicht, daß du aufbliebst», sagte Paul.

Der Vater sah ganz verlassen aus. Morel war ein Mann ohne Furc
gewesen – nichts machte ihm Angst. Paul erkannte plötzlich, daß e
allein mit der Toten im Hause, zu bange gewesen war, zu Bett zu g
hen. Das tat ihm leid.

«Ich vergaß ganz, daß du allein warst, Vater», sagte er.

«Willst du was essen?» fragte Morel.

«Nein.»

«Ich habe etwas Milch für dich warm gesetzt. Trink sie mal; es
doch ziemlich kalt.»

Paul trank sie.

«Ich muß morgen nach Nottingham», sagte er.

Kurz darauf ging Morel zu Bett. Er eilte an der geschlossenen Tür vorbei und ließ die Tür seines Zimmers offen. Bald kam auch der Sohn herauf. Er ging in ihr Zimmer, wie sonst auch, wenn er ihr den Gutenachtkuß gab. Es war kalt und dunkel. Er wünschte, sie hätten ihr Feuer noch brennen lassen. Immer noch träumte sie ihren jungen Traum. Aber sie mußte doch frieren.

«Liebste!» flüsterte er. «Liebste!»

Und er küßte sie nicht, aus Angst, sie könnte kalt und ihm fremd sein. Es war eine Beruhigung für ihn, daß sie so schön schlief. Leise schloß er die Tür, damit sie nicht wach würde, legte sich zu Bett.

Als Morel am nächsten Morgen Annie unten herumwirtschaften und Paul im Zimmer an der anderen Seite des Treppenabsatzes husten hörte, nahm er allen Mut zusammen. Er öffnete ihre Tür und betrat das verdunkelte Zimmer. Im Zwielicht sah er die weiße, hoch liegende Gestalt, wagte es aber nicht, sie zu betrachten. Verstört, vor Angst fast von Sinnen, ging er aus dem Zimmer, verließ sie. Er sah sie nie wieder. Seit Monaten hatte er sie nicht gesehen, weil er es nicht gewagt hatte, sie anzublicken. Und sie sah doch wieder aus wie damals, als sie seine junge Frau wurde.

«Hast du sie gesehen?» fragte Annie ihn barsch nach dem Frühstück.

«Ja», sagte er.

«Sieht sie nicht nett aus?»

«Ja.»

Bald darauf verließ er das Haus. Und immer schien er sich verkriechen zu wollen, um nur all dem aus dem Wege zu gehen. Paul ging von einem zum andern, erledigte alles, was der Todesfall mit sich brachte. Er traf Clara in Nottingham; in einem Kaffeehaus tranken sie zusammen Tee und waren wieder ganz fröhlich. Sie war unendlich erleichtert, als sie sah, daß er es nicht tragisch nahm.

Als dann später die Verwandten zur Beerdigung kamen, wurde das Ganze eine öffentliche Angelegenheit, und die Kinder wurden wieder Teile der Allgemeinheit. Ihr eigenes Ich rückte beiseite.

Sie beerdigten sie bei wildem Sturm und Regen. Der nasse Lehm glänzte, die weißen Blumen waren durchnäßt. Annie faßte Pauls Arm und beugte sich vor. Tief unten sah sie eine dunkle Ecke von Williams Sarg. Immer tiefer versank der Eichensarg. Der Regen strömte in das Grab. Das schwarze Trauergefolge mit den glitzernden Schirmen verließ den Kirchhof, der öde in dem durchdringenden, kalten Regen dalag.

Paul ging nach Hause, machte sich was zu schaffen, versorgte die Gäste mit Getränken. Sein Vater saß mit Frau Morels Verwandten, «besseren» Leuten, in der Küche, weinte, sagte, wie gut sie immer ge-

wesen wäre, und daß er immer versucht hätte, alles, alles für sie z
tun. Sein ganzes Leben lang hätte er sich bemüht, für sie zu tun, wa
er nur konnte, und hätte sich nichts vorzuwerfen. Sie wäre nun dahi
aber er hätte sein Bestes für sie getan. Er wischte sich mit dem wei
ßen Taschentuch die Augen. Er hätte sich nichts vorzuwerfen, wieder
holte er. Immer hätte er sein Bestes für sie getan.

Das war sein Abschied von ihr. Nie dachte er an sie persönlich. Alle
Tiefe in sich verleugnete er. Paul haßte den Vater, der hier saß und s
rührselig über sie redete. Er wußte, daß er das auch im Wirtshau
tat. Aber die wirkliche Tragödie spielte sich in Morels Innern gege
seinen Willen ab. Später kam er öfters bleich und voller Angst von se
nem Nachmittagsschlaf herunter.

«Ich habe von deiner Mutter geträumt», sagte er leise.

«So, Vater? Wenn ich von ihr träume, ist es immer wie damals, a
sie noch gesund war. Ich träume oft von ihr, aber alles ist so schö
und natürlich, als hätte sich nichts geändert.» Voller Angst kauert
sich Morel vor das Feuer.

Wie nur halb wirklich vergingen die Wochen ohne zu große Qua
eigentlich ganz leer, vielleicht ein wenig Erleichterung, meist ein
nuit blanche. Paul ging ruhelos von einem zum andern. Monatelan
seit es der Mutter schlechter ging, hatte er Clara nicht geliebt. S
sprach kaum noch mit ihm, war ihm so fern. Dawes sah sie gelegen
lich, aber die beiden konnten die große Entfernung zwischen sic
nicht um einen Zoll verringern. Alle drei trieben vorwärts.

Dawes ging es nur langsam besser. Weihnachten war er fast gehei
im Genesungsheim in Skegneß. Paul begab sich für ein paar Tage a
Meer. Der Vater war bei Annie in Sheffield. Dawes kam in Pauls Wo
nung. Seine Zeit in dem Heim war zu Ende. Die beiden Männer, d
sich mit so großer Zurückhaltung behandelten, schienen es ehrlich mi
einander zu meinen. Dawes vertraute Morel jetzt. Er wußte, daß zw
schen Paul und Clara alles aus war.

Zwei Tage nach Weihnachten mußte Paul nach Nottingham zurüc
Am letzten Abend saßen er und Dawes rauchend vor dem Feuer.

«Morgen kommt Clara und bleibt den ganzen Tag», sagte er. D
andere sah ihn an. «Ja, das haben Sie mir schon gesagt», erwiderte e

Paul trank den Rest Whisky. «Ich habe der Wirtin gesagt, Ih
Frau käme», bemerkte er.

«So?» sagte Dawes zurückweichend, ließ sich aber fast ganz in d
Hand des andern. Ziemlich steif stand er auf und griff nach Mor
Glas.

«Ich will noch mal eingießen», sagte er.

Paul sprang auf. «Bleiben Sie doch sitzen», rief er.

Aber Dawes mischte mit ziemlich zitternder Hand das Getränk.

«Sagen Sie, wenn's genug ist», sagte er.

«Danke», erwiderte der andere. «Aber Sie sollen doch sitzen bleiben.»

«Das tut mir sehr gut, Junge», versetzte Dawes. «Ich glaube, ich hab's überstanden.»

«Da haben Sie wohl recht.»

«Gewiß», nickte Dawes ihm zu, «gewiß.»

«Und Len will Ihnen in Sheffield Arbeit besorgen.»

Wieder sah Dawes ihn mit dunklen, von ihm vielleicht ein wenig beherrschten Augen an, die mit allem einverstanden waren, was der andere sagte.

«Das Wiederanfangen», meinte Paul, «ist zu seltsam. Ich sitze viel tiefer drin als Sie.»

«Wieso, Junge?»

«Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Als säße ich in einem ganz tiefen, dunklen, öden Loch, und nirgends ein Weg.»

«Ich weiß, ich verstehe», sagte Dawes und nickte. «Aber das wird sich schon alles geben, sollen mal sehen.»

Er sprach mit Wärme.

«Hoffentlich», sagte Paul.

Hoffnungslos klopfte Dawes die Pfeife aus. «Sie sind ohne Ihre Schuld da reingekommen, ich aber nicht», sagte er.

Morel sah das Handgelenk und die weiße Hand des andern, die das Pfeifenrohr faßte und die Asche ausklopfte, als hätte er alles aufgegeben.

«Wie alt sind Sie?» fragte Paul.

«Neununddreißig», erwiderte Dawes und sah ihn an.

Die blauen Augen, die den Fehlschlag so klar erkannten, die fast Beruhigung erflehten, jemanden riefen, der den Mann in ihm wiederherstellte, ihn wärmte, ihn wieder aufrichtete, verwirrten Paul.

«Gerade das beste Alter», sagte Morel. «Sie sehen nicht aus, als wäre viel Leben aus Ihnen heraus.»

Die braunen Augen des andern blitzten plötzlich auf. «Das ist es auch nicht», sagte er. «Hier sitzt es immer noch.»

Paul blickte auf und lachte. «Wir haben beide noch genug Leben in uns, was Ordentliches zu schaffen», sagte er.

Die Augen der beiden Männer begegneten sich. Sie tauschten einen Blick aus. Als einer in dem andern die Kraft der Leidenschaft erkannt hatte, tranken sie ihren Whisky.

«Ja, bei Gott», sagte Dawes leise. — Sie schwiegen.

«Und ich sehe nicht ein», sagte Paul, «warum Sie nicht wieder da anfangen sollten, wo Sie aufgehört haben.»

«Was . . .», sagte Dawes unwillkürlich.

«Ja — Ihr altes Heim wieder aufbauen.»

Dawes verbarg das Gesicht, schüttelte den Kopf. «Unmöglich», sagte er und sah mit spöttischem Lächeln auf.

«Warum? Weil Sie nicht wollen?»

«Vielleicht.»

Schweigend rauchten sie weiter. Dawes zeigte die Zähne, während er auf das Pfeifenrohr biß.

«Sie meinen, Sie wollen sie nicht?» fragte Paul.

Dawes starrte mit höhnischem Gesicht das Bild an. «Ich weiß es kaum», sagte er.

Leicht flutete der Rauch empor.

«Ich glaube, sie will Sie», sagte Paul.

«So?» erwiderte der andere leise, spöttisch, fern.

«Ja. Sie hat mir in Wirklichkeit nie gehört», sagte Paul. «Sie standen immer im Hintergrund. Deshalb wollte sie sich auch nicht scheiden lassen.»

Immer noch starrte Dawes spöttisch auf das Bild über dem Kamin.

«So sind die Frauen mit mir», sagte Paul. «Wie irrsinnig sehnen sie sich nach mir, aber gehören wollen sie mir nicht. Und die ganze Zeit über gehörte sie Ihnen. Ich weiß das.»

In Dawes erwachte das siegende Männchen. Deutlicher zeigte er die Zähne. «Vielleicht war ich ein Narr», sagte er.

«Ein großer Narr waren Sie», sagte Morel.

«Aber Sie waren dann vielleicht ein noch größerer», sagte Dawes.

Wie Triumph und Bosheit klang es in seinen Worten.

«Glauben Sie?» fragte Paul.

Sie schwiegen kurze Zeit.

«Auf alle Fälle reise ich morgen ab», sagte Morel.

«Ja, ich verstehe», antwortete Dawes.

Dann sagten sie nichts mehr. Der Trieb, einander umzubringen, war wieder wach geworden. Sie mieden einander fast.

Sie schliefen im selben Zimmer. Als sie sich zurückzogen, schien Dawes so fern, schien an etwas zu denken. Im Hemd saß er auf dem Bettrand, betrachtete seine Beine.

«Wird Ihnen auch nicht kalt?» fragte Morel.

«Ich beseh' mir die Beine», sagte der andere.

«Was ist denn mit denen? Sie sind doch ganz in Ordnung», erwiderte Paul vom Bett her.

«Sie sehen so aus. Aber es ist noch Wasser drin.»

«Und weiter?»

«Besehen Sie sie sich mal!»

Widerwillig stand Paul auf und betrachtete die ziemlich schönen Beine des andern, die mit glitzernden, dunkelgoldenen Haaren bedeckt waren.

«Sehen Sie hier», sagte Dawes und zeigte auf das Schienbein. «Sehen Sie hier das Wasser?»

«Wo?» fragte Paul.

Der Mann drückte die Fingerspitzen ein. Sie hinterließen kleine Grübchen, die sich langsam schlossen.

«Ist nichts», beruhigte ihn Paul.

«Fühlen Sie mal», meinte Dawes.

Paul versuchte es mit seinen Fingern.

Wieder gab es kleine Grübchen.

«Hm», sagte er.

«Scheußlich, was?» fragte Dawes.

«Wieso? Das bißchen.»

«Mit Wasser in den Beinen ist man kein richtiger Mann mehr.»

«Das macht wirklich nichts aus», sagte Morel. «Ich habe eine schwache Brust.» Er legte sich wieder ins Bett.

«Ich glaube, alles andere ist in Ordnung», bemerkte Dawes und blies das Licht aus.

Am Morgen regnete es. Morel packte seinen Koffer. Das Meer war grau und öde. Er schien sich immer mehr vom Leben abzusondern. Und das machte ihm auf eine quälende Art Freude. Die beiden Männer standen am Bahnhof. Clara stieg aus dem Zug, ging aufrecht und in kalter Ruhe über den Bahnsteig. Sie trug einen langen Mantel und einen Hut aus Tweed. Beide Männer haßten sie wegen ihrer Gelassenheit. An der Schranke reichte Paul ihr die Hand. Dawes lehnte am Bücherstand und beobachtete sie. Wegen des Regens hatte er den schwarzen Mantel bis obenhin zugeknöpft. Er war blaß, wirkte fast vornehm in seiner Ruhe. Leicht hinkend kam er näher.

«Du solltest aber besser aussehen», sagte sie.

«Oh, mir geht es jetzt ganz gut.»

Verlegen standen die drei da, die beiden Männer zögernd neben ihr.

«Gehen wir gleich nach Hause?», fragte Paul, «oder anderswohin?»

«Wollen lieber nach Hause gehen», sagte Dawes.

Paul ging an der Außenseite des Bürgersteigs, dann kam Dawes, dann Clara. Sie unterhielten sich sehr höflich. Das Wohnzimmer ging auf das Meer hinaus, dessen graue, rauhe Flut nicht gar zu weit entfernt rauschte.

Morel zog den großen Lehnstuhl heran. «Setzen Sie sich», rief er.

«Ich will den Stuhl nicht», sagte Dawes.

«Setzen Sie sich», wiederholte Morel.

Clara legte ab, brachte die Sachen auf das Sofa. Sie sah etwas verärgert aus. Sie stupste das Haar mit den Fingern hoch, setzte sich, war ziemlich kühl und gelassen. Paul lief hinunter, um mit der Wirtin zu sprechen.

«Ich glaube, dich friert», sagte Dawes zu seiner Frau. «Komm näher ans Feuer!»

«Danke, ich bin ganz warm», antwortete sie.

Sie sah aus dem Fenster in den Regen und auf das Meer.

«Wann fährst du wieder?» fragte sie.

«Die Zimmer sind bis morgen gemietet, deshalb soll ich noch hier bleiben. Er fährt heute abend.»

«Und dann willst du nach Sheffield.»

«Ja.»

«Kannst du denn wieder arbeiten?»

«Ja, ich fange wieder an.»

«Hast du wirklich eine Stelle?»

«Ja – Montag fange ich an.»

«Siehst aber nicht gesund aus.»

«Wieso?»

Anstatt zu antworten, sah sie wieder aus dem Fenster.

«Hast du schon eine Wohnung in Sheffield?»

«Ja.»

Wieder sah sie aus dem Fenster. Regen strömte über die Scheiben machte sie undurchsichtig.

«Kannst du auch fertig werden?» fragte sie.

«Hoffentlich. Ich muß einfach.»

Sie schwiegen, als Morel zurückkehrte.

«Ich fahre vier Uhr zwanzig», sagte er, als er eintrat. Niemand antwortete.

«Zieh doch die Schuhe aus», meinte er zu Clara. «Hier sind meine Pantoffeln.»

«Danke», sagte sie. «Sie sind nicht naß.»

Er stellte die Pantoffeln neben ihre Füße. Sie fühlte sie dort. Morel setzte sich. Beide Männer schienen hilflos, beide sahen so gehetzt aus. Aber Dawes war ganz ruhig, fügte sich offenbar, während Paul sich verschloß. Clara meinte, noch nie hätte er so klein und gemein ausgesehen. Er sah aus, als wolle er sich so klein wie möglich machen. Und während er umherging und alles ordnete, als er sprach, wirkte etwas falsch an ihm, war da ein Mißklang.

Während sie ihn, ohne daß er es merkte, beobachtete, sagte sie sich es wäre keine Beständigkeit in ihm. Er war in seiner Weise fein, leidenschaftlich, konnte ihr einen Trank reinen Lebens reichen, wenn dazu aufgelegt war. Und jetzt sah er gemein und unbedeutend aus. Keine Beständigkeit war in ihm. Ihr Mann hatte mehr männliche Würde. Auf jeden Fall war er nicht wetterwendisch. Etwas Dahinschwindendes ist in Morel, dachte sie, etwas Wechselndes und Falsches. Nur würde er den festen Grund abgeben, auf dem eine Frau stehen könnte. Sie verachtete ihn, weil er sich so zusammenzog, kleiner wurde. Ihr Mann war wenigstens männlich, und wenn er besiegt war, gab er es zu. Aber dieser andere würde nie zugeben, daß er besiegt war. Er würde sich drehen und wenden, umherlungern und kleiner werden

Sie verachtete ihn. Und doch beobachtete sie ihn mehr als Dawes, und es schien, als läge ihrer aller Schicksal in seinen Händen. Deswegen haßte sie ihn.

Sie schien die Männer und das, was sie konnten oder wollten, jetzt besser zu verstehen. Sie hatte weniger Angst vor ihnen, war ihrer selbst sicherer. Daß sie nicht die kleinen Egoisten waren, für die sie sie immer gehalten hatte, erfüllte sie mit gewisser Freude. Sie hatte sehr viel gelernt — fast so viel, wie sie lernen wollte. Ihr Becher war gefüllt gewesen. Er war immer noch so voll, daß sie ihn eben tragen konnte. Im ganzen würde sie nicht traurig sein, wenn er ging.

Sie aßen zu Mittag, setzten sich dann ans Feuer, aßen Nüsse und tranken. Kein ernstes Wort war gesprochen worden. Aber Clara merkte, daß Morel sich aus dem Kreise zurückzog, damit in ihr der Wunsch erwachte, bei ihrem Manne zu bleiben. Das ärgerte sie. Er war am Ende ein gemeiner Kerl, der nahm, was er wollte, und es dann zurückgab. Sie vergaß, daß sie das, was sie wollte, auch gehabt hatte; im Grunde des Herzens wünschte sie wirklich, daß er sie zurückgab.

Paul kam sich ganz zerknittert und einsam vor. Seine Mutter war die wirkliche Stütze seines Lebens gewesen. Er hatte sie geliebt. Sie beide hatten tatsächlich der Welt zusammen ins Auge gesehen. Jetzt war sie fort, und für immer gähnte hinter ihm die Lücke im Leben, war der Riß in dem Schleier, durch den langsam sein Leben zu entweichen schien, als würde er hinabgezogen in den Tod. Er sehnte sich nach jemand, der ihm aus freiem Antrieb hülfe. Um die kleineren Dinge kümmerte er sich nun nicht mehr, aus Angst vor diesem Großen, dem Sturz in den Tod, in der Nachfolge des Liebsten, das er besessen hatte. An Clara konnte er sich nicht mehr halten. Sie wollte ihn wohl haben, wollte ihn aber nicht verstehn. Er fühlte, daß sie vor allem den Mann wollte, nicht aber sein eigentliches Selbst, das Sorge zerquälte. Das wäre ihr zu unbequem gewesen; er wagte nicht, es ihr zu geben. Sie konnte es mit ihm nicht aufnehmen. Das beschämte ihn. Und weil er sich im geheimen schämte, daß er in so tiefer Not saß, weil sein eigener Halt im Leben so unsicher war, weil niemand ihn hielt, weil er sich so wesenlos, so schattenhaft vorkam, als gelte er nicht viel in dieser wirklichen Welt, zog er sich immer mehr in sich zurück, wurde immer kleiner. Er wollte nicht sterben; er wollte nicht nachgeben. Aber er hatte vor dem Tode keine Angst. Würde niemand helfen, dann wollte er allein seinen Weg gehen.

Dawes war bis an die Grenze des Lebens getrieben worden, bis er Angst bekam. Er konnte an den Rand des Todes treten, konnte am Rande liegen und hinuntersehen. Dann mußte er voller Angst und Schrecken wieder zurückweichen und wie ein Bettler das nehmen, was ihm geboten wurde. Darin lag ein gewisser Adel.

Clara sah, daß er seine Niederlage eingestand, und sie sollte ihn

jetzt so oder so wieder nehmen. Das konnte sie für ihn tun. Es war drei Uhr.

«Ich fahre vier Uhr zwanzig», sagte Paul wieder zu Clara. «Fährst du dann mit oder erst später?»

«Ich weiß es nicht», erwiderte sie.

«Ich treffe um sieben Uhr fünfzehn meinen Vater in Nottingham», fuhr er fort.

«Dann fahre ich erst später», antwortete sie.

Dawes zuckte plötzlich zusammen, als wäre alles in ihm aufs äußerste gespannt gewesen. Er blickte hinaus auf das Meer, sah aber nichts.

«Da drüben liegen noch ein paar Bücher», sagte Morel.

«Ich habe sie schon gelesen.»

Gegen vier Uhr ging er.

Als er ihnen die Hand gab, sagte er: «Ich sehe euch beide dann später.»

«Hoffentlich», sagte Dawes. «Und vielleicht kann ich Ihnen auch eines Tages das Geld wiedergeben, das . . .»

«Ich hole es mir schon», lachte Paul. «Ich werde wohl bald auf dem Trockenen sitzen.»

«Dann alles Gute», sagte Dawes.

«Leb wohl», sagte er zu Clara.

«Leb wohl», erwiderte sie und reichte ihm die Hand. Dann sah sie ihn zum letzten Mal an, stumm und demütig.

Er war fort. Dawes und seine Frau setzten sich wieder.

«Scheußliches Reisewetter», sagte der Mann.

«Ja», antwortete sie.

Sie plauderten zerstreut weiter, bis es dunkel wurde. Die Wirtin brachte den Tee. Ohne weitere Aufforderung zog Dawes, als wäre er in seinem eigenen Heim, den Stuhl an den Tisch. Dann saß er bescheiden da, wartete auf eine Tasse. Sie bediente ihn, als wäre sie seine Frau, wie es ihr paßte, fragte nicht nach seinen Wünschen.

Nach dem Tee, es war gegen sechs Uhr, trat er ans Fenster. Draußen war alles dunkel. Das Meer tobte.

«Es regnet immer noch», sagte er.

«So?» antwortete sie.

«Du fährst doch heute abend nicht mehr?» fragte er zögernd. Sie antwortete nicht. Er wartete.

«Ich würde bei dem Regen nicht fahren», sagte er.

«Soll ich denn bleiben?» fragte sie.

Seine Hand, die den dunklen Vorhang hielt, zitterte. «Ja», meinte er.

Er wandte ihr den Rücken zu. Sie stand auf, ging langsam hin zu ihm. Er ließ den Vorhang los, wandte sich zögernd nach ihr um. Sie stand da, hielt die Hände auf dem Rücken, sah ihn mit schwerem, undurchdringlichem Blick an.

«Willst du mich, Baxter?» fragte sie.

Seine Stimme klang heiser, als er antwortete: «Willst du wieder zu mir kommen?»

Sie stöhnte auf, hob die Arme und schlang sie ihm um den Hals, zog ihn an sich. Er legte sein Gesicht auf ihre Schulter, hielt sie fest umschlungen.

«Nimm mich wieder!» flüsterte sie verzückt. «Nimm mich wieder, nimm mich wieder!»

Und sie fuhr ihm mit den Fingern durch sein feines, dünnes schwarzes Haar, als wäre sie nur halb bei Bewußtsein.

Er umschlang sie fester.

«Willst du mich wieder?» keuchte er.

15

Verlassen

Clara zog mit ihrem Mann nach Sheffield, und Paul sah sie kaum wieder. Walter Morel hatte alle Not und Qual widerstandlos über sich ergehen lassen und kroch, innerlich unverändert, durch all den Dreck weiter. Zwischen Vater und Sohn bestand kaum eine Verbundenheit, außer daß jeder fühlte, er dürfe den andern nicht wirkliche Not leiden lassen. Da sie niemanden hatten, der ihnen den Haushalt führte, und beide die Leere des Hauses nicht ertragen konnten, zog Paul nach Nottingham, während Morel bei einer befreundeten Familie in Bestwood Aufnahme fand. Für den jungen Mann schien alles vernichtet zu sein. Er konnte nicht mehr malen. Das Bild, das er am Todestage der Mutter vollendete – eins, das ihn befriedigte –, war das letzte, das er malte. Bei der Arbeit war keine Clara mehr. Wenn er nach Hause kam, konnte er keinen Pinsel mehr anfassen. Alles war vorbei.

So war er denn immer in der Stadt, saß mit Bekannten bald in diesem, bald in jenem Lokal oder bummelte mit ihnen umher. In Wirklichkeit war er dessen bald müde. Er sprach mit den Schankmädchen, fast mit jeder Frau, aber in seinen Augen war immer der dunkle, gespannte Blick, als wäre er auf der Jagd nach etwas.

Alles kam ihm so verändert, so unwirklich vor. Warum gingen eigentlich Menschen durch die Straßen, warum ragten Häuser in das Tageslicht? Warum füllten diese Dinge den Raum, warum ließen sie ihn nicht frei? Seine Freunde sprachen mit ihm, er vernahm die Laute und antwortete. Aber warum der Klang ihrer Worte vorhanden war, das verstand er nicht.

War er allein oder arbeitete er tüchtig und mechanisch in der Fabrik, war er noch am ehesten er selbst. Besonders bei der Arbeit vergaß er

alles, glitt aus dem Bewußtsein. Aber es mußte anders werden. Es tat ihm so weh, daß die Dinge ihre Wirklichkeit verloren hatten. Die ersten Schneeglöckchen blühten. Er sah die kleinen Perltröpfchen in der Dämmerung. Früher hatten sie die stärkste Empfindung in ihm ausgelöst. Jetzt aber standen sie einfach da, schienen so ganz bedeutungslos. Bald schon würden sie diesen Platz nicht mehr innehaben, aber der Raum, wo sie gestanden hatten, würde weiter bestehen. Große, erleuchtete Straßenbahnen fuhren abends durch die Straße. Es kam ihm fast wie ein Wunder vor, daß sie sich der Mühe unterzogen, vorwärts und rückwärts zu fahren. «Warum wackelt ihr denn hinunter nach den Trent-Brücken?» fragte er die großen Straßenbahnen. Sie hätten geradeso gut nicht sein wie sein können.

Das Wirklichste war die tiefe Dunkelheit der Nacht. Die schien ihm ganz faßbar und Ruhe bringend. Ihr konnte er sich überlassen. Plötzlich flatterte vor seinen Füßen ein Stück Papier auf, wehte über den Fußsteig. Er blieb stehen, starr, ballte die Fäuste, und Todesqual leckte über ihn hin wie eine Flamme. Und wieder sah er das Krankenzimmer, die Mutter, ihre Augen. Unbewußt war er mit ihr zusammen, in ihrer Gesellschaft gewesen. Das schnelle Aufflattern des Papiers erinnerte ihn daran, daß sie nun fort war. Aber er war mit ihr zusammen gewesen. Nichts sollte sich rühren, damit er wieder mit ihr zusammen sein könnte. Die Tage vergingen und die Wochen. Aber alles schien zusammengeschmolzen, eine dichte Masse geworden zu sein. Er konnte den einen Tag nicht vom andern, die eine Woche nicht von der andern, den einen Ort nicht von dem andern unterscheiden. Nichts war deutlich oder unterscheidbar. Oft verlor er sich eine ganze Stunde, konnte sich nicht erinnern, was er getan hatte.

Eines Abends kam er spät nach Hause. Das Feuer war niedergebrannt, alle waren schon zu Bett. Er legte Kohlen auf das Feuer, sah den Tisch und wollte nichts mehr essen. Dann setzte er sich in den Lehnstuhl. Er war vollkommen ruhig. Er dachte nichts, doch sah er wie der trübe Rauch den Kamin hinaufflackerte. Da krochen vorsichtig zwei Mäuse aus ihrem Loch, fraßen die Krümchen, die auf den Boden lagen. Wie aus weiter Ferne beobachtete er sie. Vom Kirchturm schlug es zwei. Fernher hörte er das harte Klirren der Güterwagen auf den Schienen. Nein, sie waren nicht in der Ferne. Sie waren schon da, wo sie sein mußten. Aber wo war er denn?

Die Zeit verging. Die beiden Mäuse, die wild umherjagten, liefen ihm lustig über die Pantoffeln. Er hatte keinen Muskel bewegt. Er wollte sich nicht bewegen. Er dachte an nichts. So war es leichter. Versunken war der böse Drang, alles erkennen zu wollen. Dann blitzte von Zeit zu Zeit irgendein anderes Bewußtsein, das mechanisch arbeitete, in scharfen Sätzen auf. «Was tue ich?» Und aus dem Halbrausch ertönte die Antwort: «Ich vernichte mich.»

Dann sagte ihm ein dumpfes, lebendiges Gefühl, das gleich wieder versank, das wäre unrecht. Nach kurzer Zeit erklang plötzlich die Frage: «Warum unrecht?»

Wieder kam keine Antwort, aber in seiner Brust wehrte sich plötzlich etwas mit aufflammendem Trotz gegen die eigene Vernichtung.

Ein schwerer Wagen ratterte durch die Straße. Auf einmal erlosch das elektrische Licht; in dem Zähler ertönte auf einmal ein Klopfen. Er rührte sich nicht, saß da, starrte vor sich hin. Nur die Mäuse waren verschwunden, und rot glühte das Feuer in dem dunklen Zimmer.

Dann begann wieder ganz mechanisch und deutlich die Unterhaltung in seinem Innern.

‹Sie ist tot – welchen Zweck hatte denn all ihr Kampf?›

Daß er ihr folgen wollte, war seine Verzweiflung.

‹Du lebst.›

‹Sie nicht.›

‹Doch – in dir.›

Plötzlich fühlte er sich so müde unter dieser Last.

«Ihretwegen mußt du weiterleben», sagte sein Wille in ihm. Etwas in ihm war verdrießlich, als wollte es nicht wach werden. ‹Du mußt ihr Leben fortsetzen, und was sie getan hat, das führe weiter.›

Aber das wollte er nicht. Er wollte aufhören.

‹Aber du kannst doch wieder malen›, sagte der Wille in ihm. ‹Oder du kannst Kinder zeugen. Beides ist eine Fortsetzung ihrer Arbeit.›

‹Malen ist kein Leben.›

‹Dann lebe.›

‹Wen heiraten?› klang die verdrießliche Frage.

‹So gut du es kannst.›

‹Miriam?›

Aber dem traute er nicht.

Plötzlich stand er auf, ging sofort zu Bett.

Als er im Schlafzimmer stand und die Tür geschlossen hatte, ballte er die Fäuste: ‹Mutter, Liebste...›, begann er mit der ganzen Kraft seiner Seele. Dann hörte er auf. Er wollte es nicht sagen. Er wollte nicht zugeben, daß er sterben, mit allem fertig sein wollte. Er wollte nicht zugeben, daß das Leben ihn besiegte oder der Tod ihn bezwang.

Er legte sich hin, schlief sofort ein, überließ sich ganz dem Schlaf. So vergingen die Wochen. Immer allein, schwankte seine Seele verbissen zwischen Tod und Leben, Leben und Tod. Die tatsächliche Todesqual aber bestand darin, daß er nirgends hingehen, nichts tun, nichts sagen konnte und selbst nichts war. Manchmal rannte er wie irrsinnig durch die Straßen; manchmal war er irrsinnig, die Dinge waren nicht da, die Dinge waren da. Er erstickte fast. Manchmal stand er am Schenktisch im Wirtshaus, wo er ein Glas trinken wollte. Plötzlich rückte alles in die Ferne. In der Ferne sah er das Gesicht des

Schankmädchens, die schwatzenden Gäste, sein eigenes Glas auf dem nassen Mahagonitisch. Etwas stand zwischen ihm und ihnen. Er konnte keine Fühlung mit ihnen finden. Er wollte sie nicht; er wollte sein Getränk nicht. Plötzlich wandte er sich um, ging hinaus. Auf der Schwelle blieb er stehen, blickte auf die erleuchtete Straße. Aber er gehörte nicht zu ihr, war nicht in ihr. Etwas trennte ihn. Alles ging dort unter der Lampe weiter, aber er hatte keinen Anteil daran. Er konnte sie nicht erreichen. Er fühlte, er könnte die Laternenpfähle nicht berühren, wenn er auch die Hand ausstreckte. Wohin nur konnte er gehen? Nirgendwohin, weder zurück in das Wirtshaus noch vorwärts irgendwohin. Er meinte, er müßte ersticken. Für ihn gab es kein Irgendwo. Die Spannung in seinem Innern wurde stärker; er hatte ein Gefühl, als müsse er bersten.

«Ich darf nicht», sagte er; er wandte sich blindlings um, ging in Wirtshaus und trank. Manchmal tat ihm der Trunk gut; manchmal aber wurde alles nur schlimmer. Er rannte die Straße hinab. In seiner ewigen Unrast lief er hierhin, dorthin, überallhin. Er wollte arbeiten. Aber wenn er sechs Striche gezogen hatte, knallte er den Bleistift fluchend auf den Tisch, stand auf, lief davon, ging in einen Klub, wo er Karten oder Billard spielte, lief in ein Lokal, wo er mit einem Schankmädchen schäkern konnte, das ihm nicht mehr bedeutete als der Messinghahn, den sie hin und her drehte.

Er war sehr mager und hohläugig. Er wagte es nicht, seinen eigenen Augen im Spiegel zu begegnen; nie betrachtete er sich. Er wollte vor sich selbst fliehen; aber an nichts konnte er sich halten. In seiner Verzweiflung dachte er an Miriam. Vielleicht ... vielleicht ...

Eines Sonntagabends kam er zufällig in die Kirche der Unitarier als die Gemeinde sich gerade erhob, um das zweite Lied zu singen. Da sah er sie vor sich. Das Licht funkelte auf ihrer Unterlippe, als sie sang. Sie sah aus, als hätte sie etwas, jedenfalls eine Hoffnung im Himmel, wenn nicht auf Erden. Ihr Trost und ihr Leben schienen im Jenseits zu wurzeln. Warmes, starkes Gefühl für sie erwachte in ihm. Während sie sang, schien sie sich nach dem Geheimnis und Trost zu sehnen. Er setzte seine Hoffnung auf sie. Sehnsüchtig erwartete er das Ende der Predigt, damit er mit ihr sprechen könnte.

Das Gedränge nach außen führte sie gerade vor ihn. Er konnte sie fast berühren. Sie wußte nicht, daß er hier war. Er sah den demütigen, braunen Nacken unter den schwarzen Locken. In ihre Hände wollte er sich geben. Sie war besser und größer als er. Ihr wollte er vertrauen.

Ohne sich um jemanden zu kümmern, ging sie durch die kleinen Gruppen vor der Kirche. Unter Menschen sah sie immer so verloren aus, als gehörte sie hier nicht hin. Er ging auf sie zu und legte seine Hand auf den Arm. Sie fuhr zusammen. Ängstlich weitete

sich ihre großen, braunen Augen, wurden dann fragend, als sie ihn erkannte. Er wich leicht vor ihr zurück.

«Ich wußte nicht . . .», stotterte sie.

«Ich auch nicht», sagte er.

Er sah weg. Seine plötzlich aufflackernde Hoffnung versank wieder. «Was tust du denn in der Stadt?» fragte er.

«Ich bin bei meiner Kusine Anna.»

«So? Für länger?»

«Nein, nur bis morgen.»

«Mußt du gleich nach Hause?»

Sie sah ihn an, verbarg dann das Gesicht unter dem Hutrand. «Nein», sagte sie, «nein, das ist nicht nötig.»

Er wandte sich um, und sie ging mit ihm. Sie schlängelten sich durch das Gedränge der Kirchenbesucher. In der Marienkirche klang noch die Orgel. Dunkle Gestalten kamen durch die erhellten Türen, Leute stiegen die Stufen herab. Die großen, bunten Fenster leuchteten in die Nacht. Die Kirche wirkte wie eine große Hängelampe. Sie gingen den Hollow Stone hinunter, und er nahm die Straßenbahn, die nach den Brücken fuhr.

«Wir wollen zusammen bei mir essen», sagte er, «ich bringe dich dann nach Hause.»

«Ja», sagte sie leise und heiser.

Während sie in der Straßenbahn saßen, sprachen sie kaum miteinander. Voll und dunkel floß der Trent unter der Brücke hin. In der Ferne, nach Colwich hin, war alles schwarze Nacht. Er wohnte in der Home Road, am kahlen Rande der Stadt, von wo aus er über die Flußwiesen nach Sneinton Hermitage und dem steilen Hang des Colwich-Waldes sehen konnte.

Es war Hochwasser. Zu ihrer Linken erstreckten sich weit das stille Wasser und die Dunkelheit. Fast ängstlich eilten sie an den Häusern vorbei.

Der Tisch war gedeckt. Er zog den Vorhang vor das Fenster. Auf dem Tisch stand eine Vase mit Fresien und scharlachroten Anemonen. Sie beugte sich auf sie herab. Und während sie sie mit den Fingerspitzen berührte, blickte sie zu ihm auf und sagte:

«Sind die nicht herrlich?»

«Ja», erwiderte er. «Was trinkst du – Kaffee?»

«Gern», sagte sie.

«Dann entschuldige einen Augenblick.»

Er ging in die Küche.

Miriam legte ab und blickte um sich. Es war ein kahles, strenges Zimmer. Ihr Bild, das Claras und Annies hingen an der Wand. Sie sah auf das Zeichenbrett, wollte wissen, was er arbeitete. Sie sah nur ein paar Linien, die nichts zu bedeuten hatten. Sie sah nach, welche Bü-

cher er las. Offenbar einen ganz gewöhnlichen Roman. Sie sah, daß die Briefe in dem Briefständer von Annie, Arthur oder dem oder jenem waren, die sie nicht kannte. Alles, was er berührt hatte, alles, was ihm auch nur im geringsten persönlich war, untersuchte sie mit langsamer Versunkenheit. Er war schon so lange von ihr weg, und sie wollte ihn, seine Stellung, was er jetzt war, wieder entdecken. Aber im Zimmer war nicht viel, was ihr hierbei hätte helfen können. Sie wurde nur traurig, alles war so hart und trostlos.

Neugierig blätterte sie in seinem Skizzenbuch, als er mit dem Kaffee zurückkam.

«Ist nichts Neues drin», sagte er, «auch nichts Interessantes.»

Er stellte das Tablett auf den Tisch, sah ihr über die Schulter. Langsam schlug sie die Seiten um, betrachtete alles ganz genau. «Hm», bemerkte er, als sie bei einer Skizze länger verweilte. «Die hatte ich ganz vergessen. Ist nicht so übel, was?»

«Nein», sagte sie. «Ich verstehe sie nur nicht ganz.»

Er nahm ihr das Buch ab und blätterte es durch. Wieder gab er einen seltsamen Laut des Staunens und der Freude von sich. «Ist doch manches Ordentliche drin», äußerte er.

«Manches Gute», sagte sie ernst.

Wieder fühlte er ihr Interesse an seiner Arbeit. Oder galt es ihm? Warum hatte sie immer für ihn, wie er in seiner Arbeit erschien, das größte Interesse?

Dann aßen sie zu Abend.

«Sag mal», meinte er, «habe ich recht gehört, daß du dir jetzt deinen Lebensunterhalt selbst verdienst?»

«Ja», antwortete sie und senkte den dunklen Kopf über die Tasse.

«Und wie?»

«Vorläufig gehe ich ein Vierteljahr auf die landwirtschaftliche Schule in Broughton und werde wahrscheinlich dort als Lehrerin angestellt.»

«Das ist aber nett für dich! Du wolltest ja immer unabhängig sein.»

«Warum hast du mir denn nichts davon erzählt?»

«Ich habe es selbst erst vergangene Woche erfahren.»

«Ich hab's aber schon vor vier Wochen gehört», sagte er.

«Ja; damals war alles noch in der Schwebe.»

«Hättest mir aber doch schon mal was erzählen können», sagte er.

Sie aß wie immer überlegt, befangen, so daß man fast annehmen konnte, sie schrecke davor zurück, so etwas öffentlich zu tun.

«Freust dich wohl?» fragte er.

«Sehr.»

«Ja – es ist jedenfalls etwas.»

Er war ziemlich enttäuscht.

«Ich glaube, es ist allerhand», entgegnete sie, fast hochmütig, ärgerlich.

Er lachte kurz auf.

«Warum soll es nur etwas sein?» fragte sie.

«So meinte ich es ja gar nicht. Du wirst nur bald merken, daß Geld verdienen nicht alles ist.»

«Nein», sagte sie, und der Bissen blieb ihr fast im Halse stecken.

«Das glaube ich auch nicht.»

«Ich meine, Arbeit kann einem Mann fast alles bedeuten», äußerte er, «wenn das für mich auch nicht zutrifft. Aber die Frau arbeitet immer nur mit einem Teil ihrer selbst. Der wirkliche, triebhafte Teil bleibt unberührt.»

«Der Mann kann sich also ganz seiner Arbeit hingeben?» fragte sie.

«Praktisch, ja.»

«Und die Frau widmet ihr nur den unwichtigen Teil ihrer selbst?»

«So ist es.»

Sie sah ihn an, und ärgerlich weiteten sich ihre Augen.

«Wenn das wahr ist, ist es eine Schande», sagte sie.

«Ist es. Aber ich weiß ja auch nicht alles», antwortete er.

Nach dem Essen setzten sie sich vor das Feuer. Er schob für sie, dem seinen gegenüber, einen Stuhl hin, und sie nahmen Platz. Sie trug ein weinrotes, dunkles Kleid, das zu ihrer Gesichtsfarbe und ihren großen Zügen gut paßte. Die Locken waren immer noch fein, hingen frei um das jetzt viel ältere Gesicht; der braune Hals war viel dünner. Sie kam ihm alt, viel älter vor als Clara. Schnell war ihre Jugend verblüht. Sie war steif, fast hölzern geworden.

Kurze Zeit dachte sie nach, dann sah sie ihn an. «Und wie steht's mit dir?» fragte sie.

«Einigermaßen», antwortete er.

Sie blickte ihn an, wartete. «Nein», sagte sie sehr leise.

Ihre braunen, schüchternen Hände lagen gefaltet auf ihrem Knie. Sie sahen immer noch so wenig selbstvertrauend, so ruhelos, fast hysterisch aus. Er zuckte vor Schmerz zusammen, als er sie sah. Dann lachte er freudlos. Sie legte die Finger zwischen die Lippen. Sein schlanker, schwarzer, gequälter Körper lag ganz still in dem Stuhl. Plötzlich nahm sie den Finger aus dem Mund und blickte ihn an.

«Ist mit Clara alles zu Ende?»

«Ja.»

Wie etwas, das man verächtlich liegen läßt, lag sein Körper im Stuhl.

«Ich meine, wir sollten heiraten», sagte sie.

Seit vielen Monaten öffnete er zum ersten Male die Augen, hörte ihr voller Achtung zu.

«Warum?» fragte er.

«Bedenke nur», erwiderte sie, «wie du dich kaputt machst! Du könntest krank werden, könntest sterben, und ich erführe es nicht – und wäre dir dann nicht mehr, als hätte ich dich nie gekannt.»

«Und wenn wir heirateten?» fragte er.

«Auf alle Fälle könnte ich dann verhindern, daß du dich kaput machst und die Beute einer anderen Frau wirst..., wie... wie Clara eine ist.»

«Beute?» wiederholte er lächelnd.

Schweigend senkte sie den Kopf. Er lag da, fühlte, wie ihn wieder die Verzweiflung packte.

«Ich glaube kaum», sagte er langsam, «daß Heirat viel nützen würde.»

«Ich denke nur an dich», erwiderte sie.

«Das weiß ich. Aber – du liebst mich so sehr, daß du mich ganz für dich haben wolltest, und dann würde ich ersticken.» Sie senkte den Kopf, steckte den Finger zwischen die Lippen, während in ihrem Herzen Bitterkeit emporquoll.

«Was willst du denn sonst tun?» fragte sie.

«Ich weiß es nicht – so fortfahren, glaube ich. Vielleicht gehe ich bald ins Ausland.»

Die verzweifelte Verbissenheit, die aus seinen Worten klang, ließ sie auf dem Teppich vor dem Feuer, dicht neben ihn niederknien. Hier kauerte sie, als wäre sie von etwas zermalmt, als könnte sie den Kopf nicht heben. Seine Hände lagen ganz schlaff auf den Lehnen seines Stuhles. Sie sah sie. Sie fühlte, daß er jetzt in ihrer Gewalt war. Wenn sie aufstehen, ihn nehmen, ihn umarmen und sagen könnte: «Du bist mein», dann würde er sich ihr geben. Aber durfte sie es? Sie konnte sich leicht opfern. Aber durfte sie von sich aus irgendwelches Recht geltend machen? Neben sich sah sie seinen schlanken, lebenden Körper in dem schwarzen Anzug im Stuhl liegen. Aber nein. Sie wagte es nicht, ihn zu umarmen, ihn zu nehmen und zu sagen: «Dieser Körper gehört mir. Laß ihn mir!» Und doch sehnte sie sich danach. Er rief alle ihre weiblichen Kräfte wach. Aber sie kauerte da, wagte es nicht. Sie hatte Angst, er würde sich wehren. Sie hatte Angst, es wäre zu viel. Einsam lag sein Körper da. Sie wußte, daß sie ihn nehmen, ihn beanspruchen, ihr Recht auf ihn geltend machen sollte. Aber konnte sie es tun? Ihre Ohmacht vor ihm, vor der starken Forderung eines Unbekannten in ihm war ihre schlimmste Not. Ihre Hände bebten. Halb hob sie den Kopf. Ihre flackernden, rufenden, fast wirren Augen flehten ihn plötzlich an. Da erwachte das Mitleid in seinem Herzen. Er nahm ihre Hände, zog sie an sich und tröstete sie.

«Willst du mich haben, mich heiraten?» fragte er ganz leise. Aber warum nahm er sie nicht, ihre Seele gehörte nur ihm. Warum nahm er denn nicht, was ihm gehörte? So lange schon hatte sie die Grausamkeit ertragen, ihm zu gehören und nicht von ihm gefordert zu werden. Nun quälte er sie wieder. Es war zuviel für sie. Sie zog den Kopf zurück, nahm das Gesicht in die Hände und sah ihm in die Augen. Ne

er war hart. Er wollte was anderes. Sie flehte ihn an mit ihrer ganzen Liebe, sie doch nicht entscheiden zu lassen. Sie konnte es mit ihm, sie wußte nicht, mit was, nicht aufnehmen. Aber die Spannung in ihr wurde immer größer, als sie glaubte, sie müßte zerspringen.

«Willst du es?» fragte sie sehr ernst.

«Nicht gern», erwiderte er qualvoll.

Sie wandte das Gesicht ab; dann stand sie voller Würde auf, legte seinen Kopf an ihre Brust und wiegte ihn sanft hin und her. Sie sollte ihn also nicht haben! Aber trösten konnte sie ihn. Sie strich ihm mit den Fingern durch das Haar. Für sie gab es nur die qualvolle Süße des Opfers. Für ihn Haß und Qual aus neuem Mißlingen. Er konnte es nicht ertragen — diese warme Brust, die ihn wiegte und doch die Last nicht von ihm nahm. So sehr sehnte er sich danach, an ihr zu ruhen, daß diese scheinbare Ruhe ihn nur quälte. Er löste sich aus ihrer Umarmung.

«Und ohne Ehe geht es nicht?» fragte er.

Gequält öffnete er den Mund, man sah seine Zähne. Sie legte den kleinen Finger zwischen die Lippen.

«Nein», sagte sie leise, und es klang wie der Schlag einer Sterbeglocke. «Nein, ich glaube nicht.»

Dann war es also zwischen ihnen zu Ende. Sie konnte ihn nicht nehmen, konnte ihn nicht von der Selbstverantwortung befreien. Sie konnte sich ihm nur opfern — jeden Tag, froh opfern. Und das wollte er nicht. Er wollte nur, daß sie ihn hielte und froh und stark sagte: «Höre auf mit dieser Unrast und diesem Kampf gegen den Tod! Du bist mein, bist mein Gefährte.» Hierzu hatte sie nicht die Kraft. Oder wollte sie einen Gefährten? Oder wollte sie einen Christus in ihm?

Als er sie so verließ, fühlte er, daß er sie um das Leben betrog. Aber er wußte auch, daß er sein eigenes Leben verleugnete, wenn er bliebe, den inneren, verzweifelten Menschen erstickte. Und es fehlte ihm jede Hoffnung, ihr Leben zu geben durch Verleugnung des eigenen.

Ganz ruhig saß sie da. Er steckte sich eine Zigarette an. Schwankend stieg der Rauch in die Höhe. Er dachte an seine Mutter und hatte Miriam vergessen. Sie sah ihn plötzlich an. Wieder flutete ihre Bitterkeit empor. Ihr Opfer war also nutzlos. Er lag da, so fern, ohne jeden Gedanken an sie.

Plötzlich sah sie wieder seinen Mangel an Frömmigkeit, seine rastlose Unbeständigkeit. Wie ein böses Kind würde er sich vernichten. Gut, dann war ihm nicht zu helfen.

«Ich glaube, ich muß jetzt gehen», sagte sie leise.

An dem Klang ihrer Stimme erkannte er, daß sie ihn verachtete. Er stand ruhig auf. «Ich begleite dich», antwortete er. Sie stand vor dem Spiegel, steckte den Hut fest. Daß er ihr Opfer verwarf, machte sie bitter, unsagbar bitter. Tot lag das Leben vor ihr, als wäre alles Glü-

hen aus ihm verschwunden. Sie beugte das Gesicht über die Blumen die süßen, frühlingshaften Fresien, die scharlachroten Anemonen, die über den Tisch prunkten. Diese Blumen paßten so recht zu ihm.

Er ging mit einer gewissen Sicherheit, schnell, hart und ruhig durch das Zimmer. Sie wußte, daß sie es mit ihm nicht aufnehmen konnte. Wie ein Wiesel würde er ihren Händen entschlüpfen. Aber ohne ihn würde ihr Leben leblos verlaufen. Nachdenklich berührte sie die Blumen.

«Nimm sie mit», sagte er; er nahm sie aus der Vase und ging mit den nassen Blumen schnell in die Küche. Sie wartete auf ihn, nahm die Blumen, und dann gingen sie. Er plauderte, sie aber hatte ein Gefühl, als wäre sie tot.

Jetzt ging sie von ihm. Als sie in der Straßenbahn saßen, lehnte sie sich in ihrer Not an ihn. Er aber kümmerte sich nicht darum. Wohin würde er gehen? Wie würde er enden? Sie konnte dieses leere Gefühl, wo er wohl sein würde, nicht ertragen. Er war so töricht, so wüst, nie mit sich in Frieden? Und wohin ging er nun? Kümmerte es ihn, daß er sie vernichtete? Er war nicht fromm, nur das jeweilig Anziehende des Augenblicks bedeutete ihm etwas, sonst aber nichts, nichts Tieferes. Sie würde warten und sehen, wie es mit ihm endete. Hatte er genug, würde er schon nachgeben, zu ihr zurückkommen.

Er reichte ihr die Hand, verließ sie an der Tür des Hauses ihrer Kusine. Als er sich abwandte, fühlte er, daß er jetzt den letzten Halt verloren hatte. Als er oben auf der Straßenbahn saß, sah er, wie die Stadt sich als rauchige Lichterebene weithin erstreckte, über die Eisenbahn hinaus. Jenseits der Stadt das Land, kleine rauchende Flecken anstatt der Städte — das Meer — die Nacht — immer weiter — weiter. Und er hatte hier keinen Platz. Wo er auch stand, immer war er allein. Aus seiner Brust, aus seinem Mund sprang der endlose Raum, und der war hinter ihm, überall. Die Menschen, die durch die Straßen eilten, waren für die Leere, in der er sich befand, kein Hindernis. Sie waren kleine Schatten, deren Schritte und Stimmen man wohl hörte, aber in allem war dieselbe Nacht, dasselbe Schweigen. Er stieg aus. Überall Totenstille. Hoch am Himmel funkelten kleine Sterne, kleine Sterne funkelten im Wasser der Überschwemmung, ein Sternhimmel unter ihm. Überall die Weite und der Schrecken der ungeheuren Nacht, die der Tag für kurze Zeit unterbricht und verjagt, die aber wiederkommt und schließlich ewig bleibt, alles in ihrem Schweigen, ihrem lebendigen Dunkel hält. Es gab keine Zeit, nur den Raum gab es. Wer konnte sagen, seine Mutter hätte gelebt und lebte nicht mehr? Sie war hier gewesen und war jetzt anderswo. Das war alles. Und seine Seele konnte sie nicht verlassen, wo immer sie auch war. Jetzt war sie eingegangen in die Nacht, und immer noch war er bei ihr. Sie waren zusammen. Aber sein Körper, seine Brust waren doch da, die sich jetzt gegen den

Zauntritt lehnten, seine Hände, die auf der Holzstange lagen. Sie waren doch auch etwas. Wo war er? — Ein kleines, aufrechtes Stückchen Fleisch, weniger als eine Weizenähre auf einsamem Felde. Er konnte es nicht ertragen. Von überallher schien das ungeheure, dunkle Schweigen ihn, den so kleinen Funken, auslöschen zu wollen, und doch konnte er, war er auch fast nichts, nicht ausgelöscht werden. Die Nacht, in die sich alles verlor, reichte weit hinter die Sterne und die Sonne. Sterne und Sonne, ein paar leuchtende Körper, drehten sich angstvoll im Kreise, hielten sich fest umschlungen in dieser Dunkelheit, die viel größer war als sie alle, sie klein und besiegt hinter sich ließ. So groß, und er selbst unendlich klein, im Grunde ein Nichts und doch wieder nicht nichts.

«Mutter», wimmerte er, «Mutter!»

Sie war das einzige, das ihn mitten in allem hielt. Und sie war fort, war eingegangen irgendwohin. Er sehnte sich nach ihrer Berührung, an ihrer Seite wollte er gehen. Doch nein, er wollte nicht nachgeben. Er wandte sich plötzlich um, ging auf das goldene Schimmern der Stadt zu. Seine Fäuste waren geballt, sein Mund fest geschlossen. Er wollte nicht in die Dunkelheit, wollte ihr nicht folgen. Schnell schritt er auf die leise, summende, funkelnde Stadt zu.

D. H. Lawrence

Lady Chatterley

Sonderausgabe zum Film.
352 Seiten. Geb. und als Taschenbuch: rororo Band 1638

Verliebt

Gesammelte Erzählungen. Sonderausgabe
428 Seiten. Geb. (Erzählerbibliothek)

Liebende Frauen

Roman. Aus dem Englischen von Th. Mutzenbecher
rororo Band 929

Söhne und Liebhaber

Roman. Aus dem Englischen übertragen von Georg Goyert
rororo Band 4212

Dieser Roman des kühnen englischen Erzählers spielt im Milieu der Bergarbeiter und ist einem Urthema der Menschheit gewidmet: der Liebe zwischen Mutter und Sohn

Auf verbotenen Wegen

Roman. rororo Band 5135

Rowohlt

83/15

Lawrence Durrell

Monsieur
oder Der Fürst der Finsternis
Roman. Deutsch von Susanne Lepsius. 288 Seiten. Geb.

Nunquam
Roman. Deutsch von Susanne Lepsius. 336 Seiten. Geb.

Das Alexandria-Quartett
Sonderausgabe.
900 Seiten. Geb.

Justine
Roman. Deutsch von Maria Carlsson. rororo Band 710

Balthazar
Roman. Deutsch von Maria Carlsson und Gerda von Uslar. rororo Band 724

Mountolive
Roman. Deutsch von Maria Carlsson und Gerda von Uslar. rororo Band 737

Clea
Roman. Deutsch von Walter Schürenberg. rororo Band 746

Bittere Limonen
Erlebtes Cypern. Deutsch von Gerda von Uslar.
rororo Band 993

Schwarze Oliven
Korfu – Insel der Phäaken.
Deutsch von Peter Bermbach in Zusammenarbeit mit Herbert Zand. rororo Band 1102

Leuchtende Orangen
Rhodos – Insel des Helios.
Deutsch von Herbert Zand.
rororo Band 1045

Griechische Inseln
Deutsch von Edwin Ortmann.
286 Seiten mit 32 Vierfarbtafeln und 46 Schwarzweißfotos. Geb.

Livia
oder Lebendig begraben.
Roman. Deutsch von Susanne Lepsius. 352 Seiten. Geb.

Rowohlt

P 36/29

James Baldwin

Beale Street Blues
Roman
Taschenbuch-Ausgabe: rororo 4546

Sag mir, wie lange ist der Zug schon fort
Roman. 432 Seiten. Geb.
Taschenbuch-Ausgabe: rororo 1863

Sonnys Blues
Gesammelte Erzählungen.
Sonderausgabe. 253 Seiten. Geb.

Gehe hin und verkünde es vom Berge
Roman. 272 Seite. Geb.
Taschenbuch-Ausgabe: rororo 1415

Eine Straße und kein Name
das neue buch 23

Teufelswerk
Betrachtungen zur Rolle der Farbigen im Film
das neue buch 83

Blues für Mr. Charlie/Amen Corner
Zwei Schauspiele. Taschenbuch-Ausgabe: rororo 1385

Giovannis Zimmer
Roman. rororo 999

Des Menschen nackte Haut
Erzählungen. rororo 1789

Eine andere Welt
rororo 4103

Zum Greifen nah
Roman. 644 Seiten. Geb.

Rowohlt

P 3/32

Howard Fast

Spartacus
Roman. rororo 4784

Die letzte Grenze
Roman. rororo 4646

Straße der Freiheit
Roman. rororo 4925

Die Einwanderer
Roman. Deutsch von Karl A. Klewer
438 Seiten. Gebunden und rororo 5106

Die Nachkommen
Roman. Deutsch von Karl A. Klewer
477 Seiten. Gebunden und rororo 5262

Die Arrivierten
Roman. Deutsch von Karl A. Klewer
400 Seiten. Gebunden

Die Erben
Die Lavettes und ihre Schicksale
Roman. Deutsch von Karl A. Klewer
416 Seiten. Gebunden

P 1059/4

Graham Greene

Die Kraft und die Herrlichkeit
Roman · rororo Nr. 91

Der dritte Mann
Roman · rororo Nr. 211

Der stille Amerikaner
Roman · rororo Nr. 284

Heirate nie in Monte Carlo
Roman · rororo Nr. 320

Unser Mann in Havanna
Roman · rororo Nr. 442

Die Stunde der Komödianten
Roman · rororo Nr. 1189

Leihen Sie uns Ihren Mann?
Komödien der Erotik
rororo Nr. 1278

Die Reisen mit meiner Tante
Roman · rororo Nr. 1577

Eine Art Leben
rororo Nr. 1671

Das Ende einer Affäre
Roman · rororo Nr. 1787

Schlachtfeld des Lebens
Roman · rororo Nr. 1806

Ein Sohn Englands
rororo Nr. 1838

Zentrum des Schreckens
Roman · rororo Nr. 1869

Der Honorarkonsul
Roman · rororo Nr. 1911

Das Attentat
Roman · rororo Nr. 1928

Orientexpress
Roman · rororo Nr. 1979

Kleines Herz in Not
rororo Nr. 4051

Jagd im Nebel
Roman · rororo Nr. 4093

Zwiespalt der Seele
Roman · rororo Nr. 4177

Am Abgrund des Lebens
rororo Nr. 4249

Lord Rochesters Affe
rororo Nr. 4307

Ein ausgebrannter Fall
Roman · rororo Nr. 4329

Der menschliche Faktor
rororo Nr. 4693

Erzählungen
rororo Nr. 4749

Dr. Fischer aus Genf oder Die Bombenparty
rororo Nr. 5051

Fluchtwege
rororo Nr. 5285

C 57/28

Ernest Hemingway

Fiesta
rororo 5

In einem anderen Land
rororo 216

In unserer Zeit
15 stories
rororo 278

Männer ohne Frauen
14 stories
rororo 279

Der Sieger geht leer aus
14 stories
rororo 280

Der alte Mann und das Meer
rororo 328

Schnee auf dem Kilimandscharo
6 stories
rororo 413

Über den Fluß in die Wälder
rororo 458

Haben und Nichthaben
rororo 605

Die grünen Hügel Afrikas
rororo 647

Tod am Nachmittag
rororo 920

Paris – ein Fest fürs Leben
rororo 1438

49 Depeschen
rororo 1533

Die Sturmflut des Frühlings
rororo 1716

Insel im Strom
rororo 4080

Die Nick Adams Stories
rororo 5091

Der Abend vor der Schlacht
Stories aus dem spanischen Bürgerkrieg
rororo 5173 (August '83)

Ernest Hemingway
dargestellt von Georges-Albert Astre
bildmonographie 73

1085/2

Thomas Wolfe

Es führt kein Weg zurück

«Thomas Wolfe war es gegeben, Kunst zu machen, und zwar im Epischen, was in Europa doch kaum noch jemandem gegeben ist. In zu Norm und Typik drängenden Romanen, Großstadtromanen, Citysachlichkeiten, fast statistisch –: plötzlich steigt ein Satz an, hebt sich über die Erde, löst sich, schwebt, schweigt ins Tiefe, ins Atemlose. Sätze reiner Lyrik!»

Gottfried Benn

rororo Band 4753

Briefe

«Die elementare Frische macht die Lektüre der Briefe zu einem der schönsten Abenteuer, das man sich wünschen kann. Hier erhalten wir noch einmal ein Werk von Wolfe, das taufrisch ist wie seine besten Werke: der Roman seines Lebens in Briefen.»

Deutsche Zeitung, Stuttgart

624 Seiten. Geb.

Tod, der stolze Bruder

Sämtliche Erzählungen

In dieser eruptiv hervorgeschleuderten Prosa wirkt ein großartiger wilder Realismus, der sich ins Mystische steigert, zu mächtigem Gesang und zu hymnischer Bejahung – trotz Tod und Tränen.

448 Seiten. Geb. (Erzählerbibliothek)

Schau heimwärts, Engel!

«Es geht wunderlich und heftig zu in der Familie, ihr Leben ist ein chaotisches Durcheinander von Gegensätzen, von Erfolg und Vergeblichkeit, von Laster und Großmut, von Phantasie und knickerigem Geschäftsgeist. Dieses Epos der Familie Gant ist die stärkste Dichtung aus dem heutigen Amerika, die ich kenne.»

Hermann Hesse

576 Seiten. Geb.
und als rororo Taschenbuch Band 275

Rowohlt

John Updike

Heirate mich!
Roman. 320 Seiten. Geb.
Taschenbuchausgabe:
rororo Band 4982

Das Fest am Abend
Roman. 230 Seiten. Geb.
Taschenbuchausgabe:
rororo Band 1625

Hasenherz
Roman. 398 Seiten. Geb.

Der Zentaur
Roman. 324 Seiten. Geb.
Taschenbuchausgabe:
rororo Band 4421

Auf der Farm
Roman. 204 Seiten. Geb.

Ehepaare
Roman.
Taschenbuchausgabe:
rororo Band 1488

Unter dem Astronautenmond
Roman. 400 Seiten. Geb.
Taschenbuchausgabe:
rororo Band 4151

Der Sonntagsmonat
Roman. 210 Seiten. Geb.
Taschenbuchausgabe:
rororo Band 4676

Werben um die eigene Frau
Gesammelte Erzählungen
Sonderausgabe.
320 Seiten. Geb.

Der Coup
Roman. 320 Seiten. Geb.

Der weite Weg zu zweit
Roman. 240 Seiten. Geb.

Bessere Verhältnisse
Roman. 520 Seiten. Geb.

Rowohlt

ISAAC BASHEVIS SINGER

Nobelpreis für Literatur 1978

Satan in Goraj
Roman.
Deutsch von Ulla Hengst
192 Seiten. Geb.
und als Taschenbuch
rororo 5183

Der Zauberer von Lublin
Roman. Deutsch von
Susanna Rademacher
rororo 4436

Gimpel der Narr
Erzählungen. Deutsch von
Wolfgang von Einsiedel
372 Seiten. Geb.

Jakob der Knecht
Roman. Mit einem Nachwort
von Salcia Landmann.
Deutsch von
Wolfgang von Einsiedel
rororo 4688

Mein Vater der Rabbi
Bilderbuch einer Kindheit.
Deutsch von Otto F. Best
314 Seiten. Geb.
und als Taschenbuch
rororo 5085

«Singer hat die Gabe der sexuellen Tragikomödie, die bis zur Farce reichen kann, mit einem Humor, aber auch mit einer Komplexität, für die sich kein Vergleich anbietet. Er verbindet die Begabung des Stilisten, die sich durch alle Übersetzungen hin behauptet, und die Fabulierfreude in einer Einheit, die gleichfalls selten ist.»

François Bondy, Süddeutsche Zeitung

Rowohlt

966/5

Vladimir Nabokov

Maschenka
Roman. Deutsch von Klaus Birkenhauer. 160 Seiten. Geb. und als Taschenbuchausgabe rororo 4817

Frühling in Fialta
Erzählungen. rororo 4975

Lushins Verteidigung
Roman. Deutsch von Dietmar Schulte. 264 Seiten. Geb.

Die Mutprobe
Roman. Deutsch von Susanna Rademacher. 256 Seiten. Geb. und als Taschenbuchausgabe rororo 5107

Verzweiflung
Roman. rororo 1562

Einladung zur Enthauptung
Roman. Deutsch von Dieter E. Zimmer. 214 Seiten. Geb. und als Taschenbuchausgabe rororo 1641

Das wahre Leben des Sebastian Knight
Roman. Deutsch von Dieter E. Zimmer. 232 Seiten. Geb.

Das Bastardzeichen
Roman. Deutsch von Dieter E. Zimmer. 286 Seiten. Geb.

Lolita
Roman. Deutsch von Helen Hessel unter Mitarbeit von Maria Carlsson, Kurt Kusenberg, H. M. Ledig-Rowohlt, Gregor von Rezzori. Sonderausgabe. 448 Seiten. Geb. und als Taschenbuchausgabe rororo 635

Fahles Feuer
Roman. Deutsch von Uwe Friesel. 342 Seiten. Geb.

Ada oder das Verlangen
Aus den Annalen einer Familie. Sonderausgabe. Deutsch von Uwe Friesel und Marianne Therstappen. 580 Seiten. Geb. (Jubiläumsbibliothek) und als Taschenbuchausgabe rororo 4032

Durchsichtige Dinge
Roman. Deutsch von Dieter E. Zimmer. 156 Seiten. Geb.

Sieh doch die Harlekins!
Roman. Deutsch von Uwe Friesel. 279 Seiten. Geb.

Der schwere Rauch
Gesammelte Erzählungen. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Dieter E. Zimmer. 351 Seiten. Geb. (Erzählerbibliothek)

Rowohlt

P 102/27

Henry Miller

Mein Fahrrad und andere Freunde
rororo 5057

Lachen, Liebe, Nächte
Sechs Erzählungen
rororo 227

Der Koloß von Maroussi
Eine Reise nach Griechenland
230 Seiten. Geb. und rororo 758

Big Sur und die Orangen des Hieronymus Bosch
rororo 849

Land der Erinnerung
rororo 934

Nexus
Roman. rororo 1242

Plexus
Roman. rororo 1285

Henry Miller Lesebuch
Herausgegeben von Lawrence Durell
rororo 1461

Schwarzer Frühling
Erzählungen. rororo 1610

Mein Leben und meine Welt
rororo 1745

Der klimatisierte Alptraum
rororo 1851

Insomnia oder Die schönen Torheiten des Alters
Mit 12 Aquarellen von Henry Miller
rororo 4087

Ein Teufel im Paradies
Die Geschichte des Conrad Moricand
rororo 4240

Wendekreis des Krebses
Sonderausgabe. Roman.
368 Seiten. Geb. und
rororo 4361

Von der Unmoral der Moral
Texte. 230 Seiten. Geb. und
rororo 4396

Wendekreis des Steinbocks
Sonderausgabe. Roman.
336 Seiten. Geb. und
rororo 4510

Sexus
Sonderausgabe. Roman.
606 Seiten. Geb. und
rororo 4612

Briefe an Anais Nin
rororo 4751

Die Welt des Sexus
Mit einer Vorbemerkung von Lawrence Durell.
141 Seiten. Geb. und
rororo 4991

Das Lächeln am Fuße der Leit
Mit Illustrationen von Joan Miró
rororo 4163

Stille Tage in Clichy
Roman.
Vorwort von Toni Miller.
Mit 28 Fotos von Brassai.
Sonderausgabe zum Film.
198 Seiten. Brosch.
und rororo 5161

Walter Schmiele, Henry Miller
In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten
rm Band 61

Der Engel ist mein Wasserzeichen
Sämtliche Erzählungen.
Sonderausgabe.
352 Seiten. Geb.

Die Welt des D. H. Lawrence
Eine Huldigung
rororo 5140

Rowohlt

P 93/39

Das psychologische Meisterwerk des kühnen englischen Erzählers spielt im Milieu der Bergarbeiter und ist einem Urthema der Menschheit gewidmet: der Liebe zwischen Mutter und Sohn. Schwankend zwischen einer nahezu erotischen Verbundenheit mit seiner Mutter und einem hassenden Verlangen, sich ihrem starken Einfluß zu entziehen, versucht er vergeblich, Glück bei anderen Frauen zu finden.

9783499142123
12/11/2019 9:36-3
23